



# Kaspar Hauser beim Schloss Wanghausen

*Die Bedeutung der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine von Österreich-Este und der europäischen Hochfinanz für sein tragisches Schicksal*

*„Meine feste Überzeugung ist, dass nicht Baden, nur Bayern ein sittliches Interesse an der Beseitigung der landläufigen Hauser-Geschichte hat ...“*

Hauser-Kritiker Antonius van der Linde 1886

*„So unerwartet für unsere Zeiten solch eine Begebenheit sich ereignen konnte, so ist es doch beruhigend, dass die Justiz unausgesetzt diese Sache verfolgt, und dass durch die allerhöchste Gerechtigkeitsliebe Seiner Majestät des Königs von Bayern Licht in dieses Dunkel kommen möge ...“*

Hauser-Verteidigerin Caroline von Albersdorf 1839

## Inhaltsverzeichnis

Hinführung.....	4
Die Wanghausen-Theorie.....	9
Kaspar Hauser und seine Herkunft.....	12
Hinweise dafür, dass Kaspar Hauser im Innviertel bei Burghausen interniert war.....	14
Hinweise für eine Internierung Kaspar Hausers bei Wanghausen an der Salzach:.....	22
Wanghausen Schauplatz der „Napoleoniden-Theorie“?.....	59
Kurbayerische Patrioten: Die Freiherren von Prielmayer von Priel.....	69
Johann Nepomuk von Prielmayer: Fall und Wiederaufstieg.....	72
Erzherzogin Maria-Leopoldine von Österreich-Este, Kurfürstin von Bayern.....	79
Maria-Leopoldine und ihr erster Sohn.....	87
Der Zeuge Johann Samuel Müller.....	90
Kaspar Hausers Verlies bei Wanghausen.....	96
Die Dalbonne, ihr französischer „Major“ und Maria-Leopoldine.....	101
Die Dalbonne und Johann Samuel Müller im Haus Majthényi.....	110
Die Niederschlagung der Affäre Dalbonne.....	115
Der von Müller genannte, bei den Ermittlungen übergangene Mittäterkreis .....	124
Der Pfarrer Ludwig Würth.....	125
Der Publizist Eduard Maria Oettinger.....	128
Der Landgerichts-Advokat Christian Lampert.....	131
Pfarrer Johann Adam Leydel.....	133
Landgerichts-Aktuar Karl Mayer.....	135
Zur Glaubwürdigkeit des Johann Samuel Müller.....	138
Die Wegsperrung Kaspar Hausers aus Sicht der Beteiligten.....	141
Die Freimaurerei und die Erweckungsbewegung als Tathintergrund.....	143
Das Rätsel des „Universitätsfreunds“ .....	145
Die Geschichte mit dem Tattenbach-Erbe.....	148
Der ominöse Kommilitone – ein Anti-Bonapartist?.....	151
Jakob von Abele, der Mitstudent Karl Mayers in Landshut.....	151
Julius Carl Graf von Soden und das Erlanger Freimaurertum.....	154
Karl Mayers Verbindungen nach Erlangen.....	159
Karl von Soden und die Sache mit Gunzenhausen.....	162
Eine englische Privatdetektivin: Caroline von Albersdorf.....	167
Geburt Kaspar Hausers in Ansbach?.....	175
Ein weiteres Mal: Der Ermittlungsunwille der bayerischen Behörden .....	177
Vertuschung ohne Ende.....	182
Schlussfolgerungen aus ihrer Korrespondenz: Maria-Leopoldines Charakter.....	188
Maria-Leopoldine in der Nähe von Wanghausen.....	190
Maria-Leopoldine und Napoleon Bonaparte.....	196
Kaspar Hausers Schicksal unmittelbar nach seiner Geburt .....	199
Die Bedeutung der Protestanten im Hausruckviertel für den Fall Kaspar Hauser.....	205
Geld regiert die Welt – auch Bayern!.....	209
Das ungarische Experiment mit Kaspar Hauser.....	213
Das „Kind Europas“ ein Kind der Familie Rothschild?.....	227
Neuaufgabe: Kaspars Mythos als ungarischer Magnat.....	234
Die zweite Ungarnreise Hickels und ihr planmäßiges Scheitern.....	239
Die Agententätigkeit Lord Stanhopes für Maria-Leopoldine.....	242
Johann Ludwig Klüber und der Fall Kaspar Hauser.....	250
Stanhope in der Zwickmühle.....	261

Das Leben des Gerichtspräsidenten Paul Anselm von Feuerbach.....	268
Paul Anselm Feuerbach und der „Erbprinz“ Kaspar Hauser .....	275
Lord Stanhope und der Tod Kaspar Hausers.....	282
Die Familien von Arco und von Berchem in der Mordsache Kaspar Hauser.....	290
Arnold von Mieg und das große Arrangement in Bayern.....	294
Ferdinand Sailer und der tiefe Fall des Fürsten von Oettingen-Wallerstein.....	304
In dubio pro reo.....	316
Die Verbrechen an Kaspar Hauser – eine summarische Darstellung.....	318
Maria-Leopoldine als Projektionsfigur für Kaspar Hauser.....	328
Ausblick.....	333
Nachträge:.....	338
Weltliteratur oder Nebelkerze? Über Jakob Wassermanns „Caspar Hauser“.....	338
Die Vollstreckungsmethoden der Geheimbünde im 18./19. Jahrhundert.....	343
Kaspar Hauser und Caroline von Albersdorf?.....	345
Der Kupferstecher Angelo alias August Dalbon.....	352

## Hinführung

Vor fast 200 Jahren, exakt am Dienstag nach Pfingsten 1828, kritzelte in einer Nürnberger Polizeiwache ein staksiger, des Sprechens und Gehens kaum mächtiger Bursche seinen Namen auf einen Zettel: „Kaspar Hauser“. Dabei stammelte er vor sich hin: „*Ich möcht a söchäna Reiter wern, wia mei Voter gwen is ...*“

Wer kennt ihn nicht, diesen Findling **Kaspar Hauser**?

Wer er war, woher er kam, welches Familienschicksal er in sich trug, beschäftigte bald nach seinem Auffinden ganz Europa - die einfachen Leute ebenso wie Justiz und Polizei, Bürgerliche und Adelige, selbst Fürsten und Könige. Und dies geschah nicht nur zu seiner Zeit, sondern weit darüber hinaus. Alsbald rankten sich unzählige Anekdoten, Legenden und Theorien um Kaspar Hausers Existenz. Doch je mehr man sich darum bemühte, Licht in das Dunkel der Abstammung zu bringen, desto weniger gelang es. So blieb dieser seltsame Findling bis zum heutigen Tag ein Unerkannter, ein Rätsel!

Seinen Grabstein im Ansbacher Stadtfriedhof zieren die lateinischen Worte, die einst Regierungspräsident **Joseph von Stichaner** verfasst hat:

**HIC JACET CASPARUS HAUSER  
AENIGMA SUI TEMPORIS  
IGNOTA NATIVITAS  
OCCULTA MORS  
MDCCCXXXIII**

**HIER LIEGT KASPAR HAUSER  
DAS RÄTSEL SEINER ZEIT  
UNBEKANNT SEINE HERKUNFT  
GEHEIMNISVOLL SEIN TOD 1833**

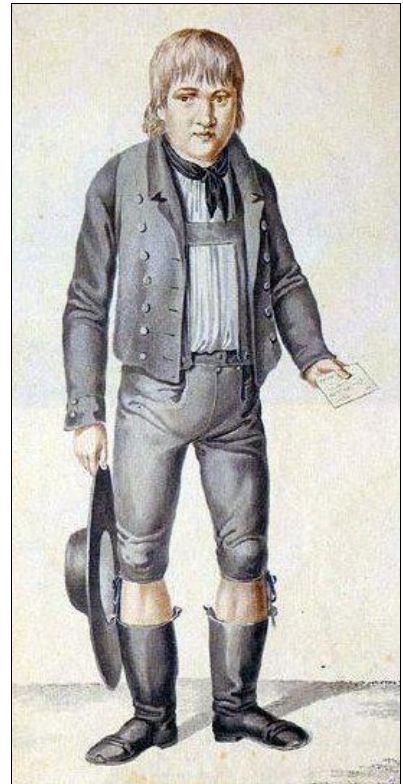


Abb. 1: Kaspar Hauser. Kolorierte Federzeichnung von Johann Georg Laminit, 1828.

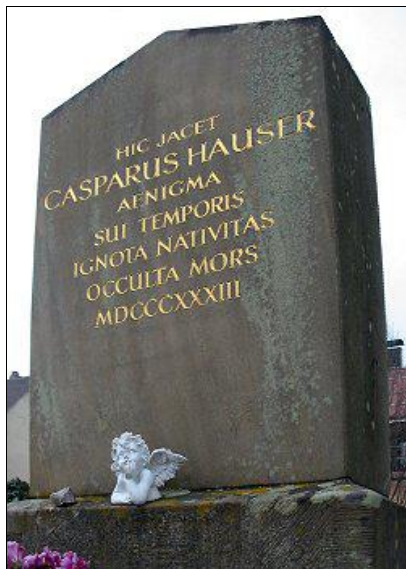


Abb. 2: Grabmal Kaspar Hausers auf dem Ansbacher Stadtfriedhof.

Dabei standen die Chancen zunächst gar nicht schlecht, seine Herkunft aufzudecken, denn die Suche begann bereits unmittelbar nach seiner Ankunft in Nürnberg. Doch selbst diejenigen Leute, welche sich um ihn kümmerten und ihn deshalb am allerbesten kannten, wurden sich über seine Person nicht einig und zerfielen am Ende in zwei verfeindete Lager: Den Anti-Hauserianern, wie man sie später nannte, galt Kaspar als Wichtigtuer, Rosstäuscher und Hochstapler, den Hauserianern als eine bedauernswerte, vom Schicksal getroffene Kreatur: ein Opfer der Sensationshascherei und des Unverständnisses seiner Mitmenschen.

Als Kaspar Hauser nach fünf mehr oder weniger fruchtlos verbrachten Jahren im Ansbacher Schlossgarten einen tragischen Tod fand, war man schnell mit Erklärungen zu Hand, die das „*de mortuis nil nis bene - über Tote nur im guten Ton*“ grob missachteten:

Er selbst hätte womöglich Hand an sich gelegt, um Aufmerksamkeit zu erhaschen!

Diese Unterstellung, die man durchaus als boshaft bezeichnen kann und sich obendrein in einer ausgesprochen Hauser-unfreundlichen Pressearbeit niederschlug, rief aber auch Gegenreaktionen hervor: Freunde und Gönner erklärten den seltsamen Kauz zum unschuldigen Opfer und verklärten ihn ob seiner kindlichen Naivität. Viele mögen dabei mitmenschliche Motive getragen haben. Der eine oder andere überzog jedoch, stilisierte den Toten hoch zum Märtyrer der bürgerlichen Revolution in Deutschland oder zum Bauernopfer rücksichtsloser Großmachtspolitik.

Früh dominierte in der öffentlichen Diskussion die Meinung, Kaspar sei ein bedeutsamer Spross des südwestdeutschen Hochadels, der wahre Erbe des Großherzogtums Baden, der durch einen perfiden Plan um Titel, Thron und Erbe betrogen worden war. Wir werden darauf zurückkommen. Da es nicht gelang, hier kurzfristig und unwiderlegbar Klarheit zu schaffen, wucherte alsbald das Dickicht an Theorien, Spekulationen, „Entdeckungen“ über seine Herkunft und sein Leben vor sich hin und bildet heute jenen dichten, nahezu undurchdringlichen Wust von weit über 3000 belletristischen, wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Publikationen, in denen man sich vor allem deshalb leicht verlieren kann, weil ein guter Teil davon ausgesprochener Tendenzliteratur entspricht, d. h. Machwerken, die mit wenig lauterer Motiven verfasst wurden. Kaspar Hauser wurde am Ende zur bloßen Projektionsfigur, z. B. zum politischen Joker gegen Aristokratie und Monarchie, wohingegen der Mensch Kaspar Hauser ganz und gar auf der Strecke blieb!

Nun sollte man annehmen, dass nach Überwindung feudaler Herrschaftsformen und zwei überstandenen Weltkriegen in Deutschland dieses Überstrapaziert-Werden ein glückliches Ende gefunden und den Weg zu einem entspannteren und unvoreingenommeneren Hauser-Bild frei gemacht hätte, doch weit gefehlt!

**Inzwischen droht Kaspar Hauser neues Ungemach, verkommt er doch in einer durchökonomisierten Welt zunehmend zu einem Spielball kommerzieller Interessen, zu einer Art von Markenzeichen, mit dem man treffliche Renditen erzielen kann!**

Ganz unverkennbar geht es heute vielfach nur darum, das Kulturlabel „Kaspar Hauser“ mit medialem Aufwand zu vermarkten, lässt sich doch damit im Gegensatz zur bloßen historischen Recherche Geld verdienen. Dem unglückseligen Drang zur Vermarktung entgeht in unseren Tagen selbst manches „Kaspar-Hauser-Festival“ nicht. Nicht selten werden Programmhefte mangels „Stoff“ mit haarsträubenden Inhalten gefüllt. Wir erinnern uns in diesem Zusammenhang an ein öffentliches Referat mit dem ebenso reißerischen wie unsinnigen Titel „Kaspar Hauser und Adolf Hitler“, aber auch an die von bekannten Massenmedien in Auftrag gegebenen „Spezialgutachten“, deren Ergebnisse - nie in einer seriösen Fachzeitschrift wissenschaftlich publiziert - lange Zeit sensationshaschend ausgeschlachtet und über die diversen Kanäle auflagesteigernd weiterverbreitet wurden. Erst jüngst ist es etwas ruhiger um Kaspar Hauser geworden, scheint doch inzwischen das Thema etwas „abgelutscht“. Dabei ist das Geheimnis um den Findling so evident wie eh und je.



Abb. 3: Kaspar Hauser in Ansbach.

Die vorliegende Übersichtsarbeit bemüht sich, billige Effekthascherei zu vermeiden und sie verspricht von vornherein nicht, alle offenen Fragen zu beantworten. Wegen der thematischen Beschränkung setzt die Lektüre die Kenntnis wenigstens der wichtigsten biographischen Eckdaten Kaspar Hausers voraus. Wer sich zu Hausers Eckdaten auf die Schnelle online informieren will, sieht heute als Erstes in der Online-Enzyklopädie Wikipedia unter dem betreffenden Stichwort nach, sei aber insofern gewarnt, als der Artikel entgegen allen lexikalischen Gepflogenheiten seit einigen Jahren gezielt in Richtung „Betrüger-Theorie“ manipuliert wird und unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit alles andere als Vollstän-

digkeit und Objektivität ausstrahlt. Es ist geradezu eine Tragik, im Diskussionsteil der Seite miterleben zu müssen, wie der sich hinter einem Pseudonym versteckende, durchaus gebildete Administrator seinen intellektuellen Hochmut und seine Häme gegenüber Andersdenkenden auslebt, weswegen er aus Mangel an emotionaler Intelligenz als Diskussionspartner immer mehr gemieden wird, deshalb zunehmend zum Monologisieren gezwungen ist und damit die eigenen, mitunter durchaus beachtlichen Rechercheergebnisse konterkariert. Für die vorliegende Arbeit macht dieser Anonymus, der in Stil und Diktion ganz in der Tradition eines Antonius van der Linde lebt und wie dieser von Interessen im Hintergrund gesteuert wirkt, durch eine ebenso pauschale wie oberflächliche Aburteilung allerdings unfreiwillig Werbung.<sup>1</sup>

Mit derartigen Quellen ist Kaspar Hauser erneut in genau die Ecke gedrängt, aus dem er u. E. herausgeholt gehört, nämlich in die Ecke des *a-priori*-Schuldigen, des abgefemten Hochstaplers, der seinerzeit nichts anderes zu tun hatte, als seine Unterstützer und die halbe Welt an der Nase herumzuführen.

Was die haarsträubenden Schlüsse und Behauptungen anbelangt, die Kaspar Hauser betreffen, seien zur Demonstration noch einige herabwürdigende Beispiele aus dem speziellen Bereich der medizinischen Stellungnahmen, herausgegriffen, denn dies ist ein Feld, bei dem wir besonders meinen, aufgrund langjähriger Berufserfahrung ein Wörtchen mitreden zu können.

Als wenig gewinnbringend erachten wir z. B. die Veröffentlichung des Psychiaters Karl Leonhardt,<sup>2</sup> der Kaspar Hauser nonchalant eine „histrionische Persönlichkeitsstörung“ unterstellt – wohl wissend, dass das Modell der Persönlichkeitsstörungen ein inzwischen veraltetes Artefakt der klinischen Psychiatrie zur Deskription anderweitig unerklärlicher Phänomene darstellt, und wohl wissend, dass das unterstellte „Übermaß“ an auffälligen Verhaltensweisen allenfalls an einer „normalen“ Grundgesamtheit zu messen wäre, der anzugehören Kaspar Hauser aufgrund seiner Kerkerhaft und Sozialdeprivation nicht die geringste Chance hatte. Nicht viel anders verhält es sich mit der vom selben Autor unterstellten „Pseudodemenz“. Formal korrekt definiert, bleibt die Diagnose bei Kaspar Hauser schon deshalb eine plumpe Unterstellung, weil zum einen der zuvor genannte Mangel erneut vorliegt und zum anderen der Betreffende aufgrund einer Ferndiagnose verkrankt wird, ein höchst zweifelhaftes Unterfangen vor allem in der Psychiatrie!

Auch prinzipiell berechtigtere Feststellungen, etwa das Fehlen von Hypovitaminosen und sonstigen Mangelzuständen bei Kaspar Hauser, die der Neurologe und Psychiater Günter Hesse zur *conditio sine qua non* seiner Kerkerhaft erhob, verlieren ihre Beweiskraft im negativen Sinn, wenn man zugesteht, dass Kaspar Hauser eben gar nicht lebenslang inhaftiert gewesen sein muss, sondern einige Jahre seiner Kindheit in relativer Freiheit verbrachte.

Dass er bei der nachfolgenden Dunkelhaft, die man entgegen der Ansicht Hesses durchaus als Isolationsfolter bezeichnen könnte, eine „retrograde Amnesie“ für die Zeit vor seiner Internierung entwickelte, braucht ebenfalls nicht verwundern. Kaspar Hauser selbst bestätigte diese Art des Gedächtnisverlustes, wenn er z. B. in einem Polizeiverhör über ein Detail seiner Haft sagte: „*Dass mir dies gelehrt worden ist, davon bin ich lebhaft überzeugt, es ist mir desfalls jedoch durchaus nichts erinnerlich ...*“<sup>3</sup> An anderer Stelle äußerte er sich noch präziser: „*Der Zeit meiner Jugend, welche ich außer der Gefangenschaft verlebte, bin ich mir nicht bewusst; alle meine Erinnerungen rühren aus der Zeit her, wo ich in einem engen Raum und von aller menschlichen Gesellschaft entfernt gehalten worden bin.*“<sup>4</sup> Die Hauser'sche Amnesie erwies

---

1 Wir ersparen uns, hier die unzähligen Anmerkungen unter der Gürtellinie aufzuführen, die allerdings einen kritischen Leser nur zur Lektüre stimulieren, nicht davon abhalten dürften. Was das mehrfach vorgetragene, umso haltlosere Totschlagargument des Antisemitismus anbelangt, so verwahren wir uns allerdings ausdrücklich und behalten uns im Wiederholungsfall dieser Falschbehauptung entsprechende Schritte vor.

2 Karl Leonhardt: Kaspar Hauser und die moderne Kenntnis des Hospitalismus. In: Confinia Psychiatrica. 13, 1970.

3 Hermann Pies: Kaspar Hauser - Augenzeugenberichte und Selbstzeugnisse, 2 Bände, Stuttgart 1925; Online-Dokument <http://gutenberg.spiegel.de/buch/1448/1>, keine Angaben zur Seitenzahl, nur Angabe des Kapitels, hier Kap. 18. Im Weiteren zitiert als Pies, Augenzeugen, Kapitel.

4 Hermann Pies: Kaspar Hauser, eine Dokumentation, Ansbach 1966, S. 174. Im Weiteren zitiert als Pies, Dokumentation, Seitenzahl.

sich zwar hinterher als teilreversibel, kostete den Findling aber vermutlich gerade deswegen das Leben. Über die spekulativen Diagnosen, die Hesse in einem Rundumschlag dem seiner Meinung nach zum Typ „Flachlandtiroler“ gehörigen Kaspar Hauser unterstellte (Temporallappen-Epilepsie, Depressives Syndrom, Hirnleiden, Simulation, Autoaggression, Exostosen der Schädelgrube, lävoversiver Paroxysmus), schweigen wir uns lieber aus, mit ernstzunehmender Aufarbeitung hat dies nichts zu tun, schon eher mit ärztlicher Selbstgefälligkeit. Derselbe Autor fühlte sich übrigens an anderer Stelle auch bemüßigt, Jesus Christus als religiöse Projektionsfigur ein pathologisches Persönlichkeitsprofil zu unterstellen. Dies sagt wohl alles.

Doch selbst als „exakt naturwissenschaftlich“ bezeichnete Methoden haben ihre Tücken, wenn sie von vornherein nicht ganz tendenzfrei projiziert werden. Beispielgebend sind die zur Erbprinz-von-Baden-Theorie angestellten Gen-Analysen von 1996 und 2002, mit denen man durch Überstrapazieren der molekulargenetischen Methode zunächst geglaubt hat, alles beweisen zu können, am Ende aber gar nichts bewiesen und erst recht nichts ausgeschlossen hat.

Nach so vielem Wirrwarr selbst in der modernen Kaspar-Hauser-Forschung sind wir an dieser Stelle gut beraten, uns ohne Ranküne alle divergierenden Meinungen anzuhören und ihnen jenes Quantum an Wahrheit und Information zu entnehmen, auf das es ankommt. Dabei wird man paradoxerweise durchaus auch bei ausgesprochenen Hauser-Gegnern fündig. Vornehmlich wollen wir uns aber auf die Primärstimmen konzentrieren und besonders aufmerksam den Worten Kaspar Hausers lauschen, ohne ihm gleich bei jedem zweiten Wort Unglaublichkeit und Unvermögen zu unterstellen.

Soweit zum eigenen Vorgehen. Wir sind davon überzeugt, dass es gerade Kaspar Hauser selbst ist, der am meisten zur Lösung seines Falles beitragen kann, selbst nach fast 200 Jahren. Er verstand es sehr wohl, sich präzise und in den allermeisten Fällen auch wahrheitsgetreu zu artikulieren, und es steht zu vermuten, dass es mehr an seinen Rezipienten als an ihm selbst lag, wenn sich Missverständnisse einschlichen. Unter diesen Prämissen haben wir es in der vorliegenden Arbeit bewusst vermieden, allzu viel überflüssige Sekundärmeinung einfließen zu machen.

Für den Einsteiger gibt die Publikation der Historikerin Anna Schiener von 2010 eine gute, unpräntentöse Erstübersicht.<sup>5</sup> Diese ist allerdings keine Forschungsliteratur, sondern eine eher an Laien gerichtete Synopse, und sie befasst sich in keiner Weise mit den Inhalten unserer Arbeit. Von Schloss Wanghausen und den weitreichenden Schlüssen, die sich daraus ergeben, konnte die Autorin naturgemäß nichts wissen. Alles in allem entsteht aber durch das subtile Vorgehen ein gut lesbarer Einstieg in die Thematik und damit ein relativ tendenzfreies Hauser-Bild, bereits ein Fortschritt *per se*. Besonders wohltuend ist es, dass die Autorin tunlichst vermied, selbst einen Universalschlüssel zum Verständnis des Geheimnisses „Kaspar Hauser“ liefern zu wollen.

Nachdem wir jedoch den frühen Schriften über Kaspar-Hauser den Primat eingeräumt haben, wollen wir darauf hinweisen, dass inzwischen eine ganze Reihe von Werken des 19. Jahrhunderts zum Thema Kaspar Hauser im Internet kostenlos zugänglich sind, darunter auch fast alle Veröffentlichungen seiner Begleiter und unmittelbaren Zeitgenossen. Siehe z. B. unter dem Stichwort „Kaspar Hauser“ bei „Google Books“ oder „Bavarica - digitale Volltexte der bayerischen Landesbibliothek“.

Im Folgenden sollen nicht alle Aspekte des Lebens Kaspar Hausers neu aufgerollt werden, sondern nur bestimmten Aspekte. Vor allem wollen wir die komplexen Zusammenhänge herausarbeiten, die seine

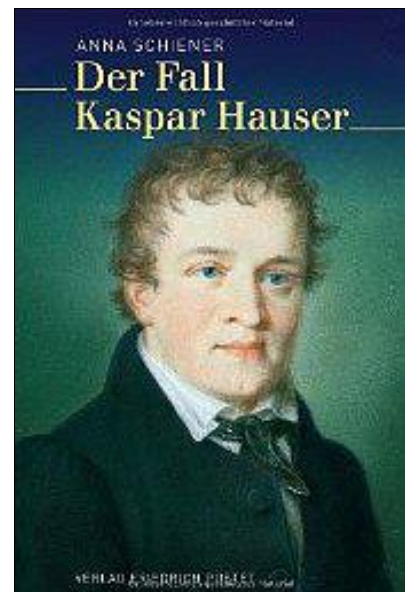


Abb. 4: Anna Schiener: *Der Fall Kaspar Hauser*, Regensburg 2010.

5 Anna Schiener: *Der Fall Kaspar Hauser*, Regensburg 2010. Von den genannten medizinischen Gutachten hat sich Anna Schiener allerdings u. E. etwas zu sehr beeindrucken lassen.

zahlreichen Kontaktpersonen zu ihrem Handeln motiviert haben. Am Ende ist es möglich, Eckpunkte zu einer neuen Herkunfts-Hypothese liefern, die sich deutlich von der bisherigen Erbprinzen- und der Betrüger-Theorie abhebt.



## Die Wanghausen-Theorie



Abb. 5: Peter Vornehm bei der Arbeit.

**Peter Vornehm**, Rektor und Stadtheimatpfleger a. D. aus Töging am Inn, publizierte im Jahr 2012 im „Oettinger Land“, der heimatkundlichen Reihe des Landkreises Altötting, das Ergebnis seiner Recherchen im Stadtarchiv Burghausen, in dem sich aus dem vorigen Jahrhundert ein Brief-Konvolut zu Kaspar Hauser erhielt.<sup>6</sup> Herr Vornehm gestattete uns freundlicherweise, seine Erkenntnisse zur Herkunft des Findlings in den Grundzügen hier vorzustellen - Erkenntnisse, die sich unter dem Überbegriff „Wanghausen-Theorie“ subsumieren lassen. Vereinzelt steuern wir dazu eigene Hintergrundinformationen bei.

Die „Wanghausen-Theorie“ ist im Grunde genommen kein Produkt jüngster Zeit, sondern stammt bereits aus dem 19. Jahrhundert. Spätestens seit der Zeit, als das Schloss Pilsach bei Neumarkt in der Oberpfalz als der Verschlussort des jungen Kaspar Hauser propagiert wurde, geriet die „Wanghausen-Theorie“ in Misskredit und Vergessenheit.

Es war **Philip Henry**, 4. Earl of Stanhope und Pair of England (\*07.12.1778, +02.03.1855), der erste Vermutungen in Richtung Wanghausen anstellte. Der germanophile, dauerreisende Engländer spielt im Weiteren noch eine große Rolle. Stanhope hatte sich seit 1830 des jungen Kaspar Hausers angenommen und im Dezember 1831 sogar die Pflegschaft für ihn an sich gezogen, brach aber schon vor dessen Tod mit ihm und sammelte stattdessen Hinweise, die Hauser posthum als Betrüger abstempelten, wohl um sich selbst vom Vorwurf der Agententätigkeit und Vorteilmahme rein zu waschen. Dabei brachte der Lord das Innviertel zwischen Burghausen und Tittmoning als Herkunftsregion ins Spiel. Stanhope fühlte sich sogar bemüßigt, im Jahr nach Kaspars Tod darüber einen Brief an König Ludwig I. zu richten.<sup>7</sup>

*„Kaspar Hauser sei ... ein Bewohner eines kleinen Weilers auf der österreichischen Seite der Salzach gewesen, die einen Teil der nordöstlichen Grenze von Bayern bildet. Diese Weiler liegen gegenüber den bayerischen Städten Burghausen und Tittmoning, und es sei wahrscheinlich, dass Kaspar Hauser durch Altötting kam, dort die katholischen Beigaben erhielt, die er bei sich führte, und dann durch Neumarkt und Regensburg nach Nürnberg kam ...“<sup>8</sup>*



Abb. 6: S. W. Reynolds: Portrait des Philip Henry Earl of Stanhope.

6 Peter Vornehm: Wuchs Kaspar Hauser im Schloss Wanghausen auf? Ging er in Burghausen zur Schule, in: Oettinger Land, heimatkundliche Schriftenreihe für den gesamten Landkreis Altötting, Jahresfolge 2012, Band 32, S. 61ff. Im Weiteren abgekürzt mit Vornehm, Hauser, Seitenzahl.

7 Johannes Mayer: Lord Stanhope. Der Gegenspieler Kaspar Hausers, Stuttgart 1988, S. 513. Im Weiteren abgekürzt mit Mayer, Stanhope, Seitenzahl.

8 Mayer, Stanhope, S. 552.

Von einem Schloss Wanghausen ist bei Stanhope allerdings noch keine Rede, auch nicht von einer adeligen Abstammung. Stanhope unterstellte Hauser vielmehr eine bürgerlich-handwerkliche Existenz, etwa als Schneider oder Handschuhmacher. Dabei nahm er eine Spekulation des Lehrers Johann Georg Meyer auf, bei dem Kaspar Hauser zuletzt gewohnt hatte.<sup>9</sup>

**Immerhin: Lord Stanhope, der Kaspar Hauser gut kannte, ging von einer Herkunft aus dem Innviertel bei Burghausen und/oder Tittmoning aus!**

Kein Wunder, wenn das Schloss Wanghausen bei Burghausen an der Salzach ins Visier einiger Kaspar-Hauser-Forscher geriet. Wer den zündenden Gedanken hatte, ist nicht bekannt. Nicht auszuschließen ist, dass sich unabhängig von den Äußerungen Stanhopes eine Ortstradition oder wenigstens ein Gerücht zu Kaspar Hauser erhalten hatte, wovon wir heute nichts mehr wissen.

In den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war die „Wanghausen-Theorie“ Gegenstand eines ausgiebigen Briefwechsels. Der damalige Besitzer von Schloss Wanghausen, **Dr. Dr. Josef Brunnhölzl**, korrespondierte mit einigen Kaspar-Hauser-Forschern seiner Zeit, vornehmlich mit **Dr. Julius Trumpp**, Autor des Buches „Kaspar Hauser, Napoleon und Stephanie“ (1953) und Bernhard Wunsch aus Kiel, dem später Trumpp das geistige Eigentum bzw. die „Prioritätenrechte“ - heute würde man sagen das „Copyright“ - an der Wanghausen-Theorie zuerkannte. Darüber hinaus kontaktierte Dr. Brunnhölzl auch Ulrich Struwe aus Princeton/USA, den oben erwähnten Dr. Günter Hesse aus Karlsruhe und Dr. Hans Rauscher aus Rosenheim. Die Korrespondenz, von der sich leider nur der Empfänger-, nicht der Absender-Schriftwechsel erhalten hat, kam nach Dr. Brunnhölzls Tod über einen Bekannten und Kollegen, den soeben genannten Röntgenologen Dr. Rauscher, an das Stadtarchiv Burghausen.<sup>10</sup>



Ab.b. 7: Das Schloss Wanghausen im Jahr 2011 (Wikipedia).

Um welches Schloss handelt es sich konkret?

Schloss Wanghausen liegt schräg gegenüber von Burghausen auf dem rechten Ufer der Salzach, zu Füßen des Steilufers, in der ehemaligen Hofmark Ach und somit seit 1816 auf österreichischem Hoheitsgebiet. Der hohe, viergeschossige Bau mit seinem sich zum Fluss hin erstreckenden Park, der von einem Jagdhaus abgeschlossen wird, ist über die südliche Salzach-Brücke Burghausens leicht zu erreichen. Der ehemalige Rittersitz geht in den Anfängen bereits auf das frühe 13. Jahrhundert zurück; im Jahr 1240 und im Meier-Helmbrecht-Epos 1270 erfuhr er als „Wanchusen“ seine erste Erwähnung. Hierzu mehr weiter unten. Von Hochmittelalter bis 1779 und nochmals kurz zwischen 1809 und 1816 gehörte das Schloss Wanghausen zu Bayern, genauer gesagt, zur Burg und zum Gericht Burghausen am anderen Ufer der

Salzach. Im Lauf der Zeit erfuhr das Anwesen etliche Besitzerwechsel sowie mehrere An- und Umbauten. Eine grundlegende Neukonstruktion erfolgte im 17. Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert kamen der Treppenaufsatz am Nordostgiebel und ein Wohnkerker im Stil der Neugotik hinzu.

Dass die Mauern des Untergeschosses sehr alt sind und vielleicht abschnittsweise auf die Gründerzeit

9 Pies, Augenzeugen, Kap. 9.

10 Vornehm, Hauser, S. 77.

zurückgehen, erkennt man noch heute an ihrer Stärke und zusätzlich angebrachten, wuchtigen Stützpfeilern an der Außenseite.

Im Jahr 1964 ging der ehemalige Adelssitz von einem Wiener Vorbesitzer auf den Burghausener Zahnarzt Dr. Dr. Brunnhölzl über, der wenig später mit dem Kaspar-Hauser-Forscher Dr. Julius Trumpp Bekanntschaft machte. Der Journalist hatte zuvor das oben erwähnte Buch über Kaspar Hauser veröffentlicht, konnte aber in ihm, da es schon im Jahr 1953 erschien, naturgemäß noch keine Erwähnung des Schlosses an der Salzach machen. Dieses Büchlein über Kaspar Hauser ist mit rhetorischer Brillanz verfasst und zeugt von profunder Kenntnis der Quellen und Zusammenhänge, der Autor neigte aber leider an einigen Stellen zu intellektuellem Hochmut und verfiel in genau denselben Fehler, den er glaubte, anderen Hauser-Forschern vorwerfen zu müssen, nämlich ins ungesunde Präjudizieren jenseits jeglicher Argumentation. So wird diesem Werk trotz seiner interessanten Rückschlüsse und Folgerungen eine breitere Anerkennung versagt geblieben sein. In der heute etablierten Hauser-Literatur findet man kaum einen Hinweis darauf, zumal der Autor auch in die Nähe der Nationalsozialisten gerückt wurde.

Jahre nach der Veröffentlichung ließ sich der Autor von der „Wanghausen-Theorie“ überzeugen. Er war aber wegen seines vorgerückten Alters nicht mehr imstande, selbst zur Förderung ihrer Bekanntheit publizistisch beizutragen. Allerdings standen die Chancen für eine Anerkennung der Theorie auch schlecht, denn durch die Veröffentlichungen der Schriftstellerin **Klara Hofer** (inklusive eines Romans) und des Kaspar-Hauser-Forschers **Dr. Fritz Klee** war nach 1929 das Wasserschloßchen Pilsach bei Neumarkt in der Oberpfalz als potentieller Verlies-Ort Hausers zum absoluten Favoriten der Hauser-Szene aufgestiegen.

## Kaspar Hauser und seine Herkunft

In Anbetracht der Subjektivismen und Konjekturen, welche sich bis zum heutigen Tag in der Sekundärliteratur angehäuft haben und die Person, um die es geht, Kaspar Hauser, nahezu verschütten, wollen wir uns im Folgenden weitgehend in die Primärquellen über Kaspar Hauser zurückziehen, wie bereits eingangs angekündigt. Dass dies überhaupt möglich ist, haben wir vor allem dem Fundus an Abschriften zu verdanken, die Hermann Pies aus dem inzwischen verlorenen Aktenbestand zu Kaspar Hauser angefertigt hat.

Wenn man die Protokolle und Texte, die noch zu Hausers Lebzeiten oder kurz danach über ihn niedergeschrieben wurden, sorgfältig auswertet, kommt man zum Schluss, dass der Findling eine gewisse Entwicklung durchgemacht hat, was die Kenntnisse über seine Herkunft anbelangt. Seinen Andeutungen und Bemerkungen kommen ganz unterschiedliche Qualität und Signifikanz zu - je nachdem, wann und unter welchen Umständen sie fielen.

Während z. B. kurz nach der Auffindung in Nürnberg die Aussagen Kaspar Hausers zum großen Teil noch fragmentiert und inkohärent, häufig auch symbolträchtig und rätselhaft, immer aber schwer interpretierbar ausfielen, so gibt es doch eingestreut auch deutliche Indizien dafür, dass er schon von Beginn an über gewisse Details seines Herkommens Kenntnis hatte, die weiterzugeben ihm schwerfiel oder ganz konkret verboten worden war. Verständlicherweise wurden diese Äußerungen vornehmlich von erklärten Hauser-Gegnern wie Merker, Stanhope, Meyer und van der Linde zur Diskreditierung herbeizitiert, um von der hauserophilen Fraktion mit Daumer, Pies u. a. prompt konterkariert zu werden. Wie wohl die ersten zur Überinterpretation neigten, gibt es jedoch keinen Grund, die Angaben als nichtsnutzig zu erklären. Nehmen wir also die Informationen aus den späten Verhörprotokollen einfach so, wie sie sind.

Wie sich Wissen und Nicht-Wissen kurz nach seiner Auffindung in Kaspar Hauser mischten, zeigt z. B. ein kurzer Dialog, der sich damals zwischen ihm und dem Polizei-Rottmeister **Johann C. Wüst** entspann. Er wurde von letzterem erst viel später, am 5. März 1835, auf Stanhopes Betreiben zu Protokoll gegeben:

*„Ich fragte ihn darauf: Wo kommen Sie her? Er antwortete: Das darf ich nicht sagen. Ich fragte weiter: Warum dürfen Sie es nicht sagen? Hierauf Kaspar Hauser: Weil ich es nicht weiß ...“<sup>11</sup>*

Hatte sich Kaspar verplappert? „Woß nit - weiß nicht“ war seine stereotype Antwort auf alle weiteren Fragen.

Unabhängig davon scheint Kaspar in seinem späteren Leben mehr und mehr seine Herkunft erinnert und auch durch Erkundigung gewisse Details darüber in Erfahrung gebracht zu haben. So verriet er sich gegenüber **Paul Johann Anselm Ritter von Feuerbach**, Präsident des Appellationsgerichtes Ansbach, seinem Mentor und Freund. Dies geschah nach dem Attentat, bei dem er von einem Unbekannten am Kopf schwer verwundet worden war:

*„Wenn ich auch diesmal davonkomme, werde ich doch von dem Mann noch umgebracht werden. Mein Gefühl hat es mir immer gesagt. Er selbst hat es auch gesagt, dass er mich noch umbringen wird. Er muss es ja tun - er hat gewiss erfahren, dass ich meine Gefangenschaft beschrieben, dass ich genau den Weg angegeben habe, den er mich früher bis nach Nürnberg ge-*



Abb. 8: Paul Johann Anselm Ritter von Feuerbach, Präsident des Appellationsgerichtes Ansbach.

11 Pies, Dokumentation, S. 12. und Hermann Pies: Die Wahrheit über Kaspar Hausers Auftauchen und erste Nürnberger Zeit, Stuttgart 1956, 2. Auflage 1987, S. 105. Im Weiteren abgekürzt mit Pies, Wahrheit, Seitenzahl.

*führt hat ... Er muss mich umbringen, weil er fürchten muss, dass ich mich nach und nach an das erinnere, was mit mir geschehen ist und wo ich gefangen gewesen bin ...*<sup>12</sup>

Kaspar Hauser hatte in den bekannten Quellen seinen Weg gar nicht so genau angegeben, wie er hier in den Raum stellt. Er verriet also einen erweiterten Wissensstand, preisgeben wollte er ihn aber während seiner letzten Lebensphase in Ansbach nicht mehr, war er doch bereits als abgefeimter Lügner abgestempelt und im Haus des Lehrers Meyer auch ohne rechte Vertrauensperson. So hielt er sein inzwischen erworbenes Wissen zurück und erging sich allenfalls in vagen Andeutungen. Dieser innere Rückzug lag vielleicht auch daran, dass er über seine Leben als solches und seine weitere Zukunft in Ansbach pessimistische Gedanken entwickelt hatte – Gedanken, welche ihn unter Entwicklung eines gewissen gesellschaftlichen Mimikry mehr und mehr davon abhielten, Außenstehenden sein Innenleben preiszugeben. Ihm unter diesem Aspekt vorsätzliche Lügenhaftigkeit und Geheimniskrämerei zu unterstellen, wie es z. B. sein Ansbacher Hausherr **Johann Georg Meyer** in peinlich-pedantischer Weise tat, ist unsinnig und inadäquat. „*Trauer und Zorn über den Pädagogen ...*“ vermerkte bereits zur Zeit Kaspars der bayerische Innenminister **Ludwig von Oettingen-Wallerstein** indigniert in einem Verhörprotokoll.<sup>13</sup>



Abb. 9: Der Lehrer Johann Georg Meyer, in dessen Haus Kaspar Hauser starb. Meyer unterrichtete zu dieser Zeit an der 1828 gegründeten israelitischen Schule Ansbach. er eigens danach fahnden ließ.<sup>14</sup>

Als Gedächtnisstütze mag Kaspar Hauser ein eigenes Tagebuch gedient haben. Schon im Nürnberger Haus des Gymnasialprofessors **Georg Friedrich Daumer**, der nur zwölf Jahre älter als Kaspar war, hatte er begonnen, ein solches zu führen, und er nahm es nach Ansbach mit. Von seinem Pflegevater Philip Henry Stanhope darauf angesprochen, gab er diesem widerwillig ein in lichtblaues Papier geheftetes Büchlein als sein persönliches Tagebuch zu erkennen, verhinderte jedoch, dass er darin las. Kurze Zeit später ließ er es für immer verschwinden.

*„Dieses Buch enthält Sachen, die für mich sind, und wovon weder der Herr Graf (freilich Stanhope) noch andere etwas wissen brauchen ...“*

So äußerte sich Kaspar dezidiert gegenüber seinem Hausherrn und verweigerte sogar die Sendung des Tagebuchs an Gerichtspräsident Anselm von Feuerbach, der anderweitig sein ganzes Vertrauen genoss. Als der Polizei-Oberleutnant **Joseph Hickel** das Tagebuch schließlich beschlagnahmen wollte, meinte Kaspar: *„Ich habe es unlängst verbrannt ...“*

Nach Kaspar Hausers Tod wurde das ominöse Tagebuch nicht aufgefunden, nur ein paar tagebuch-ähnliche Notizen. Dabei war es dem Innenminister in München so wichtig, dass

Worauf es an dieser Stelle ankommt, ist Folgendes:

**Es gibt keinen Zweifel: Kaspar Hauser wusste mehr über seine Herkunft, als er preiszugeben bereit war - schon zu Beginn seines „Eintritts in die große Welt“, wie er sein neues Leben nannte, und erst recht zu dessen Ende. Sprach am Anfang eher Unvermögen aus seinem Verhalten, dann am Ende eher Unwillen.**

Begeben wir uns nun in die Quellen, um Kaspars Herkommen unter einem neuen Blickwinkel zu beleuchten.

12 Pies, Dokumentation, S. 67.

13 Pies, Dokumentation, S. 211.

14 Hermann Pies: Die amtlichen Aktenstücke über Kaspar Hausers Verwundung und Tod, Bonn 1928, S. 102, 119, 127, 198. Im Weiteren abgekürzt mit Pies, Tod, Seitenzahl.

## Hinweise dafür, dass Kaspar Hauser im Innviertel bei Burghausen interniert war

1. Kaspar Hauser trug anlässlich seiner Auffindung in Nürnberg einen Empfehlungsbrief bei sich, gerichtet an den Rittmeister **Friedrich von Wessenig**, Sohn eines Kulmbacher Kreisdirektors, nunmehr Chef der 4. Eskadron des 6. Bayerischen Chevauxlegers-Regiments. Von Wessenig wohnte im ersten Stock des Gasthofes „Schwarzes Kreuz“ in der Irrerstraße 19 in Nürnberg. Im Regiment des Rittmeisters soll dem Wortlaut des Schreibens nach der angebliche Vater Kaspar Hausers einst gedient haben.

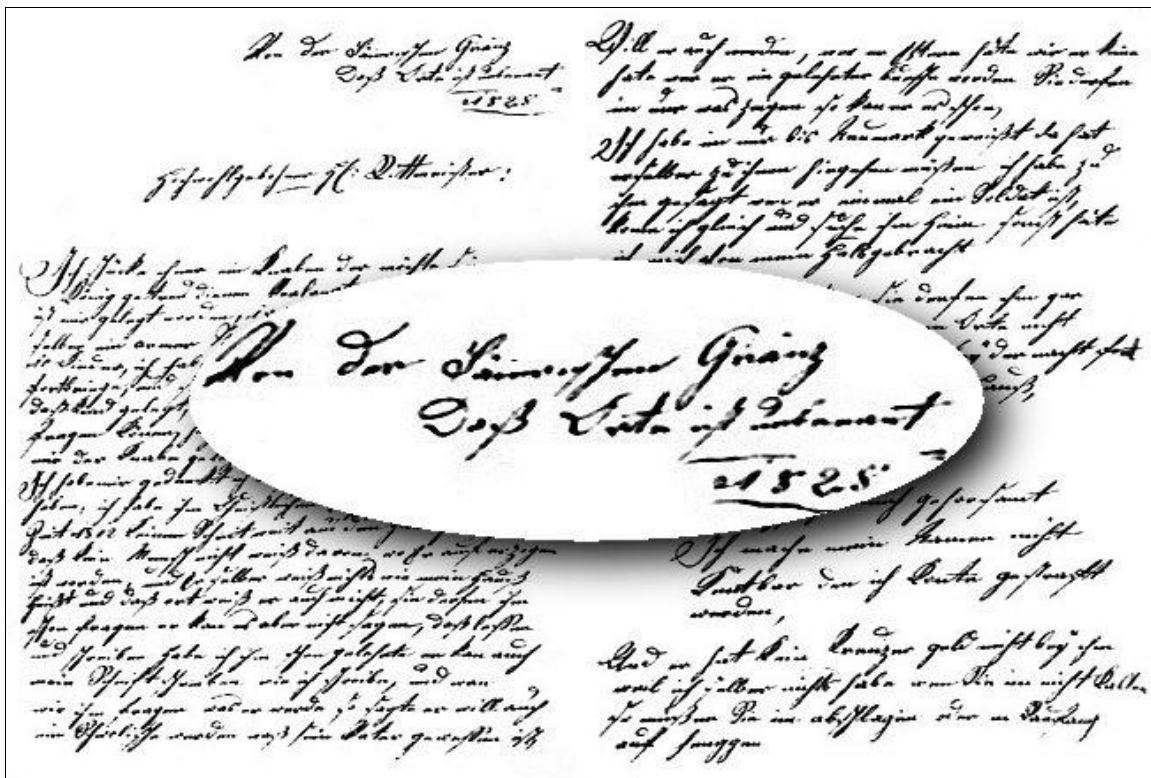


Abb. 10: Faksimile des sog. Rittmeister-Briefes.

Die 4. Eskadron war erst 4 Jahre zuvor, 1824, von Neumarkt in der Oberpfalz nach Nürnberg verlegt worden. Zur angenommenen Geburtszeit Hausers – wir nehmen vorweg: deutlich vor 1812 - war das 6. Chevauxlegers-Regiment „Herzog von Leuchtenberg“ in Bamberg stationiert gewesen. Im Jahr 1810 wurde es im Rahmen der napoleonischen Kriege zu einer kriegerischen Expedition nach Nordtirol und im Jahr 1812 nach Frankreich entsandt, um danach unter maximalen Verlusten mit Napoleon nach Russland zu ziehen. Im Jahr 1815 musste es völlig neu aufgestellt werden. Danach wurde es nach Nürnberg verlegt.<sup>15</sup>

Wenn Friedrich von Wessenig in diesem Regiment des 1824 verstorbenen Eugène de Beauharnais diente, dann war die Adressierung des Briefes an ihn insofern pikant, als sich später erweisen wird, dass Kaspar Hauser u. U. ein direkter Abkömmling des Hauses Beauharnais war!

Der Brief war vermutlich erst kurz zuvor vom vormaligen Bewacher Kaspar Hausers in deutscher Schrift verfasst worden. Diese Person, von der im Folgenden noch viel die Rede sein wird, nannte Kaspar allzeit einfach „den Mann, bei dem ich immer gewesen“.

15 Wir folgen hier Caroline Gräfin Albersdorf: Kaspar Hauser oder Andeutungen zur Enthüllung mancher Geheimnisse über Caspar Hauser ..., Regensburg 1837, S. 15,17. Im Weiteren abgekürzt mit Albersdorf 1837 und Seitenangabe.

Das  
 Kind ist schon getauft  
 Sie Heißt Kaspar in Schreib  
 name nissen Sie im selber  
 geben Das Kind möchte  
 Sie auch Zihen sein Vater  
 ist ein Schwolische gewesen  
 wen er 17 Jahr alt ist so  
 schicken Sie im nach Heimb  
 erg zu dem Schwolische  
 Regiment da ist auch sein  
 Vater gewesen ich bitte um  
 die erziehung bis 17 Jahre  
 gebühren ist er im 20 April  
 1812 im jahre ist bin ein  
 armer Mägdlein ich kom  
 Das Kind nicht erziehen  
 sein Vater ist gestorben

Abb. 11: Faksimile des sog. Mägdlein-Zettels.

Dabei lag ein Zettel in lateinischer Schrift, der eine Erklärung der angeblichen Mutter Kaspars enthielt und hinfort den Namen „Mägdlein-Zettel“ trug (Bild links).

Da beide Schreiben auf gleichem Papier mit gleicher Tinte und graphologischen Analogien verfasst wurden und absichtsvoll heraus gekratzte, dadurch etwas unleserlich gewordene Handwerkssiegel mit den potentiellen Initialen G. T. R., C. J. R. oder G. J. R. trugen, ging man alsbald von einer Fälschung aus und vermutete, dass beide Briefe erst kurz zuvor aus derselben Hand in Mittelfranken entstanden, zumal das Wasserzeichen im Papier auf die Firma J. Reindel, Papiermühle in Mühlhof, Königliches Landgericht Schwabach, hindeutete.<sup>16</sup>

Was das Handwerkssiegel anbelangt, so war man sich des Akronyms allerdings nicht sicher, sonst hätte man nicht zwei weitere Schreibvarianten angeboten.

Während dem „Mägdlein-Zettel“ in Bezug auf den hier behandelten Gegenstand keine größere Bedeutung zukommt, finden sich in dem Rittmeister-Brief gleich zwei wichtige Textstellen.

Beginnen wir zunächst mit der bezeichnenden Überschrift:

**„Von der Baierischen Gränz  
 dass Orte ist unbenant  
 1828 ...“**

Wenn diese Aussage stimmt, dann darf man davon ausgehen, dass Kaspar Hauser und sein Verwahrer tatsächlich von der Grenze des Königreichs Bayern kamen! Später wird die Angabe durch Kaspar Hauser und seinen Mörder wörtlich bestätigt. Hierzu mehr weiter unten.

Notabene:

**Burghausen und das benachbarte Schloss Wanghausen liegen in der Tat an der bayerischen Grenze zu Österreich. Diese wurde durch den Wiener Kongress 1814/15 definiert und durch Vertrag am 1. Mai 1816 als völkerrechtlich bindend sanktioniert.**

Eine Grenzlage trifft jedoch in keiner Weise auf das Wasserschloss Pilsach bei Neumarkt in der Oberpfalz zu, selbst wenn dies mitunter fälschlich behauptet wurde!

2. Der Nürnberger Bürgermeister Jakob Friedrich Binder, der erste Vormund Kaspar Hausers, berichtete in seiner „Öffentlichen Bekanntmachung vom 7. Juli 1828“ Folgendes:

*„Zu bemerken ist, dass er (Kaspar Hauser) die bayerische Mundart spricht, wie man sie in der Gegend von Regensburg, Straubing, Landshut, vielleicht auch Altötting, Burghausen hört. Er sagte z. B. 'hoamweisen' statt 'heimweisen', 'a söchenes möcht ich' statt 'ein solches möchte ich', 'er kümmt schon, wenn i a Reiter wer, wie mei Voter oaner gwen is' statt 'er kommt schon, wenn ich ein Reiter werde, wie mein Vater einer gewesen ist' etc.“<sup>17</sup>*

16 Pies, Dokumentation, S. 33.

17 Jakob Friedrich Binder: Bekanntmachung (Einen in widerrechtlicher Gefangenschaft aufgezogenen und gänzlich

Dieser Hinweis auf einen altbayerischen, ja innviertler Dialekt ist in der Tat von großer Bedeutung! Im oberpfälzisch-fränkischen Übergangsgebiet des Schlosses Pilsach hätte man sich entgegen den Behauptungen Fritz Klees, die sehr zur Verwirrung beitrugen,<sup>18</sup> ganz anders ausgedrückt: Die Stereotypen Hausers, die er nach seiner Auffindung ständig wiederholte, z. B. „Bua“ oder „Bue“ (für alle Mitmenschen), „woaß net“ oder „hoamweissn“ liefern den Beweis. In Pilsach hätten sie „Bou“, „woiß niat“ und „hamweissn“ lauten müssen! Dafür verbürgen wir uns, da wir selbst in derselben Dialektzone leben und die Mundart beherrschen!

Zugegebenermaßen finden sich allerdings selbst bei Hermann Pies alternativ die Versionen „hamweissn“ und „woiß nit“.<sup>19</sup> Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Begriffe meist in Verhör-Protokollen Kaspar Hausers auftauchen, in die sowohl Frager als auch von Schreiber eigene landsmannschaftliche Tönungen hineingebracht haben konnten. Im Übrigen hatte Kaspar Hauser bei seiner Auffindung einen aktiven Wortschatz von kaum mehr als 50 Wörtern; alles Weitere dürfte er zunächst durch den Wärter Hiltel gelernt haben, der seinerseits das Oberpfälzische sprach.

Wenn Kaspar Hauser allerdings an anderer Stelle sagte: „Er kimmt scho“, dann scheidet das Oberpfälzische definitiv aus. Dasselbe gilt für das von ihm gebrauchte Dialektwort „einkenten“ als Synonym für „einheizen“.<sup>20</sup> Dieses Wort schrieb Daumer dem Bewacher Kaspars zu, wobei er eindeutige Beweise für eine Beheizung von Kaspars Verlies nicht annahm. „Einkenten“ ist im bayerisch-österreichischem Grenz- und im Alpenraum noch heute weit verbreitet, existiert allerdings nicht nördlich der Donau und am allerwenigsten in der Oberpfalz.

Das fränkische Idiom, das ist sicher, lernte Kaspar Hauser nie, dazu fehlte ihm jegliche Sprachfähigkeit und Stimmanlage.<sup>21</sup>

### **Demnach scheidet eine fränkische oder anderweitige Herkunft Kaspar Hausers außerhalb Altbayerns oder nördlich der Donau aus!**

Hausers Mentor Anselm Ritter von Feuerbach, geboren im thüringischen Jena, aufgewachsen im Hessischen und ab 1814 in Franken tätig, tat sich sehr schwer, den Hauser'schen Kauderwelsch, der ihm fremd war, zu verstehen.<sup>22</sup>

**3.** Nach einer aus den Archiven spurlos verschwundenen, aber von Bürgermeister Binder glücklicherweise transkribierten Asservatenliste von 1828 soll Kaspar Hauser bei seiner Auffindung in Nürnberg folgende Gegenstände bei sich getragen haben.<sup>23</sup>

1. Ein kleines Gebetbuch mit dem Titel: „Geistliches Vergissmeinnicht, d. i. schöne auserlesene und eifrige Morgengebether einer frommen Seele“, gebunden von Johann Michael Seidl, bürgerlicher Buchbinder in Altötting.
2. Ein kleiner Rosenkranz von Horn mit einem metallenen Kreuz, „nach Altöttinger Art“.
3. Ein deutscher Schlüssel (Derjenige des Verlieses?).
4. Eine gedruckte Piece.

---

verwahrlosten, dann aber ausgesetzten jungen Menschen betreffend), vom Magistrat der Königlich-Bayerischen Stadt Nürnberg, Nürnberg 7. Juli 1828, S. 2. Im Weiteren abgekürzt mit Binder, Bekanntmachung, Seitenzahl.

18 Fritz Klee: Neue Beiträge zur Kaspar-Hauser-Forschung, Nürnberg 1929, Kap. 2. Reskript ohne Seitenzahl, deshalb nur Kapitelangabe. Im Weiteren zitiert mit Klee und Kapitelangabe.

19 Pies, Wahrheit, S. 62.

20 Johannes Mayer, Jeffrey M. Masson: Anselm von Feuerbach, Georg Friedrich Daumer, Eduard Feuerbach: Kaspar Hauser, Frankfurt 1995, S. 265. Im Weiteren abgekürzt mit Mayer-Masson und Seitenzahl.

21 Schiener, Hauser, S. 135.

22 Anselm Ritter von Feuerbach: Kaspar Hauser. Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen, Ansbach 1832, S. 48f. Im Weiteren abgekürzt mit Feuerbach, Hauser, Seitenzahl.

23 Binder, Bekanntmachung, S. 8.



5. Eine ähnliche Piece, betitelt „Geistliche Schildwacht“ (gedruckt in Prag).
6. Eine dergleichen, mit geschriebenen Rosenkranz-Gebeten und mehreren gedruckten Gebeten und Bildnissen; darunter
  1. ein sehr kräftiges Gebet, dadurch man sich aller heiligen Messen sc. theilhaftig machen kann sc. (ohne Jahrzahl). Gedruckt und zu finden in Burghausen.
  2. Gebet oder Aufopferung seiner selbst vor dem Hochwürdigem Gut (ohne Jahrzahl). Burghausen, gedruckt und zu finden bei Jakob Luzenberger Churfürstlichen Regie (...)
  3. Gebet zu dem heiligen Schutzengel (ohne Jahrzahl). Salzburg, zu haben bei Franz Xaver Oberer.
  4. Die drei theologischen Tugenden sc. (ohne Jahrzahl). Salzburg, zu haben bei Franz Xaver Oberer.
  5. Kunst, die verlorene Zeit und übel zugebrachten Jahre zu ersetzen sc. (ohne Jahrzahl). Gedruckt und zu finden in Burghausen.
  6. Gebet zu dem heiligen Blut (ohne Jahrzahl). Gedruckt in Prag.
  7. Gebet zu der unbefleckten Empfängnis Mariä sc. im Jahr 1770.

(Alle, sowohl gedruckte als auch geschriebene Gebete, dem Anschein nach alt und lange aufbewahrt.)

7. Ein viereckig zusammengeschlagenes Papier, worin sich eine kleine Quantität Goldsand befindet, endlich

8. Einige leinene, blau und weiß geblümete Lumpen.

Aufgrund des Erhaltungszustandes scheinen all diese Dinge bereits lange vor Hausers Freilassung angeschafft worden zu sein und damit aus dem Fundus seines Gefangenenerwärters zu stammen. In einem der Gebetbücher soll ein Name eingeschrieben gewesen sein, der jedoch bis zur Unleserlichkeit durchgestrichen worden war, was ebenfalls auf Fremdbesitz hindeutet.<sup>24</sup> Kaspar selbst konnte keinerlei Angaben dazu machen, wie diese Dinge in seine Tasche gekommen waren. Der Ansicht G. Hesses, dass es sich um spezielle Heilmittel und Talismane gegen die „Fallsucht“ gehandelt habe, wollen wir uns nicht anschließen; das ist reine Fantasie.



Abb. 12: Historischer Rosenkranz aus Altötting.

Was besonders heraussticht, ist ein Druck- oder Schriftwerk aus Burghausen, die „Kunst, die verlorene Zeit und übel zugebrachten Jahre zu ersetzen“. Es ist schwer vorstellbar, dass es für dieses sonderbare, aber in verblüffender Weise auf Kaspar Hauser gemünzte Motiv einen allgemeinen Absatzmarkt gegeben hätte. Deshalb ist denkbar, dass es extra für ihn angeschafft worden war. Schon Anselm von Feuerbach, der noch persönlich die Dinge in Augenschein genommen hatte, meinte in seiner Hauser-Schrift von 1832, dieses Stück spiele „höhnend“ auf Kaspar Hauser an.<sup>25</sup> Rosenkranz und Goldsand wiederum waren nur in Altötting erhältlich. Selbst wenn man in Betracht zieht, dass Devotionalien aus diesem Wallfahrtsort in Bayern weit herumgetragen wurden, ist die massive Häufung der Druck-/Herstellungsorte Burghausen, Salzburg, Altötting mehr als ein Zufall!

<sup>24</sup> Pies, Wahrheit, S. 212.

<sup>25</sup> Feuerbach, Hauser, S. 12.

**Die Tatsache, dass fast alle Artikel aus derselben Grenzgegend zwischen den Flüssen Salzach und Inn stammten, ist ein weiteres gewichtiges Indiz dafür, dass Kaspar und sein Bewacher exakt aus dieser Gegend stammten oder kamen!**<sup>26</sup>

Bleibt noch nachzutragen, dass es sich bei der Mitgabe der besagten „katholischen“ Artikel möglicherweise um ein Ablenkungsmanöver handelte, denn weiter unten werden wir gewisse Indizien dafür beibringen, dass Kaspar Hauser von einem protestantischen Verschwörer-Kreis interniert und wieder freigelassen wurde.

4. Im Textteil des „Rittmeister-Briefes“ behauptete der „Mann“, also Kaspar Hausers Gefangenewärter:

*„Ich habe ihm (freilich Kaspar) nur bis Neumark<sup>27</sup> geweißt, da hat er selber zu ihnen hingehen müssen ...“*

Im Klartext: Kaspar sei nur bis Neumark(t) von ihm begleitet worden, dann habe dieser allein weitergehen müssen!

Auch wenn diese Aussage aus mehreren Gründen wenig glaubwürdig ist – wir werden auf Kaspar's „Reise zu den Menschen“ weiter unten noch ausführlich zu sprechen kommen –, so wird sie doch liebend gern von den Verfechtern der Pilsach-Theorie als Argument dafür in Feld geführt, dass eben das Schloss Pilsach und kein anderes den Kerker Kaspar's enthalten habe. Immerhin liegt Schloss Pilsach nur ca. 5 Kilometer von der Stadt Neumarkt in der Oberpfalz entfernt!



Abb. 13: Szene aus Terra X von 2002.

Gerade diese Argumentation ist nicht haltbar, denn um von Pilsach nach Nürnberg zu gelangen, hätte es eines Umweges nach Neumarkt gar nicht bedurft! Vielmehr hätte man die Stadt südlich liegen lassen können, um direkt nach Westen die Route nach Berg und Altdorf und dann weiter nach Nürnberg zu nehmen. Warum sollte der „Mann“ mit Kaspar Hauser, der kaum einen Schritt selbständig gehen konnte und weite Strecken getragen werden musste, den höchst überflüssigen Umweg genommen haben?

Im Übrigen bezeichnete „der Mann“ nach Hausers Erzählung die Stadt Nürnberg als „großes Dorf“. Dies spricht dafür, dass Kaspar Hauser vor Nürnberg mit Städten irgendwelcher Art gar nicht konfrontiert gewesen war. Andernfalls hätte ihm sein Begleiter den Begriff „Stadt“ beibringen können.

Unter diesen Prämissen drängt sich der Gedanke auf, dass mit „Neumark“ möglicherweise ein ganz anderes und weniger städtisches Neumarkt gemeint war!

Wenn man von Burghausen aus über Altötting die Route nach Nürnberg nimmt, erreicht man in ca. 35 km Luftlinie ein anderes Neumarkt, nämlich den Ort Neumarkt-Sankt Veit an der Rott. Auch dieser Ort wurde im Volksmund ganz einfach „Neumark“ genannt. Ein Fußmarsch von Burghausen in Richtung Neumarkt-Sankt Veit korreliert entgegen den Behauptungen Fritz Klees<sup>28</sup> gut mit den Angaben Kaspar's, wenngleich sich diese, zu verschiedenen Zeitpunkten gemacht, in anderen Punkten widersprechen. Vor-

26 Vornehm, Hauser, S. 73.

27 Damals eine durchaus übliche Schreibweise.

28 Klee, Hauser, Kap. 4.

weg ein paar Erläuterungen:

Wie Kaspar anlässlich seiner Freilassung berichtete, war er wegen Ungeschicks und Schmerzen in den Beinen zunächst kaum in der Lage, frei zu gehen. Immer wieder musste er streckenweise mit gekoppelten Armen von seinem Begleiter auf den Rücken genommen und geschleppt werden. Erst nach längerem Training sei er imstande gewesen, selbstständig ca. 40 bis 50 Meter frei zu gehen. Dazwischen hätte ihn der „Mann“ wegen Erschöpfung immer wieder mit dem Gesicht nach unten auf den Boden legen müssen, wo er für längere Zeit einschlief. Allein nach dem Anlegen der „Nürnberger Kleidung“ sei er mindestens 10 Mal derart auf die Erde gelegt worden, ehe er in Nürnberg anlangte. Kaspar fand sich schließlich mit geschwollenen Füßen und dem Rittmeister-Brief in der Tasche auf dem dortigen Unschlitt-Platz wieder. Wie er durch Nürnberg selbst gekommen war, konnte er nicht beschreiben; es entzog sich seiner Kenntnis.

Wenn man nun in Betracht zieht, dass Kaspar pro Marschtag kaum mehr als 3 bis 4 Kilometer zurücklegen konnte und dann eine längere Schlafphase brauchte, um sich zu erholen, dann wäre innerhalb von geschätzten 14 Tagen die Strecke von Burghausen nach Neumarkt-Sankt Veit unter Mithilfe theoretisch möglich gewesen. Es handelte sich dabei allerdings um eine Distanz, welche auch für Neumarkt in der Oberpfalz nach Nürnberg gilt.

Einiges spricht aber dafür, dass Kaspar Hauser weder Neumarkt-St. Veit von Burghausen aus, noch Nürnberg von Neumarkt in der Oberpfalz aus zu Fuß erreicht hat. Denn Kaspar Hauser hat in einem Verhör am 6. November 1829 seine früheren Angaben folgendermaßen relativiert:

*„Vor allem muss ich bemerken, dass ich bei meinem Eintritt in die große Welt, oder als ich hier zum Bewusstsein gekommen bin, so oft mir das Gesicht durch die Sonne oder infolge allgemeiner Ermüdung vergangen, ich jederzeit gesagt habe: es wird Nacht. In meiner Lebensgeschichte habe ich daher auch oft vom Nachtwerden gesprochen, was nur in dem oben erwähnten Sinne zu verstehen ist. Übrigens kann ich über die Dauer meiner Reise nach Tag und Nacht nicht urteilen. Wenn ich jedoch berücksichtige, dass ich während meiner Hierherschaffung nur ein einziges Mal Brot, und das in geringer Quantität, gegessen habe, dass ich nicht mehr denn dreimal Wasser getrunken, auf der ganzen Tour mein Wasser nur einmal abgeschlagen, eine Leibesöffnung aber gar nicht gehabt habe, so möchte aus diesen Umständen wohl mit Bestimmtheit anzunehmen sein, dass ich nicht länger denn eine Nacht und einen Tag unterwegs gewesen, dass ich nimmermehr aber viel länger denn diese Zeit unterwegs gewesen. Dass jedenfalls aber auch in dieser Zeit nur ein sehr geringer Raum von mir und meinem Führer durchwandert worden sein kann, ist mit Bestimmtheit anzunehmen, weil ich, als des Stehens und Gehens durchaus unkundig, nur wenige Schritte gehen, dann ausruhen musste und dann erst wieder gehen konnte.“<sup>29</sup>*

Wir wollen in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt lassen, dass Kaspar Hauser an anderer Stelle von „zwei Tagen und drei Nächten“<sup>30</sup> sprach, was diese Aussage wieder abschwächt. Woraus folgt, dass er selbst über sein Fortkommen anhaltend im Unklaren blieb.

**Eines erscheint jedoch relativ sicher: Wenn Kaspar Hauser die Route von Wanghausen nach Nürnberg hinter sich brachte und dabei, was durchaus möglich ist, auch Neumarkt-St. Veit passierte, dann ging er diese Strecke nur zum allergeringsten Teil zu Fuß!**

Den überwiegenden Rest muss er in einem Wagen oder Fuhrwerk zurückgelegt haben, vermutlich getarnt! Später werden wir näher eingrenzen, um welche Art von Wagen es sich handelte.

---

29 Pies, Dokumentation, S. 178.

30 Pies, Wahrheit, S. 224.

Mitunter hat man unterstellt, dass ein solcher Transport nur unter Einsatz von Opium möglich gewesen wäre. Dieses war damals unter dem Namen „Laudanum“ tatsächlich verfügbar. Kaspar gab selbst Anlass zur Vermutung, dass er von seinem Gefangenwärter in seinem Verlies immer wieder betäubt worden sei: Er hätte nach Trinken von „garstigem“ Wasser immer lange, lange Zeit geschlafen, danach sei sein Kerker gesäubert und er selbst mit frischer Nahrung und Kleidung versorgt gewesen, so berichtete er. Als ein gewisser Dr. Preu später Kaspar ein



Abb. 14: Historische Laudanum-Fläschchen.

mit ein paar Tropfen „Tinctura opii“ durchmisches Wasser reichte, beschrieb dieser beim Trinken das Wasser als „genauso schlecht, wie ich es zuweilen im Gefängnis bekommen habe“. Das Gegenargument, Kaspar hätte dabei eine Abhängigkeit oder wenigstens sichtbare Zeichen des Morphinismus entwickeln müssen, greift nicht. Beides ist bei sporadischer oder zeitlich befristeter Gabe von Opiaten in keiner Weise zu erwarten, auch nicht nach jahrelanger Anwendung!

Allerdings muss man auf die Annahme einer Opium-Sedierung gar nicht zurückgreifen, wenn man einen Wagentransport Kaspars nach Nürnberg postuliert. Sein Mentor Anselm von Feuerbach versicherte seinerzeit glaubhaft, dass Kaspar noch im Jahr 1832, also 4 Jahre nach seiner Entdeckung, beim Fahren mit einem Wagen immer den Schlaf eines „Scheintoten“ geschlafen habe. Er sei sofort nach Aufnahme der Fahrt in einen „förmlichen Todesschlaf“ gefallen und kaum mehr zu erwecken gewesen, selbst wenn der Wagen anhielt. Und wenn man ihn aus demselben nahm, auf die Beine stellte, schüttelte und rüttelte, dann wachte er dennoch noch nicht auf.<sup>31</sup> Wir haben keinen Grund, an Feuerbachs Aussage zu zweifeln. Man kennt denselben Effekt auch bei kleinen Kindern (zu denen Kaspar Hauser in Bezug auf sein Empfinden zählte): Wenn sie im Kinderwagen über holpriges Pflaster gefahren werden, schlafen sie sofort ein!

Übrigens erklärte Anselm von Feuerbach, der u. E. mittels seiner emotionalen Intelligenz und Geistesschärfe weitaus authentischer über Kaspar Hauser berichtete, als seine Kritiker glauben machen wollten, genauso wie wir die Widersprüche in den Reiseangaben Kaspars mit einem längeren Wagentransport. Wie sonst auch wäre Kaspar bis Nürnberg gelangt, ohne irgendjemandem aufzufallen? Dafür spricht auch die Tatsache, dass Kaspar möglicherweise um halb Nürnberg herum bis zum sogenannten Spittler-Tor transportiert wurde, eher er selbst hinab zum Unschlittplatz ging.<sup>32</sup> Dies geschah vielleicht, um seinen wahren Anreiseweg zu verschleiern. Als selbständiger und argloser Fußgänger hätte er sich der zusätzlichen Mühe sicherlich nicht unterzogen, sondern wäre von einem der Südost-Tore Nürnbergs hereingekommen! Wegen der Unzuverlässigkeit der damaligen Augenzeugen (Weickmann, Beck, Wüst) können wir uns allerdings über Kaspars ersten Gang durch Nürnberg nicht sicher sein.

Die eingangs genannte Aussage des Rittmeister-Briefes, „Kaspar habe von Neumarkt aus selbst nach Nürnberg gehen müssen“, entbehrt somit jeglicher Grundlage, und zwar sowohl, was Neumarkt in der Oberpfalz anbelangt, welches sowieso nicht auf der Route nach Nürnberg lag, als auch Neumarkt-St. Veit. Allenfalls bis dorthin könnte aber Kaspar, so er wirklich von Burghausen kam, seinen qualvollen Marsch bewältigt haben. Weiter kam er jedoch zu Fuß nicht, sondern er wurde offensichtlich (tagsüber?) in einem Wagenversteck transportiert, was die Konsequenz nach sich zieht, dass wenigstens eine weitere Person in das schreckliche Geheimnis um Kaspar eingeweiht gewesen sein muss. Dass Kaspar selbst von diesem Transport nichts zu berichten

31 Feuerbach, Hauser, S. 52f.

32 Pies, Dokumentation, S. 14.

wusste, haben wir versucht, plausibel zu erklären.

Bei der Fahrt nach Nürnberg hätte Kaspar Hauser nicht zwangsläufig die Donau bei Regensburg passieren müssen, denn die Route der heutigen B299 über Neustadt an der Donau wäre die bei weitem kürzeste und bequemste gewesen. Interessanterweise soll aber Kaspar genau diesen Sachverhalt dem Schuhmachermeister **Georg Leonhard Weickmann** erzählt haben, unmittelbar bei seinem Auftauchen in Nürnberg, wie ein Verhörprotokoll von 1829 wiedergibt. Fünf Jahre später wiederholte Weickmann auf Betreiben Lord Stanhopes diese Aussage.<sup>33</sup> Nun steht aber fest, dass Weickmann in beiden Verhören nicht die Wahrheit gesagt hatte,<sup>34</sup> außerdem ist es höchst unwahrscheinlich, dass Kaspar vor Nürnberg eine größere Stadt gesehen hat.<sup>35</sup>

5. Verweilen wir am Ende kurz bei einem Phänomen, welches in der Hauser-Forschung bislang keine Beachtung fand. Es geht um den Familiennamen „Hauser“ und um seine regionale Häufung und Deutung. Nach eigenen Angaben hatte Kaspar Hauser in seinem Verlies, angeleitet durch den „Mann“, notdürftig schreiben gelernt. So war er im Stande, nach seiner Auffindung in Nürnberg 1828 seinen Namen relativ zügig und gut leserlich auf ein Stück Papier zu übertragen. Seine Initialen K. H. waren sogar in ein Taschentuch eingestickt, welches er damals bei sich trug.<sup>36</sup>

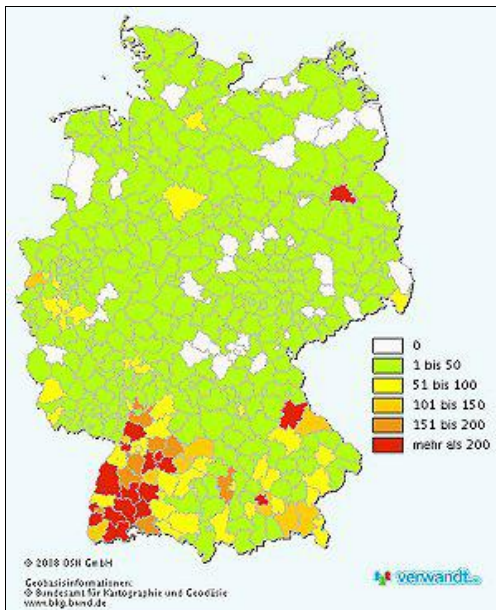


Abb. 15: Häufigkeit des Namens „Hauser“ in Deutschland.

Der Familienname „Hauser“ ist in ganz Deutschland kein seltener. Massiv gehäuft findet er sich, wie eine aktuelle Analyse der Telefonbucheinträge ausweist, im westlichen Baden-Württemberg und im Schwarzwald, womit die Badener Theorien um Kaspar Hausers zunächst eine gewisse Unterstützung erfahren. Wenn man von den Großstädten München und Berlin absieht,<sup>37</sup> findet sich ein weiterer Schwerpunkt in der mittleren Oberpfalz (bei Schwandorf) und – eher flächenhaft verteilt – auch im Südosten Oberbayerns, also in der hier besonders interessierenden Gegend.

Es stellt sich die Frage, ob es sich bei dem Namen, der dem Findling mitgegeben wurde, um einen Neologismus handelt, der dann vielleicht Bezug auf die beiden „-hausen“-Orte der Wanghausen-Theorie – nämlich „Burg-hausen“ und „Wang-hausen“ nahm,<sup>38</sup> oder um einen Namen mit einem ganz konkreten Bezug zu einer ganz bestimmten Familie.

Wir werden auf diese Frage zurückkommen.

33 Pies, Wahrheit, S. 56 und 215.

34 Er hatte Kaspar weder am Neuen Tor in Nürnberg abgegeben, noch war beim ersten Kennenlernen der angebliche „Zeuge“ Beck zugegen gewesen.

35 Sein Begleiter sagte ihm kurz vor der Freilassung, „in dem großen Dorfe“, nämlich Nürnberg, würde er seinen Vater treffen. Im Falle eines Zwischenaufenthaltes in Regensburg wäre doch eine Erklärung des Begriffs „Stadt“ fällig gewesen, was aber offensichtlich nicht der Fall war. Zu Benutzung der Wege mehr im nächsten Kapitel.

36 Feuerbach, Hauser, S. 11. Pies, Dokumentation, S. 180.

37 In Großstädten findet eine Häufung schlichtweg ihre Begründung durch die Einwohnerkonzentration.

38 Der Polizeisoldat **Joseph Blaimer** und nach ihm **Ivo Striedinger** wiesen darauf hin, dass Hauser seinen Namen zunächst fehlerhaft geschrieben hatte – mit einem kleinen „h“ am Anfang! Vielleicht hatte er das von einer Vorlage her so erinnert. Pies, Wahrheit, S. 231. Ivo Striedinger: Neues Schrifttum über Kaspar Hauser, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, 6. Jg. 1933, Seite 415ff. Im Weiteren abgekürzt Striedinger und Seitenzahl.

## **Hinweise für eine Internierung Kaspar Hausers bei Wanghausen an der Salzach:**

Wenn nach diesen Ausführungen das Innviertel bei Burghausen als Herkunftsregion Kaspar Hausers in den Mittelpunkt der Überlegungen gerückt ist, so bedarf es doch zusätzlicher Indizien, um die Wanghausen-Theorie sozusagen „wasserdicht“ zu machen.

Seit Bestehen der Erbprinz-von-Baden-Theorie und der Pilsach-Theorie ist es den Hauserianern zur Selbstverständlichkeit geworden, Kaspar Hauser eine adelige Provenienz und ein Schloss als früheres Zuhause zu unterstellen. Aber muss dem wirklich so sein? Kam nicht jedwedes Gebäude, welches nur baulich dazu geeignet war, als Verwahrungsort in Frage, also auch ein Bürger-, Handwerker- oder Bauernhaus? Oder konzentriert sich die Suche ausschließlich auf eine Behausung des Adels und im vorliegenden Fall auf das Schloss Wanghausen? Mit diesen Fragen wollen wir uns im Folgenden beschäftigen.

Es finden sich in der Tat triftige Argumente dafür, dass Kaspar in einem adeligen Haus lebte und erzogen wurde, eher er für Jahre in seinem Kerker verschwand. Ob dies auf Dauer geschah oder nur zeitweise, wollen wir zunächst offen lassen. Dass Kaspar Hauser nicht von Anfang an völlig weggesperrt war, sondern geraume Zeit in relativer Freiheit und in einer zivilisierten Umgebung zugebracht haben muss, daran gibt es nach aussagekräftigen Analysen seiner Lernprozesse und Sprachentwicklung keinen Zweifel mehr. Vielmehr besteht breite Übereinstimmung darüber, dass Kaspar Hauser zunächst ähnlich einem normalen Kleinkind aufgewachsen sein muss.

### **Was spricht konkret für ein adeliges Umfeld Kaspar Hausers in den ersten Lebensjahren?**

1. Ab dem Jahr 1830 mehrten sich die Gerüchte, dass Kaspar Hauser ursprünglich aus Ungarn oder wenigstens aus dem Osten Europas gekommen sei. Zur damit verbundenen Geschichte einer Gouvernante namens Dalbonne und den Hintergründen erfährt man mehr weiter unten. Anlass zur Vermutung gab die Tatsache, dass Kaspar in Sprachtests bei Wörtern und Begriffen in ungarischer und polnischer Sprache mit deutlicher Gemütsbewegung und einem frappierenden Wortverständnis reagierte. Ähnliches galt auch für den nur in adeligen Haushalten gebräuchlichen, französischen Ausdruck „*mon cher*“, den Kaspar Hauser selbst aus seinem Gedächtnis hervorkramte, allerdings ohne seine nähere Bedeutung angeben zu können.<sup>39</sup>

Nach den Sprachtests meinte Kaspar, „*er habe die ihm vorg gesprochenen Worte und Begriffe vor langer Zeit von seiner Kindsmagd gehört*“.<sup>40</sup> Später ergänzte er, „*Da fällt mir auch eine Stube ein, auf der Erde lag Stroh und Tiere darauf, dort war ich mit meiner Kindsmagd einmal ...*“<sup>41</sup>

Eine ähnliche Betreuungsperson bestätigte er auch im sogenannten Schlosstraum, in dem er nach Anselm von Feuerbach „*auf einer noch sehr niedrigen Stufe seiner geistigen Entwicklung*“ Szenen seiner Kindheit knapp unterhalb der Bewusstseinssebene im Traum erlebte und anschließend nacherzählen konnte. Kaspar sprach damals von einem „Frauzimmer“, das ihn in einem Herrschaftshaus herumgeführt habe. Wenn man in Betracht zieht, dass Kaspar Hauser von Anfang an über eine ausgesprochene Reinlichkeit und einen bis zur Pedanterie gehenden Ordnungssinn verfügte - beides Attitüden, die er nie in einem Kerker erlernt haben konnte -, dann kommt man in der Tat nicht umhin, von einer **Früherziehung in adeligem Umfeld** auszugehen.

Die Suche nach Kaspars Wurzeln in Ungarn, in die man zuvor große Hoffnung gesetzt hatte, verlief bekanntlich ergebnislos. Es erwies sich, dass Kaspar zwar einzelne Wörter und Floskeln in der ungarischen oder einer anderen Ostsprache, jedoch in keiner Weise zusammenhängende Sätze

39 Pies, Dokumentation, S. 91.

40 Pies, Dokumentation, S. 79.

41 Bericht Ottos von Pirch, in: J. Hitzig: Annalen der ... Criminal-Rechts-Pflege, Bd. 7, Berlin 1830, S. 456.

und komplexere Sachverhalte verstehen konnte. Die Enttäuschung war daraufhin groß! Der Sachverhalt erscheint uns bedeutsam, ohne dass wir daraus gleich auf eine Vorspiegelung falscher Tatsachen schließen, wie damals leider im Rahmen der Kaspar-Hauser-Schelte durch Stanhope, Hickel, Meyer u. a. geschehen.

Die Lösung des Rätsels besteht darin, dass Kaspar Hauser als Kleinkind von einer oder mehreren ausländischen Kindermädchen betreut worden war, welche in ihr offizielles Deutsch Begriffe und Kosenamen ihrer Heimat wie „baba“ oder „motka“, aber auch Gebetsanteile einfließen ließen, um dem Kind emotional näher zu kommen. Ein persönlicher Aufenthalt in einem Ost-Land war dazu gar nicht nötig, ein aktives Erlernen der formellen Sprache mit großem Wortschatz und komplexer Grammatik nicht möglich, allenfalls ein intuitives, passives Verstehen der Sprache auf emotionaler Ebene. Dementsprechend reagierte Kaspar Hauser später auch emotional, als er nach vielen Jahren die längst vergessenen Worte seiner frühen Kindheit wieder hörte.

Doch wo hat man Kindermädchen mit einem entsprechenden Sprachhintergrund zu suchen?

Wenn man schon nicht in Ungarn fündig wird, dann am ehesten im Vielvölkerstaat Österreich mit seinen Adnaxen, wo außer Deutsch eben auch Ungarisch, Polnisch, Tschechisch usw. gesprochen wurde, und speziell das Dienstpersonal entsprechende Reisefreiheit genoss, somit auch von weit hergeholt werden konnte.

**Damit wären wir bereits bei einem ersten Argument dafür angelangt, dass der kleine Kaspar dem Anschein nach nicht nur in einem Schloss und in adeligem Umfeld, sondern auch im Vielvölkerstaat Österreich aufgewachsen sein sollte! Dazu gehörte das Schloss Wanghausen, aber auch weitere Adelshäuser, auf die wir noch zurückkommen.**

Für ein Adelshaus spricht übrigens auch die Tatsache, dass Kaspar Hauser den Angaben seines Ziehvaters Daumer zufolge als sein Grundnahrungsmittel im Kerker eindeutig ein feines Brot, aus einem einen sog. „Vorlauf“ aus Roggen, identifizierte, ein Brot, welches damals nur zu besonderen Gelegenheiten (Feste, Hochzeit) oder in herrschaftlichen Haushalten gebacken und gegessen wurde. Ein gemeines Bauernbrot lehnte Kaspar nach seiner Auffindung heftig ab.<sup>42</sup>

Möglich ist auch, dass sich seine „Kindsmaid“ (oder eine seiner Kindsmägde, falls es mehr als eine gab) mit einem Bauern oder Häusler der Umgebung liiert oder bekannt gemacht hatte. Der kleine Kaspar Hauser scheint jedenfalls dessen Haus besucht zu haben, wenn folgendes Traumbild stimmt: Er habe seine Magd in einer einfachen Stube mit Stroh und Schweinen gesehen!

Diese Szene steht in diametralem Gegensatz zum erinnerten Schloss, aber wir werden dazu in Bälde das plausible Substrat liefern!



Abb. 16: Kaspar Hauser in dem von Anselm von Feuerbach herausgegebenen Buch.

---

42 Mayer-Masson, S. 264.

2. Kaspar Hauser muss in dieser Zeit auch eine höherwertige medizinische Versorgung und eine erste Schulausbildung mit Schreiben, Lesen, Rechnen und Zeichnen erhalten haben.

So wurden z. B. bei der medizinischen Begutachtung Kaspars durch einen gewissen Dr. Osterhausen an beiden Oberarmen die Inokulationsstellen einer vorangegangenen Pockenimpfung gefunden.<sup>43</sup> Daraus ergibt sich bezüglich seiner Gefangenschaft – nicht seiner Geburt! – ein „Terminus ante quem non“, nämlich das Jahr 1807! Denn seit diesem Jahr wurden im Königreich Bayern als erstem Land der Welt gegen die Pocken Reihenimpfungen durchgeführt, im Burghausener Land entweder durch den Kreis-Medizinalrat Dr. Plöderl, oder aber, wie Peter Vornehm vermutet, durch den Medizinal-Chirurgen Johann Baptist Burghauser aus Ach (+29.06.1824) bzw. den Stadt- und Landgerichtsarzt Dr. Joseph Beck.<sup>44</sup> Dr. Burghauser ließ damals in Burghausen auch die Knabenschule renovieren. Im geschichtlichen Teil dieser Arbeit diskutieren wir die Alternative, dass Kaspar Hauser die Pockenschutzimpfung u. U. vor 1813 im französisch besetzten Laibach oder Triest erhielt. Die Pockenimpfung geschah anfangs noch unter Inkaufnahme massiver, manchmal sogar lebensbedrohlicher Nebenwirkungen, von denen Kaspar aber offensichtlich verschont blieb. Selbst für die Zeit seiner Kerkerhaft deutet alles darauf hin, dass er von robuster Natur war und im Grunde genommen gesund. Wir möchten aber nicht verschweigen, dass die Impfnarben vereinzelt auch dementiert wurden.<sup>45</sup>

Kaspar Hauser scheint in seinen frühen Jahren auch die Grundlagen im Lesen und Schreiben erlernt zu haben und täglich „über die Grenze zur Schule gegangen“ zu sein. Dies erzählte er einem gewissen Johann Merk, seines Zeichens Reitknecht beim Rittmeister Friedrich von Wessenig in Nürnberg.<sup>46</sup> Später entwickelte er auch eine trainierte Hand im Malen und Zeichnen, z. T. in Schablonen-Technik. Die Voraussetzung hierzu kann schon früh geschaffen worden sein.

Wieder handelt es sich hier um Sachverhalte von hoher Signifikanz:

**Wanghausen war im gesamten Innviertel, aber wahrscheinlich sogar in ganz Bayern das einzige Schloss an einer Grenze, von dem aus man in einem kurzen Fußmarsch über die Salzach-Brücke in die benachbarte Schulstadt Burghausen zum Unterricht gelangen konnte!**

Damit scheiden weitere Schlösser des Innviertels als Aufenthaltsort Kaspar Hausers aus, denn keines von ihnen lag bei einem Unterrichtsort jenseits der bayerischen Grenze! Allenfalls Tittmoning an der Salzach oder Braunau am Inn wären als Schul- und Lernstädte am Fluss noch in Frage gekommen, doch finden sich hier keine für die Internierung Kaspar Hausers geeigneten Adelssitze. Speziell zwischen Burghausen und Tittmoning waren die Hochufer der Salzach dicht bewaldet, sodass größere Ansiedlungen und Brückenbauwerke ganz fehlen. Auch die Burg in Burghausen, welche zur napoleonischen Zeit Hauptquartier der bayerischen Truppen an der Grenze zu Österreich war, geht als Verwahrungsort nicht durch; Kaspar hätte hier mit Sicherheit nicht längere Zeit unter Verschluss gehalten werden können, ohne entdeckt zu werden.



Abb. 17: Burg und Stadt Burghausen um 1700. Im Vordergrund die Salzachbrücke.

43 Pies, Dokumentation, S. 192.

44 Vornehm, Hauser, S. 77.

45 Mayer-Masson, S. 266.

46 Pies, Wahrheit, S. 212.



Dass Kaspar Hauser in der Tat eine Art von Basisunterricht erhielt, ist auch aus einem anderen Grund sicher: Nur so erklären sich seine rapiden Lernfortschritte nach seiner Auffindung: Kaspar erinnerte damals das bereits früher Erlernte! Als dieser verborgene Schatz früherer Kenntnisse und Fertigkeiten komplett gehoben war, fiel Kaspar Hauser jedoch nachweislich in die Mittelmäßigkeit eines eher unbegabten Schülers zurück und stagnierte in seinen weiteren Lernfortschritten. Dies wurde von vielen Seiten bestätigt und gab auch Anlass zu Zerwürfnissen, z. B. mit dem Lehrer Meyer.

Dabei erhebt sich die interessante Frage, ob Hauser öffentlichen Schul- oder Privatunterricht erhalten hatte. Der Hauser-Gegner Dr. Julius Meyer zitiert in seinen 1872 veröffentlichten „Authentische Mitteilungen über Kaspar Hauser“ seinen Vater Johann Georg Meyer folgendermaßen:

*„Ebenso auffallend wie sein Dialekt musste mir stets sein Schulton erscheinen, in den er ebenfalls beim Lesen und Memorieren gewöhnlich verfiel. Einen Leseton, wie ich ihn bei Kaspar Hauser oft nicht verkennen konnte, trifft man nur in Schulen, vorzüglich in Landschulen an, deren Lehrer noch dem Mechanismus huldigen. Nie habe ich noch gefunden, dass sich ein solcher Ton beim Privatunterrichte herausbildet, am allerwenigsten, wenn ihn Lehrer erteilen, wie sie Kaspar Hauser hatte. Ich kann nicht begreifen, wie seine frühern Lehrer diesen Umstand gleichgültig ansehen konnten. Es müsste nur sein, dass sie mit den Eigentümlichkeiten vieler Volksschulen ganz unbekannt geblieben wären. Seinem Lesetone nach hatte Kaspar Hauser früher eine gewöhnliche Schule besucht, und es dürfte dies umso wahrscheinlicher sein, als er bei seinem Erscheinen in Nürnberg schon ziemlich wacker schreiben und, wie behauptet wird, auch lesen konnte ...“<sup>47</sup>*

Um einen solchen Unterricht zu erhalten, hätte Kaspar Hauser den Ort Ach, in dem Wanghausen liegt, gar nicht verlassen müssen. Es gab dort nachweislich eine eigene Dorfschule, wobei die Herrschaft Wanghausen sogar das Schulpatronat und die Schulvogtei innehatte.<sup>48</sup> Alternativ wäre sogar die Dorfschule im nahen Hochburg in Frage gekommen, welche kurz zuvor ein großes Talent aus einfachsten Verhältnissen heraus hervorgebracht hatte. Der spätere Lehrer und Komponist Franz Xaver Gruber, Sohn eines Leinenwebers in der sog. Steinpointner Sölde, war dort von ca. 1793 an von Lehrer Andreas Peterlechner unterrichtet worden, bis er selbst 1806 Volksschullehrer wurde und 1818 die Musik zum berühmtesten Lied aller Zeiten komponierte: „Stille Nacht, heilige Nacht“!

Es muss also triftige Gründe gegeben haben, Kaspar Hauser nicht in diese Schulen, sondern in eine jenseits der Grenze in der Nachbarstadt Burghausen gelegene Ausbildungsstätte zu geben, oder er erhielt eben dort doch jenen Privatunterricht, den der Lehrer Meyer zwar ausschließen wollte, welcher aber für einen Adelspross, der nicht allgemein bekannt werden sollte, die angemessenere Form der Unterweisung gewesen wäre. Es konnte ja durchaus ein Landschullehrer sein, der ihn dort insgeheim unterrichtete. Dass Kaspar dabei nicht in einer offiziellen Schülerliste auftauchte, ist selbstredend. Peter Vornehms Nachforschungen in den Schülerlisten von Burghausen verliefen ergebnislos, wobei diese Akten auch gar nicht vollständig erhalten sind, und der Name „Kaspar Hauser“ sowieso nicht der authentische Schülernamen gewesen sein muss.

**Damit wird klar, dass im selben Maß, wie Burghausen als Unterrichtsort Kaspar Hausers in den Vordergrund rückt, Pilsach als sein früherer Aufenthaltsort ausscheidet. Weder gab es in Pilsach einen Fluss, noch einen Unterrichtsort, noch eine Grenze, die zum Erreichen desselben hätte überschritten werden können!**

Dessen ist sich auch Heimatforscher Vornehm sicher: „Pilsach, niemals!“, resümierte er mit Recht in einem Artikel der Passauer Neuen Presse vom 13. Januar 2013.

---

47 Hier zitiert nach Pies, Augenzeugen, Kap. 9.

48 Benedikt Pillwein: Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Oesterreich, Band 4, Linz 1832, S. 445.

### 3. Von diesem Punkt unserer Untersuchung an fügt sich ein Indiz ans andere:

So hatte z. B. Kaspar Hauser dem Reitknecht Johann Mathias Merk von „fünf Rössern“ berichtet, die an seinem früheren Aufenthaltsort gestanden seien, darunter ein weißes Reitpferd, welches er gerne gefüttert habe: „Es waren fünf söchtene dort, wo i gwesn ...“ Kaspars vertrauter Umgang mit Pferden war kein Einzelfall: Wann immer er in Nürnberg solche sah, legte er jegliche Scheu ab und streichelte sie ohne Vorbehalt, auch lernte er später ganz passabel reiten, wie Johann Hacker, der Kutscher des Rittmeisters von Wessenig, berichtete.<sup>49</sup>

Vielleicht kamen ihm dabei seine Früherfahrungen in Wanghausen zu Gute. In der Tat standen am Schloss Wanghausen Reitpferde in einer Stallung bei sogenannten „Zuhause“, welches heute abgerissen ist. Auch das „Jagdhaus“ am Ende des Wanghausener Schlossparks – auch „Salettl“ genannt – war im Bereich seiner Wagen-Remisen für die zeitweise Unterbringung von Pferden geeignet.

**Dass mit dieser Ross-Geschichte endgültig ein städtisches Bürgerhaus oder ein einfaches Bauernhaus als permanenter Unterbringungsort Kaspar Hausers ausscheidet, versteht sich von selbst. Die Haltung von Reitpferden war damals mit wenigen Ausnahmen ein Privileg des Adels und des Militärs.**

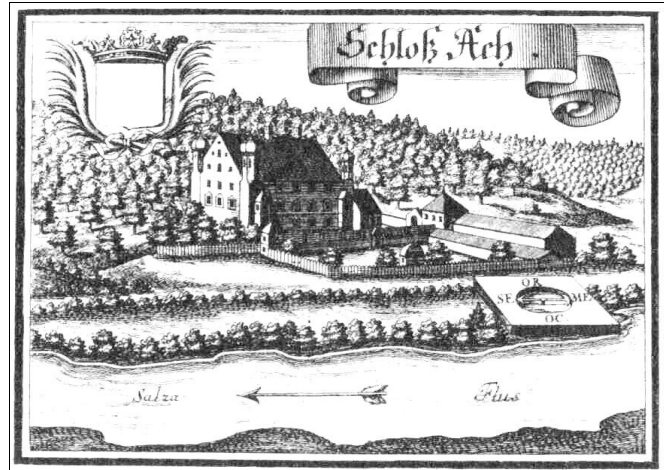


Abb. 18: Wanghausen 1721, Stich von Michael Wening. Rechts im Bild die ehemaligen Stallungen und Ökonomiegebäude. Das „Salettl“ stand zu dieser Zeit noch nicht.

### 4. Damit leiten wir über zur näheren Umgebung des Schlosses Wanghausen. Man erinnere sich:

Als Kaspar Hauser von seinem Wächter aus dem Verlies entlassen wurde, um seinen Weg nach Nürnberg anzutreten, war er zunächst tagsüber als Kind des Dunkels in keiner Weise zu optischen Sinneseindrücken fähig – sei es die Landschaft, sei es die Orte betreffend, durch die er kam, sei es in Bezug auf das Aussehen und das Gesicht des Mannes, der ihn trug und führte. Von dieser Tagblindheit berichtete nicht nur Vormund Jakob Friedrich Binder am 7. Juli 1828 in seiner Bekanntmachung, sondern später auch Kaspar Hauser selbst, in seiner „Lebensbeschreibung“, und am ausführlichsten der unabhängige Gutachter Dr. Osterhausen. Kaspar Hauser brauchte nachweislich sehr lange, ehe er sich nach seinem Leben im Dunkeln an normale Lichtverhältnisse und optische Eindrücke gewöhnt hatte und das zunächst bestehende Chaos an Farben und Formen zu interpretierbaren Bildern zusammenfügen konnte.<sup>50</sup> Dass man sich diese Tagblindheit nicht als ein Nicht-Sehen, sondern vielmehr als ein unverträgliches Zu-Viel-Sehen vorzustellen habe, schilderte Feuerbach mit den authentischen Worten Kaspar Hausers.<sup>51</sup> Ähnlich hatte durch die Inhaftierung Kaspars Zeitgefühl gelitten, so dass er den Wechsel nach Nürnberg gar nicht zeitgerecht hätte wiedergeben können, selbst wenn er es gewollt hätte. Wir haben dieses Phänomen bereits weiter oben verdeutlicht.

Sehr wohl und von Anfang an scheint Kaspar Hauser zu selektiven akustischen, olfaktorischen und taktilen Sinneseindrücken im Stande gewesen zu sein, was ihm bei seinem Abtransport aus dem Gefängnis zugute kam. Beim Hören und Fühlen verfügte er sogar über eine bis zum Extrem

49 Pies, Dokumentation, S. 173.

50 Feuerbach, Hauser, S. 51 und 79.

51 Feuerbach, Hauser, S. 77ff.

gesteigerte Sensibilität, wie Georg Friedrich Daumer berichtete.<sup>52</sup> Dementsprechend nahm er die Körperbewegungen, Lautäußerungen und auch Lageveränderungen seines Bewachers so gut wahr, dass er später in seiner Lebensbeschreibung durch einen Analogieschluss davon berichten konnte: Er sei nach der Freilassung zunächst auf dem Rücken des Mannes einen kleinen Berg, und dann – nach einer ebenen Zwischenstrecke – „auf einen langen und hohen Berg hinaufgetragen oder gezogen worden, immer weiter fort, bis es Tag wurde ...“<sup>53</sup>

Eine ähnliche Angabe machte Kaspar bei einem Polizeiverhör am 6. November 1829:

„Er nahm mich so, wie ich in meinem Gefängnisse gekleidet war, auf den Rücken und trug mich, mit einem Hute bedeckt, gleich vom Kerker aus ins Freie, unmittelbar darauf eine Anhöhe, bald nachher aber einen größeren Berg hinauf ...“<sup>54</sup>

Dennoch gab es bei dieser Schilderung kontroverse Erklärungen. Wir sind deshalb gut beraten, nochmals den Text lesen, den Kaspar in ungelenktem Deutsch als allererstes niederschrieb:

„...wie er mich aus den Gefängniß raus getragen, hat, da habe er sich bickgen müßen und hat mich über einen kleinen Berg hinauf getragen, da habe ich schon zum weinen angefangt, da hat der Mann gesagt, ich soll aufheren, sonst bekomme ich keine Roß, wie aber ich über den Kleinen Berg, hinauf gekomen bin, da hat mich so gefrohren, weil ich die Luft niemals gehabt habe, und ein so schröcklicher Geruch ist mich angefallen, dass es mir weh gethan habe, und dan sind mir auf den zweyten Berg gekomen, und da habe ich eingeschlaffen, dieses kan ich aber nicht sagen, obe der Berg lange dauert hat oder kurz und wie weit er mich getragen hat, dieses kann ich auch nicht sagen ...“<sup>55</sup>

Bleiben wir also bei Bild der zwei Berge und überprüfen wir die Gegend von Wanghausen.

Es ist kaum anzunehmen, dass der „Mann“ Kaspar Hauser über die Salzach-Brücke mitten durch den Ort Burghausen geschleppt hätte, um mit ihm den Weg nach Nürnberg aufzunehmen. Die Entdeckungsgefahr war viel zu groß!

Gesetzt den viel wahrscheinlicheren Fall, Kaspar wurde nach Verlassen des Schlosses in der Kälte der Nacht mit einem Kahn über die nahe Salzach übergesetzt – was er selbst nicht berichten konnte, weil er derartige Transporte gar nicht wahrnahm -, dann präsentierte sich am linken Ufer der Salzach gerade die beschriebene Topographie:



Abb. 19: Einer der möglichen Wege Kaspar Hausers über 2 Berge nach seiner Befreiung aus dem Kerker bei Schloss Wanghausen.

- Gegenüber von Wanghausen folgt nach einem Anstieg der Uferböschung eine Zwischenebene, danach der weitere Anstieg auf das linke Hochufer der Salzach, ehe man auf der Höhe die relativ flach verlaufende Route nach Altötting und Neumarkt-Sankt Veit aufnehmen kann! Man beachte hierzu das Bild aus dem Urkataster: Die Topographie korrespondiert mit Kaspars Angaben bis ins Detail! Allerdings bliebe zu klären, warum

52 Georg Fr. Daumer: Mittheilungen über Kaspar Hauser, Heft 1 und 2, Nürnberg 1832, S. 9ff.

53 Hier zitiert nach Albersdorf 1837, S. 29.

54 Pies, Augenzeugen, Kap. 18. Pies, Dokumentation, S. 175.

55 Aus Kaspars erstem Aufzeichnungsfragment, in Pies, Augenzeugen, Kap. 15. Satzzeichen aus Gründen der Lesbarkeit angepasst.

ihn zu Beginn des 2. Berges ein schrecklicher Geruch befiel.

- Alternativ ist denkbar, dass Kaspar auf österreichischer Seite erst die Anhöhe hinter dem Schloss und dann den steilen Berg auf die Hochebene des Weilharts hinaufgetragen wurde, um dort betäubt auf einen Wagen verladen zu werden, der, mit einer Plane bedeckt, die Route nach Nürnberg aufnahm und dabei die Salzach-Brücke bei Burghausen überquerte. So wäre alles noch diskreter vonstattengegangen als auf der anderen Route, bei der ja eine Flussüberquerung per Kahn nötig wurde.
- Der Lehrer Daumer meinte seinerzeit, Kaspar sei beim ersten Anstieg an beiden Seiten angestoßen. Er ging deshalb von einer Kellertreppe (als Pseudo-Berg 1) und einer nachfolgenden Anhöhe aus.<sup>56</sup>

**Wir werden nicht mehr zweifelsfrei entscheiden können, welche Version die richtige ist. Aber jedenfalls hatte Kaspar Hauser, wenn man die Wanghausen-Theorie zugrunde legt, exakt beobachtet und wahrheitsgetreu berichtet!**

Wieder fällt die eklatante Diskrepanz zu Pilsach auf: Es gibt dort zwar mehrere Berge, aber keinen, über den man den Weg nach Nürnberg hätte aufnehmen können, und erst recht keinen zweifach gestaffelten wie bei Wanghausen. Das Konstrukt Fritz Klees, der „Mann“ hätte am sogenannten Ottenberg bei Pilsach mit Kaspar Hauser das „Bergsteigen“ geübt, klingt in diesem Zusammenhang geschraubt, ja nachgerade lächerlich!<sup>57</sup>

Nach dem Anstieg auf das Salzach-Ufer muss es für Kaspar Hauser relativ eben und flach dahingegangen sein, so wie es zwischen Burghausen und Altötting überwiegend der Fall ist. Dies sagte er selbst, und dies machten allein seine Gehversuche erforderlich; steil bergauf oder bergab hätte er kaum das Laufen lernen können! Und erneut ergibt sich eine erhebliche Diskrepanz zur Umgebung von Pilsach und Neumarkt, welche Kaspar Hauser anlässlich der Besichtigung eines vermeintlichen Kerkers in Mariahilf bei Neumarkt, zwei Jahre nach seiner Auffindung, mit eigenen Augen sah und in einem Protokoll vom 14. Juni 1830 generell als Verlies-Gegend ausschloss:

*„Hier gibt es überall so schreckliche Berge und lauter Wald. Aus einer bergigen Gegend kann ich aber nimmermehr nach Nürnberg geführt worden sein, und ich musste es auf dem Transport dorthin doch wohl wenigstens einmal bemerkt haben, dass der Weg durch den Wald geht. Ich meine auch, dass der Boden auf meinem Transport nach Nürnberg ungleich sandiger und gelblicher war als er in der ganzen Gegend ist, die wir durchreist haben ...“<sup>58</sup>*

Auch die Schilderung gelblicher Sande und Tone passt weitaus besser zur Salzach-Gegend als zu Neumarkt, wo der Dogger-Sandstein immer rotbraun meliert ist oder wie im Rest von Franken ins Braune geht, ansonsten aber auf der Höhe der weiß-graue Kalkstein und Dolomit des Oberpfälzer Weißjura vorherrscht. Man beachte zum Vergleich die Abbildung des Salzach-Prallhanges, Geotop-Nr. 171A008 in Geotop-Kataster Bayern, der exakt die von Hauser beschriebene Farbe wiedergibt. Die gegenläufigen Angaben Fritz Klees sind auch hierzu völlig aus der Luft gegriffen!<sup>59</sup>

**Unglaublich, dass sich aufgrund derart eindeutiger Äußerungen des Betroffenen überhaupt eine Pilsach-Theorie breit machen konnte!**

---

56 Pies, Augenzeugen, Kap. 5.

57 Klee, Kap. 5.

58 Pies, Dokumentation, S. 196.

59 Klee, Kap. 6.

## 5. Fokussieren wir nun auf das Schlossgebäude von Wanghausen selbst:

Anlässlich seiner Ungarnreise im Sommer 1831 passierte Kaspar Hauser zusammen mit Baron Gottlieb von Tucher und Oberleutnant Joseph Hickel in einiger Entfernung das Schloss in Petronell, kurz vor dem Donauknie zwischen Hainburg und Pressburg/Bratislava. Weil sich Kaspar plötzlich an seine Kindheit erinnert sah, wünschte er, das Gebäude in Petronell näher betrachten zu können. Gottlieb von Tucher hinterließ dazu einen Tagebucheintrag:

*„Bei dem Traunischen Schloss nächst Petronell äußerte er wieder dasselbe Verlangen, dasselbe zu sehen. Wir stiegen deshalb aus. Schon von weitem hatte er gesagt, dass ihm die Türme nicht recht seien, sie müssten höher sein, aber Türme seien es gewesen. Sonst sei das Schloss sehr ähnlich. Am Eingangstor stehen auf den beiden Pfosten steinerne Pferde; so ungefähr sei es auch. Nur sei auf dem Tor etwas anderes, was er nicht benennen könne. Der Eingang war ganz anders, nämlich auf der anderen Seite des Schlosses ...“*<sup>160</sup>

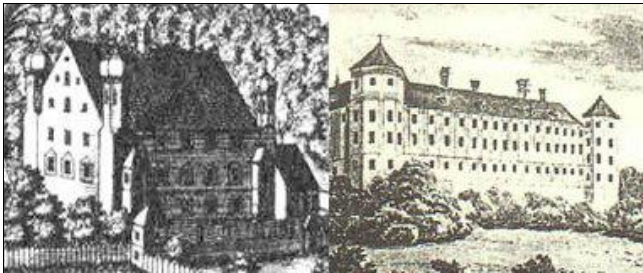


Abb. 20: So dürfte Kaspar Hauser beide Schlösser erlebt haben: Wanghausen nach dem Stich von Wenning - Petronell nach einem alten Stich, zur besseren Vergleichbarkeit seitengespiegelt.

Wenn man zeitgenössische Darstellungen der Schlösser Wanghausen und Petronell vergleicht, erkennt man trotz unterschiedlicher Größe und Proportion der Gebäude in der Tat gewisse Ähnlichkeiten:

**Beide Schlösser weisen drei Wohngeschosse auf, an den Ecken waren sie flankiert mit stilistisch etwas unterschiedlichen Ecktürmen.**

Der Eingang zum Schlossareal, bei welchem Kaspar ebenfalls gewisse Ähnlichkeit erkannte, lag in Wanghausen nicht auf der Sichtseite des Schlosses, sondern seitlich des Schlosses. Dieser hat sich nicht erhalten, so dass über die Konfiguration keine Aussage möglich ist. Lediglich der Größenunterschied und die Viereckanlage finden hier keine plausible Erklärung. Deshalb ist denkbar, dass sich Kaspar an diesem 11. Juni 1831 bei Petronell noch an ein weiteres Schloss erinnerte, von welchem alsbald die Rede sein wird.

Als Kaspar Hauser in Ansbach lebte, schrieb er auf Wunsch Anselms von Feuerbach *ex post* seinen Schlosstraum vom 15. August 1828 nieder, was später Anlass zu Spekulationen bot:

*„Es kam mir vor, als wäre ich in einem sehr, sehr großen Hause. Da schlief ich in einem sehr kleinen Bette. Als ich aufstand, kleidete mich ein Frauenzimmer an. Nachdem ich angekleidet war, führte sie mich in ein anderes großes Zimmer, in welchem ich eine sehr schöne Kommode, Sessel und ein Sofa sah. Von da führte sie mich in ein anderes großes Zimmer, worin Kaffeetassen, Schüssel und Teller waren, die wie Silber aussahen. Von diesem Zimmer aus führte sie mich in ein größeres Zimmer, in welchem sehr viele und sehr schön gebundene Bücher standen. Von diesem Zimmer aus führte sie mich einen langen*

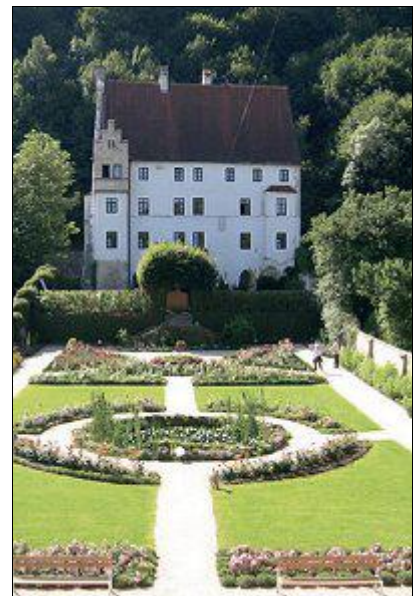


Abb. 21: Schloss und Park Wanghausen, mit Teich und Springbrunnen.

60 Johannes Mayer, Peter Tradowsky: Kaspar Hauser. Das Kind von Europa, in Wort und Bild dargestellt. Stuttgart 1984, S. 486. Im Weiteren abgekürzt mit Mayer-Tradowsky und Seitenzahl.

*Gang vor und über eine Treppe hinab. Nachdem wir die Treppe hinunter gegangen waren, gingen wir im Innern des Gebäudes einen Gang herum, an dessen Wand Porträts hingen. Aus den Bogen dieses Ganges konnte man in den Hof hinaussehen. Ehe wir den Gang ganz umgangen hatten, führte sie mich zu einem mitten im Hofe befindlichen Springbrunnen hin, an welchem ich eine sehr große Freude hatte. Von dem führte sie mich wieder zu demselben Bogen, und dann kehrten wir auf dem Bogengange denselben Weg wieder zurück bis zur Treppe. Als wir zur Treppe kamen, sah ich ein Bildnis stehen, welches in Ritterkleidung ausgeschnitten oder ausgehauen war. Das Bildnis hatte auch ein Schwert in der linken Hand. Oben am Handgriff war ein Löwenkopf angebracht. Dieser Ritter stand auf einer viereckigen Säule, welche mit der Treppe verbunden und angemacht ist. Nachdem ich den Ritter eine Zeitlang angesehen hatte, führte mich das Frauenzimmer die Treppe hinauf, den langen Gang vor und wollte mit mir zu einer Türe hineingehen. Diese Tür war aber verschlossen. Sie klopfte an, allein man machte nicht auf. Dann ging sie mit mir schnell zu einer anderen Tür, und, während sie dieselbe öffnen wollte, erwachte ich ...*<sup>61</sup>

Baron von Tucher berichtete 1831 über denselben Traum, verlegte ihn allerdings auf ein anderes Datum, nämlich in die Nacht vom 30. zum 31. August 1828. Tucher vermerkte zunächst, dass das Traumbild genau dann in Kaspar Hauser aufgestiegen war, als beide gemeinsam die Nürnberger Burg besichtigt hatten, insofern ist es denkbar, dass sich Anteile derselben mit der Imagination Hausers vermischten.

Die Schlostreppe wurde von Kaspar Hauser als „sehr schön“ beschrieben, viele Räume im Erdgeschoss hätten breite Flügeltüren und eine prunkvolle und reichhaltige Ausstattung gehabt. Deutlicher als bei der Feuerbach'schen Beschreibung war nun von Gebäude- und Zimmerfluchten die Rede, die sich um einem großen zentralen Platz mit einem Röhrenbunnen gruppiert hätten. Außerdem fand eine Gemäldegalerie, eine von Säulen und Wandbildern gezierte Außenfassade und die bereits geschilderte, große Ritterstatue am Treppenfuß Erwähnung.<sup>62</sup>

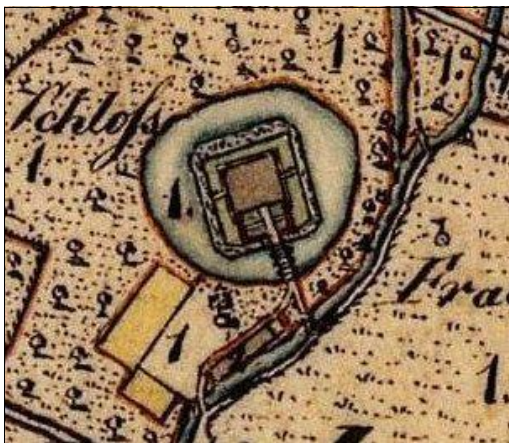


Abb. 22: Schloss Pilsach im Urkataster von ca. 1820.

Dass das von Hauser beschriebene Schloss allein wegen der geschilderten Größenverhältnisse nicht Pilsach gewesen sein kann, liegt auf der Hand, ebenso wenig Schloss Beuggen am Oberrhein, welches in der Vergangenheit als weiterer Verliesort gehandelt wurde. Hierzu mehr später. Zum Vergleich gibt der nebenstehende Ausschnitt aus dem Katasterplan von ca. 1820 die Situation in Pilsach wieder: Das im Vergleich zu Wanghausen um ein ganzes Stockwerk kleinere und gedrungene Gebäude ohne Ecktürme lag inmitten eines großen Weihers und konnte nur über eine Brücke erreicht werden. Kein Innenhof, keine großen Gänge oder Zimmerfluchten im Inneren, kein Spring- oder Röhrenbrunnen – für diesen wäre gar kein Platz gewesen.

Das von Kaspar Hauser erinnerte Schloss konnte kein derartiger Landsitz gewesen sein, sondern muss einem groß-herrschaftlichen Schloss, vielleicht sogar einer Residenz entsprochen haben, einem weitläufigen Gebäudekomplex, dessen Einzelkörper sich um einen großen Zentralplatz gruppierten. Im geschichtlichen Teil dieser Arbeit werden wir einen Situations- und Zeitrahmen erarbeiten, der einen vorübergehenden Aufenthalt des ca. 3-jährigen Kaspar Hausers in einem entsprechenden Schloss im Herzogtum Krain in den Raum stellt – kurz vor seiner Dauerunterbrin-

61 Pies, Dokumentation, S. 53ff.

62 Hermann Pies: Kaspar Hauser, Fälschungen, Falschmeldungen und Tendenzberichte, Ansbach 1973, S. 336ff. Pies, Dokumentation, S. 53ff.

gung in Wanghausen. Die Kriterien dortiger, in Frage kommender Schlösser passen exakt zu Kaspars Schilderung, auch gewisse Züge des Schlosses Petronell finden sich wieder. Sollten sich allerdings Erinnerungsfragmente zu Schloss Wanghausen in Kaspars Traumbilder gemischt haben, dann finden wir trotz derselben Einschätzung, die für Pilsach oder Beuggen gilt, wenigstens Übereinstimmung in folgenden Punkten:

- Kaspar Hauser erinnerte einen sogenannten Röhrenbrunnen, der ihn sehr beeindruckte. An anderer Stelle sprach er von Springbrunnen. Ein Röhrenbrunnen mit einer Zentralsäule und Wasserspeiern oder ein Springbrunnen mit Teich sind nur möglich, wenn an der Stelle des Wasseraustritts ein gehöriger Wasserdruck herrscht. Dies war weder in der von Hauser und Tucher besichtigten Nürnberger Burg noch in der Residenz Laibach der Fall, wo sich allerdings große Ziehbrunnen befanden.

Prädestiniert für einen Röhren-/Springbrunnen war Schloss Wanghausen, wegen der Lage an einem mächtigen Quellhorizont. So zeigt ein historisches Gemälde bereits in der Zeit um 1750 einen Springbrunnen mit eindrucksvoller Fontäne. Dieser Springbrunnen im Schlosspark existiert noch heute. Ein weiterer Röhrenbrunnen zum Wasserschöpfen mag sich hinter dem Schloss am Hangfuß befunden haben – gerade dort, wo heute die Teerstraße vorbeizieht. Die Quellwasserversorgung des Schlosses Wanghausen macht es wegen des Wassergefälles bis zum heutigen Tag möglich, im obersten Stockwerk des Schlosses einen inneren Wandbrunnen zu betreiben!



Abb. 23: Ausschnitt aus einem Großgemälde des Schlosses Wanghausen, von unbekannter Hand.

- Des Weiteren sprach Kaspar Hauser im Protokoll Baron Tuchers von einem Innentreppehaus mit einer großen breiten Treppe, „4- oder 5mal gebrochen“, wobei er aber, sich jeweils um 90 Grad wendend, eine 4fach gebrochene Treppe demonstrierte. Hier wird eine Treppe beschrieben, wie sie sich im Mitteltrakt des Schlosses Wanghausen findet. Hier wäre auch die repräsentative Aufstellung eines Steinmonumentes, wie von Kaspar beschrieben, möglich gewesen.<sup>63</sup>

Damit hat es sich allerdings bereits mit den Gemeinsamkeiten zwischen Schloss Wanghausen und Kaspars Traumschloss. Der Rest von Kaspars Schilderung dürfte, wie gesagt, eher einem anderen als dem Schloss Wanghausen zuzuordnen sein, wenn nicht die Burganlage von Burghausen selbst das Vorbild gab. Bezüglich des geschilderten Interieurs sind heute sowieso keine Vergleiche mehr möglich, allerdings deutet auch hier das Meiste an Kaspars Schilderung auf ein Residenzschloss hin.

**Alles in allem erscheint es nicht sicher, aber immerhin möglich, dass Kaspar Hauser Teile des Wanghausener Schlosses im Traum erinnert hat. Schloss Pilsach oder Beuggen scheiden als Substrat der Schlossträume definitiv aus!**

63 Pies, Fälschungen, S. 336ff. Pies, Dokumentation, S. 53ff.

6. Weitere Beispiele belegen, dass Kaspar Hauser trotz seiner bruchstückhaften Erinnerung durchaus zu präzisen Angaben im Stande war. So antwortete er, als der Lehrer Daumer ihn fragte, ob er nicht auch ein Wappen gesehen habe, er wisse zwar nicht, was dieses genau sei, doch inwendig über der Tür in der Mauer habe er ein Bild gesehen:

*„Er zeichnete hierauf dasselbe; es war gleichwohl nichts anderes als ein nur mangelhaft dargestelltes Wappen. Es befand sich darin ein Quadrat und in diesem ein aufrecht stehendes Tier von unbestimmter Gattung; außerdem machte er noch drei mit den Spitzen zusammenlaufende Dreiecke hinein ...“<sup>64</sup>*

Kaspar sollte dieses und ein weiteres Wappen, welches er vor seinem geistigen Auge gesehen hatte, nachzeichnen. Da er sich nur schwer an Details erinnerte, half Daumer nach und zeigte ihm ein Wappen mit zwei Löwen, die zwei gekreuzte Schwerter hielten. Hauser schaute sich das Wappen an:

*„Ja, so kämen die Spitzen wohl heraus, die ihm im Sinne lägen; aber oben sei noch etwas gewesen. Er zeichnete darauf eine über dem Wappen befindliche Krone.“<sup>65</sup>*

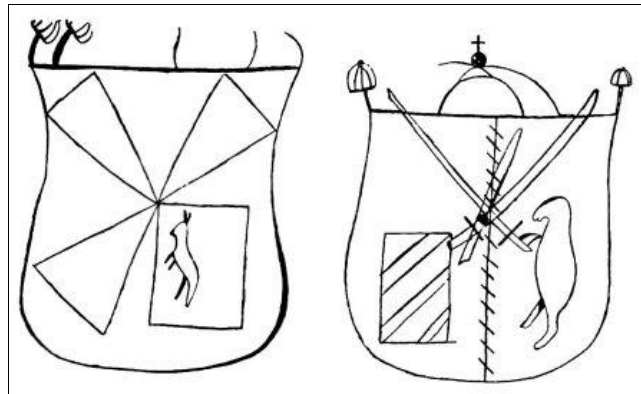


Abb.g 24: Die Wappen-Skizzen des Kaspar Hauser.

So entstand das zweite, nebenstehend abgebildete Wappen.

Die eigenartigen Windmühlenflügel im linken Wappen wurden später als atypisches Tatzenkreuz gedeutet, so wie es sich zum Beispiel im Wappen des Deutschen Ordens wiederfindet, allerdings auch klein als Emblem eines „Ordens am Bande“, in vielen anderen Wappen.<sup>66</sup>

Die Hauser'schen Wappenbilder wurden alsbald herangezogen, um die Erbprinz-von-Baden-Theorie zu untermauern, denn man glaubte, ein von Hauser gezeichnetes Wappen in Schloss Beuggen am Oberrhein entdeckt zu haben, ein Wappen, das genau seinen Skizzen entsprach. Schon vor Hausers Auffindung in Nürnberg ging das Gerücht, in Beuggen sei ein hochadeliger Gefangener lange Zeit widerrechtlich eingekerkert gewesen. Ein in lateinischer Sprache verfasster Hinweisbrief, der am 22. September 1816 rheinabwärts in einer Flaschenpost aufgefunden wurde, untermauerte dieses Gerücht. Die Unterschrift soll, anagrammatisch verschlüsselt, auf Kaspar Hauser hingewiesen haben: Statt „S. Hanès Sprancio“ sei „Sein Sohn Caspar“ zu lesen!<sup>67</sup>

Wir wollen uns mit dieser recht abenteuerlichen Theorie nicht weiter auseinandersetzen, aber zugegebenermaßen bestehen zwischen den Wappenentwürfen Kaspar Hausers und einem am sogenannten Teehaus in Beuggen angebrachten Wappen gewisse Ähnlichkeiten. Dass das Wappen allerdings nicht inwendig angebracht war, wie Kaspar berichtet hatte, sondern außen, störte dabei niemanden. Ein Befund von Beweischarakter liegt hier also nicht vor!

64 Georg Fr. Daumer: Kaspar Hauser. Sein Wesen, seine Unschuld, seine Erduldungen und sein Ursprung, Regensburg 1873, S. 432f. Im Weiteren abgekürzt mit Daumer, Wesen und Seitenzahl.

65 Pies, Dokumentation, S. 54.

66 Pies, Fälschungen, S. 331.

67 Zur Übersicht z. B. Schiener, Hauser, S. 173ff.



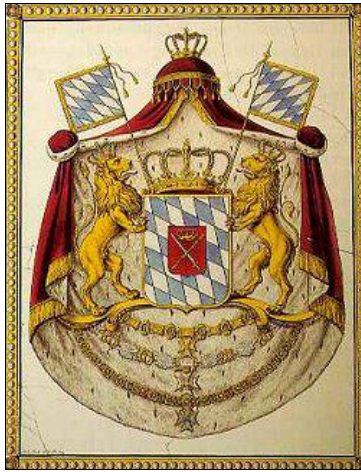


Abb. 25: Bayerisches Staatswappen um 1820.

Wie nebenstehende Abbildung zeigt und Ivo Striedinger erstmals als Gegenargument vorbrachte, finden sich Züge der Hauser'schen Wappen genauso gut beim bis 1835 gebräuchlichen Bayerischen Staatswappen:

Schwert und Zepter gekreuzt, aufsitzende Krone, Löwen, Tatzenkreuze als Ordens-Emblem.

Das Streifenmuster könnte mit einiger Fantasie auch als missglücktes Rautenmuster gedeutet werden. Embleme des Deutschordens konnte Kaspar außerdem reichlich in Nürnberg gesehen haben.<sup>68</sup>

In diesem Zusammenhang interessiert nun besonders, ob sich in und am Schloss Wanghausen ein Wappenbild erhalten hat, das dem Hauser'schen Wappenbild entspricht, so wie er es in seinem Schlosstraum – über der Tür, in der Mauer – gesehen hatte.

In der Tat wird man in Wanghausen fündig, allerdings auch nur an der Außenfassade. Im Inneren ist uns bei der Ortsbesichtigung ein Wappen nicht aufgefallen.

Über dem Hauptportal des Schlosses an der zur Salzach gewandten Fassade, d. h. schräg „über der Tür, in der Mauer“, sieht man ein großes Relief mit einem Wappenbild. Allein, es hat mit Kaspar Hausers Skizzen nichts zu tun, sondern stammt von Baron von Wening-Ingenheim, welcher 1848 das Schloss übernahm.



Abb. 26: Die Wappen an der Fassade und dem Portal von Schloss Wanghausen.

Sollte hier zuvor das Wappen der Familie von Prielmayer, also der Familie, welche zur Zeit Kaspar Hausers Schloss Wanghausen besaß, angebracht gewesen sein, so hätte dies wenig mit Kaspar Hausers Wappen zu tun, denn der Prielmayer'sche Wappenschild zeigt einen über Eck stehenden Sparrenfirst mit zwei Sternen und Anker; der Turnierhelm trägt eine sogenannte Heidenkrone mit quergeteiltem Stern, also nichts von dem, was Kaspar Hauser gezeichnet hat.

68 Striedinger, S. 446.

Siehe hierzu das nebenstehende Prielmayer-Siegel sowie das Portrait Korbinians von Prielmayer unten.<sup>69</sup> Das Prielmayer-Wappen befindet sich verkleinert am neugotischen Portalgewand von Schloss Wanghausen (siehe oben).



Abb. 27: Erhaltenes Prielmayer-Briefsiegel aus einer bayerischen Siegelsammlung (Internetauktion).

Alle Wappen von Schloss Wanghausen zeigen also nur wenig bis keine Ähnlichkeit mit den Wappenbildern Kaspar Hausers. Ergibt sich hieraus ein fundamentaler Widerspruch zur die Wanghausen-Theorie oder gar ein Ausschlussgrund? Waren dies wirklich die einzigen Wappen, die Kaspar erinnern konnte, oder hatte er womöglich ein ganz anderes Wappen vor dem inneren Auge? Wenn nicht in Wanghausen - wo konnte der kleine Kaspar ein Wappen gesehen haben, das ihn so beeindruckte, dass er es später im Traum wieder erlebte?

Begeben wir uns mit ihm auf seinem vermuteten Schulweg hinein in die Stadt Burghausen:

Das markanteste und wohl auch hübscheste, im sogenannten Salzach-Stil erbaute Stadthaus von Burghausen ist der sogenannte „Stadtsaal“. Der eindrucksvolle Bau entstand zur Mitte der 16. Jahrhunderts. Es diente bis 1779 als Sitz des Rentamtes Burghausen, bis 1802 als bayerisch-kurfürstliches Regierungsgebäude. Bei diesem Gebäude flankieren drei dekorative Renaissance-Türmchen ein großes Prunkwappen des Kurfürstentums Bayern aus Stuck, das weit und breit seinesgleichen sucht. Gerade auf diesem Wappenbild finden sich nun alle Wesensmerkmale wieder, die Kaspar Hauser später gezeichnet hat!



Abb. 28: Der Stadtsaal in Burghausen mit seinem Wappen.

**Kein Zweifel: Wenn der kleine Kaspar Hauser in Burghausen zur Schule gegangen ist, dann muss er dieses repräsentative Großwappen wiederholt gesehen und vermutlich auch bewundert haben. Es konnte sich ihm so einprägen, dass er es später in seinem Schlosstraum erinnerte, wenngleich an anderer Stelle.**

So fügen sich nach ersten Hindernissen nicht nur der Schlosstraum, sondern auch die Wappenbilder Kaspars zwanglos in die Wanghausen-Theorie ein!

<sup>69</sup> Martin C. W. von Wölkern: Beschreibungen aller Wappen der fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adelichen jetztlebenden Familien im Königreich Bayern, Dritte Abtheilung, Nürnberg 1827, S. 223f.

7. Über nichts hat es in der Vergangenheit soviel Verwirrung und Fehlinformation gegeben wie über Kaspar Hausers Verlies. Befeuert wurde dieser Wirrwarr vor allem durch die Pilsach- und Beuggen-Theorie, und die damit verbundene Tatsache, dass man sich die Beschaffenheit des jeweiligen Verlieses so hinbog, wie man es brauchte, wobei man geflissentlich die Tatsache ignorierte, dass sich Kaspar Hauser selbst sehr dezidiert und unzweideutig zur Beschaffenheit seines früheren Aufenthaltsortes geäußert hatte.<sup>70</sup>

Der Nürnberger Bürgermeister **Jakob Friedrich Binder** war der erste, welcher 1828 öffentlich bekannt machte, dass Kaspar Hauser, ehe er nach Nürnberg kam, über lange Jahre in einem „*dunklen, von außen kaum belichteten Raum zu ebener Erde*“ verwahrt worden sei und dort vor sich hin vegetiert habe.<sup>71</sup> Seine Angaben kamen aus erster Hand. Des Weiteren war von einem „*gestampften, trockenen Erdboden*“ in „*gelblicher Farbe*“ die Rede, auf dem Kaspar saß, mit einer Exkavation und einem Behältnis zur Verrichtung der Notdurft, inkl. eines Holzdeckels.<sup>72</sup> Der später hineingeschobene „*unter der Erde liegende Keller*“ war bereits ein Fehlschluss Georg Friedrich Daumers gewesen.<sup>73</sup> Binder hatte von ebenerdiger Lage berichtet.



Abb. 29: Szene aus der Fernsehdokumentation „Kaspar Hauser“, Serie Terra X, 2002.

Kaspar Hauser erwähnte, dass immer nach dem nächtlichen Schlaf sein Gefängnis aufgeräumt und mit frischem Brot und Wasser versehen gewesen sei, was nun klar darauf hindeutet, dass eine Versorgung tagsüber zur Entdeckung von außen hätte führen können. Damit scheidet ein Keller innerhalb eines Hauses mehr oder weniger aus.

**Alles deutet vielmehr auf ein ebenerdiges Außengebäude hin, das nur im Dunkeln unentdeckt vom Bewacher aufgesucht werden konnte!**

Kaspar Hauser selbst bezeichnete seinen damaligen Lebensraum als „*Loch*“ oder „*Käfig*“.<sup>74</sup> Nur spärlich erhellt und belüftet, wurde Kaspars Gefängnis von zwei kleinen, nahezu quadratischen und verglasten Fensteröffnungen oben an der Decke belichtet, denen von außen ein Holzstoß vorgestellt war, „*über dem Kaspar gerade noch den Gipfel eines Baumes erkennen konnte*“.<sup>75</sup> Speziell auf den Holzstoß legte sich Kaspar Hauser in einem Verhör am 7. November 1829 präzise fest:

*„Gleichwohl aber getraue ich mir schon aus meinen Wahrnehmungen, aus der Entfernung und den inzwischen erlangten Begriffen von aufgeschichtetem Holz, sogenannten Holzstößen, mit Bestimmtheit angeben zu können, dass es Holz gewesen ist, welches sich vor den Fenstern meines Aufenthaltsortes befunden hat.“<sup>76</sup>*

War im Binder'schen Protokoll noch von einer Holzbohlen-Decke die Rede, so belegen die weiteren Quellen, dass das Verlies überwölbt gewesen sein muss: „*Oben auf der Decke sei es wie z. B.*

70 Zu Kaspar Hausers Angaben mehr bei Pies, Dokumentation, S. 26f., 194ff., Augenzeugen, Kap. 15, Fälschungen, S. 336ff., Daumer, Hauser, S. 41 u. a., Antonius van der Linde: Kaspar Hauser, Band 1, Seite 201ff. Im Weiteren abgekürzt mit Linde 1 oder 2 und Seitenzahl.

71 Binder, S. 2.

72 Pies, Augenzeugen, Kap. 15.

73 Mit der Ebenerdigkeit hat Daumers Argument, Kaspar sei bei seiner Freilassung eine Kellertreppe hinaufgetragen worden, an Plausibilität verloren! Daumer, Hauser, S. 42, Fußnote.

74 Feuerbach, Hauser, S. 41.

75 Pies, Dokumentation, S. 174ff. und 194.

76 Kaspar Hauser, zitiert in Pies, Dokumentation, S. 177.

in einem Keller gewesen“, meinte Kaspar im ältesten Fragment seiner Aufzeichnungen, was für ein gemauertes Gewölbe spricht.<sup>77</sup> Kaspar Hauser ging übrigens von Sandsteinwänden aus, so, wie er sie in Nürnberg und Ansbach zu sehen gewohnt war. Er war sich aber dessen nach eigenem Bekunden keineswegs sicher, so dass auch anderes Wandmaterial in Frage kommt.

Dass in dem Raum ein von außen beheizbarer Ofen im Form eines Bienenkorbes gewesen sei, wie Binder angab, bleibt ebenfalls fraglich, denn Daumer dementierte diese Sichtweise aufgrund der Angaben Kaspars,<sup>78</sup> und dieser selbst übergab das Detail später bei all seinen Verhören (Quellen oben). Dennoch sei die Temperatur in seinem „Loch“ immer relativ gleich gewesen, was für eine gute Isolierung nicht nur gegen Schall, sondern auch gegen Kälte und Hitze spricht.

Exakt sind die wiederholt von Kaspar vorgebrachten Größenangaben: Der Innenraum habe in etwa 6 bis 7 Schuh Länge, 4 Schuh Breite und 5 Schuh Höhe aufgewiesen, wobei 1 Schuh Nürnberger Maßes damals eine Länge von 30,375 cm bedeutete.<sup>79</sup> Dies entspricht einem sehr kleinen Verlies von nur 2,10 m Länge, 1,2 m Breite und 1,5 m Höhe.

Dass dieser dunkle, ruhige Raum Kaspar Hauser, nachdem sich er erst einmal an ihn gewöhnt hatte, trotz aller Beschränkungen eine fast uterine Geborgenheit und Behaglichkeit gab, ist unbenommen. Damit erklärt sich z. B. Kaspars eigenartiges Verhalten nach dem ersten Mordversuch im Hause Daumers, bei dem er auf dem Abtritt von einem maskierten Unbekannten mit einem Hackmesser schwer verwundet wurde. Kaspar flüchtete sich damals, anstatt ins Freie oder hinauf in die Obergeschosse, wo die „Mutter“ weilte, hinab in den Keller des Hauses, also gerade dorthin, wo es dunkel und still war und er sich geborgen und sicher fühlen konnte. Dies war eine nur allzu menschliche Verhaltensweise, wenn man seinen Werdegang im „Loch“ berücksichtigt! Im Daumer'schen Keller mit seiner fest verschlossenen Luke herrschte eine wohltuende Abgeschiedenheit, und der schwer verletzte Kaspar gab solange keinen Laut von sich, bis er schließlich aufgefunden wurde. In Anbetracht seiner spezifischen Vergangenheit ist es völlig unverständlich, dass Kaspar Hauser damals wegen angeblich widersinnigen Fluchtverhaltens mit dem Verdacht der demonstrativen Selbstverwundung überzogen wurde.

Findet sich im Schloss Wanghausen Schloss ein als Dauerversteck tauglicher Raum?

Begeben wir uns ins Souterrain des Schlosses. Das Hauptgebäude ist nicht unterkellert, dagegen finden sich im südöstlichen Anbau aus jüngerer Zeit zwei Gewölbekeller, deren einer vermauert war und erst von Dr. Brunnhölzl nach einer handschriftlichen Notiz wiederentdeckt wurde. Dieser Keller passt in einigen Attributen zu Kaspar Hausers Kerkerbeschreibung: Er weist teilweise einen gestampften, gelblichen Lehmbo den auf, er ist gewölbt, die Belüftung mündet außen in zwei Kellerfenster.

Drei Phänomene lassen dennoch an Kaspar Hausers Aufenthalt in diesem Keller zweifeln:



Abb. 30: Peter Vornehm mit der Besitzerin des Schlosses Wanghausen, Marga Brunnhölzl, im Keller des Anwesens. Aufnahme des Alt-Neuöttinger-Burghäuser Anzeigers vom 7. Februar 2013.

77 Pies, Augenzeugen, Kap. 15.

78 Mayer-Masson, S. 265.

79 Pies, Augenzeugen, Kap. 15, Dokumentation, S. 174.

- Die Fläche des Kellers ist mit ca. 20 qm deutlich überdimensioniert. In diesem Keller hätte sich Kaspar Hauser, soweit es seine Fessel eben zuließ, erheben und herumgehen können. Doch dies war nach seinen Aussagen nicht der Fall.
- Der Keller ist durch den Lüftungsschacht zwar gut belüftet, allerdings so zugig, dass er erst kürzlich innen durch ein modernes Isolierfenster verschlossen wurde. Im Winter wäre dieser Keller durch kalte Fall-Luft stark ausgekühlt, bei Schließen der Luke wäre er ohne Frischluftzufuhr gewesen.
- Der dritte Einwand ist der gewichtigste: Der Luftschacht des Kellers beginnt unter dem Gewölbe-Scheitel und führt ca. 2 Meter nach oben zu den beiden kleinen Außenfenstern. Kaspar Hauser hätte diese Fenster im Sitzen nie sehen, geschweige denn dahinter einen vorgestellten Holzstapel und einen Baum erkennen können! Dazu hätte er den Schacht hinaufkriechen müssen, was er für sein Verlies jedoch eindeutig dementiert hatte: Er sei immer nur an eine Wand angebunden gesessen und gelegen und habe dennoch in dieser Körperhaltung die Fenster und den Blick nach außen wahrgenommen!

Die Widersprüche zu Hausers Kerkerbeschreibung lösen sich auf, wenn man in Betracht zieht, dass Kaspar Hauser gar nicht in diesem Keller des Anwesens, sondern in einem Beigebäude untergebracht war. Genau dies stellt eine Verschwörungsgeschichte in den Raum, welche wir wegen ihrer Bedeutung für den Fall Kaspar Hauser im zweiten Teil dieser Arbeit noch ausführlich besprechen werden. Ein tatsächlich noch heute existierendes Beigebäude, das wir konkret im Verdacht haben, Kaspar Hauser als Verlies gedient zu haben, bekommt dabei eine ausführliche Würdigung in Wort und Bild!

Abschließend wollen wir auf die weitaus größeren Diskrepanzen zwischen Kaspars Beschreibung und den angeblichen Verliesen in Pilsach und Beuggen zurückkommen: In beiden Schlössern müssen flache, eher konstruktiv bedingte Hohlräume unter einem Fehlboden als Verwahrungsort erhalten, ein Gewölbe fehlt gänzlich. Das Pilsacher Verlies weist ebenso wie das in Beuggen nur eines statt zwei Fenster auf, es war in keiner Weise schallisolierend, so dass man Schreie oder ein Randalieren durchaus im ganzen Schloss gehört hätte. Hauser hat einmal von einem solchen Versuch berichtet, weswegen er von seinem Bewacher geschlagen wurde, kurz vor seiner Freilassung. Außerdem stand direkt neben dem Pilsacher Schloss die Pfarrkirche von Pilsach. Deren Glocken läuteten regelmäßig. Dagegen hatte Kaspar präzise berichtet, nie einen Glockenklang vernommen zu haben. Das Pilsacher Versteck war obendrein nur durch einen sehr niedrigen Vorraum, durch den man kriechen musste, vom Treppenhaus und/oder der Küche aus zu erreichen, der Boden wies lockeren Bauschutt und Sand auf, eine denkbar ungünstige Konstellation für die Ver- und Entsorgung eines Dauergefangenen.



Abb. 31: Das Pilsacher Pferdchen.

Speziell ein Nachttopf, so wie ihn Hauser beschrieb, hätte im losen und staubigen Schutt über dem Gewölbe keinen rechten Halt gefunden. Und wie soll man sich bei den Pilsacher und Beuggener Pseudo-Verliesen in mehreren Metern Höhe vorstellen, dass ein Holzstapel dem Fenster vorgestellt worden sei? Allein in Pilsach lag das einzige Luftloch in 3 Metern Höhe, kein Holzstapel konnte bis dahin reichen, ohne seine Stabilität zu verlieren! Wenn Kaspar Hauser mit seinem Blickwinkel von unten dann auch noch dahinter einen Baum hätte erkennen sollen, dann müsste dieser, da er bedingt durch den Pilsacher Weiher ja in erheblicher Distanz zum Schloss gestanden wäre, von gigantischer, übernatürlicher Größe gewesen sein! In Beuggen ging gar der Blick auf den Rhein hinaus, in dem sicher kein Baum stand!

Außerdem hatte Kaspar klar Holzdecken und Fehlböden in seinem Verlies ausgeschlossen und

ein niedriges Gewölbe angedeutet.<sup>80</sup>

Dies ist nur eine kleine Auswahl der Diskrepanzen zu Hausers authentischen Angaben, die sich bei der Pilsach-Theorie nach Klee ergeben!<sup>81</sup> Bei solch eklatanten Widersprüchen vermag jetzt auch nicht mehr beeindrucken, wenn in Schloss Beuggen an einem Balken ein aufgemaltes Ross in Rötelfarbe und in Pilsach zwei echte Spielzeug-Rösser aufgefunden wurden, allerdings wiederum nicht die, welche Kaspar Hauser beschrieben hatte (mit eingesetzten Mähnen aus Rosshaar anstatt ohne). Dass dann 1982 in Pilsach bei einem Umbau ein doch noch passendes Pferdchen – oder vielmehr ein Torso desselben – nachgeschoben wurde, schlägt dem Fass den Boden aus!

So wunderbar die Pilsach-Geschichte von Klara Hofer kreierte und von Fritz Klee ausgebaut und mit den entsprechenden Persönlichkeiten – einem Freiherrn von Griesenbeck, einem Jäger namens Franz Richter als Wärter – ausstaffiert wurde:

**Nach allen Belegen, welche in dieser Arbeit zusammengetragen wurden, sind Schloss Pilsach und Beuggen als Verwahrungsorte Hausers definitiv auszuschließen!**

**8.** Der Geleitbrief Kaspar Hausers, den er dem Rittmeister Fritz von Wessenig in Nürnberg präsentierte, spiegelt eine gewisse Kenntnis des Schreibers im Militärwesen wider. So war z. B. die 4. Eskadron des 6. Chevauxlegers-Regiments erst 1824 von Neumarkt in der Oberpfalz nach Nürnberg verlegt worden – ein Sachverhalt, welcher Zivilpersonen nicht unbedingt bekannt gewesen sein dürfte. Kaspar Hauser selbst sprach davon, vom „Mann“ zuvor entsprechend instruiert worden zu sein, dass sein Vater ein „Schwoliger“ = Chevauleger gewesen sei, und dass er selbst ein solcher werden möchte.

Dabei war dem Jungen nachweislich der Ausdruck „Akobifedern“ = Jakobifedern bekannt; er gebrauchte dieses Wort schon kurz nach seiner Entdeckung beim Verhör durch den Polizei-Offizienten Röder, nämlich auf die Frage hin, worauf er in seinem Verlies gelegen habe. Jakobifedern, das war ein Wort, das zwar nicht ausschließlich, aber doch überwiegend aus dem bayerisch-österreichischen Soldatenjargon kam. Man bezeichnete damit die Strohsäcke, auf welchen die gemeinen Soldaten im Feld zu liegen kamen.<sup>82</sup> Der Name rührt daher, dass früher um die Zeit des Jakobstages (25. Juli) das neu geerntete Getreide gedroschen und dabei Stroh gewonnen wurde.

**Es besteht also Grund zur Annahme, dass der Wärter Kaspars beim Militär gedient oder wenigstens Kontakt zu Soldaten hatte.**

In diesem Zusammenhang wird man hellhörig, wenn man vernimmt, dass der damalige Besitzer des Schlosses Wanghausen, **Johann Nepomuk von Prielmayer**, einen Bruder namens Baron **Joseph Georg Prielmayer**, geb. am 9. Februar 1778 in Burghausen, hatte, der erst Unter- und dann Oberleutnant im 1. Bayerischen Dragoner-Regiment und damit ein Offizier der „Schwoliger“ war. Ein Armeebefehl vom 22. Dezember 1808 berichtet unter § 6 davon, dass der Unterleutnant Joseph Baron Prielmayer zum Oberleutnant befördert worden sei. In diesem Rang soll er am 5. Koalitionskrieg teilgenommen haben. In der Schlacht bei Eggmühl wurde er tödlich verwundet; er starb am 27. April 1809 an seinen Verletzungen in „Lanquart“, wohl Langquaid in Niederbayern. Nach der verheerenden Niederlage Napoleons in Russland drei Jahre später war es mit der Herrlichkeit der gesamten leichten Reiterei Bayerns für längere Zeit vorbei; fast alle Chevauxlegers fanden im Osten den Tod!

Mit der Familie von Prielmayer wollen wir uns in der Folge noch ausführlicher beschäftigen. Einstweilen genügt der Hinweis, dass der „Mann, bei dem Kaspar immer gewesen“, eine Person

---

80 Mayer-Masson, S. 265f.

81 Klee, Kap. 2.

82 Pies, Wahrheit, S. 108, Pies, Dokumentation, S. 11.

von besonderer Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit und obendrein mit soldatischem Hintergrund gewesen sein sollte, wollte er Kaspar Hauser konsequent bewachen. Dabei bietet sich die reizvolle Spekulation an, ob er nicht einst im Regiment des Barons Prielmayer gedient hatte, vielleicht sogar sein früherer Adjutant oder ein anderweitig treu Untergebener gewesen war. Eine Person aus soldatischem Milieu verfügte am ehesten über die Eigenschaften und Gewaltmittel, um einen Gefangenen wie Kaspar Hauser über lange Zeit in Schach zu halten und ihn, wie möglicherweise geschehen, auch umzubringen.

### **9. Nun gibt uns eine wichtige Quelle Grund zur Annahme, dass der eigentliche Beruf von Kaspar Wärter doch ein ganz anderer als der eines Soldaten war.**

Wir zitieren aus den ersten Aufzeichnungen Georg Friedrich Daumers, welche in Form einer Tucher'schen Abschrift für Anselm von Feuerbach erhalten blieben und von Johannes Mayer veröffentlicht wurden:

*„In seinem Käfig, sagte er, habe er öfter schlechtes Wasser bekommen, worauf er eingeschlafen sei. Sei er aus diesem Schlaf erwacht, so habe er wieder gutes Wasser gehabt, was aber nicht gelangt habe, so dass er habe Durst leiden müssen. Ohne Zweifel war ein schlafmachendes Mittel unter das Wasser getan worden, durch welches auch nach dem Schlaf ein krankhaft vermehrter Durst entstand, der verursachte, dass seine gewöhnliche Portion Wasser ihm nicht genügte.*

*Ehe er aus seinem Gefängnis gebracht worden, sei ihm ein Wasser aufgedrungen worden, welches schlechter als je gewesen. Auf dem Rücken des Mannes, der ihn herausgetragen, sei er sodann eingeschlafen. Im Hause eines Apothekers habe er einmal etwas Ähnliches gerochen als das schlechte Wasser. Offenbar war damals der Schlaftrunk stärker als je bereitet worden, um ihn in eine lange Betäubung zu versetzen. Auch sein vieles Trinken nach dem Erwachen aus dieser Betäubung erklärt sich daraus.*

*Als er auf dem Wege das erste Mal erwacht sei, habe er einen abscheulichen Geruch in der Nase gehabt. Auf die Frage: ob etwa wie vom Abtritte oder wie vom Kirchhof oder wie sonst, sagte er; 'wie von toten Tieren'. Später sagte er, es habe nicht ganz so gerochen, wie von einer toten Maus oder einem toten Hunde, sondern die meiste Ähnlichkeit habe der Geruch mit einem Tierknochen gehabt, den er einmal auf einem Spaziergange im Vorbeigehen gerochen und der ihn sehr widerlich afficiert habe ...<sup>83</sup>*

*„Auf einmal brach er los und riss sich den Verband herab. Man hatte einen Umschlag aus Leim gemacht, und wahrscheinlich war der hart gewordene Leim, der auf der empfindlichen Stelle einen großen Reiz verursachen musste ..., die Ursache des neuen Ausbruchs ...<sup>84</sup>*

*(Professor Wurm:) „Die Sonnambüle (eine Testperson) gab an, er (Kaspar) sei bei einer Fallmeisterei herausgebracht worden ... Vielleicht ist er schlafend auf dem Schinderkarren fortgeschafft worden ...<sup>85</sup>*

Wir erfahren hier relativ authentisch, sogar aus dem Mund Kaspar Hausers selbst, vom Geruch toter Tiere, genauer von ausgebeinter Knochen und stinkendem Knochenleim. Diesen Geruch kann aber nicht der Mann selbst, der Kaspar aus seinem Verlies trug, an sich gehabt haben, sondern höchstwahrscheinlich der Wagen, mit dem er von diesem anschließend fortgeschafft wurde. Obiges Zitat aus Kaspars ersten Lebenserinnerungen belegt nämlich, dass sich der üble Geruch erst einstellte, als er von ersten kleineren Berg auf den zweiten, größeren Berg getragen

---

83 Mayer-Masson, S. 262f.

84 A.a.aO., S. 255.

85 A.a.aO., S. 263.

wurde. Daumer nahm wie sein Bekannter, Prof. Wurm, an, Kaspar Hauser sei auf einem „Schinderkarren“ transportiert worden. Dies mag zutreffen, aber Kaspar kann dem soeben Vernommenen nach erst auf diesen Karren zum Weitertransport gelegt worden sein, als der zweite Berg bereits hinter ihnen lag und er sich bereits an den Geruch gewöhnt hatte. Dies hat aber insofern seine Plausibilität, als ein Schinderkarren in der Regel von einem Maulesel gezogen wurde, und dieser durch den Steilanstieg schon mit dem leeren Karren so gefordert gewesen sein kann, dass der Mann Kaspar lieber weiter auf seinem Schultern trug als das Gefährt zusätzlich zu beschweren.

Diese Angaben sind aber umso bedeutsamer, als Kaspar Hauser bekanntermaßen einen besonders feinen Geruchssinn besaß. Wir können uns deshalb in diesem Punkt Daumer und Wurm nur anschließen und bekräftigen:

**Was hier beschrieben wurde, ist in der typische Geruch, der dem Gefährt eines Wasenmeisters anhing – mit nichts anderem zu verwechseln!**

Die Wasenmeister, auch Fallmeister, Abdecker, Schinder, Kafitter genannt, gehörten seit Menschengedenken einem zwar respektierten, aber sozial verfemten, weil anrüchigen Berufsstand an. Abgesondert von der sonstigen Gesellschaft, übten sie traditionell neben der Beseitigung von Tierkadavern (Vierbeiner) auch das Scharfrichteramt aus, von dem allein sie aber in der Regel nicht leben konnten. Sie vermehrten sich ausschließlich durch Eheschließungen innerhalb der eigenen Kaste und bildeten so ganze Clans oder Sippen, die durch Inzucht vital gehalten wurden. Erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts lockerten sich diese Regeln, und die Wasenmeisterei ging in die Verantwortung der Ortsverwaltungen über.



Abb. 32: Durch einen Querbalken vom Kirchenvolk abgetrennter Randsitz des Wasenmeisters als Ausdruck der gesellschaftlichen Sonderstellung. Barockes Kirchengestühl auf der Empore der Kirche Mariahilf in Berching, der Heimatstadt des Autors.

Die Wasenmeister waren wegen ihres ständigen Umgangs mit kranken und toten Tieren im Grund genommen besser anatomisch und patho-anatomisch ausgebildet als die damaligen Ärzte. Deshalb waren die Wasenmeister – in geheimer Zunft und mit mündlicher, von Generation zu Generation weitergegebener Tradition organisiert – nicht nur als Tier-, sondern auch als Menschen-Heilpraktiker und Volksmediziner hochgeschätzt, wobei man sie allerdings in der Regel wegen ihres „unehrlichen Berufs“ nur heimlich aufsuchte.

Kaspars Nase scheint auf die Gerüche, die mit einer Abdeckerei verbunden sind, geradezu geschult gewesen zu sein. So berichtete Georg Friedrich Daumer:

*„Anfänglich aber ... roch er z. B. tierische verweste Substanzen oder ausgetrocknete Knochen auf eine weite Entfernung, sogar die Ausdünstung des Gottesackers vom Garten des Herrn Kaufmanns Scharrer, also über 400 Schritte weit ...“<sup>86</sup>*

Mit der Annahme, dass Kaspars Bewacher ein Wasenmeister oder wenigstens dessen Knecht oder Geselle war, erklären sich auf einen Schlag mehrere Phänomene seiner Geschichte:

- Einem Wasenmeister darf man als aktiv tätigem Heilpraktiker am ehesten den Besitz und den sicheren Umgang mit der „Tinctura Opii“ zutrauen – gerade so,

86 Pies, Wahrheit, S. 185.



wie sie bei Kaspar mit ziemlicher Sicherheit zum Einsatz kam. Bei einem solchen hätte ein solcher Gebrauch auch nicht auffallen müssen, wie der Polizeirat Merker später monierte.<sup>87</sup>

- Zu den typischen Werkzeugen eines Wasenmeisters gehörte jenes Hack- oder Schlachtmesser, mit dem Kaspar am 17. Oktober 1829 im Hause Daumer fast ermordet wurde.
- Auch trugen die Wasenmeister in der Regel jene dunkle Kluft, welche Kaspar an dem Attentäter, den er selbst als seinen ehemaligen Bewacher beschrieb, entdeckt hatte.
- Ein Wasenmeister gehörte wegen seines Status außerhalb der bäuerlichen und bürgerlichen Gesellschaft, als Angehöriger eines „unehrlichen Berufs“, genau zu dem Personenkreis, welchem man die Bewachung eines Entführten über lange Zeit am ehesten zutraut. Mit einem Wasenmeister war nicht gut Kirschen essen, also mieden die Leute in jeder Hinsicht den offenen Umgang mit ihm, was ihm sein heimliches Agieren mit einem Gefangenen erleichterte.
- Ein Wasenmeister hatte auch jenes niedere Bildungsniveau, das der sogenannte sog. Rittmeister-Brief widerspiegelt. Dort finden wir den zu einem Abdecker bestens passenden Vorschlag an Rittmeister Fritz von Wessenig:

*„wen Sie im nicht Kalten, so müssen Sie im abschlagen oder in Raufang auf henggen - Wenn Sie ihn nicht behalten, so müssen Sie ihn abschlagen oder im Rauchfang aufhängen ...“*

„Abschlagen“ und „Aufhängen“, das war der typische Jargon eines Schlächters – oder eben eines Wasenmeisters!

- Der Montur eines Wasenmeisters mag ein gewisser Geruch angehaftet haben, wenn auch weitaus geringer als seinem Gefährt. Als Kaspar nach dem Hackmesser-Attentat, das er selbst eindeutig seinem früheren Bewacher zuschrieb, davon berichtete, er habe den Mann hinter dem Paravent des Abtritts zwar nicht gesehen, aber „gerochen“, so mag dies ein Korrelat dieses Geruchsphänomens gewesen sein.<sup>88</sup>
- Ein Wasenmeister verfügte über einen speziellen Karren, den bereits genannten Schinderkarren, so dass für den Transport Kaspars kein Wagen auszuleihen war, was ja mit einer gewissen Entdeckungsgefahr verbunden gewesen wäre. Um einem Schinderkarren, auf dem tote Tiere, Knochen und ggf. auch Hingerichtete transportiert wurden, machte jeder vernünftige Mensch, nicht zuletzt auch die Gendarmerie, einen großen Bogen. Die Wagen hatten wegen der Seuchengefahr sogar die strenge Auflage, auf abgeschiedenen Wegen zu fahren. Damit konnte der verdeckte Wagentransport Kaspars nach Nürnberg völlig unbehelligt vonstatten gehen!
- Nicht zuletzt lieferte Kaspars Bewacher den Findling gerade auf dem Unschlittplatz in Nürnberg ab, also dort, wo einst Abdecker-Material beim sogenannten Unschlitt-Haus abgegeben werden musste. Das Unschlitt, der Talg von toten Tieren, den man früher in gehörigen Mengen zum Seifensieden brauchte, kam zum kleineren Teil von den Fleischern und Metzgern, zum größeren Teil von den Abdeckern! Wenn ein Schinderkarren vor Nürnberg in Richtung Unschlittplatz unterwegs war, so stieß sich keiner daran, selbst an jenem Pfingstmontag nicht,

---

87 Johann F. K. Merker: Caspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger, Berlin 1830, S. 29, Fussnote.

88 Linde 1, S. 166.

denn tote Tiere mussten ja auch an einem Feiertag entsorgt werden. Sogar die ungestörte Passage eines Stadtttores war mit einem solchen Gefährt möglich. Dass dies konkret stattfand, steht allerdings in Zweifel, denn Kaspar berichtete, das Nürnberger Pflaster hätte seinen Füßen weh getan, was ja für einen längeren Fußmarsch durch die Stadt spricht.

Im einstigen Rentamt Burghausen (1705-1802) gab es insgesamt 39 Wasenmeister, einer weitere war zugleich Scharfrichter auf der Burg. Dieser wohnte lange Zeit am anderen Ufer der Salzach, in Ach bzw. Wanghausen, und besorgte nebenbei auch die dortige Abdeckerei! Dieser Status galt z. B. noch für den Abdecker Simon Joseph Jakob, den Sohn eines Landshuter Scharfrichters, der 1739 eine Tochter des Burghausener Scharfrichters Anton Langmayer namens Maria geheiratet hatte. In Burghausen übernahm er den Scharfrichterposten nur deshalb, weil Matthias Langmayer, der Sohn des soeben genannten, im Jahr 1737 in die Wasenmeister-Familie des nahen Hochburg eingeheiratet hatte. Man sieht daran, wie sehr zu dieser Zeit die Abdecker-Familien beiderseits der Salzach verbunden waren.



Abb. 33: Der Prechtlturm der Burg Burghausen.

Als jedoch nach dem Frieden von Teschen 1779 das Innviertel rechts der Salzach österreichisch wurde, waren derart pragmatische Regelungen hinfällig: Der Scharfrichter Joseph Jakob musste nun seinen Dienstsitz in Ach aufgeben und auf die andere Fluss-Seite umziehen, in den sogenannten „Prechtlturm“, unterhalb des 5. Vorhofes der Burghausener Burganlage. Von hier aus verrichtete er sein Scharfrichter-Handwerk auf der Burg (wobei der Hinrichtungsplatz deutlich außerhalb derselben gelegen war), daneben leitete er auch die Abdeckerei in Daxenthal bei Haiming.

Joseph Jakob übte sein Amt über 44 Jahre aus, bis zum Jahr 1783. Dreizehn Jahre später kam er zu Tode. Nach dem Vater übernahm vorübergehend für 7 Jahre sein Sohn Anton Jakob das Scharfrichteramt, ehe er als Wasenmeister in den Gerichtsbezirk Mauerkirchen nach Neuhaus umzog. Im Jahr 1790 bekam deshalb sein jüngerer Bruder Johann Basilius Jakob die Scharfrichter-Stelle in Burghausen, zusammen mit der Daxenthaler Abdeckerei.

Dieser „Scharfrichter-Jackl“ wurde 1802 bei Auflösung des Rentamtes Burghausen arbeitslos, nahm allerdings von Kurfürst Maximilian IV. Joseph eine ansehnliche Jahrespension von 300 Gulden entgegen, bis zu einer „*anderweitigen Anstellung*“.<sup>89</sup> Dass Johann Jakob bei seiner guten Altersversorgung eine weitere Anstellung als Wasenmeister suchte oder fand, ist uns nicht bekannt; insofern hätte dieser letzte Scharfrichter seiner Dynastie prinzipiell die Überwachung des in Wanghausen eingesperrten Kaspar Hausers übernehmen können. In Wanghausen oder Ach ist er allerdings nicht nachzuweisen. Wir glauben auch deshalb nicht an seine Beteiligung am Fall Hauser, weil er nachweislich am 22. April 1829 im relativ hohen Alter von 72 Jahren verstarb. Dass dieser greise Mann noch im Jahr vor seinem Tod einen Kaspar Hauser nach Nürnberg gebracht hätte, ist nicht plausibel. Und als Ausführer des Hackmesser-Attentats scheidet er definitiv aus.

Ab 1810 waren zu beiden Seiten der Salzach die Bayern erneut für wenige Jahre die Landesherrn. Da es auch in dieser Zeit keinen Sinn ergeben hätte, tote, verwesende Pferde und Rinder aus den tiefen Uferzonen über die Steilhänge nach oben zu transportieren, blieb vis-à-vis von Burghausen, am jenseitigen Ufer der Salzach, die Abdeckerei bestehen, um neben Ach und Wanghausen auch die toten Vierbeiner aus der Burghausener Unterstadt, nicht sehr viel an der Zahl, zu entsorgen. Nichtsdestotrotz kann der dortige Abdecker nicht viel zu tun gehabt haben, denn er stand in Konkurrenz mit den weitaus größeren Abdeckereien von Burghausen und Hochburg.

89 A. Buchleitner: 600 Jahre Rentamt Burghausen, Burghausener Geschichtsblätter, 47. Folge, 1992.

Nach der Revision des „peinlichen Rechts“ durch Paul Anselm von Feuerbach, welche 1813 in die Neufassung des Bayerischen Strafgesetzbuches mündete, wurden Hinrichtungen durch das Beil zur Ausnahme. In Burghausen fanden seitdem überhaupt keine öffentlichen Hinrichtungen mehr statt. Damit war für den dortigen Abdecker der lukrative Nebenberuf des Scharfrichters entfallen, und insgesamt ein Weg vorgezeichnet, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts in die völlige Abschaffung des Abdecker-Berufes mündete und die Tierkörperverwertung in kommunale Hände gab.

Damit wenden wir nun speziell den letzten Abdeckern von Ach und Wanghausen zu.

Um 1770 kam der Abdecker von Ach aus einem Ableger der großen Sippe der Leingartner, wie uns der Abdecker-Experte Hans Matschek aus Braunau mitteilte. **Johann Michael Leingartner** stammte aus Vilsbiburg und war mit Elisabeth Santner aus einer weiteren große Abdecker-Sippe verheiratet. Da dieser Leingartner auch als „Zöllner zu Wanghausen“ fungierte, war er nicht allein von der Abdeckerei abhängig und genoss ein relativ gutes Einkommen, wenngleich sein Amt als Zöllner genauso wie das des Abdeckers zu den „unehrlichen“, also ständisch nicht anerkannten Berufen zählte. Wie es scheint, wurde zu Leingartners Zeit, als vor dem Bayerischen Erbfolgekrieg und dem Frieden von Teschen das bayerische Rentamt Burghausen noch weit nach Osten über die Salzach hinaus reichte, am rechten Ufer der Salzach nicht ein Grenzzoll in Ach, sondern ein Brücken- und Wegezoll in Wanghausen erhoben, direkt zu Füßen des Schlosses.

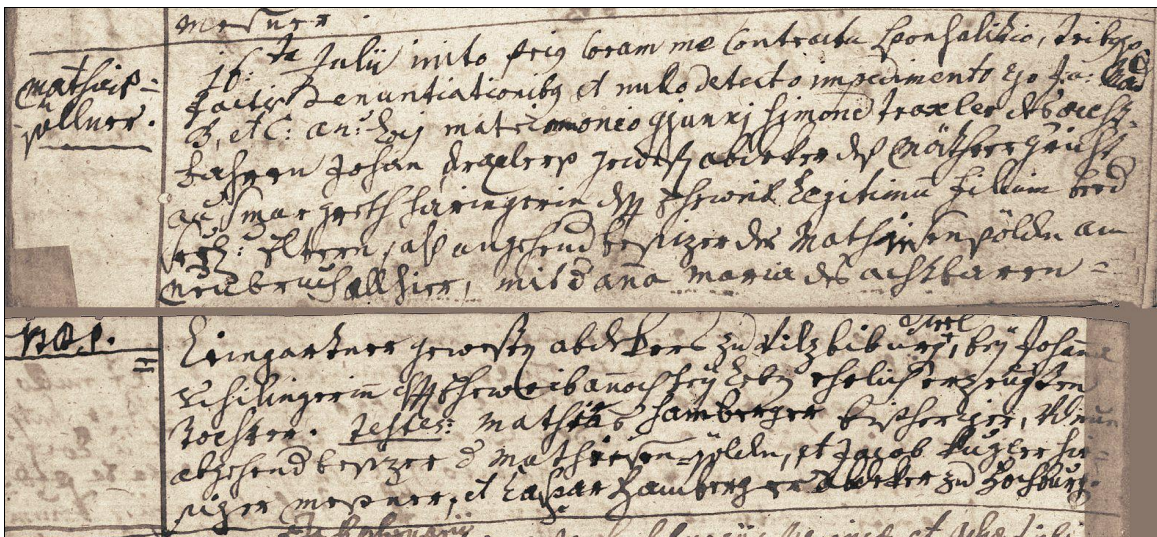


Abb. 34: Der Bräutigam Simon Drechsler wird im Trauungsbuch von Maria Ach als Neubesitzer der Mathiesen-Sölde im Weiler Neubruch bei Wanghausen bezeichnet, seine künftige Gattin Anna Maria als die Tochter des Vilsbiburger Abdeckers Leingartner. Als Trauzeugen fungieren Mathias Hamberger, bisheriger Besitzer der Mathiesen-Sölde, außerdem der Mesner Jakob Kugler und der Wasenmeister Caspar Hamberger aus Hochburg.

Ab 1779 aber entfiel die Zöllnerei, und die Abdeckerei von Ach ging in Ermangelung eines männlichen Nachfahren auf die Tochter **Anna Maria Leingartner**<sup>90</sup> über, welche in eine andere große Abdecker-Sippe mit dem Familiennamen Traxler alias Drechsler einheiratete. In den Matrikeln von Maria Ach ist die kirchliche Eheschließung des Anna Maria Leingartner mit **Simon Drechsler** unter dem 16. Juli 1781 registriert.<sup>91</sup>

90 Geboren am 8. Juli 1774 Vgl. hierzu und bei den folgenden Personenangaben die Matrikel der Pfarrei Maria Ach unter: <http://www.data.matricula.info/php/main.php>.

91 Der ausführliche Text der Urkunde: „16:to (decimo sexto) Julii inito prius coram me contracto sponsalicio, tribus factis denuntiationibus et nullo detecto impedimento ego J:(osephus) A:(loisius) Mader B:(aptizans) et C:(ura-tor) an:(imorum) loci matrimonio conjunxi Simone(m =den Simon) Traxler(,) des achtbaren Johan(n) Draxlers ge-westen Abdeckers des Mörtherrgricht (Mördergerichts) Au, und Margreth Haringerin(,) dessen Eheweibs(,) legi-

Aus der Ehe der Drechsler gingen in den Jahren 1784, 1790, 1792 drei Jungen hervor, welche alle früh verstarben.<sup>92</sup>

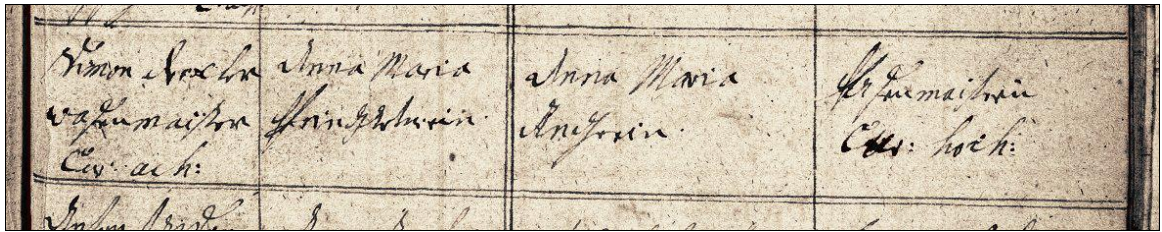


Abb. 35: Taufbucheintrag des Kindes Mathias Drechsler vom 12. Juli 1784: Vater Simon Drechsler, Wasenmeister von Ach, Mutter Anna Maria Leingartnerin, Taufpatin Anna Maria Angerin, Wasenmaisterin von Hochburg. Der aus anderen Einträgen für die Anna Maria klar erkennbare Familienname „Leingartner“ ist hier als „Weingartner“ - so hieß der Hufschmied von Ach - verschrieben.

Für das Verständnis des weiteren Schicksals der Drechsler ist der Taufeintrag des letzten Sohnes vom 9. Dezember 1792 bedeutsam. In ihr wird Simon Drechsler nun nicht mehr als Wasenmeister von Ach bezeichnet, sondern als „Weißriemler und Häusler im Neubruch“.

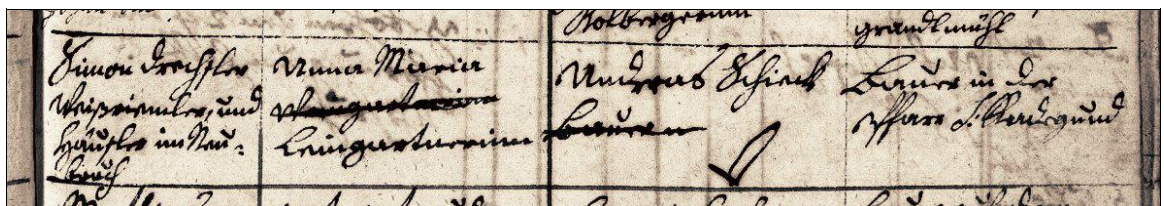


Abb. 36: Taufbucheintrag aus Maria Ach, vom 9. Dezember 1792. In der linken Spalte steht „Simon Drechsler, Weißriemler und Häusler im Neubruch“, in der Spalte daneben „Anna Maria Leingartnerin“.

Es handelt sich hier um Informationen mit weitreichenden Konsequenzen:

Nach dem Frieden von Teschen 1779 war das Rentamt Burghausen hinter die Salzach zurückverlegt worden. Für den Wasenmeister von Ach, das nun wieder in Österreich lag, war damit eine der wichtigsten Geschäftsgrundlagen weggefallen, die Entsorgung der Tierleichen der Stadt Burghausen. Es bot sich deshalb an, die Abdeckerei von Großtieren in die Wasenmeisterei Hochburg zurückzuverlagern. Simon Drechsler erhielt dafür im Ausgleich die Mathiesen-Sölde in Ober-Wanghausen,<sup>93</sup> genauer gesagt im Weiler Neubruch,<sup>94</sup> wo er sich auf die Tätigkeit des

timum filium (legitimen Sohn) beeder seeligen Eltern, als angehender Besi(t)zer der Mathiesensölde am Neubruch allhier, mit der Anna Maria(,) des achtbaren Leingartner gewesten Abdeckers zu Vilzbiburg + seelig, bey Johanna Schil(l)ingerin(,) dessen Eheweib annoch bey Leben(,) ehelich erzeugten Tochter. Testes (Zeugen): Mathias Hamberger bisheriger und nun abgehender Besi(t)zer der Mathiesens-Sölde, et Jacob Kugler, hiesiger Mesner, et Caspar Hamberger, Abdecker zu Hochburg.“ Die Übersetzung des lateinischen Satzes lautet: „Nachdem sie schon zuvor vor mir offiziell Verlobung geschlossen hatten, habe ich, Joseph A. Mader, Taufpriester und Kurat der örtlichen Seelen, am 16. Juli nach dreifacher Anzeige und Ausschluss eines Eehindernisses in die heilige Ehe verbunden, wie folgt.“ Josephus Aloisius Mader war zwischen 1780 und 1784 Kurat und Provisor der Pfarre Maria Ach bei Wanghausen. Die Familien Draxler/Traxler/Drechsler, Hamberger, Leingartner und Schillinger waren samt und sonders große Abdecker-Sippen, die durch Einheirat und Inzucht alle miteinander verwandt waren und bayernweit ein großes Netzwerk bildeten. Zum Halsgericht Au in der Hallertau vgl. A. Widmann: Stock, Galgen und Halsgericht im Markt Au in der Hallertau, 500 Jahre Gerichtsbarkeit ..., in Amperland, Bd. 36, 2000, S. 255-257.

92 Mathias, geb. am 12. Juli 1784, Johann Baptist, geb. am 5. Juli 1790, Johann Evangelist, geb. am 9. Dezember 1792. Alle drei Jungen starben kurz nach der Geburt, wie an Kreuzen in den Taufbucheinträgen zu erkennen ist. Vgl. Taufbuch 2 (1784-1799) der Pfarre Maria Ach, a. a. O.

93 Die höher gelegenen Ortsteile von Wanghausen wurden nach der Josephinischen Landesaufnahme 1763-1787 von den flussnahen mit dem Vorwort „Ober“ unterschieden. Das Schloss Wanghausen lag demnach in „Unter-Wanghausen“.

94 Der Name kommt von einer zu Siedlungszwecken frisch gerodeten Waldterrasse. Vgl. Das Deutsche Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm, Bd. 13, Leipzig 1854-1961, Sp. 658.

„Weißriemlers“<sup>95</sup> spezialisierte. Ein Ausbau dieses Geschäftes war dem Simon Drechsler allerdings in der Folge nicht möglich, da hierfür mit dem Tod seiner Jungen mehr oder weniger die Voraussetzung entfallen war. Simon und Anna Maria Drechsler fristeten also in der Folge in ihrem Söldnergütl am Waldrand hinter Wanghausen ein mehr oder weniger armseliges Leben.

Die Herstellung von Riemen nach dem Weißgerbe-Verfahren, die manche spezialisierte Abdecker als sogenannte „Weißriemler“ betrieben, benötigte überwiegend Schweineleder, bei dessen Erzeugung man nicht so sehr marktabhängig war, wenn man zusätzlich zum Erwerb von Schweinhäuten die Schweinezucht selbst betrieb, was nun auch in der kleinsten Sölde gelang. Simon Drechsler züchte also Schweine und verwertete neben deren Fleisch vor allem die Häute, die er mit Alaun und Kochsalz gerbte und daraus die feinen Riemen für die Dreschflegel und andere landwirtschaftliche Geräte der Bauern schnitt, die auf der bäuerlichen Hochebene des Weilhardt bis Hochburg durchaus benötigt wurden. Daneben ließen aus dem vergleichsweise feinen Schweinsleder auch höherwertige Utensilien herstellen, wie z. B. Handschuhe oder Buchrücken für den städtischen Markt in Burghausen. Mit den Kriegen von 1805 und 1809, die der ganzen Gegend unendlich viel Leid und schlimme Not brachten, mag allerdings auch dieses Geschäft zurückgegangen sein, wenngleich ab 1809 das Innviertel und Bayern für 7 Jahre nochmals vereint waren. Wie lange die Drechsler vor Ort durchhielten, ist nicht bekannt; ihre Spur verliert sich im 19. Jahrhundert. Als einzige potentielle Verwandte findet man in den Matrikeln von Maria Ach eine Inwohnerin gleichen Familiennamens, die 1847 in Ach ohne Angehörige oder Nachfahren verstarb. Diese Frau könnte einer Schwester Simon Drechslers entsprechen.<sup>96</sup>

Als Ach/Wanghausen ab 1816 endgültig zum Grenzzort geworden war und nun auf Dauer vom Hinterland und vom Vorderland gleichermaßen abgeschnitten blieb,<sup>97</sup> ließ sich dort kein richtiger Abdecker mehr nieder. Die Gerberei konnte sich allerdings in gewisser Weise halten. Wie eine historische Aufnahme des Jahres 1908 zeigt, hatte sich zu diesem Zeitpunkt beim „Salettl“ (Jagdhaus) erneut eine Gerberei etabliert!

**Es liegt nahe, in Simon Drechsler den Gefangenewärter Kaspar Hausers zu sehen!<sup>98</sup> Seine Frau Anna Maria Drechsler, geb. Leingartner, könnte wiederum diejenige gewesen sein, welche Kaspar Hauser über Jahre das Essen kochte, die Kleidung wusch und bei seiner Freilassung den oben vorgestellten Mägdlein-Zettel schrieb.<sup>99</sup>**

---

95 Innviertlerisches Synonym für Abdecker, wobei das beschriebene Schneiden von Tierhäuten zu Riemen auf eine Art von Spezialisierung und damit eine Betriebsreduktion und -konzentration hinweist. Vgl. Joh. v. Delling: Beiträge zu einem Baierischen Idiotikon ..., Teil 1, München 1820, S. 203.

96 Im Sterbebuch von Maria Ach ist für den 17. Januar 1847 die ledige Inwohnerin Maria Drechsler als Todesfall dokumentiert. Diese Frau aus der untersten sozialen Schicht dürfte bei einem Sterbealter von 60 Jahren im Jahr 1787 geboren sein und entspricht damit möglicherweise einer Schwester Simon Drechslers.

97 Ersteres vorwiegend aus geographischen Gründen (am Fuße eines Steilufers), zweites aus politischen Gründen.

98 Alternativ ist ein angestellter Gehilfe/Tagelöhner in dieser Funktion zu diskutieren, denn Simon Drechsler war zum Zeitpunkt der Freilassung Kaspar Hausers bereits relativ alt, um die 70 Jahre (was allerdings ein zusätzliches Motiv zur Freilassung abgegeben hätte). Nach dem Hackmesser-Attentat des Jahres 1829 war Kaspar Hauser sicher, dass sein vormaliger Bewacher der Täter war, er enthielt sich jedoch wegen dessen Maskierung einer Altersangabe. Mehr als einen Monat später gab eine gewisse Margaretha Stenglin zu einem Tatverdächtigen, der sie einige Tage nach dem Attentat nach Kaspar Hausers Befinden gefragt hatte, an, dieser sei ca. 40 Jahre alt gewesen. Eine Identität dieses Mannes mit dem Attentäter ist jedoch nicht anzunehmen, da er eindeutige andere Handschuhe trug als dieser. Pies, Dokumentation, S. 73.

99 In einer Aufstellung aller bayerischen Abdecker-Familien, die über 91000 Namenseinträge enthält, findet sich bei einem Erfassungszeitraum von ca. drei Jahrhunderten der Name Traxler bei 233, der Name Leingartner 275 Mal, wobei beide Familien im Gebiet beiderseits von Inn und Salzach ihren regionalen Schwerpunkt hatten. Vgl. Reinhard Riepl: Abdeckerliste von Bayern, Stand 2011, online unter <http://www.reinhardriepi.homepage.t-online.de/adsrlist.pdf>.

Als Kaspar Hauser entweder schon 1812<sup>100</sup> oder erst um 1814<sup>101</sup> in Wanghausen eintraf, dürfte Simon Drechsler knapp über 50 Jahre alt gewesen sein, und wegen des Alters und der misslichen Lebenssituation willentlich bereit, ein aus dubiosen Händen kommendes Kleinkind zur weiteren Beaufsichtigung und Verwahrung zu übernehmen. In dieser frühen Zeit durfte das Kind noch gewisse Freiheiten genießen und alle jene Erfahrungen, mit Wappen, Schloss und weiteren Szenen, machen, die ab 1828 nach und nach als Erinnerungsfragmente in Kaspar Hausers Bewusstsein auftauchten.

Zwei besonders signifikante Begebenheiten, die später der Garde-Leutnant Otto von Pich aufzeichnete, wollen wir an dieser Stelle im Originalzitat vorstellen:

*„Herr Binder fragte ihn: wie bist du denn überhaupt auf den Gedanken von der Kinderfrau gekommen? Du hast uns doch früher nie davon gesagt? - 'Wie mir der Herr (Otto von Pirch) die Worte gesagt hat, - da - ja da fällt mir auch eine Stube ein, auf der Erde lag Stroh, und Thiere darauf - wohl Schweine - dort mit meiner Kinderfrau einmal.' - Erinnerst du dich denn, fragte ich ihn, ob deine Kindsmaid dich auf dem Arm getragen hat, oder an der Hand geführt? - 'Nicht geführt', antwortete er, 'auf dem Arm getragen.' (...)*

*Lachend rief er: 'Ja, so hab ich's auch an meinen Pferdchen gehabt' - (im Gefängnis) - 'bis er mir es wegnahm, und die Riemchen dafür gab.' (...)*<sup>102</sup>

**Die Schweine, die in der Stube<sup>103</sup> lagerten und die Riemchen als Spielzeug, das sind authentische Äußerungen Kaspar Hausers, die sich perfekt in die einstige Sölden-Szenerie im Neubruch bei Wanghausen einfügen. Zusammen mit dem oben erwähnten „Meierhof am Schloss“ sind das harte, belastbare Indizien dafür, dass die Wanghausen-Hypothese stimmt!**

Doch damit nicht genug:

Kaspar Hauser berichtete wiederholt über die roten und blauen „Bänder“, die seine handgeschnitzten Pferdchen zierten, und neben diesen und einem Holzhund die einzigen Spielzeuge in seinem Kerker darstellten. Einmal mehr bestätigt dabei Kaspar unseren Verdacht:

*„Das eine Pferd, deren beide gleich groß gewesen und hölzerne Schweife hatten, war mit rothen, das andere mit blauen Bändern, 7-8 Stückchen an der Zahl, belegt. Jedes Band war 10 bis 12 Zoll (ca. 30 cm) lang und 1 Zoll (2,54 cm) breit, entweder aus leinen Zeuch oder von Leder ...“*<sup>104</sup>

Später konnte Kaspar dem Herrn Daumer gegenüber das Material als Leder präzisieren und das Leinen<sup>105</sup> ausscheiden. Daumer bewunderte Kaspars feine Beobachtungsgabe, denn er habe dabei sogar die Poren der Haut seiner Hand inspiziert und sie „große Löcher“ genannt:

---

100 Der Rittmeister-Brief behauptet den Oktober 1812 als Zeitpunkt des Auffindens.

101 Die Möglichkeit dieses Zeitpunktes wird in der vorliegenden Arbeit noch ausführlich begründet.

102 Bericht Ottos von Pirch, in J. E. Hitzig: Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechts-Pflege ..., Bd. 2, Berlin 1830, S. 456.

103 Das muss kein Schweinestall gewesen sein, wie man meinen könnte, denn zur damaligen Zeit wurden Schweine mangels Mastfutter noch wenig zugefüttert, sondern freilaufend gehalten und nur im Herbst zur Eichelmast in den Wald getrieben. Schlachtzeit war der Frühwinter, wenn die Fressperiode zu Ende war, und in den kommenden Wintermonaten das Fleisch zum Würsten, Räuchern und Kochen verwendet und die Schweinhäute gegerbt und zu verkaufbaren Waren gefärbt, geschnitten und genäht wurden. Es konnte durchaus vorkommen, dass ein Wurf Ferkeln mit der Muttersau vorübergehend in der guten Stube zur weiteren Aufzucht Platz fand und einem Kleinkind namens Kaspar Hauser gezeigt wurde. Schweine sind im Übrigen allen Gerüchten zum Trotz sehr reinliche Tiere.

104 Linde 2, 226.

105 Feuerbach sprach in seinem Mémoire, II 1, gar von seidenen Bändern.

„Als er nun diese Entdeckung gemacht, verglich er die Streifen oder Bänder, mit denen er seine hölzernen Thierbilder zu schmücken pflegte, mit seiner Hand und fand, dass auch diese Bänder ähnliche Löcher hatten ...!“<sup>106</sup>

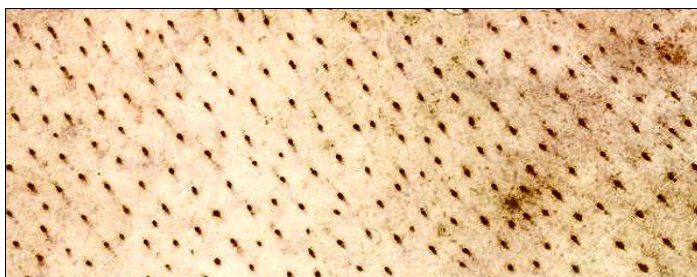


Abb. 37: Schweinsleder mit seinen typischen Poren.

Nun wird jedem Kundigen klar sein, dass nur Schweins-, keinesfalls aber Rindsleder die von Kaspar bemerkten Löcher aufweist. Sie rühren von den ausgezogenen Borsten der Schweine her.

Bei Kaspar Hauser mögen geschnitzte Pferdchen noch als normales, weit verbreitetes Kinderspielzeug durchgehen, aber ein Satz gefärbte Schweinslederriemen und all das weitere Lederzeug auch?

**Wir sind uns sicher, dass all dies aus der Werkstatt des „Weißriemlers“ Drechsler stammte.**

Auf der Urmappe aus der Zeit um 1830 lässt sich das Weißriemler-Anwesen klar verorten. Es lag am Waldrand und war das kleinste Anwesen weit und breit, ohne Scheune, dafür mit Stube und Stall unter einem Dach!



Abb. 38: In der Franziszeischen „Urmappe“ ist das Anwesen des Simon Drechsler als „Weißrinder“ - an Stelle von „Weißriemler“ - verschrieben. Es handelte sich um das kleinste Söldner-Gut weit und breit. Links ist sein Abstand (roter Punkt) zum Schloss Wanghausen (blauer Punkt) deutlich gemacht: ca. 1,8 km Luftlinie.

Um dem Leser den Aspekt der ehemaligen Mathiesen-Sölde optisch zu verdeutlichen, folgt auf der nächsten Seite eine historische Malerei der sogenannten Steinpointner Sölde. Dies war jene direkt neben der großen Wasenmeisterei von Hochburg gelegene Leinweberei, die den Komponisten des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“ hervorbrachte. Franz Xaver Gruber wurde am 5. November 1787, also nur wenige Jahre, bevor Kaspar Hauser in der Gegend eintraf, in diesem Haus geboren.

Man erkennt im Vergleich mit dem Grundriss der Urmappe, dass das nachfolgend abgebildete Wohnstallgebäude im alpenländischen Stil in keiner Weise dem Grundriss der Steinpointner Sölde entspricht. Dagegen passt es gut zu Mathiesen-Sölde am Neubruch, wenn man von den größeren Dimensionen, vor allem von der deutlich längeren Bauart absieht. Dass in einem solchen Haus ein Kaspar Hauser mit seiner Kindsmagd (etwa Frau Drechsler?) in der bescheidenen Wohnstube einen Wurf Ferkel besichtigen konnte, wird an dieser Abbildung augenscheinlich.

106 Linde 2, 228.

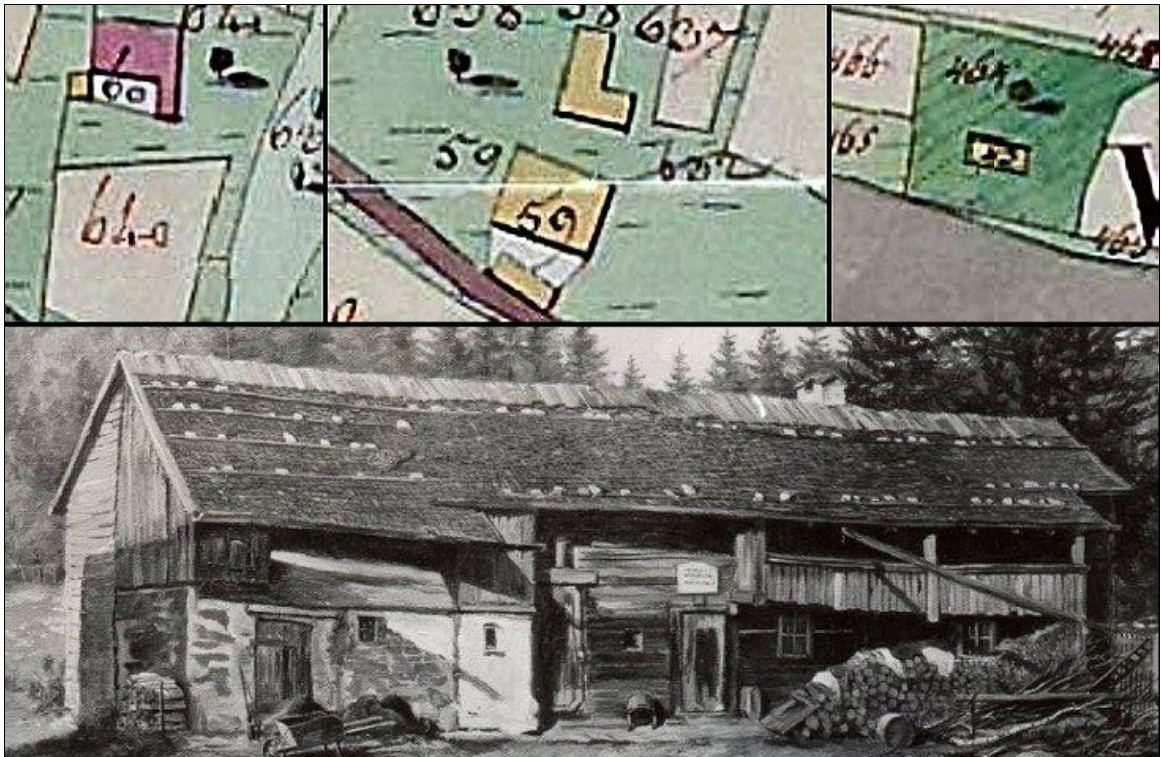


Abb. 39: Gemälde der Steinpointer Sölde. Darüber die maßstabsgleichen Grundrisse der Urmappe: Links die Leinweberei der Familie Gruber, deren Grundriss dem abgebildeten Haus in keiner Weise entspricht, in der Mitte die Abdeckerei der Familie Hamberger, rechts die Mathiesen-Sölde des Ehepaars Drechsler.

Weitere Phänomene, welche nach der Auffindung Kaspar Hausers auffielen, aber bisher keine rechte Erklärung fanden, werden durch Kaspars zeitweisen Aufenthalt in der Sölde im Neubruch plötzlich verständlich:

- Es spricht z. B. Einiges dafür, das der kleine Kaspar in der Sölde im Neubruch auch das **Häuten** der toten Schweine beobachten konnte. Als ihm nach seiner Auffindung in Nürnberg von der Frau Hittel der zentimeterdicke „Schmutz in Rollen“<sup>107</sup> abgezogen wurde, rief er, unter Verwendung eines Begriffs, den er in seinem Verlies am Schloss kaum erlernt haben konnte, ängstlich aus: „Mutter, die Haut!“<sup>108</sup>



Abb. 40: Schlachtung eines Schweins auf dem Weilhart, um 1900.

- Unmittelbar nach seiner Auffindung hatte Kaspar eine auffallende Körperhaltung, den Schneidersitz, und bis zuletzt eine so zarte Konstitution seiner Hände gezeigt, dass seine Kontaktpersonen meinten, er sei in seinem Vorleben ein **Schneider- oder Handschuhmacher-geselle** gewesen.<sup>109</sup>

107 O-Ton Hittel! Pies, Wahrheit, S. 254.

108 Linde 2, S. 230.

109 Schneider oder Schneidergeselle: Beck und Hittel in Nürnberg. Schneider oder Handschuhmacher: Ehepaar



Dass diese Feststellungen nicht an den Haaren herbeigezogen sind, ist dem Leser nun klar, denn genau die erwähnten Handwerke betrieb ja der Weißriemler Simon Drechsler: Er schneiderte im Neubruch u. a. Riemen und fabrizierte **Handschuhe aus Schweinsleder!** Diese Kunstfertigkeit mag auf Kaspar Hauser abgefärbt haben, wenngleich er zum betreffenden Zeitpunkt noch ein kleines Kind war. Jedenfalls vermerkte sein Lehrer Meyer später:

*„Das Leder und die Mache der Handschuhe verstand er so vortrefflich, dass er, zur größten Verwunderung des Fabrikanten, wiederholt aus einem Dutzend Handschuhen das in jeder Beziehung beste Paar schnell herausfand. Erwägt man dabei, daß Kaspar im Vestnerturm zuerst sich immer wie ein Schneider hinsetzte, und daß seine Hände einer Gewöhnung an grobe Arbeit zu widersprechen schienen, so könnte man bald versucht werden, ihn für einen Schneider oder Säckler oder Handschuhmacher zu halten ...“<sup>110</sup>*

Es ist durchaus möglich, dass Kaspar in etwas fortgeschrittenem Alter zeitweise auch an den praktischen Tätigkeiten des Weißriemlers Drechsler Anteil nahm, denn Kinderarbeit war ja damals nicht die Ausnahme, sondern die Regel.

- In Kaspar Hausers Gefängnisleben war, den eigenen Berichten nach, auffallend vieles aus Leder: Neben den Bändern an den Pferdchen auch seine speziell gefertigten, **schwarze Lederhosen**, welche rückseitig einen Schlitz zur Erledigung der „Leibesöffnung“ hatten, der Gurt, mit dem er am Boden festgeschnallt war, ein Lederkittel und nach seiner Freilassung auch vorübergehend ein Bauernhut.<sup>111</sup> Das alles kam wohl aus der eigenen Produktion der Drechslers. Nun ist nicht anzunehmen, dass ein Weißriemler



Abb. 41: Der Weißgerber, Kupferstich v. Chr. Weigel, 1698.

über all die chemischen Färbemittel verfügte, die zu seiner Zeit gerade aufkamen, aber es gab auch bewährte Färbeverfahren mit Pflanzenextrakten,<sup>112</sup> und die Schwarzfärberei von Leder mit Eisenvitriol war weitverbreitet und billig.<sup>113</sup> Bei Handschuhen wurde zu Kaspar Hausers Zeit speziell die Farbe Gelb bevorzugt, da sie der Naturfarbe des Schweinsleders am nächsten kam und bei Vielbenutzung jederzeit ein Nachfärben ermöglichte. Dazu brauchte man lediglich etwas Schüttgelb und Bleiweiß, alternativ kamen zerriebene, gelbe Tone der Salzach-Gegend für Ockertöne in Frage. So nimmt es z. B. kein Wunder, wenn der Hackmesser-Attentäter, den Kaspar Hauser zweifelsfrei als seinen vormaligen Bewacher identifizierte, neben der schwarzen Kluft besonders feine, **gelbe Handschuhe** trug. Diese kamen nach unserem Dafürhalten ebenfalls aus der eigenen Werkstatt!

Meyer in Ansbach.

110 Linde 2, S. 199.

111 Hier und im Folgenden bewusst zitiert nach Antonius van der Linde, der mit seiner akribischen Sammlung von Attitüden und Aussehen Kaspars Hausers (aus verschiedenen Quellen) versuchte, diesen zum Betrüger zu stempeln. Vgl. Linde 2, S. 261.

112 Vgl. Z. B. J. R.: Neu-eröffnete Guldene Kunst-Pforte ..., Nürnberg 1734, S. 183ff.

113 Vgl. Z. B. die, bewährten, bereits im Liber Illuminarum aus dem 15. Jhd. festgehaltenen Rezepturen (BSB Cmg 821).

- In seinen ersten Jahren auf der Sölde konnte Kaspar Hauser auch ganz konkret den **Umgang mit Packriemen** erlernt haben. Zumindest erklärt sich dadurch, warum er bei seiner Reise nach Ungarn im Jahr 1831 auffallend geschickt beim Packen des Gepäcks vorging.<sup>114</sup>
- Es fiel in seiner Zeit in Nürnberg auch auf, dass seine geschickte Balance auf einem Pferderücken in Diskrepanz dazu stand, dass er von Reiten selbst gar nichts verstand, ja nicht einmal einen Steigbügel benutzen konnte.<sup>115</sup> Nun, auf einer Abdeckerei gab es ein Maultier resp. einen Mausestel, auf dem er sehr gut das **passive Sitzen auf einem Reittier** erlernen konnte. Zum Reiten selbst war aber dieses Tier nicht vorgesehen, nur zum Tragen von Lasten und zum Ziehen des Schinderkarrens; insofern trug es weder Sattel noch Steigbügel.

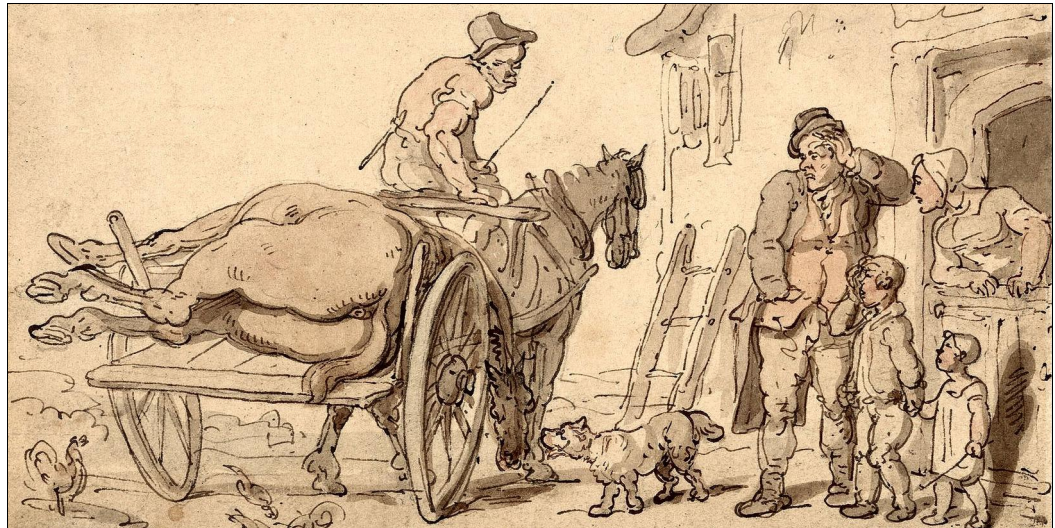


Abb. 42: Der Karren eines Abdeckers mit einem toten Pferd, auch Schinderkarren genannt. Undatierte Zeichnung von Thomas Rowlandson (1756–1827).

- Als Kaspar Hauser noch unter dem Schock des Hackmesser-Anschlags stand, verriet er dem Gerichtspräsidenten von Feuerbach in Panik: „*Er muss mich umbringen, weil er fürchten muss, dass ich mich nach und nach an das erinnere, was mit mir geschehen ist, und wo ich gefangen gewesen bin ... Er wird mich gewiss umbringen, und wenn er nicht anders kann, durch einen Schuss. Er ist ein guter Schütze ...*“<sup>116</sup> Der Hinweis, der Kaspar zuletzt spontan entfuhr, findet in Simon Drechsler seine Begründung: Als Abdecker hatte er im Fall eines Kriegseinsatzes nicht zur waffen-tragenden Truppe gehört,

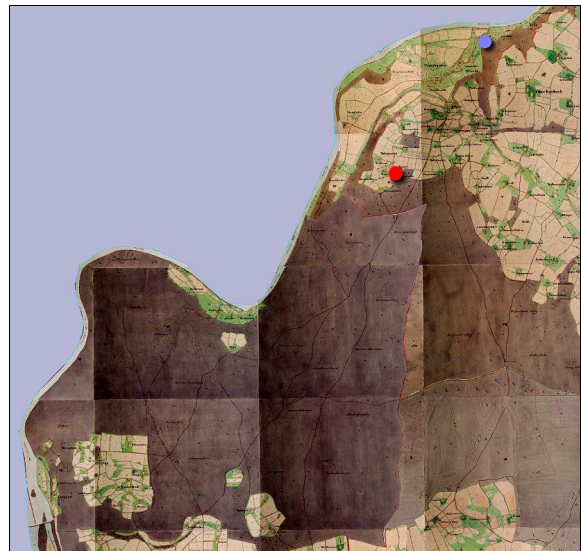


Abb. 43: Der große Weilharter Forst, zwischen 1810 und 1816 K. W. = Königlicher Wald. Roter Punkt = Sölde der Drechsler, blauer Punkt = Schloss Wanghausen.

114 Sittenberger, S. 264.

115 Pies, Wahrheit, S. 235f.

116 Notiz aus Feuerbachs Nachlass, in: Pies, Dokumentation, S. 67.

insofern konnte er von daher weder Flinte/Büchse noch Schießkunst davongetragen haben. Dass er ein zugelassener Jäger gewesen wäre, ist noch viel weniger anzunehmen. Nichtsdestotrotz stand ihm als Abdecker das Recht zum Führen einer Feuerwaffe zu: Die Abdeckereien waren aus seuchenhygienischen Gründen außerhalb der Ortschaften und Weidegründe und meistens am Waldrand gelegen: So auch die ehemaligen Mathiesen-Sölde! Die gelagerten Tierabfälle locken nicht selten Raubwild an, das es ggf. mit einem Gewehr zu vertreiben galt. Speziell die Wolfsplage war zu dieser Zeit noch enorm, und im riesigen **Weilharter Forst**,<sup>117</sup> der direkt an die Sölde der Drechslers angrenzte (siehe Bild),<sup>118</sup> sicherlich von besonderer Problematik. Der „gute Schütze“ wiederum rührte aber nicht von Simon Drechslers Warnschüssen gegen Raubwild her, sondern von der Wilddieberei, der er vermutlich genauso heimlich frönte wie viele seiner bäuerlichen Nachbarn, die ausnahmslos am Jagdrecht des Adels nicht teilnahmen.<sup>119</sup> Kaspar Hauser wusste also in diesem Punkt sehr genau Bescheid!

- Als Lederfabrikanten fertigen die Drechslers sicherlich auf Bestellung auch **Buchrücken aus Schweinsleder** an. Da diese nicht selten mit goldenen Lettern und Rändern beschriftet und verziert wurden, dürften sie zeitweise über Blattgold verfügt haben, das nach einem handwerklichen Verfahren in

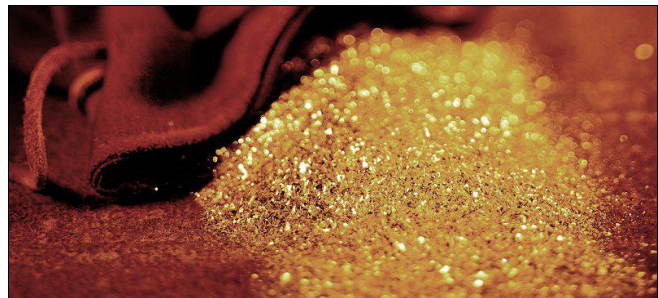


Abb. 44: Goldsand

mehreren Schritten auf das Leder geleimt wurde. Blattgold hatte allerdings seinen Preis. Es ist gut möglich, dass die abgeschabten Überreste, die zwangsläufig anfielen, aber als Blattgold nicht mehr weiterverwendet werden konnten, nicht geschmolzen, sondern gesammelt und feinstem Sand untergemischt wurden, denn diesen **Goldsand** konnte man als mehrfach verwendbaren **Löschsand** (Vorläufer des Löschpapiers) in höheren Kreisen absetzen. Es ist gut möglich, dass Simon Drechslers Kaspar bei seiner Freilassung bewusst damit ausstattete, damit er mit ihm in Nürnberg etwas Kleingeld erwerben konnte.

In der Quintessenz dieser Beobachtungen kann Kaspar Hauser nicht die ganze Zeit bei Wanghausen eingesperrt gewesen sein, sondern er genoss als Kind immer wieder Tage in relativer Freiheit, war auch zu einem Schulbesuch in Burghausen imstande und eignete sich nach und nach gewisse Fertigkeiten und Kenntnisse an, die zwar durch seine nachfolgend lange Dunkelhaft wieder verschüttet wurden, aber nicht so vollständig, dass nicht nach 2 Jahrzehnten völlig unreaktivar gewesen wären. Dass er allerdings in der Handschuhmacherei oder Riemenschneiderei das Gesellen-Diplom ablegt hat, wie einige Zeitgenossen hinterher spekulierten, ist äußerst unwahrscheinlich, denn so lange währte sein Leben in Freiheit nicht.

Spätestens 1816, als das Land an der Salzach zurück in die Hände der Österreicher gefallen war und diese dort wieder eine funktionierende Verwaltung aufgebaut hatten, wurde es riskant,

117 Bis 1779 kurfürstlicher, von 1779 bis 1809 kaiserlicher, von 1810 bis 1816 dann königlicher und ab 1916 endgültig kaiserlicher Wald!

118 Der nahe Weilharter Forst diente den Drechslers sicherlich auch zum herbstlichen Auftrieb der Schweine im Rahmen der Eichel- und Bucheckern-Mast.

119 Die Wilderei war sicherlich strengstens verboten und somit riskant, aber in Notzeiten unvermeidlich und auch insofern möglich, als eine konsequente Überwachung des Waldes, wie sie zu Zeiten des zuständigen Forstgerichts Burghausen noch gegeben war, unter den Durchmärschen und kurzfristigen Wechseln der staatlichen Zuständigkeit 1809/129 und 1816 nicht mehr aufrecht zu erhalten war. Man darf es als Zeichen der Ohnmacht verstehen, wenn im Jahr 1811 die Regierung des Salzachkreises die Landgerichte zu verschärfter Wachsamkeit gegenüber der Wilddieberei aufrief. Eine funktionierende Forstverwaltung war also zu diesem Zeitpunkt von bayerischer Seite aus noch gar nicht aufgebaut worden..

einen Jungen, von dem im Grunde genommen alle wussten, dass er auf dubiosen Weg bei der Familie Drechsel gelandet war, ständig frei herumlaufen zu lassen. So werden alsbald die Zeiträume, in denen er weggesperrt war, zugenommen haben, bis er schließlich über ein Jahrzehnt gar nicht mehr ans Tageslicht kam und sein Gedächtnis dabei schweren Schaden nahm.

Als Verwahrungsort kommt die Sölde im Neubruch nicht in Frage, denn dort herrschte ungünstiger Publikumsverkehr. Ganz anders jedoch war die Situation im Schlosspark von Wanghausen, denn dieser war nach Osten, Norden und Westen mit einer hohen Mauer umgeben und nach Süden, im waldigen Uferberg, wenigstens soweit abgezäunt und mit Bäumen verdeckt, so dass auch hier kein Unbefugter Zutritt fand.

Im Schloss selbst lebte damals wahrscheinlich als Einzelperson die ca. 54-jährige Baroness Anna von Prielmayer. Die Schwester des Schlossbesitzers von Wanghausen war, soweit wir wissen, wie ihre Geschwister hoch verschuldet.<sup>120</sup> Nach den Kirchenmatrikeln von Maria Ach verstarb sie im Jahr 1830 im Alter von 68 Jahren im Schloss Wanghausen an Entkräftung und wurde anschließend im Friedhof von Maria Ach begraben.

Da Kaspars Schlossträume am ehesten mit seiner frühesten Kindheitsphase (als Säugling) zu verbinden sind, ist es gut möglich, dass es diese Baroness gewesen war, der man primär das Kind anvertraute hatte, vielleicht über ihren Bruder Johann Nepomuk aus Landshut oder direkt über den Entführerkreis aus Bayern, der später zu Besprechung kommt.

Mag sein, dass Simon Drechsler als Tagelöhner der Frau Baronin in Hof und Garten zur Hand ging, mag sein, dass im Gegenzug Anna von Prielmayer das Kind den Drechslers zeitweise zur praktischen Ausbildung übergab – eben solange, bis dessen Herkunft nicht länger verheimlicht werden konnte. Ein Intermezzo der kurzfristigen Verwahrung des Kindes bei Vöcklabruck haben wir lange Zeit für möglich gehalten,<sup>121</sup> schließen es aber inzwischen weitgehend aus. Mehr lässt sich aktuell zu dieser dunklen Phase in Kaspars Leben nicht sagen.

Wie es sich im Einzelnen auch zugetragen haben mag: Ab einem bestimmten Zeitpunkt verschwand Kaspar Hauser auf Dauer in einem Verlies des verschwiegenen, von außen nicht zugänglichen Schlossparks von Wanghausen. Doch auch als Gefangener wurde er dort von Simon Drechsler weiter aufgesucht und mit dem Nötigsten zum Überleben versorgt.

Es war wohl auch Simon Drechsler, der aufgrund seiner Beziehungen zur Abdecker-Szene immer wieder Opium besorgte und es Kaspar Hauser ins Trinkwasser mischte, wenn gewisse Maßnahmen an ihm zu verrichten waren. Mit demselben Trick betäubte er viele Jahre später den heran-gewachsenen jungen Mann kurz vor seiner Freilassung und schleppte ihn anschließend auf dem Rücken die besagten beiden Anhöhen hinauf, eher er ihn oben auf den Schinderkarren lud. Nachdem sich Kaspars Gehversuche in kürzester Zeit als insuffizient erwiesen hatten, karrte er ihn, über weite Strecken betäubt, mittels eines Karrens über die alte Salzstraße (heute B 299) *via* Altötting, Neumarkt-St. Veit<sup>122</sup>, Vilsbiburg,<sup>123</sup> Landshut und Neustadt an der Donau<sup>124</sup> nach Nürnberg, ohne dass sich ihnen wegen der Scheu vor einem Abdecker und seinem Gefährt jemand in den Weg gestellt hätte.

Dass der Transport schwerpunktmäßig nachts und auf den einsamen Wegen des Viehtriebs und der jüdischen Händler<sup>125</sup> stattfand, und dass Kaspar beim Transport unter einer regendichten Pla-

---

120 Vgl. Anzeige im K. b. Kreisamtsblatt von Oberbayern, vom 6. November 1860, und weitere Angaben im Kapitel zur Familie Prielmayer.

121 Zu den Argumenten mehr später.

122 So erwähnt im Rittmeister-Brief, wobei die Schreibweise „Neumarck“ damals durchaus korrekt war.

123 Wo Simon Drechslers Schwiegervater gelebt und gewirkt hatte.

124 Weniger weahrscheinlich lief die Route über Regensburg. Kaspar hatte zwar nach seiner Auffindung von Regensburg gesprochen, es stellte sich jedoch später heraus, das ihm dieses Wort nur in den Mund gelegt worden war.

125 Beide fielen oft zusammen, das sowohl der Viehtrieb wegen der Seuchengefahr als auch die jüdischen Händler,

ne verborgen war, entsprach ganz dem damaligen Usus, wie folgende Passage aus einer Wasenmeister-Verordnung beweist:

*„Der Transport der gefallenen Tiere hat er in einem keine Flüssigkeit durchlassenden Karren, gehörig bedeckt, in der Regel bei Nacht auf einsamen Wegen zu vollziehen.“<sup>126</sup>*

Ob sich Simon Drechslers Tätigkeit als Abdecker, Weißriemler und Bewacher Kaspar Hausers mit einem vorangegangenen Militärdienst in den napoleonischen Kriegen vereinbaren lässt, müssen wir offenlassen, selbst wenn sich in Kaspar Hausers Erzählungen dafür gewisse Indizien finden (z. B. die erwähnten „Jakobifedern“). Zwar bedurfte auch ein Heer der Abdeckerei, so dass ein Militäreinsatz Simon Drechslers vor 1810 nicht auszuschließen ist, aber Simon Drechsler konnte den Soldatenjargon auch während der Besatzungszeit im Innviertel von durchziehenden Truppenkontingenten gelernt haben.

Im Zusammenhang mit Simon Drechsler und seiner Frau stellt sich abschließend die Frage, wie der Name „Kaspar Hauser“, zu Stande gekommen sein könnte, der bekanntermaßen dem Entführten von seinem Bewacher in Schrift und Wort eingeübt und bei seiner Freilassung mitgegeben worden war.<sup>127</sup>

Der Vorname „Kaspar“ war im Gegensatz zu allen anderen Abdecker-Sippen Bayerns sowohl beim Neuöttinger Zweig der Familie Leingartner, als auch bei der eng verwandten Familie Hamburger hochbeliebt, ja geradezu ein Leitname: In der Abdeckerliste von R. Riepl findet er sich in beiden genannten Familienverbänden sage und schreibe 22 Mal! Zur Erinnerung: Auch der Hochburger Abdecker, der den Drechslers als Trauzeugen gedient hatte, hieß Caspar – und gleichermaßen sein Vater vor ihm und sein Taufpate, ein Leingartner aus Neuötting!<sup>128</sup> Vor diesem Hintergrund ist es gut denkbar, dass eine Anna Maria Drechsel, gebürtige Leingartnerin, der alten Familientradition ihrer Familien entsprechend dem namenlosen Kleinkind, das ihr soeben zur weiteren Aufsicht übergeben worden war, kurzerhand den Namen „Kaspar“ verlieh – genau so, wie es im Mägdlein-Zettel steht. Die Taufe müsste allerdings schon zuvor, i. d. Regel unmittelbar nach der Geburt, vollzogen worden sein.

Selbst wenn Name „Hauser“ im Bereich des ehemaligen Rentamtes Burghausen als Familienname nicht sehr häufig vertreten war (vereinzelt in Burghausen und Tittmoning), so war er den Drechslers doch bestens bekannt. Vor ihrer Generation hatte eine kinderreiche Familie Hauser in nur 3 Kilometern Entfernung am Südrand des Weilhart einen großen Gutshof innegehabt, der in etwa auf der halben Strecke zwischen der Weißriemlerei im Neubuch und der großen Wasenmeisterei in Unterweitzberg gelegen war. Kurz nach 1800 war allerdings die Familie Hauser ausgestorben, nur der Hausname „Hauser“ blieb auf dem Hof. Als der Findling Kaspar Hauser seiner Freilassung entgegenschau, waren auch die letzten Hauser auf den Nachbarhöfen von Edlach und

---

die traditionell große Teile des Viehtriebs besorgten, wegen der noch kurz zuvor bestehenden Kopfsteuer die größeren Städte und Ansiedlungen mieden. Auf den Viehtriebswegen hatte auch der Maulesel, der den Schinderkarren zog, im Gegensatz zur Commercial- und Landstraße genügend natürliche Futter- und Tränkstellen zu erwarten. Vgl. hierzu Werner Robl: Der historische Viehtrieb in der Oberpfalz und im Bayerischen Wald ..., Beringing 2016, online: <http://www.robl.de/viehtrieb/viehtrieb.html>. Dass Kaspar Hauser auf keiner normalen Landstraße befördert wurde, hat er selbst bestätigt: „Während der ganzen Reise kam ich auf keinen Fahrweg, geschweige denn auf eine Chaussee.“ Auch eine Stadt scheint er unterwegs nicht gesehen zu haben – also auch nicht Regensburg -, sonst hätte sein Begleiter vor Nürnberg schwerlich sagen können, dass „in dem großen Dorfe“ sein Vater wohne. Vgl. Linde 2, S. 266f.

126 Auszug aus der Wasenmeister-Verordnung Oberbayern von 1862. Die Regelung dürfte schon zuvor so gegolten haben.

127 Vgl. Pies, Wahrheit, S. 223 und 227.

128 Eintrag in den Taufmatrikeln von Hochburg, am 21. Februar 1762: Kind „Joannes Casparus“, Vater: „Casparus Hamburger“, Pate: „Patrino Joanne Casparo Leingartner Excoriatore Neoödtingano“. Da des letzteren Gattin Anna Maria hieß, könnte es sich um die Mutter der Gattin Simon Drechslers gehandelt haben.

Nogham verstorben, der Name „Hauser“ also vor Ort Geschichte!<sup>129</sup>

Es spräche für eine gewisse Findigkeit der Drechsler, wenn sich nun diesen ihnen bestens bekannten und quasi frei gewordenen Familiennamen ausgeliehen hätten, um ihren Häftling damit zu benennen. Selbst im Fall der Enttarnung hätten sie niemanden vor Ort kompromittiert!

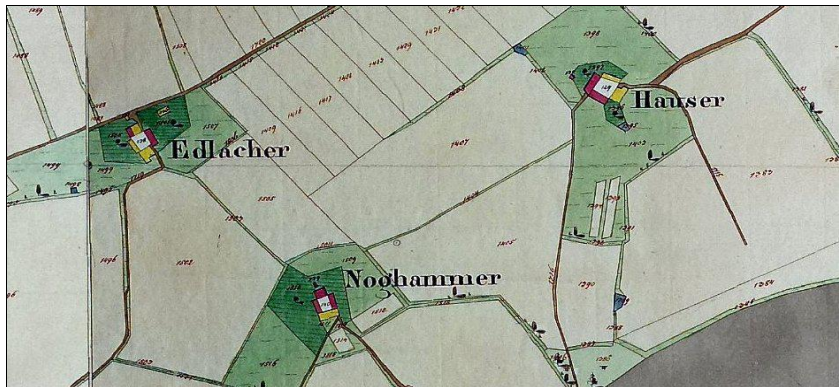


Abb. 45: Um 1830 war der Hof mit dem Namen „Hauser“ ein Vierseithof von stattlicher Größe.

**Wie auch immer es sich im Detail zugetragen haben mag: Es gilt festzuhalten, dass der Vorname „Kaspar“ und der Familienname „Hauser“ direkt aus dem Erfahrungshorizont des Simon Drechsler und seiner Frau kamen!**

Ein triftiges Indiz, ja geradezu den Beweis dafür, dass Kaspar Hauser in der Tat mit dem Weiler Neubruch und der Familie der Drechsler zu assoziieren ist, liefert unfreiwillig sein ehemaliger Ziehvater und posthumer Gegner, Lord Philip Henry Stanhope. Unmittelbar, nachdem Kaspar Hauser in Ansbach eines unnatürlichen Todes verstorben war, im April 1834, bemühte sich der englische Lord, die von ihm inzwischen präferierte Betrüger-Theorie dadurch zu untermauern, dass er die Herkunft Kaspar Hausers folgendermaßen beschrieb:

*„Kaspar Hauser sei von Beruf ein Schneider- oder Handschuhmacher-Geselle gewesen und ein Bewohner von einem kleinen Weiler auf der österreichischen Seite der Salzach, die einen Teil der nordöstlichen Grenze von Bayern bildet. Diese Weiler liegen gegenüber den bayerischen Städten Burghausen und Tittmoning, und es sei wahrscheinlich, dass Kaspar Hauser durch Altötting kam, dort die katholischen Beigaben erhielt, die er bei sich führte, und dann durch Neumarkt und Regensburg nach Nürnberg kam ...“<sup>130</sup>*

Was es mit dem Schneider- oder Handschuhmacher-Gesellen auf sich hat, hat der Leser bereits erfahren.<sup>131</sup> Stanhope beschrieb aber zusätzlich sehr genau den richtigen Ort:

**Der Weiler Neubruch war in der Tat der einzige auf der österreichischen Seite der Salzach, der als Unterbringungsort Kaspar Hausers in Frage kam, denn noch weiter südlich von Burghausen folgten bis Tittmoning nur unbewohnte Uferwälder und Schwemmland-Zonen.**

Aus Stanhopes Briefen an König Ludwig von Bayern<sup>132</sup> erfährt man, dass ihm der Polizeipräsident von München, Ritter von Menz, den entscheidenden Tipp gegeben hatte. Stanhope drängte hierauf König Ludwig I., Ermittlungen aufnehmen zu lassen, doch dieser lehnte kühl ab und ließ von Menz durch eine angebliche Erkrankung entschuldigen. Hinterher müssen Stanhope und seine Helfer von Seiten der bayerischen Regierung unter Druck gesetzt worden sein, die Sache nicht

129 Die Information entnehmen wir dem Sterbebuch von Maria Ach, das in folgenden Jahrgängen Einträge zu den Hausers aufweist: 1748, 1749, 1750, 1751, 1754, 1755, 1757. Den letzten Hauser, den man mit dem Hof assoziieren könnte, war ein Mathias Hauser des Jahres 1805. In den Jahren 1806 und 1807 werden noch zwei Hauser-Töchter auf den Nachbarhöfen erwähnt, danach bricht die Reihe vollständig ab.

130 Mayer, Stanhope, S. 552. Die Information stammt aus einem Dokument im Kent Archiv der Stanhopes.

131 Lord Stanhope hatte dazu nochmals die frühesten Kontaktpersonen Kaspar Hausers in Nürnberg befragt, u. a. die Schuhmacher Weickmann oder Beck und den Reitknecht des Rittmeisters Friedrich von Wessenig, Johann Merk, von dem ja die geradezu intime Information stammte, dass Kaspar zur Schule über eine Grenze gegangen war. Siehe oben.

132 Wiedergegeben bei Striedinger, ab S. 476.

weiter zu verfolgen, denn man findet man in den Aufzeichnungen von Merker, Hickel und Meyer, die in Absprache mit Stanhope die Betrüger-Hypothese verfolgten, nicht die geringste Erwähnung davon. Stanhope selbst scheint allerdings nicht ganz locker gelassen zu haben. Fünf Jahre später, im Jahr 1839, trat er eine Reise an, die ihn in „Gegenden des heutigen Österreichs führte, die damals als deutsch galten“, und wir vermuten, dass er Wanghausen und den Weilhart aufgesucht hat. Johannes Mayer hat in seiner Stanhope-Biographie von dieser Reise berichtet, leider aber nicht das Resultat mitgeteilt.<sup>133</sup>

Nun hat das besagte Zitat von Stanhope weitreichende Konsequenzen – auch in anderer Hinsicht: Er selbst musste sich bei seiner Spur absolut sicher sein, das ein Kaspar Hauser dabei nicht etwa als Adelspross, der dort zur unfreiwilligen Pflegschaft war, enttarnt wurde, sondern nur als der Bauerntölpel, als den ihn schon der Polizeiwachmeister Wüst hingestellt hatte. Alles andere hätte nicht nur Stanhopes Betrüger-Theorie *ad absurdum* geführt, sondern ihn selbst umso mehr belastet!

**stube kam; wurde aber nachher ängstlich, wollte fortgehen, und sagte öfters: hamreisen. Es schien Wüst, als ob K. H. von armen Eltern in einem Walde oder abgelegenen Orte erzogen worden wäre und etwas blödsinnig sei. Wüst bes**

Abb. 46: Äußerung des Polizei-Rottmeisters Johann Christoph Wüst vom 5. März 1834. In: *Wichtige Aufklärungen über Kaspar Hausers Geschichte, durch den Grafen Stanhope dem Polizeirath Merker mitgeteilt, Berlin 1834, S. 13. Der Satz wurde später von Wüst zurückgezogen.*

Stanhopes Drängen auf Ermittlungen bei Wanghausen setzt also voraus, dass Johann Simon und Anna Maria Drechsler schon im Jahr 1834 aus der Gegend verschwunden waren und als Kornzeugen nicht mehr zur Verfügung standen. Unter diesem Aspekt sticht es ins Auge, dass man nach dem Tode Kaspar Hausers von den beiden nicht die geringste Spur findet.<sup>134</sup> Ehe nicht das Gegenteil bewiesen ist, ist es nicht einmal ausgeschlossen, dass nicht nur Kaspar Hauser, sondern wenig später auch diese beiden gezielt aus dem Weg geräumt wurden.

Soweit zu unseren Überlegungen zur lokalen Weißriemlerei rechts der Salzach, die sich recht eindeutig mit einer Unterbringung Kaspar Hausers im Neubruch und in Wanghausen vereinbaren läßt, ja diese sogar stark untermauert. Kein Zweifel: Es handelt sich um eine heiße Spur!

9. Bei der Erarbeitung des geschichtlichen Hintergrundes werden wir in der Folge noch viele weiteren Indizien und Argumente beibringen, die speziell den Schlosspark von Wanghausen als Verlies-Ort Kaspar Hausers endgültig festmachen, doch bitten wir an dieser Stelle den Leser um Geduld!

10. Wir kommen zum vorläufig letzten und einem besonders wertvollen Merkmal, das Wanghausen in Bezug auf Kaspar Hauser ins rechte Licht rückt. Erste Hinweise hierauf haben wir wiederum Peter Vornehm zu verdanken:

Der Heimatforscher hatte sich ein weiteres, rätselhaftes Schriftstück der Geschichte Kaspar Hausers vorgenommen und bietet hierfür eine Erklärung an, an die außer ihm noch niemand gedacht hat. Es handelt sich um den sogenannten „Spiegelschrift-Zettel“, also jene Notiz, welche Kaspar Hauser am 14. Dezember 1833 nach eigener Aussage von einem Unbekannten im Ansbacher Hofgarten bekommen haben soll, ehe ihm dieser mit einem plötzlichen Dolchstoß die todbrin-

133 Mayer, Stanhope, S. 554.

134 Abgesehen von einer potentiellen Schwester namens Maria. Das sorgfältig und weitgehend lückenlos geführte Sterbebuch von Maria Ach verzeichnet z. B. in den folgenden Jahrzehnten weder des Simon Drechsler, noch seiner Frau Anna Maria Tod!

gende Wunde beibrachte.

Bei der Bewertung wollen wir bewusst die Diskussion darüber zurückstellen, ob Kaspar Hauser wirklich durch einen Fremden ermordet wurde oder durch Eigenverletzung einen Mordversuch vortäuschen wollte. Unseres Erachtens sprechen alle Argumente für die erste Version, dies tut aber an dieser Stelle nichts zur Sache.

Als Kaspar Hauser nach seiner tödlichen Verwundung im Haus des Lehrers Meyers auf seinem Krankenlager lag, tat er laut und deutlich kund, im Ansbacher Hofgarten sei ein lila-seidener Damenbeutel mit einem Zettel liegen geblieben, den ihm der Unbekannte übergeben hatte, ehe er zustach. Man suchte nach diesem Beutel, und prompt wurde er gefunden. Das nach Art eines Billet-doux über Eck gefaltete Blatt (Originalaufnahme weiter unten) enthielt einen in Spiegelschrift geschriebenen Spruch:

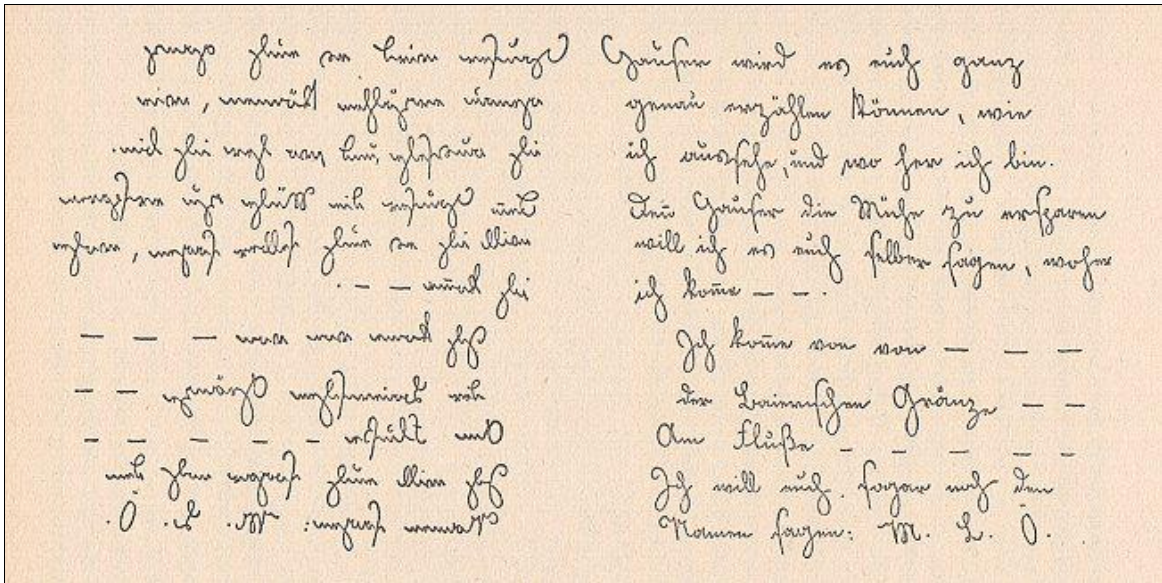


Abb. 47: Der Spiegelschrift-Zettel - Faksimile.

**Hauser wird es Euch ganz  
genau erzählen können, wie  
ich aussehe, und wo her ich bin.  
Dem Hauser die Mühe zu ersparen  
will ich es euch selber sagen, wo her ich komme --.  
Ich komme von von ---  
der Baierischen Gränze --  
Am Fluße -----  
Ich will Euch sogar noch den  
Namen sagen: M. L. Ö.**

Herrn Vornehm, der in der handgeschriebenen Briefliteratur des 19. Jahrhunderts versiert ist, ist der Ansicht, dass die bislang ungeprüft bis in jüngste Publikationen übernommene Abkürzung **M. L. Ö.** hinterfragt gehört.

Das gewichtigste Indiz hierfür liefert der Zettel selbst:

Sieben Zeilen über dem abschließenden Akronym findet sich das Wort „Mühe“ mit großen **M** am An-

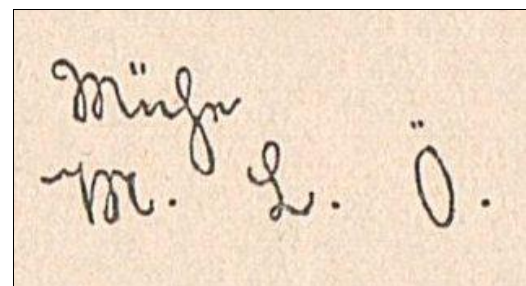


Abb. 48: Oben das Vergleichswort „Mühe“, unten das Akronym. Man beachte die unterschiedliche Schreibweise der Anfangsbuchstaben!



fang. Dieser Buchstabe ist gänzlich anders ausgeführt als der erste Buchstabe des Akronymes. Da weitere doppelgliedrige Buchstaben im Alphabet nicht vorkommen, kommt alternativ für Peter Vornehm nur ein verderbtes großes W in Frage!

Dieser Umstand veranlasste den Töginger Heimatforscher zu folgender Ergänzung der letzten fünf Zeilen des Zettels:

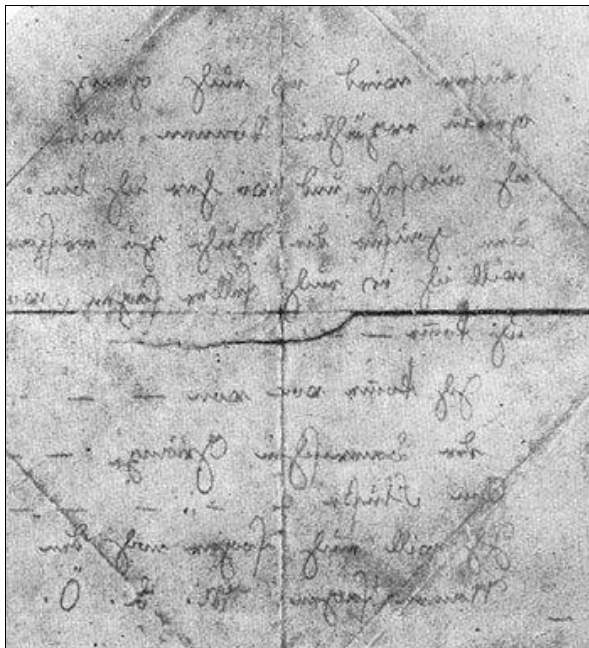


Abb. 49: Fotografie des originalen Spiegelschriftzettels.

**Ich komme von von ACH  
Der Baierischen Gränze NA (H)  
Am Fluße SALZA  
Ich will euch sogar noch den  
Namen sagen: W. L. Ö.**

Die Basisstriche markieren bei dieser Interpretation die Zahl der fehlenden Buchstaben; Hauser selbst wies noch auf dem Sterbebett darauf hin, dass sie unter Umständen mit unsichtbarem Bleiweiß beschrieben waren. Da der Schreiber des Zettels zu Fehlern neigte, ließ er in der viertletzten Zeile einen Strich für den Buchstaben H versehentlich weg. Dass der Fluss Salzach hier als „Salza“ geschrieben ist, entspricht ganz dem Usus der Zeit. Man vergleiche hierzu nachfolgenden Ausschnitt aus einem Lehrbuch sowie den Wanghausen-Stich von Michael Wening weiter oben!

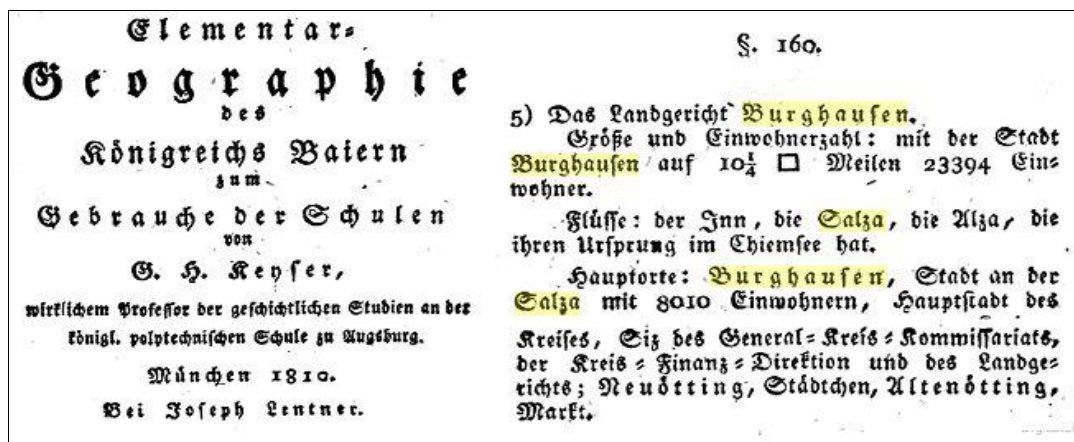


Abb. 50: Aus einem bayerischen Geographiebuch von 1810.

Vor allem aber gibt ein Buchstabe **W** in der letzten Zeile einen sehr wichtigen Hinweis. Das Akronym könnte nach Peter Vornehm lauten:

**W. L. Ö. = Wanghausen, Land Österreich!**

Vornehms Deutung ist schlüssig. Dennoch sind wir gut beraten, die traditionelle Alternative **M. L. Ö.** nicht ganz aus den Augen verlieren. Denn offenkundig entspricht der erste Buchstabe des Spiegelbriefzettels auch nicht dem üblichen **W** der deutschen Kurrentschrift, das ja aus einer schwungvollen Dreifachrolle besteht und keinerlei Haken und Schnörkel aufweist (siehe neben-

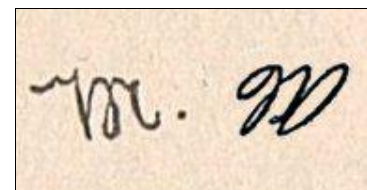


Abb. 51: Das „W“ der im 19. Jhd. üblichen deutschen Kurrentschrift rechts zum Vergleich.

stehendes Bild). Deshalb ist es nicht ganz auszuschließen, dass der seitenverkehrt schreibende Verfasser des Spiegelschrift-Zettels doch eine M-Variante verwendete, über die er eben zusätzlich verfügte. Außerdem lautet der letzte Satz: „*Ich will euch sogar noch den Namen sagen.*“ Den Namen wessen? Es bleibt unklar, ob sich dies auf das Vorgegangene und damit einen Ort bezieht oder einen neuen Sachverhalt bzw. eine Person andeutet. Bei einer Ortsangabe hätte man vielleicht eher erwartet: „*Ich will euch sogar noch den Ort sagen*“ oder wenigstens „*den Namen des Ortes*“.

**Genau genommen stellt der erste Buchstabe des Akronyms eine Neuschöpfung dar, unvereinbar mit allen bekannten Schreibweisen der in Frage kommenden Buchstaben M und W!**

Damit beinhaltet die Abkürzung vielleicht beide Komponenten. Entschloss sich der Schreiber etwa bewusst dazu, den beiden unteren Ebenen der Verschlüsselung – Spiegelschrift und Akronym – noch eine dritte als Buchstaben-Neuschöpfung zur Verwirrung des Lesers hinzuzufügen?

Hier unsere Deutung des eigenartigen Phänomens:

**Der maniriert ausgeführte Großbuchstabe ist der Intention des Schreibers nach ganz gewollt ein Chimäre: halb W, halb M, halb Orts-, halb Personenangabe!**

Doch auf welche Person sollte das enthaltene **M** hinweisen, wenn schon das **W** dem Ort Wanghausen vorbehalten war?

**z. B. Maria Leingartner, Österreich?**

Nach ausgiebiger Recherche und langer und reiflicher Überlegung fokussieren wir auf eine ganz andere, im Gegensatz zur ersteren hochadlige Person und interpretieren:

**M. L. Ö. = Maria-Leopoldine von Österreich**

Gemeint ist die habsburgische Gattin Karl Theodors, des letzten Kurfürsten von Bayern, aus der bayerisch-pfälzischen Linie der Wittelsbacher. Was es mit dieser Dame auf sich hat, und worin ihre Verbindung zur Wanghausen-Theorie besteht, dazu mehr im Weiteren!

Zuvor fahren aber wir fort mit der Wertung des Schlosses Wanghausen und beschäftigen uns mit einer Theorie zur Herkunft Kaspar Hausers, die möglicherweise ungerechtfertigt in Vergessenheit geriet.

## Wanghausen Schauplatz der „Napoleoniden-Theorie“?

Dr. Julius Trumpp hatte ein unmittelbar nach Hausers Tod in Nürnberg kursierendes Gerücht über die Vaterschaft Napoleons aufgenommen, ein Gerücht, welches nach Johannes Mayer seinerzeit speziell vom Wiener Kongress aus propagiert worden war.<sup>135</sup> In seinem Buch von 1953 vertrat er mit Vehemenz die Ansicht, Kaspar Hauser sei ein illegitimer Sohn Napoleon Bonapartes aus einer Liaison mit der Ziehtochter Stephanie de Beauharnais gewesen, die ab 1806 Großherzogin von Baden war. Trumpp begründete seine Theorie u. a. mit der großen Ähnlichkeit zwischen Napoleon und Kaspar. So zeigte er Bilder der beiden Männer, welche in der Tat auf den ersten Blick erhebliche Analogien aufweisen.



Abb. 52: Bilder aus Dr. Julius Trumpp: *Kaspar Hauser, Napoleon und Stephanie*, ein Tatsachenbericht, Gerabronn 1953, Abbildungen zwischen S. 96 und 97.



Abb. 53: Links oben: Großherzog Karl I. von Baden, 1811. Links unten: Großherzogin Stephanie de Beauharnais, 1806/1907. Mitte oben: Kaspar Hauser, 1832. Mitte unten: Napoleon I. 1797. Rechts oben: Napoleon I. 1812 (Spiegelbild). Rechts unten: Stephanie de Beauharnais.

Was ist von derartigen Vergleichen, die von anderer Seite auch zwischen Kaspar Hauser und Großherzog Karl von Baden angestellt wurden, prinzipiell zu halten? Betrachten wir hierzu nebenstehende Bilder. Sie belegen u. E. zum Teil dieselbe Ähnlichkeit, zum Teil aber auch das Gegenteil dessen, was Julius Trumpp durch seinen Bildvergleich zu beweisen suchte.

In der Zeit vor der genetischen Diagnostik durch DNA-Fingerprint fußten amtliche Gutachten zur Vaterschaft auf der sogenannten **poly-symptomatischen Ähnlichkeitsdiagnose**, einer Methode, welche zur Zeit der Weimarer Republik von Siemens, Weitz und Verschuer zu einer höchstmöglichen Validität hin entwickelt worden war. Verschuer, ein Forscher von großer Reputation, geriet zur Zeit des Nationalsozialismus

in Verruf; seine Methode ist heute in Vergessenheit geraten. Zur polysymptomatischen Ähnlichkeitsdiagnose wurden damals neben Blutgruppen und speziellen Blutfaktoren nicht weniger als zehn, meistens sogar noch mehr Körpermerkmale herangezogen, darunter das Nasenrücken- und flügelprofil, die Ohrmuschelkonfiguration, die Haarfarbe und -form, die Hautfarbe und -pigmentierung, Form und Struktur der Regenbogenhaut, weitere Formmerkmale von Kopf, Stirn und Gesicht, Merkmale der Augenpartien und Augenbrauen, der gesamte Ober- und Unterlidraum, Merkmale im Hand- und Fußbereich und das

<sup>135</sup> Mayer, Stanhope, S. 166.

Hautleistensystem als Ganzes. Nun wenn möglichste viele Parallelen zwischen zwei Personen nachzuweisen waren, glaubte man in Vaterschaftsfragen eine einigermaßen schlüssige und unzweideutige Festlegung treffen zu können.

Wenn es damals einer derartigen Summation von gleichen oder ähnlichen Körpermerkmalen bedurfte, um eine Vaterschaft auch nur wahrscheinlich zu machen, wie unsinnig und frustan muss dann der Vergleich von gemalten Portraits ausfallen, welche nur einen Bruchteil der benötigten Merkmale wiedergeben und obendrein der Subjektivität des Malers und des Laien-Betrachters unterworfen sind!

**Mit anderen Worten: Mit derartigen Bildvergleichen ist viel und gleichzeitig nichts bewiesen!**

Dr. Trumpp scheint sich dieses Mangels bewusst gewesen zu sein, ohne es zugegeben. Also beschränkte er sich nicht auf den bloßen Bildvergleich, sondern brachte auch alle möglichen Parallelen der Männer in Bezug auf Wesenszüge und Charaktermerkmale vor, um seinen „Tatsachenbericht“, der in Wirklichkeit doch nichts anderes als eine reizvolle Spekulation war, zu untermauern. Die Erbprinz-von-Baden-Theorie verwarf Trumpp dagegen mit Vehemenz, womit er sich ganz klar gegen den Mainstream seiner Zeit stemmte.

Dennoch ist eine Vaterschaft Napoleons bei Kaspar Hauser eine verführerische Hypothese, allerdings hinsichtlich der Wanghausen-Theorie aus einem ganz anderen Grund:



Abb. 54: Kaspar Hauser, Abbildung in Rudolf Giehrls Hauser-Apologie.

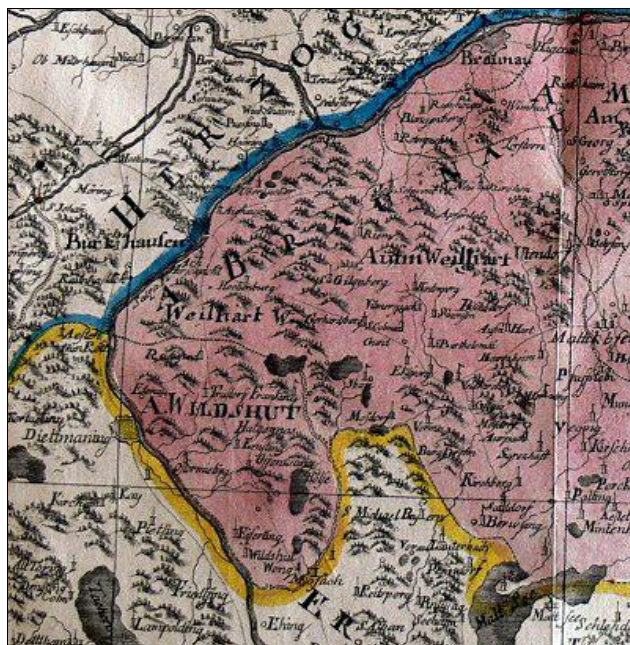


Abb. 55: Kartendetail von 1779: Das südliche Innviertel mit dem angrenzenden Rentamt Burghausen.

Kaspar Hausers Geburt wurde durch den „Mägdlein-Zettel“ auf den 30. April 1812 terminiert. Dies muss nicht den Tatsachen entsprechen haben. Entsprechend der bereits fortgeschrittenen körperlichen Entwicklung bei Kaspars Auffindung könnte man auch für ein Geburtsjahr 1811 oder 1810 oder sogar noch früher plädieren. Wir werden weiter unten valide Belege dafür beibringen, dass die Geburt Kaspars tatsächlich bereits in den Jahren 1809 oder 1810 erfolgte. Diese Jahre waren, dies sei nur nebenbei bemerkt, in Bayern Kriegsjahre – mit vielen äußeren und inneren Verwerfungen.

Im Jahr 1809 schlug für Burghausen, Wanghausen und das gesamte Innviertel beiderseits der Salzach eine Schicksalsstunde. Denn endlich bestand durch das Eingreifen der französischen Armee für das Kurfürstentum Bayern die reelle Chance, aus der österreichischen Hegemonie befreit zu werden!

Seit dem Frieden von Teschen im Jahr 1779 stand das Innviertel rechts der Salzach unter der Souveränität Österreichs, was das Kaiserhaus in Wien nicht daran hinderte, auch die Grenzregionen jenseits des Inns und das Rentamt Burghausen unter Druck zu setzen und sogar zeitweise unter seine

Kuratel zu nehmen (z. B. vor 1805, zuletzt noch Anfang 1809). Im 3. und 5. Koalitionskrieg kamen die Franzosen als Invasoren hinzu: Das Grenzland hatte unter den Truppenaufmärschen schwer zu leiden. Obendrein hatte der leitende Minister Bayerns, Graf **Maximilian von Montgelas**, im Jahr 1802 die Regierung Burghausen aufgehoben und das Rentamt als Verwaltungseinheit abgeschafft. Im Jahr 1807 ging für Burghausen auch der Titel „Hauptstadt“ verloren; der Ort sank zur strategisch eher unbedeutenden Grenzstadt im beiderseitigen Aufmarschgebiet herab, und die Bevölkerung und das Umland litten Not und Drangsal durch die vielen Truppendurchzüge. Erst im Jahr 1809 wurden die Gebiete links der Salzach, wenig später auch diejenigen rechts der Salzach den Österreichern wieder entrissen, und zwar durch das militärische Eingreifen **Napoleons Bonaparte!**

**Napoleon weilte also im Frühjahr 1809, zum vermuteten Zeugungszeitraum Kaspar Hausers, leibhaftig mit einer Armee von ca. 100 000 Mann an den Ufern der Salzach!**

Am 27. April musste die österreichische Besatzung Burghausen verlassen; sie brannte beim Rückzug die vier österreichischen Joche der Salzach-Brücke nieder, um eine rasche Verfolgung durch die Franzosen zu verhindern. Tags darauf rückte das französische Heer unter Napoleon Bonaparte heran. Der Korse übernahm kampflos Burg und Stadt Burghausen von den Österreichern und ließ trotz Hochwassers und schlechten Wetters die vom Feind zerstörte Salzach-Brücke kurzfristig wieder gangbar machen. Dazu mussten jedoch Teile seines Heeres mittels eines Schiffspontons, den die Burghausener zuvor den Österreichern entwendet hatten, die Salzach überqueren, um am anderen Ufer beim Schloss Wanghausen einen Brückenkopf zu errichten. Die Rekonstruktion der Brücke gelang in weniger als drei Tagen. Über den Ponton gingen hinterher die leichten französischen Truppen, wohingegen das schwere Gerät die wiederhergestellte Salzach-Brücke nahm.



*Abb. 56: Napoleon beim Brückenschlag vor Wanghausen. Gemälde von Clemens Johann Evangelista della Croce (1782-1823), gemalt um 1810 für den Händler Philip Jakob Mayr, einst in Burghausen gestohlen, heute im Stadtmuseum München befindlich. Gut erkennbar in direkter Verlängerung des Schiffsponton das Schloss Wanghausen, mit einem südlichen Beigebäude. Der Ortssage nach entging Napoleon damals einem Attentat. Am gegenüberliegenden Ufer der Salzach hatte der Achmüller sein Gewehr auf Napoleon angelegt, als ihn seine Frau, die um das Leben ihrer achtköpfigen Familie fürchtete, vom Fenster wegriss.*

Während des provisorischen Brückenschlages lagerte Napoleons Heer direkt gegenüber von Schloss Wanghausen, wie der auf der anderen Seite gelegene „napoleonische Feldherrenhügel“ belegt, der schon im Urkataster von 1820 verzeichnet ist und heute „Napoleonshöhe“ heißt. Von diesem Hügel aus, der jetzt eine kleine Kriegerkapelle aus nachnapoleonischer Zeit trägt, soll der Feldherr die Arbeiten von 1809 persönlich überwacht haben. Er soll – denn den zeitgenössischen Berichten nach müsste Napoleons eigentlicher Beobachtungsstand etwas weiter nördlich gelegen gewesen sein.

Was liegt näher als die Annahme, dass Napoleon Bonaparte damals auch Schloss Wanghausen auf der österreichischen Seite besetzen ließ oder gar selbst dort nächtigte? Könnte es sein, dass er in dieser Nacht mit einer ortsansässigen Schönheit einen Bastardsohn zeugte, der vielleicht später aus politischen Gründen im Schloss Wanghausen interniert wurde und noch viel später den Namen Kaspar Hauser erhielt?

Leider besagt die Tradition etwas anderes:

Während die Stadt Burghausen durch die Kriegsgräuel darbt und litt, nahm der französische Kaiser mitten in der Stadt im „Taufkirchen-Palais“ Logis, in den sogenannten „Wasserräumen“! Wanghausen wird nichtsdestoweniger besetzt worden sein. Es könnte anderen Teilen des französischen Generalstabs als Quartier gedient haben, denn der Platzmangel im engen Salzachtal war damals enorm! Schloss Wanghausen hatte übrigens schon einmal Franzosen beherbergt, allerdings in einer ganz anderen Situation: Im Jahr 1794, während des 1. Koalitionskrieges, waren hier von den Österreichern 47 französische Kriegsgefangene versperrt worden, die anschließend durch Fleckfieber und Ruhr ums Leben kamen, darunter ein 14-jähriger Tambour namens Emanuel Moulin. Ihre Leichen fand man 1967 auf einem Acker bei Wanghausen. In diesem Jahr 1809 war allerdings Frankreich die Siegnation, und binnen weniger Tage wurde das gesamte Innviertel beiderseits der Salzach zur französischen Besatzungszone.

Am 2. Mai verließ Napoleon Burghausen wieder, das er zuvor „*la ville souterraine - die unterirdische Stadt*“ genannt hatte. Alle Bürgerhäuser waren inzwischen von seinen Soldaten geplündert, viele Möbel verheizt, die Vorräte aufgezehrt. Im Jahr darauf, am 12. September 1810, erfolgte per Staatsvertrag die offizielle Rückgabe des Innviertels, des Salzburger Landes und teilweisen Hausruck-Viertels an Bayern.

Soviel zum Lauf der Geschichte.

Dass Napoleon im Krieg wie alle großen Feldherren seiner Zeit Mätressen mit sich führte und Kriegsbräute nahm, ist unbenommen. Zum Teil rekrutierten sich diese Damen aus den Mädchen der besetzten Länder, die Napoleon zur Unterhaltung nächtens zu sich kommen ließ.

Eine davon namens **Emilia Kraus** war in Burghausen dabei. Diese bürgerliche Dame hatte Napoleon allerdings schon von Paris aus mit sich genommen! Sie wurde im darauffolgenden Jahr in Wien von einem Kind Napoleons entbunden, welches er anerkannte.

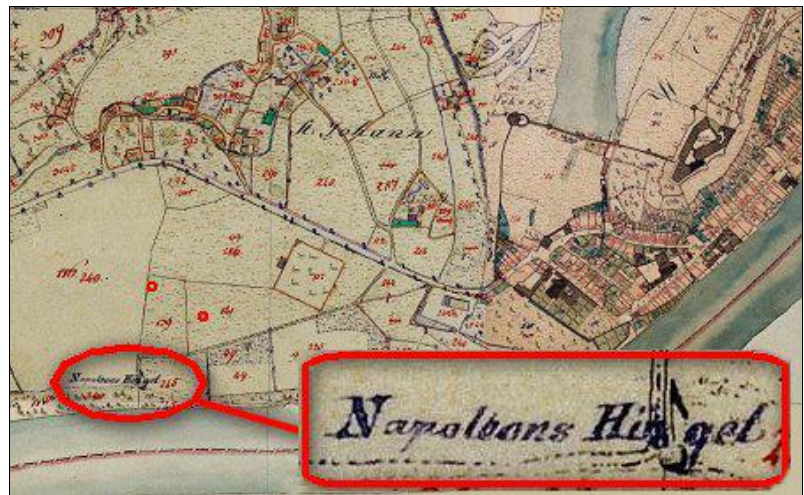


Abb. 57: Der „Napoleonshügel“ auf dem Urkataster von 1820.

Die Idee, dass Napoleon in Burghausen ein illegitimes Kind mit einer Einheimischen gezeugt hätte, gerät unter diesem Aspekt nahezu zur Unmöglichkeit. Außerdem bekannte sich Napoleon in der Regel zu seinen illegitim gezeugten Kindern und verschaffte ihnen bedarfsweise auch Titel und Besitz, wie ein weiteres Beispiel des Folgejahres mit seiner Mätresse Maria Walewska erweist.

Warum also ein Kind in Wanghausen verschwinden lassen?

**Den Gedanken, dass Napoleon bei oder in Wanghausen ein Kind gezeugt hätte, das dann später dort versperrt worden wäre, darf man getrost fallen lassen – selbst wenn er theoretisch im Raum steht!**



Abb. 58: Napoleons Wappen von 1805. Man vergleiche mit Kaspars Wappenbildern!

Dr. Trumpp schloss sich allerdings seinerzeit, als er von Wanghausen erfahren und seiner Überzeugung Ausdruck verliehen hatte, dass Kaspar Hauser als Napoleon-Sohn dort interniert war, auch nicht dieser Sicht der Dinge an, sondern hegte ganz andere Vorstellungen. Er war davon überzeugt, dass Napoleon Kaspar Hauser, verführt von seiner aufreizenden Stieftochter **Stephanie de Beauharnais**, in Rastatt gezeugt hätte, welches Napoleon bei seiner Rückreise nach Frankreich im Herbst 1809 kurz tangierte. Ein Schriftstück Trumpps, das erklärt hätte, wie dieser Sohn gerade nach Wanghausen gelangte, kam vermutlich nicht mehr zustande. Julius Trumpp war damals schon hochbetagt, und wir kennen keine Unterlagen dazu.

**Notabene: Dies ist eine Variante der Badener Hauser-Theorie, allerdings nicht im Sinn der sog. Erbprinzen-Theorie, die bis heute in aller Munde ist, sondern der Napoleoniden-Theorie, die auf dem Wiener Kongress zur Sprache kam!**

In der Tat ergibt die Trumpp'sche Zeugungshypothese einen plausiblen Rechtfertigungsgrund dafür, ein Kind verschwinden zu lassen, denn staatspolitischen Rücksichten hätte sich auch ein Napoleon Bonaparte nicht entziehen können: Die Zeugung eines Kindes mit der eigenen, gerade mal 20 Jahre alten Adoptivtochter wäre in der Tat ein unerhörter Skandal gewesen – nicht vergleichbar mit den soeben erwähnten Affären Napoleons, die in außereheliche Kindschaften mündeten. Vielmehr wäre im vorliegenden Fall gewissermaßen einen Akt der Familienschändung vorgelegen, eine Verhöhnung des eigenen Schwiegersohnes und des Großherzogtums Baden zugleich, und nicht zuletzt einen Affront, der beim Ruchbar-Werden Napoleons zweite Ehe mit Erzherzogin Marie-Louise von Österreich und seine ganzen weiteren Großmachtpläne erheblich gefährden musste.

Trumpp glaubte, bei allen möglichen Gelegenheiten ein heimliches Verhältnis Stephanies zu ihrem Ziehvater nachweisen zu können. Wir verweisen hierzu auf die Angaben in seinem Buch.<sup>136</sup> In der Tat finden sich davon unabhängig Anzeichen dafür, dass Stephanie Napoleon in gewisser Weise liebte (bzw. umgekehrt), zur Jahreswende 1808 intensiven Kontakt zu ihm suchte und ihn sogar extra bitten ließ, bei ihr in Mannheim aus Schutzgründen den Minister Bignon als Vertrauensmann und Nachfolger Talleyrands zu installieren, aber ja nicht bei ihrem ungeliebten Gemahl in Karlsruhe.<sup>137</sup>

Wenn dies so stimmt, dann sticht ein Eintrag in Napoleons Itinerar für den 15. April 1809, also während seiner Anreise ins Kriegsgebiet ins Auge: Während der Korse bei der Fahrt nach Bayern und Österreich seinen Schlaf fast immer in seinem Reisewagen suchte, um rasch vorwärts zu kommen, traf er an besagtem Tag tagsüber in Durlach „die Familie“ des Großherzogs von Baden und verschwand dabei für zwei Stunden in einem Boudoir! Die „Familie“ des Großherzogs, das war im Wesentlichen nur seine Adoptivtochter Stephanie, die von ihrem Mann seit 3 Jahren getrennt lebte. Das „*Il s'y repose deux heures - er legt sich dort für zwei Stunden zur Ruhe*“ – so vermerkt von seiner Adjutant! - war ein höchst ungewöhnlicher Vorgang, der sich bei Napoleon in diesen Tagen nie wiederholte! Ein ungewolltes Kind

136 Julius Trumpp: Kaspar Hauser – Napoleon und Stephanie – der Tatsachenbericht, Gerabronn 1953, S. 70ff.

137 Die Annahme einer frühen Liebschaft zwischen Napoleon und Stephanie findet sich in einem Augenzeugenbericht vom 3. Januar 1808 bestätigt. Demnach habe Stephanie ihren Gatten „le monstre“ betitelt und über Napoleon den Satz herausfahren lassen: „L'empereur ne m'aime plus“, was nun voraussetzt, dass Napoleon sie wenigstens zuvor tatsächlich geliebt habe. Am 12. Dezember 1808 schickte sie Napoleon ihren flehentlichen Hilferuf. Vgl. Edmond Bapst: À la conquête du trône de Bade ..., Paris 1930, S. 135, 173 und 334f. Im Weiteren abgekürzt mit Bapst und Seitenzahl.

könnte durchaus Resultat dieser äußerst ungewöhnlichen Ruhepause in Durlach gewesen sein.<sup>138</sup> Hinterher präsentierte sich Stephanie als geliebte Frau: Sie soll deutlich besserer Laune gewesen sein und in Mannheim einige fröhliche Feste gefeiert haben.<sup>139</sup>

Zwar gäbe prinzipiell auch die Rückreise Napoleons nach Frankreich mit Aufenthalt in Rastatt am 24. Oktober ein Treffen mit Stephanie her, wie von Trumpp einst angenommen; dieses könnte allerdings nur sehr kurz gedauert haben, denn die Reise ging laut Itinerar unverzüglich weiter.<sup>140</sup> Stattgefunden hat es unseres Wissens sowieso nicht, denn man wird Edmond Bapst glauben dürfen, wenn er berichtet, dass Napoleon damals die persönliche Kontaktaufnahme zu seiner Adoptivtochter Stephanie wie zu seinem Schwiegersohn ganz bewusst vermied und letzterem über seinen Minister Champagny nur seine Unzufriedenheit über die Verhältnisse in Baden ausrichten ließ.

Die Ehe Stephanies de Beauharnais mit Großherzog Karl von Baden war auch in dieser Zeit faktisch noch nicht vollzogen und intime Kontakte nahezu ausgeschlossen; das ungleiche Paar lebte, von gegenseitigem Misstrauen und Vorwürfen überzogen, konsequent getrennt, von wenigen offiziellen Anlässen abgesehen, bei denen man sich im Beisein Dritter traf.

Napoleon Bonapartes Dynastiepläne in Baden waren durch diese Konfrontation konterkariert. Ob dies aber in Rastatt als Anfeindungsgrund genügt, bleibt dahingestellt, denn nicht minder zerrüttet war die kaiserliche Ehe selbst – mit Josephine de Beauharnais: Noch im selben Jahr, am 15. Dezember 1809, gab Napoleons die längst geplante Scheidung von Josephine öffentlich bekannt.



Abb. 59: Stephanie entgegen allen Regeln der Courtoisie auf dem Schoß Napoleons. Abbildung aus E. Bapst, n. S. 84.

**Unter ganz anderem Licht präsentiert sich aber Napoleons Verhalten vom Herbst 1809, wenn man eine vorherige Liebschaft mit Stephanie im Frühjahr unterstellt, die er zwischenzeitlich bereut hätte.**

Nun hat aber die Napoleoniden-Theorie in Zusammenhang mit Stephanie nur solange ihre Gültigkeit, als sich für sie kein gewichtiger Ausschlussgrund findet.

Laut einer Meldung der Carlsruher Zeitung vom 29. Dezember soll aber Stephanie de Beauharnais an ihrem Namenstag, dem 26. Dezember 1809, gemeinsam mit ihrem Mann Karl im Mannheimer Theater gesichtet worden sein:<sup>141</sup>

*„Gestern Abends erschien das hochverehrte und geliebte Fürstenpaar in dem festlich erleuchteten Theater, wo ihm die lebhaftesten Äußerungen der Freude, Liebe u. Ergebenheit entgegenkamen. Heute (Anm.: am 27. Dezember) sind Sc. Hoheit der Erbherzog nach Karlsruhe zurückgereiset.“*

138 Albert Schuermans (Herausgeber): *Itinéraire général de Napoléon*, 2. Auflage 1911, S. 294. Bapst weiß von diesem Treffen nichts, vgl. Bapst, S. 177.

139 Bapst, S. 177.

140 Schuermans, *Itinéraire*, S. 307.

141 Die Quelle verdanken wir dem freundlichen Hinweis von Frau Petra Grill. Vgl. Carlsruher Zeitung Nr. 207, vom 29.12.1809, S. 826, URL: <http://digital.blb-karlsruhe.de/blbz/periodical/pageview/1422196>.



Widerlegt eine solche Meldung eine außereheliche Schwangerschaft Stephanies in dieser Zeit?

In der Tat sieht es auf den ersten Blick hin so aus! Der Leibesumfang einer hochschwangeren Prinzessin im 9. Monat wäre im Theater sicherlich nicht übersehen worden – weder von Seiten der Öffentlichkeit noch von Seiten ihres ungeliebten Mannes Karl!

Auf den zweiten Blick hin stellt sich die Sachlage allerdings anders dar:

Wir halten diese Zeitungsmeldung für eine aus politischem Kalkül gezielt platzierte „Ente“, die dem Kaiserhof in Frankreich eine Einmütigkeit des Herzogspaares vorspiegeln sollte, die *realiter* gar nicht bestand. Für diese Einschätzung spricht zunächst der Ort der Veröffentlichung – ausgerechnet Karls Residenzort Karlsruhe, aber nicht Stephanies Mannheim! - und eigenartig unverbindliche Formulierung der Anzeige. So findet sich hier die vage Angabe eines Theaterbesuchs, wohingegen verschwiegen wird, dass an diesen Tag die Oper „Achilles“ von Ferdinando Paer im Großherzogtum Baden uraufgeführt wurde, was die Leserschaft sicher interessiert hätte.<sup>142</sup> Eine intakte Ehe des Erbprinzenpaares vorzuspiegeln, war für die damaligen Zeitungsmacher wegen der demonstrierten Loyalität zum Regime opportun, hing doch ihr eigenes Schicksal am seidenen Faden! Unter strenger Beobachtung des französischen Geheimdienstes stehend, mussten die Redakteure und Verleger äußerst vorsichtig sein. So genügte z. B. schon ein unbedeutender Anlass, um das Redaktionsteam der „Rheinische Bundes-Zeitung“ arbeitslos zu machen: Am 9. Februar 1809 führte ein einziger, angeblich unbotmäßiger Artikel über die Schlacht von Eylau zum Verbot des Blattes, und am 21. März 1809 folgte der offizielle Antrag Frankreichs, auch die „Mannheimer Zeitung“ einzustellen, was allerdings im Gegensatz zum ersten Fall von der badischen Regierung nicht mehr vollzogen wurde.

Die Tatsache, das sich Stephanie und Karl damals nur extrem selten, dann gezwungenermaßen und am besten gar nicht trafen, stößt also diese Zeitungsmeldung über einen angeblich gemeinsamen Theaterbesuch nicht um, sondern wird durch die Art ihrer Präsentation noch bekräftigt.

Nicht zuletzt untermauert aber unsere Einschätzung, dass das Treffen *realiter* gar nicht stattfand, die Schilderungen dieser Zeit durch Edmond Pabst. Der französische Diplomat folgte zwar u. E. eine falsche Hauser-Spur in Baden, verfügte aber über zuverlässige Gewährsleute. Im Fußnotenapparat seines Werkes findet sich eine Fülle von zeitgenössischen Quellen bzw. Zeugenaussagen aus der Entourage des Paares, die ein entsprechendes Licht auf Stephanie und ihren Mann werfen.<sup>143</sup>

Was deutet bei den Pabst'schen Quellen für die Jahre 1809/10 auf eine außereheliche, verheimlichte Schwangerschaft Stephanies hin?

*Espressis verbis* zunächst nichts, Pabst war ja auch die Erprinzen-Geschichte des Jahres 1812 fixiert. Wenn man jedoch zwischen den Zeilen liest, findet sich eine ganze Menge von Verdachtsmomenten, und es werfen sich etliche Fragen auf:

- Zunächst fällt der schon oben erwähnte Umstand auf, das Napoleon nach dem 5. Koalitionskrieg bei seiner Rückkehr nach Frankreich eigenartigerweise die persönliche Begegnung mit seiner Adoptivtochter Stephanie mied, obwohl sie problemlos möglich gewesen wäre. Nochmals: Dieses Verhalten muss einen triftigen Grund gehabt haben! War es ein Ausdruck schlechten Gewissens bei dem frisch mit der österreichischen Kaisertochter verlobten Kaiser?
- Stephanie verbrachte in diesem Sommer auffallend viele Wochen außerhalb des Großherzogtums Baden und ihrer Mannheimer Residenz, in Straßburg oder Plombières – meist in Gesellschaft ihrer Verwandten, Josephine de Beauharnais, deren Stern als Kaiserin bereits gesunken war. Deckte Josephine eine heimliche Schwangerschaft Stephanies? Unter dem Aspekt ihrer Mitwisserschaft gewinnt auch eine letzte, geheimnisvolle Andeutung Josephines, die auch an Zar Alexander I. von Russland ging und durch den Auszug aus dem Memoiren eines französischen

---

142Vgl. Rheinische Correspondenz, Bd. 2, Heft 1 (1. Januar 1810), S. 3f. In: Carl-Maria-von-Weber-Gesamtausgabe. Digitale Edition, <http://www.weber-gesamtausgabe.de/A031189> (Version 2.0 vom 4. Mai 2016)

143Vgl. Bapst, S. 171ff. und 191ff.

Pairs gestützt wird, eine ganz neue Bedeutung! Diese Stephanie de Beauharnais betreffende Passage fand sich im Nachlass Gottliebs von Tucher in Nürnberg und wurde von Johann Mayer ausführlich in seinem Werk über Stanhope kommentiert, wenngleich bezogen auf die Erbprinzen-Theorie, von der sich in dem Schreiben kein Wort findet!<sup>144</sup>

- In den letzten Monaten des Jahres 1809 erhöhte Napoleon von Paris aus plötzlich massiv den Druck auf Stephanie und Karl, sich endlich als trautes, liebendes Paar der Öffentlichkeit zu präsentieren – zunächst ohne den geringsten Erfolg. Die politische Raison hätte diese Reaktion schon seit 1806 erfordert, doch Napoleon hatte sich bis zu diesem Herbst dieses Jahres nicht besonders engagiert gezeigt. Warum dieses plötzliche Umschwenken, dieser neue Tenor in Inhalt und Diktion? Wollte Napoleon mit diesem Manöver, da er womöglich inzwischen über eine Schwangerschaft Stephanies in Kenntnis gesetzt war, von Gerüchten über seine eigene Person als Kindsvater ablenken?
- Zu einer Schwangerschaft Stephanies passt auch, dass Napoleon sie und ihren Mann im November 1809 plötzlich und ohne Verzug nach Paris zitierte – offenkundig in großer Aufregung. Auffallenderweise folgte aber nur Stephanie dieser Einladung, nachdem sie höchstwahrscheinlich Karl durch ihre Hofdame, Comtesse Walsh, die sie nach Karlsruhe gesandt hatte, hatte ausladen lassen.<sup>145</sup> Ihre Abreise nach Paris erfolgte laut E. Pabst am 5., laut Carlsruher Zeitung am 6. Januar 1810, laut letzterer Quelle mit einem Zwischenaufenthalt in Karlsruhe von Neujahr 1810 bis zum 5. Januar, was wir ebenfalls nicht glauben, da es allein wegen des Umwegs unsinnig gewesen wäre.<sup>146</sup> Wie dem auch sei – Karl blieb trotz kaiserlichen Befehls zum Rapport mit einer Ausrede zuhause, Stephanie reiste!
- Was mit Stephanie nach ihrer Abreise geschah, bleibt im Dunklen. Wir wissen weder etwas über ihre Aufenthaltsorte noch über den weiteren Ablauf der Dinge. Es ist durchaus denkbar, dass sie in dieser Zeit irgendwo zwischen Mannheim und Paris von einem Napoleonsohn niederkam und diesen nach der Entbindung weggab. Ihrem kaiserlichen Ziehvater präsentierte sie nachweislich erst lange nach Abschluss des Wochenbetts, im Februar oder März 1810, und schon am 20. März erfolgte die Abreise von Paris in Richtung Baden.



Abb. 60: Wie ihre Tante Josephine ließ sich Stephanie de Beauharnais entsprechend den Regeln der Empiremode gerne mit hoher Taille und wallenden Kleidern konterfeien. Ein Schwangerschaft hätte unter solchen Kleidern durchaus für längere Zeit verborgen werden können. Gravur von A Keßler nach einem Gemälde von Schroeder.

144 Vgl. Mayer, Stanhope, S. 157ff.

145 Edmond Bapst stellt diese Aktion als beiderseitige Absprache dar, wonach sich Karl sogar hinterher für einen Tag zu einem persönlichen Austausch nach Mannheim begeben hätte. Der dazu gehörige Brief des Ministers Bignon an den Kollegen Champagny (Pabst, S. 183, Fussnote 1) spricht aber nur von einem Briefkontakt seitens der Prinzessin, woraufhin Karl auf eine Mitreise nach Paris verzichtet hätte. Also auch hier ist kein persönlicher Kontakt belegt, bei welchem Karl von einer Schwangerschaft seiner Gattin hätte Augenschein nehmen können! Vgl. Pabst, S. 183, Fußnote 1.

146 Vgl. Carlsruher Zeitung Nr. 3 vom 5.1.1810, S.9, und Nr. 5 vom 8.1.1810, S. 18.

- Wie durch ein Wunder präsentierte sich Stephanie 2 Tage später zusammen mit ihrem Mann, Großherzog Karl, als trautes Paar der Öffentlichkeit von Straßburg, anlässlich des Auftritts von Napoleons Verlobter, Erzherzogin Marie-Louise von Österreich! Wie kam dieser abrupte Umschwung in der Beziehung der beiden zustande? Handelte es sich nur um den Befehl Napoleons oder doch um eine gehörige Erleichterung auf beiden Seiten?
- Wenig später waren Stephanie und Karl auch bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Paris zugegen, und noch im selben Sommer verbrachte das Paar, das sich noch kurz zuvor ignoriert und bekriegt – hatte, gemeinsame Tage im Schloss von Baden, wonach wenig später die erste gemeinsame Tochter Louise entspross (geb. am 5. Juni 1811).

### **Für diesen abrupten Stimmungswandel hat es bisher keine plausible Erklärung gegeben!**

Die Bereinigung einer verheimlichten und am Ende elegant gelösten Kindschaftsaffäre – weg mit dem Kind, so als hätte es dieses nie gegeben! - ergibt sehr wohl ein schlüssiges Motiv für die neue, ja erstmalige „*entente cordiale*“ zwischen Stephanie und dem vormaligen „*Monster*“ Karl!

Was Stephanie anbelangt, so mag sie allerdings die Neuentdeckung der Liebe nur spielt haben, denn schon mit der Rückreise aus Paris ließ sie sich im Gegensatz zu ihrem Mann auffallend viel Zeit. Und im Sommer 1811, kurz nach der Entbindung von ihrer Tochter Louise, erteilte ihr strenger Ziehvater Napoleon über seinen Außenminister B. Maret und seinen badischen Gesandten de Moustier Stephanie eine harsche Rüge, sie solle nun gefälligst an die Seite ihres Mannes treten und konsequent ihren ehelichen und repräsentativen Pflichten nachkommen.<sup>147</sup>

Soweit zu einer schier unglaublichen Wende im Verhältnis zwischen Stephanie de Beauharnais und ihrem Mann, Erbprinz Karl Ludwig Friedrich, der 1811 als Erzherzog die Regierungsgeschäfte im Großherzogtum Baden übernahm. Es ist frappierend, dass sich das Verhältnis zwischen beiden genau in dem Moment normalisierte, also Stephanie möglicherweise ein Kind aus der Beziehung mit Napoleon ausgetragen und mit dessen Beseitigung demonstriert hatte, dass ihr doch an einem guten Verhältnis zu ihrem Mann Karl lag.

**Vor diesem biographischen Hintergrund gewinnt die Stephanie-Napoleoniden-Theorie des Julius Trumpp einen gewissen Grad an Wahrscheinlichkeit, selbst wenn es an hieb- und stichfesten Beweisen mangelt. Man muss einräumen: Vieles spricht für eine verheimlichte Schwangerschaft der Stephanie de Beauharnais in dieser Zeit, und nichts eindeutig dagegen!**

Ungeklärt bleibt allerdings, warum und über welche Wege ein so gezeugtes und geborenes Kind im weit entfernten Wanghausen gelandet wäre. Und warum verschwand es am Ende in einem Verlies, anstatt ganz beseitigt oder einer anderen Mutter oder einem Waisenhaus untergeschoben zu werden. Warum war zur Problemlösung ein lange währendes Schwerverbrechen nötig, das erst dann sein Ende fand, als Napoleon schon 13 Jahre nicht mehr an der Macht und 7 Jahre nicht mehr am Leben war?

Es bleiben also viele Fragen offen!

So sollten sich wenigstens einige weitere Indizien ergeben, ehe es sich lohnt, die Spur der Trumpp'schen Napoleoniden-Hypothese weiterzuverfolgen. Vor allem bedarf es einer plausiblen Erklärung dafür, über welche Vermittlungspersonen der Weg des Kindes nach Wanghausen gebahnt wurde. All dies ist beim Stand der Dinge nicht erkennbar, wir werden aber im Folgenden darauf zurückkommen!

**Kaspar Hauser als illegitim gezeugter Sohn Napoleons anlässlich seines Kurzaufenthaltes in Burghausen geht jedoch, wir wollen es nochmals wiederholen, nicht durch!**

---

<sup>147</sup>Correspondance de Napoleon, Brief 18078 vom 24. August 1811.

Zwei Phänomene weisen die Richtung, in der wir uns zunächst weiter bewegen wollen:

- Wenn Kaspar Hauser in Wanghausen und Umgebung aufgezogen wurde, dann war er zu dem Zeitpunkt, als dies geschah, als kleiner Bajuware ein Kind des Landes. Vielleicht lag gerade darin der Grund, dass er sich, nachdem er das Laufen gelernt hatte, in Obhut des Abdecker Drechsler und seiner Frau noch relativ frei bewegen und durch Vermittlung der Baroness von Prielmayer in den Genuss von gesundheitlicher Versorgung und Schulunterricht kommen konnte.
- Um 1816, als die Österreicher plötzlich wieder das Sagen in Wanghausen hatten, verschwand er von der Bildfläche, bis zu jenem Jahr 1828, in dem er sich plötzlich weit weg von Wanghausen, in Nürnberg, unter den Menschen wiederfand.

Dies ist für uns der Ansatz, den wir nun weiterverfolgen wollen.

Es folgt als Erstes die längst überfällige Darstellung der Schlossbesitzer von Wanghausen. Zum vollen Verständnis ihrer Dynastie müssen wir etwas weiter ausholen.



In der Schlacht von Aidenbach mussten die Aufständischen eine schlimme Niederlage einstecken. Franz Bernhard von Prielmayer trat am 11. Januar 1706 mit einer Abordnung der kurbayerischen Landesdefension zu Friedensverhandlungen in Salzburg an, drei Tage später kapitulierte Burghausen als letzte Stadt unter der zuvor von ihm geleiteten, provisorischen Regierung. Franz Bernhard von Prielmayer ging vorübergehend in Haft.



Abb. 62: Die Schlacht von Aidenbach 1706.

Es war derselbe Franz Bernhard von Prielmayer, der 1721 nach Erlöschen der Familie Schwarz die Hofmark Ach erwarb und das dortige Schloss Wanghausen zum Familiensitz erhob. Außerdem hatte er die Hofmarken Redenfeld und Ritzing erworben, in letzterer gründete er eine Brauerei. Er soll auch den Titel „kurfürstlicher Regimentsrat und Truchsess“ innegehabt haben.<sup>150</sup> Franz' Bernhards Bruder Valentin Anton (+1739) war seinerseits kurbayerischer Truchsess.<sup>151</sup>

**Es handelte sich also bei der Familie von Prielmayer um eine altbayerische Patrioten-Familie, welche über zwei Generationen hinweg eng mit dem kurfürstlichen Hof verbunden war und das Land Österreich zu seinen erklärten Feinden zählte!**

Franz Bernhards Sohn und Nachfolger in Burghausen, Regierungsrat **Franz Ferdinand von Prielmayer**, Herr zu Ach und Wanghausen, ließ im Jahr 1770 beim sogenannten Goldbrünnl in Ach zusammen mit dem Rentmeister von Burghausen, Maximilian Freiherr von Berchem (+1777), die schöne barocke Wallfahrtskirche **Maria Ach** errichten, von der bereits mehrfach die Rede war. Man erwarb dazu zwei Reliquien, die 1776 beigesetzt wurden, außerdem verlieh Papst Pius VI. zur Förderung der Wallfahrt einen Ablass. Von diesem Herrn wurde somit in Ach und Wanghausen „alles in besseren Stand gesetzt“.<sup>152</sup> Dies hinderte Franz Ferdinand jedoch nicht daran, Chef einer Geheimloge der Rosenkreuzer zu werden. Mehr hierzu weiter unten.

**Der Friede von Teschen 1779 bedeutete für die Familie von Prielmayer eine empfindliche Zäsur: Wanghausen ging für die in kurbayerischen Diensten stehenden Prielmayers als Sitz und ständiger Aufenthaltsort verloren, da es ab sofort auf österreichischem Hoheitsgebiet und damit im Feindesland lag!**

Franz Ferdinand von Prielmayer wechselte in das Hofkastenamt nach Landshut. Für die Jahre 1787 bis 1789 ist er in den Akten des Staatsarchivs Landshut als Regierungsrat von der Ritterbank und als Rentmeister in Landshut dokumentiert.<sup>153</sup> Im Churbayerischen Intelligenzblatt von 1787 ist sogar davon die Rede, dass Franz Ferdinand, immer noch Herr auf Ach und Wanghausen, im selben Jahr die Kanzlerstelle von Landshut übernahm; laut einer anderen Quelle lag der Zeitpunkt sogar noch etwas früher.<sup>154</sup> Franz Ferdinand scheint ziemlich alt geworden zu sein; er starb am 1. Oktober 1800 und überlebte wohl seinen Sohn Siegmund. Nach ihm, im Jahr 1801, verstarb auch seine Gattin Maria Anna Carolina Franziska Katherina, Reichsfreifrau von Prielmayer, in Landshut.

---

150 Otto Dorfner: Heimatkundliche Informationen, in: Mitteilungsblatt Kirchdorf am Inn, 30. Jahrgang, Nr. 10, Oktober 2006.

151 Aus dem Zeitungsarchiv Burghausen, Online-Dokument.

152 Benedikt Pillwein: Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Oesterreich, Band 4, Linz 1832, S. 447.

153 Hof- und Staatskalender Bayern 1799, S. 257.

154 Churbaierisches Intelligenzblatt 1787, S. 76. Leopold Engel: Geschichte des Illuminaten-Ordens, ein Beitrag zur Geschichte Bayerns, Berlin 1906, S. 254.

Franz Ferdinand von Prielmayer hatte also seinen festen Wohn- und Amtssitz auf Dauer nach Landshut verlegt, nachdem eine Amtsausübung in Burghausen aus dem Schloss Wanghausen heraus, das nun auf österreichischem Hoheitsgebiet lag, nicht mehr sinnvoll möglich war. Begraben ließ er sich allerdings in der Wallfahrtskirche Maria Ach in Wanghausen, wo man noch heute eine Gedenktafel rechts am Beichtstuhl vor dem großen Gitter findet.

Der nächste von Prielmayer, **Sigmund Ferdinand Anton Korbinian von Prielmayer** (+16.03.1787), war wie sein Vater erst Hofkastner und ab 1784 Regierungskanzler von Landshut. Er wählte ebenso wie sein Vater Landshut als Erstwohnsitz. Ungeachtet dieses Ortswechsels befand sich zum Ende des Kurfürstentums Bayern die Familie von Prielmayer auf dem Höhepunkt ihres Ansehens und ihrer Reputation.

**Ihr österreichischer Besitz Wanghausen war jedoch, auf fremdem Territorium liegend, zur Nebensache geworden.**

## Johann Nepomuk von Prielmayer: Fall und Wiederaufstieg

Siegmunds Sohn, der Urenkel des berühmten Korbinian von Prielmayer, hieß **Johann Nepomuk Franz Xaver von Prielmayer** (\*16.12.1758 in Landshut, +27.02.1837). Auf diesen Mann ist nun ein besonderes Augenmerk zu werfen, denn er besaß das Schloss Wanghausen genau zu der Zeit, als Kaspar Hauser der Wanghausen-Theorie zufolge dort untergebracht war – zwischen 1810 und 1828.

Wie seine Altvorderen plante Johann Nepomuk zunächst eine gehobene Beamtenlaufbahn in kurbayerischen Hofdiensten, dazu nahm er kurz vor 1780 das Studium der Rechte an der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt auf. Im Jahr 1781 zählte er dort als „*Landshutanus Boj.*“ zu den „*Inscripti illustres*“.<sup>155</sup> Nach Abschluss des Studiums im Jahr 1784 war Johann Nepomuk zunächst Adjunkt seines Vaters in Landshut; im Jahr 1787 übernahm er als dessen Nachfolger die Leitung des Salzamtes Landshut, in der hochrangigen Funktion des Hofkastners.<sup>156</sup> Es handelte sich hier, wenn man so will, um eine Art von Erbfolge im Amt, bereits in der dritten Generation.



Abb. 63: Herzog und Kurfürst Maximilian IV. Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der nachmalige erste König von Bayern.

Ein weiterer Aufstieg in das Amt des Kanzlers blieb ihm aber verwehrt, und zwar genau von dem Zeitpunkt an, als die Linie der bayerisch-pfälzischen Wittelsbacher im Kurfürstentum erlosch, und sich im von den Österreichern bedrohten Bayern eine neue politische Führung unter **Maximilian IV. Joseph von Pfalz-Zweibrücken** und eine neue politische Doktrin unter dem führenden Minister **Maximilian Graf von Montgelas** etablierten.

Im Jahr 1798 oder 1799 schlug Johann Nepomuks Bewerbung um den Posten als Regierungskanzler von Landshut fehl, wie ein Protokoll des Geheimen Staatsrats vom 25. Mai 1799 ausweist: Man gab damals dem bürgerlichen Regierungsrat Adam den Vorzug – für Johann Nepomuk kein geringer Affront! Aber selbst seine Tage als Hofkastner waren bereits gezählt!

Die Degradierung des Johann Nepomuk von Prielmayer war damals beileibe kein Einzelfall. Ab dem Jahr 1800 erfolgten in Bayern durch das neue Regime zahlreiche Umbesetzungen innerhalb der Regierungsbeamtenschaft, so auch in Landshut, wo auch einige andere Leute ihren angestammten Posten verloren. Es war der neue Kurfürst persönlich, der nun

ohne Angabe von Gründen verfügte, dass Johann Nepomuk von Prielmayer als Hofkastner die Regierung zu verlassen habe!<sup>157</sup> Die Relegation folgte einem komplexen Muster, das sowohl einen ökonomischen als auch einen hochpolitischen Hintergrund aufwies:

- Der neue Herzog und Kurfürst aus der zuvor eher unbedeutenden Pfalz-Zweibrückener Linie der Wittelsbacher ging alsbald mit dem Ersten Konsul der Französischen Republik, Napoleon Bonaparte, ein Militärbündnis ein, welches den bayerischen Staatshaushalt extrem belastete. Kein Wunder, wenn man den überfrachteten Beamtenapparat im Gegenzug entlasten wollte.
- Der wichtigere Grund für die Entlassung des Johann Nepomuk dürfte allerdings in der Neuausrichtung der Politik gelegen haben: Unter dem leitenden Minister Graf Maximilian von Montge-

155 Annales Ingolstadii 1826.

156 R. und H. Angermüller (Herausgeber): Joachim Ferdinand von Schidenhofen. Ein Freund Mozarts, Bad Honnef 2006, S. 35. Hof- und Staatskalender 82, S. 131.

157 Georg K. Mayr (Herausgeber): Sammlung der Churpfalz=Baierischen allgemeinen und besonderen Landesverordnungen von Sr. Churfürstlichen Durchlaucht Maximilian Joseph IV, Band 1, München 1800, S. 74.



las ging ab sofort darum, vor allem diejenigen Beamten im Hofdienst auszuschalten, die man für die Gewährsleute Österreichs hielt, oder – drastischer ausgedrückt -, diejenigen, die im Verdacht standen, im Auftrag der Österreicher in Bayern zu spionieren! Dabei erwischte es auch den Johann Nepomuk von Prielmayer! Es ist plausibel, dass er allein durch seine Beziehungen ins Grenzland, nach Burghausen, Ach und Wanghausen, unter Verdacht kam!

Dennoch scheint seine Demission nicht gleich gegriffen zu haben, denn aus einem Protokoll des Geheimen Staatsrates vom 7. September 1802 geht hervor, dass es bis zu diesem Termin noch nicht gelungen war, den suspekten Hofkastner aus seinem Amt zu entfernen: Als eine Person, „*der als Hofkastner Jurisdiction ausübet, solle er in einem anderen Gericht beibehalten werden, weil rücksichtlich der Universität in Landshut ein Mann von mehr wissenschaftlichen Verdiensten zu wählen wäre ...*“, lautete ein von unbekannter Seite vorgebrachter Antrag.<sup>158</sup>

Man hatte also inzwischen vom Vorhaben der Entlassung Abstand genommen, stattdessen plädierte man für eine Versetzung! Dies mag beamtenrechtliche Gründe gehabt haben. Auffallenderweise argumentierte man aber mit einem fachlichen Einwand: Johann Nepomuk von Prielmayer sei ein Mann von mangelnder Qualifikation, was man auch als Schlampigkeit in der Amtsausübung lesen kann. Vielleicht sollte man die Disqualifikation mit dem Hinweis abmildern, dass der neue Kurfürst im Jahr 1800 die bayerische Landesuniversität von Ingolstadt nach Landshut verlegt hatte und nun darauf erpicht war, die von ihm protegierten Landshuter Professoren mit Regierungspfründen zu versehen.

Aber auch Unregelmäßigkeiten finanzieller Art stehen als Versetzungsgrund im Raum: Als Peter Vornehm im Staatsarchiv Landshut nachfragte, wurde ihm mitgeteilt, ein Akt über Schulden des Herrn von Prielmayer aus dem Jahr 1807 sei im Jahr 1930 an das Hauptstaatsarchiv München überstellt worden! Jahrzehnte später, 1860, ist im Kreis-Amtsblatt von Oberbayern vermerkt, dass eine im Besitz des königlichen Revierförstern Karl Freiherrn von Prielmayer befindliche Bundes-Kapitals-Schuld-Urkunde (fol. 127/226 zu 250 fl. und 2,5 Prozent verzinslich), ursprünglich auf Rosa Gruber lautend und später umgeschrieben auf Johann Nepomuk Freiherrn von Prielmayer und dessen beide Schwestern Antonie und Anna von Prielmayer, abhanden gekommen, sprich gestohlen worden sei. Der Inhaber der Urkunde wurde aufgefordert, sie binnen der nächsten 6 Monate zurückzugeben, da sie ansonsten entwertet würde.<sup>159</sup> Demnach scheint Johann Nepomuk von Prielmayer tatsächlich verschuldet gewesen zu sein, wobei es sich offensichtlich um eine Familienschuld handelte! Darin unterschied sich die familie Prielomayer allerdings nicht im Geringsten vom Rest des bayerischen Adels.

Ein weiterer und vielleicht der wichtigste Beweggrund dafür, ihn loszuwerden, lag vermutlich darin, dass man ihn umstürzlerischer Umtriebe verdächtigte, als heimliches Mitglied des verbotenen Illuminatenordens. In diesem Zusammenhang gab es freilich eine nicht unerhebliche familiäre Vorbelastung: Johann Nepomuks Großvater, Franz Ferdinand von Prielmayer, hatte als sogenannter „Meister vom Stuhl“, d. h. an oberster Stelle, eine 1776 in Burghausen gegründete, vornehmlich alchemistisch tätige Geheimloge geleitet, welche zur Rosenkreuzerloge des Freiherrn Ecker von Eckhoffen zählte. Weil sich dieser Geheimbund in Konkurrenz zu einer entsprechenden Bewegung in Ingolstadt setzte, war durch Adam Weishaupt der Illuminatenorden überhaupt erst gegründet worden.<sup>160</sup> Franz Ferdinand von Prielmayer war demnach ein Untergrundmann der ersten Stunde, und Burghausen eine der Keimzellen der Geheimbünde des 18. Jahrhunderts! Im Jahr 1781 bestand in Burghausen auch eine Untergruppierung der dem Illuminatenorden nahestehenden Loge „St. Théodore de bon conseil“, der vorübergehend auch Graf Maximilian von Mongelas anhing, ehe er sich in Regierungsverantwortung zu einem entschiedenen Geheimbund-Gegner entwickelte. Es muss sich um einen eingeschworenen Verein gehandelt haben, deren Köpfe wir nicht kennen. In einem internen Bericht der Illuminaten wird in der Regierung von Burghausen lediglich ein Mitglied des Ordens enttarnt, der junge Freiherr von Armannsparg.<sup>161</sup>

---

158 Staatsrat, S. 323.

159 Kreisamtsblatt OB 101, 1860, S. 409.

160 Richard Koch: Mozart - Freimaurer und Illuminaten, Reichenhall 1911, S. 40.

161 Engel, Illuminaten, S. 316.

Der Rosenkreuzer Franz Ferdinand scheint eines Tages zum größeren Konkurrenzorden der Illuminaten übergetreten zu sein, denn dieser zählte ihn später zu seinen Mitgliedern, Seite an Seite mit so berühmten Leuten wie z. B. Johann Wolfgang von Goethe. Weil sich die Geheimgesellschaft mit ihrem radikal-aufklärerischen Programm und dem Ziel der Errichtung eines fürsten- und religionslosen Weltstaates gegen die herrschende Monarchie in Bayern stellte, wurde sie am 2. März 1785 amtlich verboten.

Als am 13. Oktober 1786 in Landshut nach dem nach Weißhaupt führenden Illuminaten, Regierungsrat Franz Xaver von Zwackh, gefahndet wurde, nahm Kanzler Prielmayer als Regierungsvertreter bei den Hausdurchsuchungen teil und konnte die Betroffenen vermutlich rechtzeitig warnen; er war also selbst offensichtlich nicht oder noch nicht enttarnt worden, was auch ein Bericht des Vorjahres bestätigt.<sup>162</sup>

Die 1773 gegründete und noch heute bestehende Freimaurerloge „Zur Kette“ zählt einen Herrn von Prielmayer auch zu den Geheimzirkeln Münchens, genauer zur dortigen „Winkelloge zum guten Rat“.<sup>163</sup> Diese war wiederum aus der sogenannten „Pörtner-Loge“ hervorgegangen und soll in sich „die Elite des bayerischen Adels und Beamtentums (z. B. Prielmayer, Montgelas, Törring-Seefeld) versammelt haben“. Wir gehen davon aus, dass auch hier konkret Franz Ferdinand von Prielmayer gemeint ist.<sup>164</sup>

Minister von Montgelas, selbst ehemaliges Mitglied des Ordens, erneuerte 1799 und dann wieder 1804 das Verbot des Illuminatenordens unter Androhung der Todesstrafe. Dies ist ein untrügliches Zeichen dafür, dass man von Regierungsseite aus noch immer mit einem Fortbestehen des Ordens im Untergrund rechnete.<sup>165</sup>

**Es ist demnach gut denkbar, ja sogar sehr wahrscheinlich, dass Johann Nepomuk von Prielmayer, der hautnah durch seinen Vater den Aufstieg und die Verfolgungen des Geheimbundes der Illuminaten mitbekommen hatte, selbst Mitglied der Illuminaten oder einer geheimen Auffangorganisation nach deren Verbot war.**

So gab es genug Gründe für eine Ächtung des Johann Nepomuk von Prielmayer. Um 1800 fiel er beim bayerischen Hof in Ungnade, vielleicht als Bauernopfer des neuen Politikstils, vielleicht aufgrund persönlicher Verfehlungen oder eben wegen subversiver Aktivitäten!

Im Jahr 1803 wurde Johann Nepomuk tatsächlich seines Amtes als Hofkastner in Landshut enthoben, aber als Rentbeamter dort weiterbeschäftigt. Die Umbesetzung kam faktisch einer Degradierung gleich, aber wenigstens konnten er und seine Familie in finanziell einigermaßen gesicherter Position in Landshut bleiben.

Für die folgenden vier Jahre breitet sich über Johann Nepomuk von Prielmayer das Dunkel der Geschichte. Erst im Jahr 1807 taucht er wieder aus der Versenkung auf, wie Phönix aus der Asche, und wir finden ihn nun nicht nur als Regierungsbeamten in Landshut wieder, sondern sogar im begehrten Hofamt eines königlichen Kämmerers, womit er plötzlich zu den 500 wichtigsten Männern in Bayern gehörte!

Was war geschehen? Konkretes wissen wir nicht, aber wir versuchen weiter unten, eine plausible Hypothese für den kometenhaften Wiederaufstieg anzubieten!

Die Hof- und Staatshandbücher des Königreichs Bayern vermerken für das Jahr 1807 Johann Nepomuk von Prielmayer als königlichen Kämmerer, d. h. als einen Mann, der allein dem Oberst=Kämmerer=Stab unterstellt ist. Auch im Königlich-Bayerischen Regierungsblatt erschien eine entsprechende Annonce.

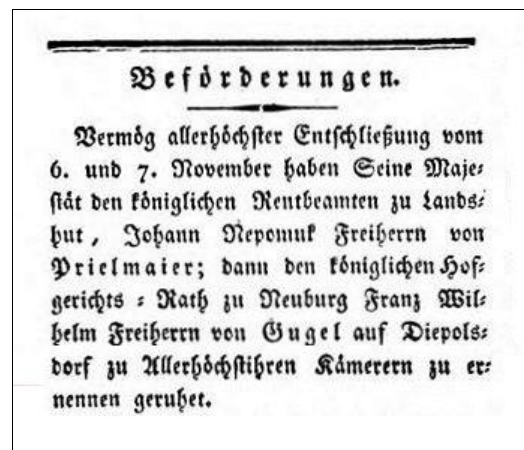


Abb. 64: Annonce im Königlich-Bayerischen Regierungsblatt von 1807.

162 Engel, Illuminaten, S. 254f. und 316.

163 Information aus <http://www.afuamvd.de>

164 Information aus <http://www.freimaurerei.de/2035.0.html>

165 Engel, Illuminaten, S. 251 und 262.

Und in den Ordenslisten des Königs ist Johann Nepomuk nun ebenfalls aufgeführt!<sup>166</sup>

Der Wiederaufstieg erfolgte genau zu der Zeit, als sich in Bayern die politische Großwetterlage gedreht hatte: Im Frieden von Pressburg war am 26. Dezember 1805 das mit Napoleon verbündete Bayern als Königreich proklamiert, und am 1. Januar 1806 wurde Kurfürst Maximilian IV. Joseph offiziell zum König Maximilian I. von Bayern erhoben.

### **Johann Nepomuk von Prielmayer gehörte ab sofort zum Hofstaat Seiner Majestät, des Königs von Bayern!**

Fünf Jahre später erfolgte eine weitere Aufwertung, denn am 9. November 1812 wurde Johann Nepomuk von Prielmayer unter dem Titel des königlichen Kämmerers samt seinen Geschwistern in die Freiherren-Klasse des Königreichs Bayern aufgenommen, nachdem in der Zwischenzeit der alte kurfürstliche Titel nicht mehr gegolten hatte und einzelne Mitglieder der Familie sogar mit dem Titel Baron hatten vorlieb nehmen müssen (ohne das „von“; siehe oben beim Bruder und der Schwester des Johann Nepomuk!). Ab Ende des Jahres 1812 durfte sich Johann Nepomuk von Prielmayer wieder offiziell wie seine Altvorderen „*Freiherr von Priel, Hienham, Tobl und Rohr*“ nennen.<sup>167</sup> Dass der Name Wanghausen hier nicht auftaucht, ist klar: Der Besitz lag im Feindesland! Die Rehabilitation des Johann Nepomuk von Prielmayer war jedoch mit dieser Renoblilitierung abgeschlossen.

Dass Johann Nepomuk in den schwierigen Jahren seiner Karriere mit seiner Familie zurück nach Wanghausen gezogen wäre, ist nicht anzunehmen. Auch nach 1800 hatte das Burghausener Land wegen der Grenzlage keinen dauernden Frieden gefunden und war wiederholt von den Österreichern oder den Franzosen militärisch besetzt worden – in Aktionen, die der ortsansässigen Bevölkerung große Kontributionen abverlangten.

Zur Zeit des Kurfürstentums war übrigens ein Vetter des Johann Nepomuk von Prielmayer, **Franz Xaver von Prielmayer** (\*19.12.1767), Appellationsgerichtsrat in München für den Isarkreis gewesen und 1795 als einfaches Mitglied in den kurfürstlichen Hofrat berufen worden. Was aus ihm später wurde, ist uns nicht bekannt. Dieses Mitglied der Familie lebte in München in der Max-Vorstadt, im Prielmayer-Gässchen Nr. 8.

Ein weiterer Vetter hieß **Johann de Deo Rupert Anton** (\*22.05.1793).<sup>168</sup>

Bleibt am Schluss zu erwähnen, dass am 18. September 1828 Johann Nepomuks Frau, **Freifrau Maria Christina, geb. von Lemmingen auf Culmann**, im Alter von 65 Jahren in Landshut an Pleura- und Perikardergüssen starb.<sup>169</sup>

Die Baronesse **Anna von Prielmayer**, eine Schwester des Johann Nepomuk von Prielmayer, die bereits in Zusammenhang mit Kaspar Hauser erwähnt wurde, hat in dieser Zeit wahrscheinlich in Wanghausen gelebt. Zumindest starb sie dort am 15. August 1830 im Alter von 68 Jahren an „Entkräftung“ und wurde drei Tage später vom Pfarrer Paulus Zeitler im Friedhof von Maria Ach begraben.

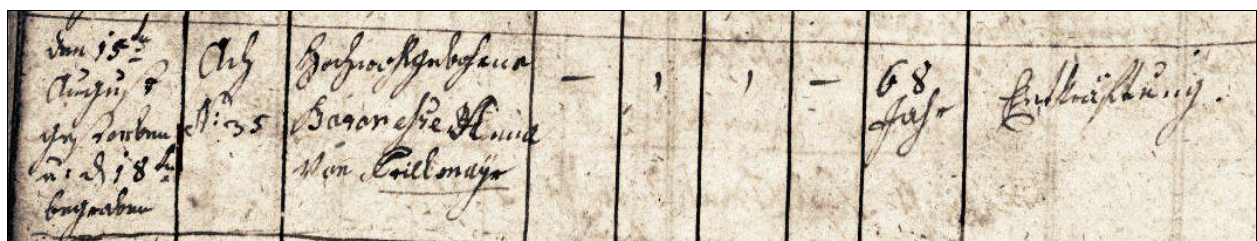


Abb. 65: Tod der „hochwohlgeborenen Baroness Anna von Prielmayer“, Eintrag im Sterbebuch von Maria Ach.

166 Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Baiern 1824, München 1824, S. 77 und 615.

167 Königlich-Baierisches Regierungsblatt 1814, S. 666.

168 Karl H. Ritter von Lang: Adelsbuch des Königreichs Bayern, München 1815, S. 206f.

169 Landshuter Wochenblatt, Sept. 1828.

Ihr Bruder **Johann Nepomuk von Prielmayer** blieb aber Zeit seines Lebens in Landshut. Zwei Jahre vor seinem Tod, 1835, ist er dort als bayerischer Kämmerer und „für den hiesigen Adel“ als Mitglied des örtlichen Armenpflegerates vermerkt, er scheint also seine lokale Reputation erhalten oder wiedererlangt zu haben. Um den Familienbesitz in Wanghausen, der inzwischen unter österreichischer Verwaltung stand, wird er sich zuletzt kaum mehr persönlich gekümmert haben.

Über seinen Sohn **Johann Franz von Prielmayer** konnten wir nicht mehr in Erfahrung bringen, als dass er als junger Bursche Page am Hof in München war. Sein Kollege August von Platen berichtete, er sei dort ein kleines Licht und eine Art von Witzfigur gewesen:

*„Prielmayer war ein sauertöpfischer, unjugendlicher Mensch, der von fast nichts als Politik sprach, sonst aber brav. Er war übrigens die Witzwurfscheibe der anderen ...“<sup>170</sup>*

Was aus diesem „saueröpfischen“ Jüngling später wurde, bleibt offen. Wir wissen nur, dass er sich am 13. November 1812 als Student der Rechte an der Universität Landshut einschrieb. Von ihm ging auf jeden Fall das Schloss Wanghausen im Jahr 1837 auf die Familie von Wening-Ingenehm über.

Soweit in aller Kürze zum Leben und Schicksal des Johann Nepomuk von Prielmayer und seiner Familie.

Gelingt es mit diesen Informationen zur Besitzerfamilie, Kaspar Hauser in oder bei Schloss Wanghausen besser zu verorten?

Es schälen sich folgende Grundtatbestände heraus:

- Zur Zeit der österreichischen Besetzung des Innviertels zwischen 1779 und 1809/1810 und danach ab dem Mai 1816 konnte sich Johann Nepomuk von Prielmayer weder um sein Schloss in Wanghausen persönlich kümmern, noch über dieses frei verfügen oder längere Zeit dort wohnen. Auch die ihm zustehende Patrimonialgerichtsbarkeit über Ach und Wanghausen blieb in dieser Zeit vakant, denn er zählte als bayerischer Regierungsbeamter und zuletzt Mitglied des Hofstaates aus österreichischer Sicht zu den erklärten Landesfeinden! Wie wenig Wanghausen schon vor der Jahrhundertwende in seiner Verfügungsgewalt stand, dokumentiert eine Episode aus dem 1. Koalitionskrieg: Im Jahr 1794 hatten die Österreicher das Schloss beschlagnahmt und in ein Lager für französische Kriegsgefangene umfunktioniert! 47 französische Soldaten fanden damals in Wanghausen durch Fleckfieber und Ruhr den Tod.

- An den Besitzrechten in Wanghausen scheint allerdings nicht gerüttelt worden zu sein; dagegen stand spätestens ab 1816 – nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses! – das Schloss Wanghausen und der Ort Ach unter ständiger österreichischer Verwaltung, wobei der Verwaltungssitz zuletzt im 30 km entfernten Schloss Mamling lag, und die Verwaltung dem Oberbeamten **Wenzel Schüga**, Patrimonialrichter zu Braunau (+11.11.1864), oblag. So liest man im „Schematismus des Erzherzogtums Österreich ob der Enns“ aus dem Jahr 1825.<sup>171</sup>

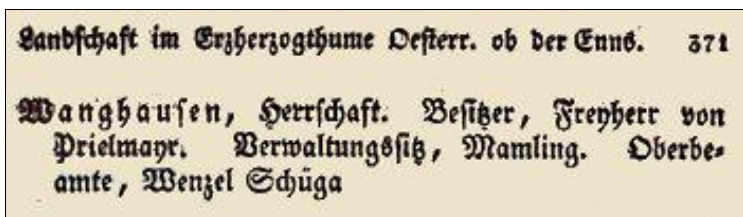


Abb. 66: „Schematismus des Erzherzogtums Österreich ob der Enns“, 1825, „Verzeichnis der sämtlichen Herrschaften, Landgüter und Freysitze; dann der landesfürstlichen und Minizipalstädte und Märkte“.

fernten Schloss Mamling lag, und die Verwaltung dem Oberbeamten **Wenzel Schüga**, Patrimonialrichter zu Braunau (+11.11.1864), oblag. So liest man im „Schematismus des Erzherzogtums Österreich ob der Enns“ aus dem Jahr 1825.<sup>171</sup>

**Für den Fall Kaspar Hauser hat das Phänomen der österreichischen Fremdverwaltung in Wanghausen erhebliche Konsequenzen, wenn man seinen dortigen Aufenthalt unterstellt:**

170 G. von Laubmann, L. von Scheffler: Die Tagebücher des Grafen August von Platen, Bd. 1, Stuttgart 1896, S. 53. Im Weiteren abgekürzt mit Platen, Tagebücher und Seitenzahl.

171 „Schematismus des Erzherzogtums Österreich ob der Enns“, 1825, S. 371.

- Lediglich zwischen dem vermuteten Zeugungs-/Geburtsstermin und dem Beginn des Schulalters Kaspar Hausers (1809/10 bis 1816) lag, wie bereits mehrfach erwähnt, das Schloss Wanghausen im bayerischen Herrschaftsgebiet. Für diesen Zeitraum ist es tatsächlich plausibel, das Kaspar sozusagen als ein in Bayern anerkannter Adelspross zum Teil in den Schlossräumen von Wanghausen, zum Teil im Haushalt der Drechsler versorgt wurde und dabei gewisse Freiheiten genoss, zumindest zeitweise.
- Mit den Beschlüssen des Wiener Kongresses war die kurze bayerische Phase in Wanghausen vorbei und das Schloss stand fortan unter österreichischer Kuratel. Dabei müssen wir beim Stand der Dinge offen lassen, in welchem Umfang diese Fremdverwaltung auf den Unterhalt des Schlosses Einfluss nahm, ob es sich hierbei lediglich um einen formalen Akt resp. um Übernahme der Patrimonialgerichtsbarkeit in Ach und Wanghausen handelte, die einem Bayern ja nicht zustand, oder um mehr.

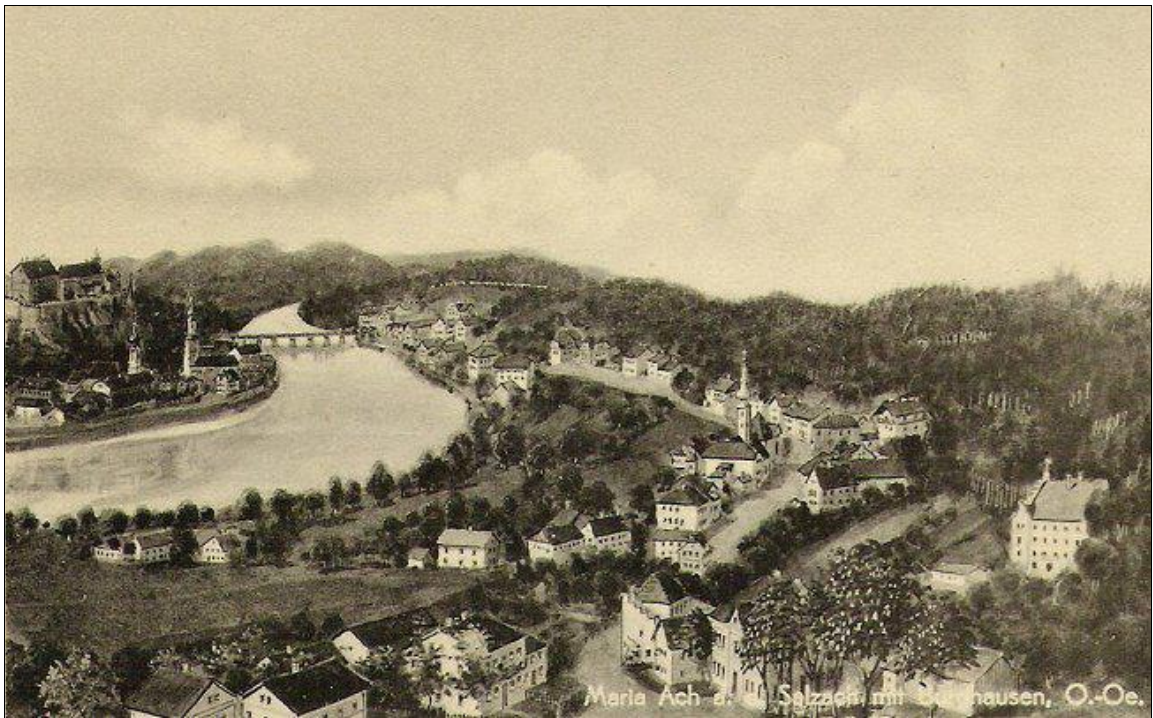


Abb. 67: Postkartenmotiv Wanghausen, Ach und Burghausen, um 1900. Rechts Schloss Wanghausen, links Burghausen mit der Salzachbrücke, Mitte rechts der Ort Ach mit der Wallfahrtskirche Maria Ach.

- Es ist beim Stand der Dinge nicht abschließend zu entscheiden, ob Kaspar Hauser in einem Verlies beim Schloss verschwinden musste, um seine Entdeckung durch die Österreicher zu verhindern, oder ob er nun gerade auf Veranlassung der wiedereingesetzten österreichischen Verwaltung verschwand, damit ihn die Gegenseite nicht entdeckte?
- Des Weiteren stellt sich die Frage, ob der Karriereschub des Johann Nepomuk von Prielmayer etwas mit dem Fall Kaspar Hauser zu tun hat? Er trat im Jahr 1812 ein, exakt in dem im „Mägdlein-Zettel“ behaupteten Geburtsjahr Kaspars Hausers, u. E. 2 bis 3 Jahre, nachdem Kaspar Hauser geboren worden war.

Auf all diese offenen Fragen lässt der aktuelle Kenntnisstand keine abschließenden Antworten zu.

Am Ende dieses Abschnitts kann man sich aber gewisser Eindrücke nicht erwehren:

- Die eigenartige Nähe und zugleich Ferne des Schlosses Wanghausen zum Königreich Bayern, die Tatsache, dass es unmittelbaren Zugriffen und Ermittlungen aus Bayern heraus spätestens ab 1816 entzogen war, spricht vielleicht doch für ein vorheriges, später aber durchkreuztes

Interesse von Teilen der bayerischen Politik, Kaspar Hauser außer Landes, eben in Wanghausen, verschwinden zu lassen.

- Dass man Kaspar nicht ganz beseitigen ließ, lag vielleicht daran, dass ihn irgendjemand zu einem gewissen Zeitpunkt als Faustpfand zur Durchsetzung wie auch immer gearteter Interessen noch benötigte.
- Ob dies mit der traditionellen Erbprinz-von-Baden-Theorie zu tun hat, wollen wir zunächst nicht entscheiden. Wir haben allerdings kein einziges Indiz dafür gefunden, dass diese Theorie in Bezug auf Wanghausen bedeutsam wäre, und werden weiter unten gewichtige Indizien für ihre Widerlegung liefern. Die dazugehörigen Schloss-Beuggen- und Schloss-Pilsach-Geschichten stehen nach der Analyse der Kerkerräume außer Diskussion. Sie sind obsolet.
- Die Aussetzung einer hohen Belohnung von 10 000 Gulden zur Aufklärung des Mordfalles Kaspar Hauser durch den bayerischen König Ludwig I. im Jahr 1834 bekäme dann einen Beigeschmack, wenn man unterstellt, dass man im Königshaus von seinem Schicksal in Wanghausen wusste. In diesem Fall wäre die Belohnung nur ein raffiniertes Ablenkungsmanöver gewesen, denn auf fremdem Hoheitsgebiet hätte sie nie richtig greifen können! In dieselbe Richtung deutet ja der Umstand, dass Stanhope 1834 mit seinem Wunsch nach Ermittlungen in der Salzach-Region bei König Ludwig I. auf taube Ohren stieß.
- Handelte es sich also am Ende doch um ein Intrigenspiel am bayerischen Königshof? Und worin bestand die Rolle des Landes Österreich?
- Weiter oben haben wir dem ersten Buchstaben der Abkürzung des Spiegelschrift-Zettels W/M. L. Ö. ganz bewusst neben Wanghausen eine Persönlichkeit des bayerischen Hofes unterlegt. Liegt in dieser Person der Schlüssel zu Kaspar Hauser?



Abb. 68: Johann Lorenz Kreul: Kaspar Hauser, Pastell von 1830. Zu erkennen sind Hausers Narben auf der Stirn und an der rechten Schläfe, die von den Attentaten von 1829 und 1830 stammten.

Begeben wir uns nun unter anderem Blickwinkel auf die Suche, hinein in das Königreich Bayern!

## Erzherzogin Maria-Leopoldine von Österreich-Este, Kurfürstin von Bayern

**M. L. Ö.** könnte **Maria-Leopoldine von Österreich-Este** bedeuten. Liegt in dieser hochstehenden Person am Bayerischen Hof der Schlüssel zu Kaspar Hauser?

Maria-Leopoldine von Österreich-Este, verwitwete Kurfürstin von Bayern und verheiratete „von Arco“, war tatsächlich für einige Jahre als Mutter Kaspar Hausers in aller Munde – zumindest in München, wo sie zur Zeit seiner Lebens unter den Menschen in der Herzog-Max-Burg residierte!

Folgendes liest man in Eduard Vehses 1853 erschienener Geschichte der Höfe der Häuser Baiern, Württemberg, Baden und Hessen – in zwei verschiedenen Bänden:

<p>Die Wittwe des Kurfürsten Carl Theodor, die steirische Erzherzogin Marie Leopoldine von Modena-Este, heirathete im Jahre 1804, achtundzwanzigjährig, in zweiter Ehe den Grafen Ludwig von Arco, ihren Oberhofmeister ...</p> <p>Die Sage ging in München sehr stark, daß der bekannte Caspar Hauser ein nicht mit dem Grafen Arco erzeugtes Kind der Kurfürstin-Erzherzogin gewesen sei.</p>	<p>fürstin von Baiern gewesen sei, der steirischen Wittwe Carl Theodor's, gebornen Erzherzogin von Modena-Este, ein Sohn, den sie in der Ehe mit ihrem zweiten Gemahl, dem Grafen Arco, aber nicht mit ihm erzeugt habe. Bekannt ist, daß diese Dame sehr gelant war, sie lebte mit unterschiedlichen Herren in München, sogar mit dem päpstlichen Nuntius della Genga, dem nachmaligen Papste Leo XII., dem Feinde der Bittelgesellschaften. Als dieser Herr im Jahre 1823 die Tiare erhielt und die Nachricht nach München kam, sagte sie selbst, wird erzählt, an der königlichen Tafel zu König Max: „daß sie diese neue Heiligkeit in der allernächsten Nähe gekannt habe, dieselbe habe bei ihr geschlafen.“</p>
<p>In Baiern ist eine sehr fest gewurzelte Sage, daß Caspar Hauser ein Sohn der durch ihren fabelhaften Geiz berühmt gewordenen letzten Kur-</p>	

Abb. 69: Links oben: Auszug aus Vehses Werk über den Hof Maximilians IV. Josephs von Bayern, Seiten 207 und 208. Links unten und rechts: Auszug aus Vehses Werk über den Hof Großherzogs Ludwigs (von Baden), „des letzten der ächten Zähringer“, S. 293 und 294.

Eduard Vehse war ein Historiker, der mit derartigen populärwissenschaftlichen Meldungen ein großes persönliches Risiko einging, denn nicht nur die Höfe Bayerns und Badens, sondern auch das Kaiserreich Österreich hatten höchstes Interesse daran, dass solche Berichte unterblieben. Prompt wurde er auch hinterher dafür diskreditiert. Dabei handelte es sich um etwas ganz anderes als um billigen Straßenklatsch:

*„In den höheren Münchner Zirkeln ist die Meinung vorherrschend, dass Hauser einer regierenden Familie angehört habe. Von den höchsten Stellen wird alles aufgeboten, um der Sache auf die Spur zu kommen ...“*

So meldete z. B. der Ansbacher Hofrat Eugen Hofmann zwar verschlüsselt, aber relativ unmissverständlich am 18. Januar 1834 an den Staatsrat von Klüber.<sup>172</sup>

Aufmerksam wurden wir auf die Kurfürstin Maria-Leopoldine jedoch nicht durch die zitierten Textstellen Vehses, sondern über eine ganz andere Schiene:

**Für das Jahr 1824 ist schriftlich bezeugt, dass Johann Nepomuk von Prielmayer, der Schlossherr von Wanghausen, mit der Kurfürstin-Witwe, wie sie am Königshof auch genannt wurde, eine Geschäftsbeziehung entwickelte!**

Beide handelten damals *in personam* einen Tauschvertrag aus. Der königliche Kämmerer erhielt aus Händen der Kurfürstin die Hofmark Freinberg bei Frontenhausen, inklusive Patrimonialgerichtsbarkeit. Dem Freiherrn war an dieser Hofmark vermutlich deshalb gelegen, weil sie seinem Amtssitz in Landshut

172 Linde 2, S. 2. Zu beiden mehr weiter unten!

relativ nahe lag. Die Hofmark hatte zuvor den Freiherren von Lerchenfeld gehört.<sup>173</sup>

Sowohl von Prielmayer als auch die Kurfürstin-Witwe verfügten schwerpunktmäßig über Landbesitz im westlichen Donaugau und in Niederbayern, der erstgenannte bei Neustadt und Saal an der Donau (Hienheim, Teuerting) sowie in der Hallertau (Rohr), die zweitgenannte bei Neuburg an der Donau, vor allem bei Rennertshofen und in Stepperg, wo sie zwischen 1804 und ca. 1824 in einem eigenen Schloss residierte.



Abb. 70: Maria-Leopoldine von Österreich-Este, Gemälde aus unbekannter Hand.

**Man beachte: Die Kurfürstin trug den Namen Maria-Leopoldine von Österreich. Dies waren genau die Initialen der Variante „M. L. Ö.“ des Hauser'schen Spiegelschrift-Zettels!**

Für uns war dies Grund genug, der Lebensgeschichte dieser Frau nachzugehen und dabei auf mögliche Bezüge zum Innviertel, zu Wanghausen und zur Familie von Prielmayer zu achten. Nicht zuletzt interessierte uns natürlich die Frage, ob diese Hochadelige als Mutter Kaspar Hausers in Frage kommt.

Wir verfügen heute über eine detaillierte Schilderung ihres Lebens, aus der Hand der im HStA München beschäftigten Historikerin Sylvia Krauss-Meyl, die das umfangreiche Brief-Corpus der Kurfürstin mit mehreren hundert erhaltenen Briefen auswertete und bei der Erstellung ihrer Arbeit – quasi an der Quelle sitzend – über weiteres, exzellentes Quellenmaterial aus dem Geheimen Hausarchiv der Wittelsbacher verfügte.<sup>174</sup>

Bevor wir uns in die biographischen Details hinein bewegen, wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass in der Vergangenheit bereits über eine andere hochadelige Österreicherin als Mutter Kaspar Hausers mit denselben

Initialen spekuliert wurde: **Maria Luise von Österreich** hieß die Tochter Kaiser Franz' II. aus der Ehe mit Maria Theresia von Neapel-Sizilien. Die Erklärungsmodelle zu dieser Hochadeligen, welche eine nahe Verwandte der Kurfürstin Maria-Leopoldine war und am 11. März 1810 keinen Geringeren als den französischen Kaiser Napoleon Bonaparte ehelichte, sind nicht minder fantasievoll als die der Erbprinzen-von-Baden-Theorie, vor allem dann, wenn sich beide verknüpfen.<sup>175</sup> In der Kaspar-Hauser-Forschung fanden sie keine große Beachtung.

**Erzherzogin Maria-Leopoldine Anna Josephine Johanna von Österreich-Este** lautete der ausführliche Name der letzten Kurfürstin von Bayern. Sie wurde am 10. Oktober 1776 als dritte Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl von Österreich und seiner Frau Maria Beatrix von Modena in Mailand geboren. Damit war sie eine leibliche Cousine des österreichischen Kaisers. Je zur Hälfte italienischen und österreichischen Geblüts, wuchs sie zunächst am erzhertzoglichen Hof ihrer Eltern in Mailand auf, weswegen sie im Titel „Erzherzogin von Österreich“ den Zusatz „von Este“ trug.

In das Rampenlicht der bayerischen Geschichte trat Maria-Leopoldine von Österreich bereits als blutjunges Mädchen, als sie am 15. Februar 1795 im Alter von 19 Jahren auf Betreiben des österreichischen Kaiserhauses den Kurfürsten **Karl Theodor** von Pfalz-Bayern heiraten musste. Dies geschah ausschließlich

173 Königlich-Bayerisches Intelligenzblatt des Unterdonaukreises, Passau 1824, S. 175.

174 Sylvia Krauss-Meyl: Das „Enfant terrible“ des Königshauses. Maria-Leopoldine, Bayerns letzte Kurfürstin (1776–1848), Regensburg, 3. Auflage 2013.

175 Linde 1, S. 374f. Und Annchen Kröger: Briefe an Kaspar Hauser, Sinsheim 2003.



aus dynastischen Gründen, denn der amtierende Kurfürst von Bayern war damals schon 71 Jahre alt und ein unattraktiver, alternder Greis. Weil er in erster Ehe keinen Nachfolger gezeugt hatte, bestand Gefahr, dass Bayern nach seinem Tod an die unbedeutende Pfalz-Zweibrückener Linie der Wittelsbacher ging. Damit wären die Großmachtpläne Österreichs zerstört worden. Der Wiener Hof plante im Einklang mit Kurfürst Karl Theodor nichts weniger, als die Kurpfalz künftig mit den österreichischen Niederlanden zu vereinigen und im Gegenzug das Kurfürstentum Bayern an Österreich zu annektieren. Daher also die österreichische Mitwirkung bei dieser Ehe.

### Die politische Selbständigkeit Bayerns hing damals am seidenen Faden!

Die Fürstenehe konnte bei einem Altersunterschied der Partner von sage und schreibe 52 Jahren nicht gut gehen und fand wohl auch keinen faktischen Vollzug. Mit großem Selbstbewusstsein und erstaunlichem Gespür für die politischen Notwendigkeiten rächte sich die junge Maria-Leopoldine an ihrem Gatten, wegen des Schindluders, das mit ihr getrieben worden war:

Schon kurz nach den Hochzeitszeremonien verweigerte die Braut jeden körperlichen Kontakt zum alten Kurfürsten, und ihre Ehe blieb bis zum Tod desselben im Jahr 1799 – von ihr so gewollt – kinderlos! Am Ende wäre der in Bayern wenig heimisch gewordene Kurfürst Karl Theodor, der sich den Tauschplänen mit Österreich bereits gänzlich verschrieben hatte, sogar bereit gewesen, einen durch seinen Obersthofmeister **Karl Philipp Vieregg** gezeugten und von Maria-Leopoldine ausgetragenen und entbundenen Bastardsohn als Sohn und legitimen Nachfolger und Erben anzuerkennen.



Abb. 71: P. G. Batoni: Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz und Bayern, Gemälde von 1774.

Die junge Kurfürstin war nicht nur wegen dieses Vorschlags außer sich vor Empörung! Nach heftigen Auseinandersetzungen mit Karl Theodor begann sie aus einer gewissen Rebellion heraus, aber ganz im Bewusstsein ihrer weiblichen Kräfte, ihren verständnislosen Gatten und seine Hofschranzen demonstrativ zu demütigen:

Indem sie ihren ganzen Charme und ihre südländische Heißblütigkeit auslebte, begann Maria-Leopoldine am bayerischen Hof nicht nur einem, sondern gleich einem ganzen Dutzend von Männern den Kopf zu verdrehen! Dazu zählte als erster der italienische Gardeoffizier **Carlo Antonio Graf d'Antonelli**, der mit ihr *in flagranti* ertappt wurde und deshalb den Hof in München verlassen musste. Es folgten der Minister **Maximilian Graf Montgelas**, der Kämmerer und spätere Hofratsvizepräsident **Karl von Arco**, der Hofmusiker **Franz Eck**, der ehemalige Augsburger Domherr und berühmte Schürzenjäger Graf **Karl von Rechberg** und einige andere mehr.

Indem sie sich ständig wechselnden Liebhabern hingab, mischte Maria-Leopoldine ohne Rücksicht auf Scham und Reputation den in Dekadenz verfallenen Hofstaat auf. Mit dem designierten Nachfolger ihres Horror-Gatten Karl Theodor und künftigen König von Bayern, **Maximilian IV. Joseph von Pfalz-Zweibrücken**, soll sie schon beim ersten Kennenlernen im Bett gelandet sein. Des Weiteren zählte auch ein designierter Papst zu ihren Opfern: **Annibale della Genga** alias Papst **Leo XII**. Am pikantesten ist jedoch ihr intimes Verhältnis mit dem Parvenu Graf **August Karl von Reisach**, der sich den Posten eines Leiters der Neuburger Landesdirektion durch Vergiftung seiner Frau erschwindelte, hinterher als Generalkommissär in Augsburg den Fiskus durch Hinterziehung und Unterschlagung um 848 000 Gulden prellte und schließlich steckbrieflich gesucht wurde, ehe er sich als Überläufer zu den Preußen rettete.<sup>176</sup> Wie lange

<sup>176</sup> Siehe z. B. Eduard Vehse: Geschichte der Höfe der Häuser Baiern, Württemberg, Baden und Hessen. Zweiter und Vierter Theil, Hamburg 1853, S. 294ff.

diese Beziehung andauerte, ist uns nicht bekannt.

Ob die junge Maria-Leopoldine mit ihrer Art der sexuellen Befreiung das erreichte, was sie sich ersehnte, und ob sie am Ende mit diesem Lotterleben glücklich war, bleibt dahingestellt. Offenkundig handelte es sich um die spezifische Rache der Maria-Leopoldine am österreichischen Kaiserhof in Wien, mit dem sie innerlich brach, weil er sie schamlos verkuppelt hatte. Und dies – obwohl inzwischen sogar ihre aus Italien vertriebenen Eltern dort weilten!



Abb. 72: König Ludwig I. von Bayern - Vasenbild.

Wie nicht anders zu erwarten, stieß das skandalöse Liebesleben der jungen Kurfürstin bei den offiziellen Regierungsorganen auf Ablehnung, und zwar auf beiden Seiten. Weil sie sich aber von Anfang an offen zum designierten Kurfürsten von Bayern, **Maximilian IV. Joseph**, bekannte, erwarb sie sich wenigstens die Anerkennung und den Respekt des künftigen bayerischen Königshauses, welches ihr später ihre Eskapaden nachsah und sie sogar in einigen Strafsachen deckte. So pflegte König **Ludwig I.**, der Sohn und Nachfolger Max' Josephs, als König von Bayern nach eigenem Bekunden mit Maria-Leopoldine wegen ihres klaren Urteils in politischen Dingen gerne Konversation.<sup>177</sup> Von ihm ist das Bonmot überliefert:

*„Allein Maria-Leopoldine ist es zu verdanken, dass die Wittelsbacher noch in Bayern herrschen!“*

Wie zielgerichtet und überlegt die Kurfürstin beim Machtwechsel in Bayern vorgegangen war, erkennt man daran, dass sie kurz vor dem Tod ihres ungeliebten Gatten auf die Frage Herzog **Wilhelms von Pfalz-Birkenfeld**, ob sie ein Kind vom Kurfürsten erwartete, geistesgegenwärtig mit einem „*Nein*“ antwortete, obwohl sie damit nicht ganz die Wahrheit sprach. Jedenfalls munkelte man, sie sei damals schwanger gewesen, wenn auch nicht vom Kurfürsten. Dies zu beweisen, wäre ihr allerdings schwer gefallen!

Wenig später war Maria-Leopoldine sicher schwanger. Noch waren auf dem Grab ihres ungeliebten Gatten Karl Theodor die Blumen nicht verwelkt, als der Leibesumfang der Fürstin eine immer deutlichere Sprache zu sprechen begann. Als man ihr unter die Nase rieb, der Vater des Ungeborenen sei der Graf **Max von Tauffkirchen**, bekundete sie amüsiert, es sei ihr am liebsten, den **Hofmusikus Eck**, der ihr hoffnungslos ergeben war, als Vater unterschieden zu können. Doch dies verbot das Hofprotokoll; es wäre fürwahr eine nicht standesgemäße Verbindung gewesen!



Abb. 73: Herzog Wilhelm von Pfalz-Birkenfeld. Gemälde in Privatbesitz

177 Karl O. von Aretin: Maria-Leopoldine, Erzherzogin von Österreich. In: Neue Deutsche Biographie, Band 16, Berlin 1990, S. 183.

Da Maria-Leopoldine inzwischen alle moralischen Hemmungen abgelegt zu haben schien, und die Gerüchte über ihre amourösen Abenteuer nicht verstummen wollten, ja sogar anonyme Spottschriften über ihre Liebeshändel in München in Umlauf kamen und bei der Bevölkerung reißenden Absatz fanden, entschieden schließlich die Höfe von Bayern und Österreich in geheimer Absprache, sie noch im Jahr 1799 zur Besserung außer Landes zu schicken, nach Laibach im heutigen Slowenien, damaliges Herzogtum Krain.

Die gerade 23-jährige Maria-Leopoldine gehorchte notgedrungen. Ihr selbst wäre das Kloster Frauenchiemsee als Exilort lieber gewesen, doch sie fand kein Gehör. So soll sie nach S. Krauss-Meyl tatsächlich über zwei Jahre in Laibach *incognito* gelebt haben und im Palais des Grafen **Franz Anton von Lantieri** von ihrem unehelichen Sohn niedergekommen zu sein.

Damit ist allerdings höchst ungewiss, ob die Geburt in Laibach stattfand. Denn der „palazzo Lantieri“, in dem einst auch so berühmte Leute wie Metastasio, Casanova, Goethe, Schiller und sogar Papst Pius VI. ein und aus gingen, stand nicht in Laibach, sondern in **Gorizia** (Görz). Außerdem besaßen die Lantieris in Wippach ein ansehnliches Schloss, und ihre Stammburg thronte über dem dazwischen gelegenen Reifenberg. Maria-Leopoldine ist also ab 1799 in einem Dreieck zwischen Gorizia, Triest und Laibach zu verorten, wobei sie die italienisch sprechenden Landesteile sicherlich bevorzugte. Es gelang uns aber ebenso wenig wie zuvor S. Krauss-Meyl, ihren Aufenthaltsort, in dem sie unter einem Decknamen lebte, zu konkretisieren.

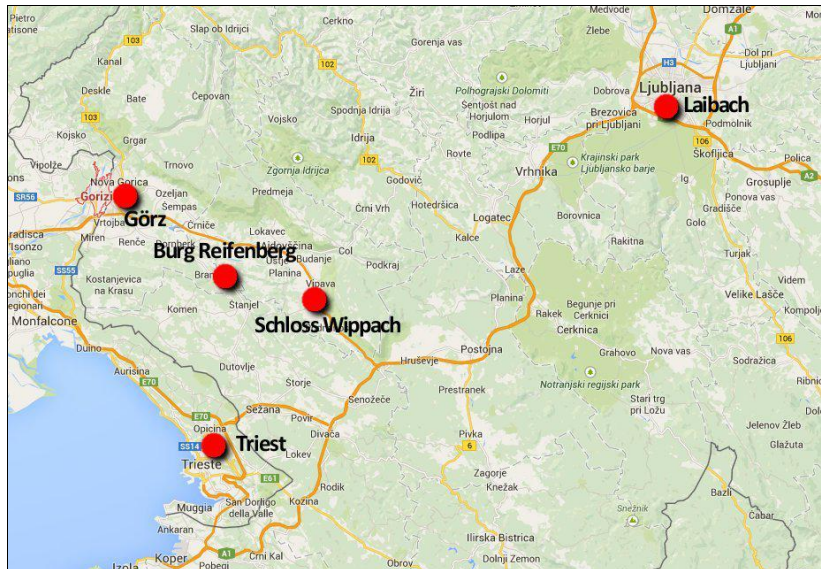


Abb. 74: Potentielle Aufenthaltsorte der Maria-Leopoldine bei der Familie Lantieri.

Nach zwei Jahren, also viel später, als zunächst geplant, kehrt Maria-Leopoldine ohne Sohn nach München zurück. Vielleicht war für diese späte Rückkehr der Krieg verantwortlich, in dem der bayerische Hof wegen des Angriffs der Franzosen München räumte und nach Nordbayern ins Exil floh. Erst im April 1801 war diese Kriegszeit zu Ende und erst im Mai darauf wünschte die Kurfürstin-Witwe, nach Bayern zurückzukehren, was durch einen Brief an Kaiser Franz I. dokumentiert ist. Die konkrete Rückkehr nach Bayern fand erst im September 1801 statt. Über die beiden zurückliegenden Jahre ließ die Kurfürstin in der Folge kein Wort verlauten, vielmehr hüllte sie sich bis zu ihrem Tod in eisernes Schweigen.

**Das Kind der Kurfürstin blieb wie von Erdboden verschluckt, der Name des Vaters und sein weiterer Lebensweg konnten nie ermittelt werden. Man munkelte, das Kind sei in Triest auf ein ausländisches Schiff gebracht worden!**

Zurück am bayerischen Hof, versuchte Maria-Leopoldine in der von ihr bereits bekannten Konsequenz, ihr Leben auf neue Beine zu stellen. Zwar waren ihr die Mittel und Wege der Verführungskunst nicht abhanden gekommen, und sie wird auch in ihrem weiteren Leben immer wieder bei Bedarf darauf zurückgreifen, aber zunächst scheint sie den festen Vorsatz zu einem Neubeginn gefasst zu haben.



Abb. 75: Schloss Stepperg.

des täglichen Lebens taten Maria-Leopoldine offensichtlich gut.

**So wurde aus einer verzogenen und verwöhnten jungen Dame eine engagierte und geschäftstüchtige Gutsverwalterin, die von sich selbst nicht weniger verlangte als von ihren Untergebenen.**

Dabei entfaltete die Kurfürstin ihr eigentliches Talent. Mit erstaunlichem Gespür für alles Kaufmännische brachte sie unter der Expertise von anerkannten Finanzexperten wie z. B. **Joseph von Utzschneider** nicht nur die eigenen Güter und Ländereien zu wirtschaftlichem Erfolg, sondern erwarb im Lauf der kommenden beiden Jahrzehnte ein umfangreiches Immobilienvermögen in ganz Bayern, das sie nicht minder erfolgreich verwaltete.

Im Rahmen dieser geschäftlichen Tätigkeit mag die Kurfürstin mit dem Kämmerer Johann Nepomuk von Prielmayer den bereits erwähnten Vertrag für die Hofmark Freinberg geschlossen haben.

Mehrere zum bayerischen Hof gehörige und unter dem letzten Kurfürsten heruntergekommene Brauereien entwickelte sie unter Anwendung moderner Produktionstechniken zu florierenden Unternehmen, so die Brauerei in Rennertshofen (bei Stepperg, ihrem Wohnort), in Freising und in Haag. Schließlich erwarb sie die große Brauerei Kaltenhausen bei Salzburg, nachdem das Land Salzburg 1808 nach Aufhebung des Erzbistums an das Königreich Bayern gefallen war.



Abb. 77: Die Brauerei Kaltenhausen einst.

Maria-Leopoldine entsagte der Münchner Hofgesellschaft, derer sie überdrüssig geworden war, verzichtete im Jahr 1802 auf ihre Residenzen in München und am Starnberger See (Schloss Berg) und erwarb das weiter von München entfernte, aber sehr reizvoll über der Donau-Mündung des Flüsschens Ussel gelegene Gut und Schloss **Stepperg**, nur wenige Kilometer westlich von Neuburg an der Donau. Die Kurfürstin-Witwe ließ das heruntergekommene Anwesen renovieren, sie erlernte dort die praktische Landwirtschaft und bemühte sich auch um die ortsansässige Bevölkerung, was ihr deren Sympathien einbrachte. Das Leben an der frischen Luft, die körperliche Tätigkeit unter ihren Bauern und die konkrete Sorge um die Dinge



Abb. 76: Inschrift über den Tor der Gutsverwaltung Stepperg, einem von Kurfürstin Maria-Leopoldine 1805 errichtetem Gebäude.

Erst in fortgeschrittenem Alter gab die Kurfürstin ihre Immobiliengeschäfte auf, überließ die Güterverwaltung ihren Söhnen und verlegte sich ganz auf Finanzgeschäfte.

Selbst mit gewagten Spekulationen hatte sie Erfolg, agierte dabei allerdings nicht selten am Rande der Legalität, handelte u. a. mit Aktien, z. B. die gerade erst erfundene Dampfisenbahn betreffend, und verband sich mit Bankhäusern wie Seligmann/von Eichthal, später auch mit Oppenheim oder Rothschild.

**Am Ende ihres Lebens nannte man Maria-Leopoldine nicht zu Unrecht „die reichste Frau Bayerns“. Geiz und Geldgier der Kurfürstin-Witwe wurden dabei sprichwörtlich!**

Geschäftlicher Erfolg bedeutet nicht unbedingt zwischenmenschlichen Erfolg:

Das Privatleben der Kurfürstin blieb zerrüttet, nicht zuletzt wegen ihres cholерischen, meist unberechenbaren und fordernden Wesens.

In der Hoffnung, endlich eine stabile Liebesbeziehung eingehen zu könnten, heiratete sie am 4. November 1804 Graf **Ludwig von Arco**, ein in Bayern lebendes Mitglied der ursprünglich aus Norditalien stammenden Familie von Arco, mit dessen Bruder Karl sie bereits zuvor ein Verhältnis gehabt hatte. Die Ehe stand unter keinem guten Stern. Der Graf verdächtigte Maria-Leopoldine schon kurz nach der Trauung der Untreue, warf ihr ein Verhältnis mit dem Pfarrer von Stepperg, **Aloys Mayerhofer**, vor und zog sich nach München in sein Stadtpalais zurück, während Maria-Leopoldine bis ca. 1814 durchgehend in Stepperg blieb. Diese Affäre zu Beginn der Ehe warf sogar Wellen bis an den österreichischen Hof, wie eine chiffrierte Depesche vom 25. Dezember 1804 belegt.<sup>178</sup> Maria-Leopoldines Vater, Erzherzog Ferdinand, konnte sich in seiner Aversion bestätigt fühlen: Er war von Anfang an strikt gegen die Ehe mit Ludwig von Arco gewesen.<sup>179</sup>

Das ungleiche Paar traf sich auch später nur zu seltenen Gelegenheiten; nur die Urlaube verbrachte man gerne zusammen. Allerdings scheint es nach einigen Zerwürfnissen doch zur Versöhnung gekommen sein, denn am 6. Dezember 1808 und drei Jahre später, am 13. Dezember 1811, erblickten zwei als „*ehelich*“ bezeichnete Söhne des Paares das Licht der Welt. Diesen Kindern war die Kurfürstin in der Folge eine fürsorgliche Mutter.

Nach einem ereignisreichen Leben fand Maria-Leopoldine im Alter von 71 Jahren, am 23. Juni 1848, bei Wasserburg am Inn einen plötzlichen, unnatürlichen Tod: Beim Aufstieg auf den sogenannten Achatzberg bei Wasserburg traf plötzlich ein führerlos den Berg herabrollendes Fuhrwerk ihre Kutsche und warf diese um. Wenige Minuten später verstarb die Kurfürstin an schweren inneren Verletzungen. Wir werden auf dieses mysteriöse Ereignis zurückkommen. Da die Kurfürstin Zeit ihres Lebens ebenso geizig wie reich gewesen war, verbreiteten böse Zungen nach dem tödlichen Unfall die Falschinformation, sie sei von ihrer eigenen Geldschatulle erschlagen worden.

Soweit in Kürze das Leben dieser interessanten Frau.

Der Dichter **August von Platen** diente zwischen 1806 und 1814 als Kadett und Page am Münchner Hof und erlebte Maria-Leopoldine aus nächster Nähe. Sein ungeschminkter Bericht findet sich auf der folgenden Seite. Die Rede ist hier u. a. von ihrem Mann, Graf Ludwig von Arco, aber auch von einem potentiellen Liebhaber namens Graf **Rechberg**. Derer gab es am bayerischen Hof mehrere, u. a. den späteren Minister **Alois von Rechberg**, den Oberstkämmerer **Max von Rechberg** und den nachmaligen Regierungspräsidenten und Präsidenten des Münchner Oberappellationsgerichts, Graf **August von Rechberg** (1783-1846). Letzterer wird uns später in Zusammenhang mit Kaspar Hauser und dem badischen Flügeladjutanten Johann H. D. von Hennenhofer noch begegnen.

---

178 Eberhard Weis: Montgelas, 1759–1799: Zwischen Revolution und Reform, Band 2, München 2005, S. 30.

179 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 120.

[...] Eine Frau von ganz anderem Schlage ist die verwitwete Gemahlin<sup>3)</sup> des vorherigen Kurfürsten von Pfalzbayern Karl Theodor<sup>4)</sup>. Sie kommt öfters nach München und an den Hof, so daß ich Gelegenheit hatte, sie zu beobachten. Sie ist in demselben Alter wie unsere Königin und wurde sehr jung an ihren steinalten Gemahl verheiratet, der sich vergebens bemühte, ihre Liebeshändel mit jungen Männern zu unterdrücken, da sie ihn und seine Wachen beständig überlistete. Obgleich sie hinkt und sehr braun von Gesicht ist, so mag es ihr doch ehemals nicht an jener Schönheit gefehlt haben, die italienischen Frauen eigen zu sein pflegt. Sie bezeugt, wie wenig Einfluß die frühe Steifheit einer Hof-erziehung auf ein zur Ungezwungenheit geneigtes Gemüt hat. Ich sah

[...] <sup>3)</sup> Maria Leopoldine, Tochter des Erzherzogs Ferdinand, Herzogs von Modena, geb. 1776, gest. 1848, ihre Mutter war Maria Beatrix, Tochter Herkules' III., des letzten Herzogs aus dem Hause Este.

<sup>4)</sup> Karl Theodor, geb. 1724, gest. 1799. 71 Jahre alt (1795) vermählte sich der Kurfürst zum zweitenmale mit der 19jährigen Erzherzogin.

sie nie etwas mit Affektation thun; sie wollte weder besser noch anders scheinen, als sie war, und verbarg auch ihre Fehler nicht. Sie hatte gar nichts Fürstliches an sich. Leute wollen sie sogar in München auf den Markt haben gehen sehen, um selbst einzukaufen. Sie ist sehr reich und hat sich viel durch jüdischen Handel erworben. Die meiste Zeit bringt sie auf ihren Landgütern zu, wo sie die unmittelbare Aufsicht über ihre Güter führt. Ein gewisser Graf von Arco<sup>1)</sup> ist so niedrigen Geistes, daß er sich mit ihr auf die linke Hand trauen ließ und den Kindern, die sie von ihren Liebhabern hat, seinen ehrlichen Namen leiht, während es die ganze Welt weiß, daß sie nicht von ihm sind. Die Kurfürstin selbst spricht sehr frei von dergleichen Dingen. Ich hörte einmal, daß der Kronprinz sie bei Tafel fragte, ob nicht ein gewisser Graf Rechberg<sup>2)</sup>, der beiden gegenüber saß und es mit anhörte, zu ihren Liebhabern gehört hätte, worauf sie ihm sehr naiv zur Antwort gab: „Monseigneur, il n'a jamais voulu de moi“. Ihr Anzug war immer unordentlich und nicht fürstlich genug, obgleich es ihr nicht an Schmuck fehlte. Um ihre Shawls zu schonen, trug sie immer kleine Halbstücker. Wenn sie bei Hof aß, packte sie immer ganze Düten voll Zuckerwaren für ihre Kinder ein, als wenn sie nicht reich genug wäre, ihnen so viele Konfitüren, als sie nur wollte, zu verschaffen. Der König begegnete ihr mit vieler Auszeichnung, man darf sagen, mit einer Art von herzlicher Innigkeit, da er ihr Dank schuldig war. Als ihr fürstlicher Gemahl starb, war sie schwanger, und man wollte sie bereden, das Kind für den Sohn des Kurfürsten auszugeben, wie es nicht der Fall war. Sie war aber zu ehrlich für diesen Betrug und erklärte das Gegenteil, mit Aufopferung ihres damals noch guten Rufes, wodurch sie dem jetzigen König den Kurfürstenhut verschaffte.

[...] <sup>1)</sup> Ludwig.

<sup>2)</sup> Ob hier der bekannte Staatsmann, Graf Alois Franz (1766—1849), oder dessen Bruder Joseph, der General (1769—1833), oder endlich der Generaladjutant des Königs, Graf Anton Rechberg (1776—1837), gemeint sei, ist schwer zu entscheiden.

Abb. 78: G. von Laubmann, L. von Scheffler: Die Tagebücher des Grafen August von Platen, Bd. 1, Stuttgart 1896, S. 50f. (Umbruch geändert).

## **Maria-Leopoldine und ihr erster Sohn**

Notabene: Die Kurfürstin-Witwe (oder auch das Haus Habsburg) ließ zwischen 1799 und 1801 den ersten Sohn aus unbekannter Verbindung spurlos verschwinden! Diese geheimnisvolle Episode aus Maria-Leopoldines Leben macht jeden Kaspar-Hauser-Forscher hellhörig, spiegelt sich doch hierin das Schicksal eines Kindes, das möglicherweise eine ähnliche „Karriere“ wie Kaspar Hauser nahm: Verlassen, weggesperrt, eventuell gezielt beseitigt, und alles aus politischer Rason und/oder persönlicher Vorteilmahme heraus!

Kein Wunder, wenn sich schon damals Stimmen erhoben, die ernsthaft bezweifelten, dass die junge Kurfürstin die ganze Zeit bis zu ihrer Rückkehr nach Bayern in Laibach und Umgebung geblieben sei. Sie, die ja bereits wegen ihrer an Nymphomanie grenzenden Libertinage verschrien war, soll ihr Kind nicht in Laibach zurückgelassen, sondern ganz woanders untergebracht haben!

- So berichtete z. B. der Historiker und Publizist Dr. Eduard Vehse, Maria-Leopoldine hätte den Paderborner Fürstbischof, Franz Egon von Fürstenberg, um Hilfe angefleht, anschließend mit dessen Hilfe ihr Neugeborenes heimlich nach Paderborn gebracht und dort einer Postmeisterfamilie zur Pflege gegeben, ehe sie das Kind, welches von nun ab den Namen „von Ocra“ trug,<sup>180</sup> nach zehn Jahren wieder abholte und in einem Schloss im Salzburgischen unterbrachte. Der Sachverhalt wurde nie aufgeklärt.<sup>181</sup>
- Die heutigen Nachfahren der Kurfürstin gehen davon aus, das erste Kind der Maria-Leopoldine sei zu einem Förster namens „Hohenadel“ ins Berchtesgadener Land gebracht worden, um dort anonym aufzuwachsen. Auch für diese Version gibt es keinen triftigen Beleg.<sup>182</sup> Der Name „Hohenadel“ taucht allerdings in Zusammenhang mit der Fahndung nach dem Kerkermeister Kaspar Hausers auf: So hieß der Vorgesetzte des Mesners Philipp Schrey, der angeblich Hauser in Mariahilf bei Neumarkt eingesperrt haben soll.<sup>183</sup> Dieser Verdacht wurde noch 1829, noch zu Lebzeiten Kaspar Hausers, als unbegründet entlarvt. Ober sich hier später für die Nachfahren der Familie von Arco eine Verwechslung ergeben hat?

Wir halten beide Geschichten für wenig wahrscheinlich.

An diesem Punkt ihrer Biographie angelangt, ist es allerdings nicht mehr zu umgehen, die Frage zu überprüfen, ob die Kurfürstin Maria-Leopoldine für den Fall Kaspar Hausers auf andere Weise eine Bedeutung erlangt haben könnte.

**Es stellen sich konkret die Fragen der Mutterschaft, der Mittäter- oder Mitwisserschaft oder einer anderen Form der Mitwirkung.**

Als Erstes ist im Grundsatz die Frage zu beantworten, ob nicht schon das erste, von der Bildfläche verschwundene Kind Maria-Leopoldines Kaspar Hauser gewesen sein könnte. Jedenfalls machte ein solches Gerücht, als man von Kaspar Hausers Schicksal erfahren hatte, im München die Runde!

- Kaspars Alter wurde bei seiner Auffindung im Jahr 1828 aufgrund der Angabe im Mägdlein-Zettel, wegen des „dünnen Flaums auf seinem Kinn und Lippen“ und seiner noch nicht voll entwickelten Weisheitszähne erst auf 16 bis 17, schließlich auf 18 Jahre geschätzt.<sup>184</sup>
- Auf ein Alter von 17 oder 18 Jahren tippte spontan auch Gerichtspräsident Anselm von Feuer-

---

180 Rückwärts gelesen hieß das „von Arco“ und verwies damit auf Karl von Arco, den Bruders ihres späteren Mannes Ludwig, mit dem sie zuvor ein Verhältnis gehabt hatte!

181 Vehse, a. a. O., S. 260f.

182 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 135.

183 Pies, Dokumentation, S. 195.

184 Gutachten Dr. Preu in Pies Dokumentation, S. 186.

bach in einem Brief an die Gräfin Elise von der Recke vom 20. September 1828.<sup>185</sup>

- Im Gegensatz dazu korrigierte nach Kaspar Hausers Tod der Sektionsarzt Dr. Albert bei der Obduktion seines Leichnams aufgrund der längst abgeschlossenen körperlichen Entwicklung das Alter auf 22 bis 24 Jahre.<sup>186</sup>

Ob auch ein Alter von 28 Jahren, welches für Maria-Leopoldines Erstgeborenen zuträfe, durchginge? Von vornherein ausschließen kann man das nicht! Immerhin hatte Kaspars Haut durch die lange Dunkelhaft zunächst maximale Schonung vor UV-Licht und damit keine wesentliche Alterung erfahren, so dass er vielleicht jünger wirkte, als er in Wirklichkeit war. Hinterher soll sich sein Aussehen schnell korrigiert haben. Anselm von Feuerbach sprach in diesem Zusammenhang 1832 von „*einigen leicht gezogenen Furchen vorzeitigen Alters*“.<sup>187</sup> Hatte Kaspar Hauser damit in Kürze den äußerlichen Zustand erreicht, der seinem wahren und somit deutlich fortgeschrittenen Alter entsprach?

- Im Herzogtum Krain hätte man auch jene ostsprachlichen Kindsmägde rekrutieren können, von denen Kaspar Hauser einige ungarische und polnische Sprachbrocken erlernte. Falls er in oder bei Laibach geboren worden wäre, dann hätten ihn unter Umständen seine dortigen Kindsmägde nach Wanghausen begleitet!
- Auffallend bei Maria-Leopoldines erstem Kind sind auch die gehäuften Bezüge nach Südostbayern, die sich in die Gerüchte mischten: gewünschtes Exil im Chiemsee, vermutetes Schloss im Salzburgischen, Unterbringung im Berchtesgadener Land. Wenn in Klatschgeschichten manchmal ein Fünkchen Wahrheit steckt, dann muss man daran erinnern, dass eben auch Wanghausen in Südostbayern und jedenfalls sehr nahe an den erwähnten Orten lag. Begründete also Wanghausen diese Gerüchte? Es war übrigens dieselbe Gegend, wo die Kurfürstin am 23. Juni 1848 in ihrer Reisekutsche einen gewaltsamen Tod fand – bei Wasserburg am Inn.
- Handelte es sich bei ihrem Tod um einen unglücklichen Zufall oder um ein Attentat?

Wir waren vor Ort und konnten uns davon überzeugen, dass es sich hier um einen Ort des perfekten Verbrechens handelte. Wenn ein Attentäter oberhalb des Achatz-Kirchleins bei Burghausen im steilen Hohlweg die Bremsen eines Fahrzeugs löste, dann konnte er dies ganz gezielt, ja punktgenau tun, da er den Gegenverkehr heraufziehen sah und jedes Fahrzeug in seiner Geschwindigkeit exakt berechnen konnte. In der Kurve selbst blieb der Kutscher der Kurfürstin durch ein Gebäude ohne Kurveneinsicht, und er war so sehr damit beschäftigt, die Pferde in die Steilkurve am Kirchlein zu treiben, dass sich ihm nicht die geringste Ausweichmöglichkeit bot. Ein zeitgerecht losgelassenes, führerlos herab rasendes Gegenfahrzeug konnte sein Ziel allein deshalb nicht verfehlen, weil es im unteren Abschnitt der Fallstrecke von der Kirchhofmauer exakt an die geplante Kollisionstelle geführt wurde.



Abb. 79: Gedenkstein 60 m oberhalb der Unglücksstelle, errichtet durch die Söhne der Kurfürstin ein Jahr nach deren Tod. Die Steininschrift lautete: „*Maria Leopoldina, verwitwete Churfürstin von Bayern, gestorben den 23ten Juni 1848*“.

185 Ludwig Feuerbach: Anselm Ritter von Feuerbach's biographischer Nachlass, Erster und Zweiter Band, Leipzig 1853, Bd. 2, S. 272.

186 Pies, Tod, S. 157ff.

187 Feuerbach, Kaspar Hauser, S. 139.



Einer ausführlichen Beschreibung der damaligen Unglücksstände zufolge wurde nach dem Zusammenstoß und dem Ableben der Kurfürstin nicht polizeilich ermittelt – ein ganz unverständliches, äußerst suspektes Manko.<sup>188</sup> Maria-Leopoldine hatte zum Ende ihres Lebens genug Feinde, um Fremdeinwirkung bei ihrem Ableben zu befürchten. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass im Fall eines Attentats gerade der Fall Kaspar Hauser eine Rolle spielte! Ein Attentat aus der Region heraus auch steht auch deshalb im Raum, weil acht Jahre zuvor ihr guter Freund Joseph von Utzschneider nahezu exakt auf dieselbe Weise zu Tode gekommen war. War dies alles Zufall oder Absicht?

Ehe wir mit der Bewertung der Rolle der Kurfürstin-Witwe im Fall Kaspar Hauser fortfahren, kommen wir als Nächstes zu einem wichtigen Zeugen.

---

188 Siegfried Rieger: „Das Ableben der höchstseligen Frau Churfürstin Marie Leopoldine zu Wasserburg“ 1848, in: Land um den Ebersberger Forst, Beiträge zur Geschichte und Kultur, Jahrbuch des Historischen Vereins für den Landkreis Ebersberg, Bd. 1, 1998, S. 35ff.

## Der Zeuge Johann Samuel Müller

Im Jahr 1925 präsentierte der österreichische Hauser-Forscher und gemäßigte Anti-Hauserianer Hans Sittenberger ein eigenes Büchlein zu Kaspar Hauser. Dieses Werk enthielt zu 90 Prozent Wiederholungen bereits bekannter Tatbestände, in einem kleinen, österreich-spezifischen Teil jedoch äußerst wichtige Informationen aus dem Aktenbestand des Wiener Polizei- und Staatsarchivs, den bis dahin niemand gesichtet hatte. Diese Akten bezogen sich laut Sittenberger auf eine Affäre, die ...

*„...binnen kurzem das ganze gebildete Europa aufwühlte, die obersten Staatsbehörden Österreichs, Ungarns und Bayerns in Bewegung setzte und selbst Kaiser und Könige zu persönlichem Einschreiten veranlasste. Der Mann, der zu alledem den Anstoß gab, war ein Domprediger in Pressburg und hieß Johann Samuel Müller ...“<sup>189</sup>*

Eigenartigerweise erschien das Buch Sittenberges in Berlin, jedoch nicht im Wien.

Nun wären wir durchaus im Stande, den gesamten Sittenberger'schen Text im Block darzustellen, so brisant und informativ sind seine Auswertungen, aber wir verzichten darauf und präsentieren im Folgenden nur die wichtigsten Versatzstücke, denn als Hauser-Kritiker hatte sich Sittenberger nicht verkneifen können, die Geschichte, die er zu jenem Johann Samuel Müller präsentierte, *ex ante* und ohne echten Grund als „albernes Wirtshausgespräch“, „leeres Gewäsch“, „Hauptspäß in bier- oder weinseliger Stimmung“, „lächerliche Aufbauschung“, „allerlei dummes Zeug“, Ausdruck von „Verfolgungswahn“, als *summa summarum* „groteske Fäseleien eines Geistesgestörten“ abzutun.<sup>190</sup> Warum Sittenberger die Geschichte überhaupt erzählt hatte, bleibt bei einer solchen Einschätzung ein Rätsel, zumal die Voreingenommenheit den Autor daran hinderte, den eigentlichen Gehalt seiner Recherche auch nur ansatzweise zu erkennen. Es ist dieser ungut präjudizierende Unterton, der uns nun verbietet, den Text Sittenbergers einfach unkritisch zu übernehmen. Wer sich genauer informieren will, mag bei ihm selbst nachlesen!

Konzentrieren wir uns zunächst auf die Vita des Pressburger Dompredigers **Johann Samuel Müller**:

Mehrere Polizeiberichte, u. a. der Bericht des k. k. Hausruck-Kreisamtes Wels vom 9. März 1821, der Bericht der Linzer Polizeidirektion vom 15. März 1821, der Bericht der Wiener Ober-Polizeidirektion an die k. k. Polizei-Hofstelle vom 29. Juni 1821 (alle Akten im Wiener Polizeiarchiv, heute zum großen Teil verschollen), sowie die Chronik von Rutzenmoos, die wir zusätzlich beigebracht haben, geben über diesen Mann Rechenschaft ab:

Johann Samuel Müller war am 4. Januar 1788 im österreichisch-ungarischen Ödenburg, dem heute Sopron, als Sohn eines Lehrers geboren worden. Vom 4. April 1813 bis September 1819 wirkte er als evangelischer Pastor im österreichisch gebliebenen Rutzenmoos in der Nähe des bayerischen Vöcklabruck (bis 1816). Wie die Rutzenmooser Chronik lehrt, war Müllers Wahl von Anfang an nicht unumstritten gewesen: Man wollte damals lieber „einen 'Ausländer', d. h. einen Pfarrer aus den erweckten Kreisen Deutschlands.“<sup>191</sup>

Erst unter Druck des Konsistoriums wählte man Müller unter drei Ödenburger Kandidaten aus, wobei Müller nicht einmal evangelische Theologie an der Universität studiert hatte, sondern nur eine Gymnasial- und Lyceal-Ausbildung besaß. „Müller sei ein recht freundlicher und liebreicher Mann, sehr eifrig in seinem Beruf“, ließ der Superintendent Tielisch zunächst vermelden. Im Sommer 1815 heiratete Müller Elise Fördinger, die 17-jährige Tochter des Rutzenmooser Gemeindevorstehers; bis dahin scheint für ihn in Rutzenmoos alles bestens gelaufen zu sein.

Doch wenig später kam es zur persönlichen Katastrophe; das „Verhältnis Johann Samuel Müllers zur Gemeinde entwickelte sich unerquicklich“. Aus heutiger Sicht ist schwer festzulegen, was den Ausschlag

189 Hans Sittenberger: Kaspar Hauser, Berlin 1925, S. 214ff.

190 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 218, 220, 227 und 233.

191 Steffen Meier-Schomburg, Dieter Arnold, Wolfgang Fischer, Hans Hubmer, Martin Rößler (Herausgeber): Rutzenmooser Chronik, Selbstverlag, Regau 2009, S. 35ff.

für diesen Stimmungswechsel gab: Mag sein, dass Müller in einer Art von religiösem Rigorismus und persönlicher Sturheit unglücklich agierte und bei den Gemeindemitgliedern kein Fettnäpfchen ausließ, mag sein, dass ihn Freunde und Verwandte der Familie Fördinger einer Rufmordkampagne unterzogen, weil sich dieser der „*Erweckungsbewegung*“, d. h. einem politisch motivierten Protestantismus, nicht nur unerwartet verweigerte, sondern in seiner ablehnenden Haltung sogar das Verhältnis zu seiner Frau Elise aufs Spiel setzte. Jedenfalls hatte die Gemeinde alsbald „*andere Vorstellungen von einem Pfarrer*“, wohingegen Müller „*sein Bestes tat und gab*“. Schließlich wandte sich Müller an den Superintendenten Tielisch und bat um Versetzung:

*„Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er, d. h. den setzt er nach Rutzenmoos zum Schullehrer oder Prediger. Möchte doch der liebe Vater im Himmel meiner Züchtigung bald ein Ende machen ...“*

Versöhnungsversuche schlugen fehl, die Intrigen und Beschwerden gegen Müller hielten an bzw. nahmen zu. Schließlich entzweite sich der junge Pfarrer selbst mit dem Superintendenten. „*Müller mache die Kanzel zum Tummelplatz seiner Leidenschaften*“, meldete daraufhin Tielisch an das Konsistorium in Wien – was auch immer darunter zu verstehen war. Inzwischen soll der beruflich wie privat gescheiterte Müller „*halbe Nächte*“ in Wirtshäusern verbracht und in Regau Kegeln geschoben haben, während z. B. in Rutzenmoos eine Taufe anstand. Daraufhin wurde Müller im September 1819 offiziell aus dem Pfarrdienst entlassen.

Dass indes nicht menschliche Schwächen für den tiefen Fall des Johann Samuel Müller den Ausschlag gaben, erfährt man im Folgenden:

Zunächst ließ Müller seine Frau, mit der er sich überworfen hatte, und sein Töchterchen in Rutzenmoos zurück und ging heim nach Ungarn, um dort ein neues Leben zu beginnen. Nachdem er im Oktober 1820 zum katholischen Glauben übergetreten war, suchte er ab 1821 wieder Kontakt zu Frau und Kind, was jedoch seine Frau zurückwies. Müller lebte hinfort in bescheidenen Verhältnissen. Als er in Wien beim „*Braunen Hirschen*“ Schulden von 25 Gulden gemacht hatte, die er nicht zurückzahlen konnte, floh er zurück nach Oberösterreich, wurde aber in Steyregg verhaftet und nach etlichen Verhören in seine Vaterstadt Ödenburg abgeschoben.

Als Konvertit erfuhr Johann Samuel Müller die Unterstützung katholischer Kreise. Auf Empfehlung des Grafen Brunswick wurde er um die Jahresmitte 1824 oder 1825 von der Sternkreuzordensdame und verwitweten Baronin **Maria Anna von Majthényi**, einer geborenen Bartakovics, als Erzieher ihres Sohnes angestellt. Die gebürtige Slovakin lebte zeitweise in einem Stadthaus in Ofen (Bild weiter unten), zeitweise auf ihrem Landgut in Solymár, manchmal auch auf ihrem Elternsitz in Szalakusz im Komitat Neutra. Doch alsbald scheint sich Müller auch mit einer Dame dieses Hauses überworfen zu haben. Dass er ein „*ungebildeter, zänkischer Patron gewesen sein soll, der sich mit niemandem vertragen mochte, am wenigsten mit der Gouvernante des Hauses, einer gewissen Frau von Dalbonne*“, entspricht der wenig gewogenen Darstellung in diesem Haus und besagt über die zugrunde liegenden Sachverhalte nicht viel. Müller wurde schließlich im Jahr 1827 von Frau Majthényi wegen inadäquater Züchtigung ihres Sohnes entlassen. Von der besagten Dalbonne erfahren wir mehr weiter unten.

Nach dem unerquicklichen Intermezzo im Haus Majthényi trat Müller in das Alumnat des Erzbistums Gran ein, um katholischer Priester zu werden. Nach dem Tod seiner Frau im Oktober 1827 – er war damals noch Alumne – reiste er wieder nach Österreich, um persönlich sein Töchterchen aus Rutzenmoos abzuholen. Dieses soll der Rutzenmooser Chronik zufolge später in einem ungarischen Kloster „*aus Heimweh*“ gestorben sein.

Zum Priester geweiht, hielt Johann Samuel Müller in der Rutzenmoos benachbarten, katholischen Gemeinde von Regau eine katholische Messe ab. Noch vor 1830 erhielt er die Stelle eines Dompredigers in Pressburg.

**In dieser Phase seines von Brüchen gekennzeichneten Lebens gewinnt der katholische Pfarrer Johann Samuel Müller nun plötzlich erhebliche Relevanz für den Fall Kaspar Hauser:**

Nachdem am 17. Oktober 1829 in Nürnberg auf Kaspar Hauser ein Attentat verübt worden war, erstattete Johann Samuel Müller am 25. Dezember 1829 von Pressburg in Ansbach Anzeige. Sein zunächst noch anonymes Schreiben ging direkt an das Präsidium des königlich-bayerischen Appellationsgerichts, zu Händen des Gerichtspräsidenten Anselm von Feuerbach:

*„Wohllöbliches Präsidium!  
Bei dem allgemeinen Interesse, welches Caspar Hauser erregt, und bei dem ebenso allgemeinen Wunsche, den Urheber der an ihm verübten Barbarei entdeckt zu wissen, fühle ich mich im Gewissen verbunden, nachstehende*

*„Wohllöbliches Präsidium!  
Bei dem allgemeinen Interesse, welches Kaspar Hauser erregt, und bei dem ebenso allgemeinen Wunsche, den Urheber der an ihm verübten Barbarei entdeckt zu wissen, fühle ich mich im Gewissen verbunden, nachstehende Eröffnung zu machen, die höchst wahrscheinlich zu den nötigen Aufschlüssen über diese Sache führen wird. Ich erinnere mich nämlich in betreff der Sache selbst ganz klar und deutlich, in Ansehung der Zeit aber, ob es im Jahre (1)813 oder (1)814 oder (1)815 war, nur dunkel und unbestimmt.*

Abb. 80: Auszug aus Antonius van der Linde: Kaspar Hauser.

*Eröffnung zu machen, die höchst wahrscheinlich zu den nötigen Aufschlüssen über diese Sache führen wird. Ich erinnere mich nämlich in Betreff der Sache ganz klar und deutlich, in Ansehung der Zeit aber, ob es im Jahre 1813, 1814 oder 1815 war, nur dunkel und unbestimmt, dass der damalige Landgerichts-Aktuar in Vöklabrück, Herr v. Mayer, bei dem dortigen protestantischen Pfarrer Ludwig Wirth, späterhin nach Martinsheim<sup>192</sup> und Oberringelsheim<sup>193</sup> befördert, in Gegenwart des Landgerichts-Advokaten Lambert, wenn ich nicht irre, von dieser Sache redete, dass nämlich ein ehemaliger Universitätsfreund von ihm eben das, was nun seither mit Kaspar Hauser wirklich geschah, thun wollte, um sich in den Besitz des Vermögens seines Blutsverwandten, sehr reichen Mündels - wenn ich nicht irre, seines Neffen, dessen Vater als k. k. Offizier im Kriege umkam, zu setzen - und ihn, Herrn Mayer, in Betreff der Verantwortlichkeit, welcher er sich, wenn die Sache aufkomme, aussetzen würde, consultirte. Der Plan war eigentlich, wie sich der Herr Mayer verlauten ließ, die physische so wohl als die moralische und geistige Entwicklung und Ausbildung des Kindes zu verhindern, und dasselbe durch gänzliche Entfernung und Absonderung von aller menschlichen Gesellschaft blödsinnig und zu der einstigen Besitznahme der Verwaltung seines Vermögens unfähig zu machen. Ich unterließ nicht sogleich zu bemerken, dass ein solches Vorhaben eine große Gewissenlosigkeit voraussetze, und saß die göttliche Vorsehung die Umstände so zu lenken wissen werde, dass ein solches Verbrechen zu seiner Zeit nicht unentdeckt und unbestraft bleibe — worauf Herr Mayer, den Blick auf mich heftend, zum Pfarrer Wirth sagte: dieser könnte die Sache mit der Zeit noch verrathen! Was aber der Pfarrer mit der Bemerkung in Abrede stellte, dass ich in keinem Verhältnis mit Baiern stehe, und zumal in der Ulmer und Nürnberger Gegend ganz unbekannt sey. Im Ganzen kamen die Herrn dahin überein, dass es am rathsamsten wäre, wenn man schon so gewissenlos seyn wolle und könne, den Erben eines solchen Vermögens, das man sich zuzueignen wünsche, aus der Welt zu schaffen, was bei einem Kinde ohnehin leicht thunlich sey. Ich enthalte mich, ein Mehreres zu berichten, und füge nur noch bei, dass ich voll Unmuth über die menschliche Verdorbenheit, die einer solchen Tat fähig ist, die Gesellschaft verließ und nach Hause ging, und seither in ganz andere Verhältnisse versetzt, an die ganze Sache nicht dachte, bis ich diesen Herbst durch die Nachrichten, die man von Kaspar Hauser in den Zeitungen las, auf das lebhafteste daran erinnert wurde. Sollte ein Wohllöbliches Präsidium von diesen Angaben Gebrauch machen, und vielleicht auch den Stand und Namen des Einsenders wissen wollen, so wird das hiesige katholische Stadtpfarramt, unter der Bedingung der nöthigen Verschwiegenheit Auskünfte hierüber geben.“<sup>194</sup>*

Der Ansbacher Gerichtspräsident nahm die Anzeige zunächst ernst. Er bedankte sich am 2. Januar 1830 dafür und bat dringend um weitere Angaben. Dieser Aufforderung kam Müller in einem langen Schreiben vom 10. Januar 1830 nach, diesmal unter Nennung seines Namens.<sup>195</sup>

192 Gemeinde zwischen Würzburg und Ansbach.

193 Oberickelsheim.

194 Zitiert nach Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 216f.

195 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 219ff.

Zunächst erklärte er, er erinnere sich nun ganz bestimmt, dass das verdächtige Gespräch im Jahr 1813 stattgefunden habe. Bei einem nachfolgenden Besuch habe Pfarrer **Ludwig Würth** (alias Wirth) die Sache abmildern wollen und versichert, dem Kind werde nichts geschehen. Als „*Mitwisser und Teilnehmer an dem Geheimnis*“ bezichtigte Müller nun auch den Pfarrer von Attersee, **Johann Adam Leydel** (alias Leidel), der Mitwisserschaft. Über die Laufbahn dieses evangelischen Pfarrers erfahren wir mehr weiter unten. Einstweilen sei vorausgeschickt, dass hier Müller eine sehr präzise Zeitangabe machte, die sich in die Biographie Leydels bestens einfügt. Einige Passagen des zweiten Müller'schen Schreibens sind so wichtig, dass sie hier wörtlich wiedergegeben werden:

*„Als einen Mitwisser und Teilnehmer an diesem Geheimnisse kann ich auch den ehemaligen kgl. bayerischen Pfarrer von Attersee, Adam Leidel, späterhin nach Eltersdorf befördert, angeben, der nach Pfingsten (1)814, als er nach oder über Nürnberg seine Braut abzuholen reiste, irgendwo – mir scheint in München – Geld entweder nur angeboten oder wirklich bekam, was ich bestimmt nicht zu sagen weiß, weil er nach seiner Zurückkunft in meiner Gegenwart mit dem Pfarrer Würth anfangs – bis ihn nämlich dieser darauf aufmerksam machte, dass und auf welche Art ich davon wisse – sehr geheimnisvoll von dieser Sache sowie auch davon redete, dass entweder er selbst oder sonst jemand – mir scheint aber er selbst – das Kind schlafend gesehen habe. Soviel kann ich mich mit aller Gewissheit erinnern, dass Herr Leidel von einem dunkeln, rund herum mit Holz verlegten Verwahrungsorte redete, in welchem das Kind, das übrigens, soviel man in der Dunkelheit bemerken könne, gut aussehe, verschlossen sei ...“<sup>196</sup>*

Leydel habe Müller unbedingt in den Täterkreis einbeziehen wollen und vorgeschlagen, auch ihm „*von einer gewissen Summe Geldes ..., die jährlich an die Mitwisser verteilt würde*“, einen Teil zukommen zu lassen, weil sonst die Sache „*noch einen schlimmen Ausgang gewinnen könne*“. Als Müller erklärte, er müsse zuvor genauer wissen, woher das Geld käme, habe man aber die Diskussion abrupt beendet.

Ein Weiteres sei Müller mittlerweile eingefallen:

*„Es war entweder zu Ende des Jahres 1825 oder zu Anfang des Jahres 1826, als sich mir, der ich ... damals ... im Hause der Frau Marianne von Majthényi ... Erzieher war, der königlich-bayerische Pfarrer Würth aufdringen wollte, und weil ich ihn seiner irreligiösen und unmoralischen Grundsätze wegen, die ich in den Jahren 1813, 1814 und 1815 an ihm kennen und verabscheuen lernte, durchaus nicht vorkommen ließ, so ließ er mir u. a. durch die Guvernannte, eine gewisse Frau von Dalbonne, sagen, wenn ich es wagen würde, die mir bewußte Geschichte von der Verheimlichung eines Kindes in Baiern zu offenbaren, so würde es mir schlecht gehen, ich würde selbst meines Lebens nicht sicher seyn; auch ließ er mir Geld anbieten. Ich erklärte mich aber in Gegenwart der Frau von Majthényi und der Guvernannte einmal über das andermal, daß ich ... mit ihm nichts zu thun haben wolle. Ich sey darum katholisch geworden, um aus allen näheren Verbindungen mit den Protestanten herauszutreten ... Ich konnte mich zwar damals an die Verheimlichung eines Kindes entweder gar nicht, oder doch nur sehr dunkel erinnern, was sich bei den vielen und großen Veränderungen, die während der Zeit mit mir vorgegangen waren, leicht erklären und begreifen lässt; ebenso wenig fiel mir die Sache vor zwei Jahren bei, als ich auf meiner Reise nach Ober-Österreich um meine Tochter in Linz wirklich in Gefahr war, von dem oft gedachten k. b. Pfarrer Würth gemeuchelmordet zu werden — vielmehr schrieb ich die Verfolgungswut dieses Menschen theils seinem Haß gegen die katholische Religion ... theils dem Umstande zu, dass er sich als Verfasser der verbotenen Schrift 'Ferdinand Friedrichs vertraute Briefe über die äußere Lage der Evangelischen in Ungarn' durch mich ... verrathen glaubte, was jedoch gar nicht der Fall war.“*

Interessanterweise gab Ludwig Würth 1825 plötzlich ein Buch über seine ehemalige Pfarrgemeinde Vöcklabruck heraus, in dem er Müller neben Pfarrer Leydel als seinen besten Freund schilderte, und in einer erweiterten Neuauflage 1826 betonte er diese Männerfreundschaft selbst für diese späte Zeit (gleichwohl unter Erwähnung von Würths Vertreibung aus Rutzenmoos, seiner Konversion, seiner Be-

---

196 Linde 1, S. 201.

schäftigung als „Hausvogt“ bei der Frau von Majthényi), – gerade so, als ob beide nie ein Wässerchen getrübt hätte.<sup>197</sup>

Da klang die Schilderung Müllers einige Jahre später aber ganz anders! Zum eigentlichen Urheber und Ort des Verbrechens erklärte Müller, keine genauen Angaben machen zu können:

*„Vom ersteren weiß ich nur, dass er als Universitätsfreund des Herrn Mayer, des Ludwig Würth u.s.f. zu gleicher Zeit mit ihnen zu Erlangen studierte, und wenn nicht vom höherem Adel, doch wenigstens vom Ritterstande sey; vom letzteren aber, dass er irgendwo seitwärts von Nürnberg sich befinden müsse. Auch verdient der Umstand berücksichtigt zu werden, dass Pfarrer Würth während dieser Zeit mehrere große Reisen nach Italien, nach Holland, nach Ungarn u.s.f. gemacht habe. Es entsteht nämlich dabei die Frage, ob sein Vermögen, seine Einnahme dazu hinreiche, oder ob es nicht etwa auf Kosten des armen Hauser geschah — eine Frage, die umso mehr stattfinden kann, da die oben gedachte Frau von Dalbonne vor zwey Jahren durch die Geldunterstützung, die sie von Pfarrer Würth erhielt, in den Stand gesetzt wurde, ihre Mutter von Triest nach Ofen kommen zu lassen. Es war zwar die Rede von einem Fond, den die Protestanten in Baiern zu solchen wohlthätigen Zwecken haben sollen, und aus dem diese Unterstützung geflossen sey; mir bleibt aber kein Zweifel übrig, dass die Interessen vom Vermögen des armen Hauser, das, wie mir scheint, in der englischen Bank niedergelegt ist — was ich jedoch nicht behaupten kann, dazu herhalten mussten ...“*

Den schon in der ersten Anzeige erwähnten Advokaten Lampert (alias Lambert) bezeichnete Müller am Ende als denjenigen, der *„die Aufsicht über den armen Kaspar Hauser führte“*. Er habe ihm schon im Spätherbst 1813 scherzweise gesagt, *„dass er sich ganz wohl zu diesem Geschäfte schicke, nämlich das Kind wie einen Bären groß zufüttern“*.

In einem Nachtrag dieses Schreibens, zwei Tage später verfasst, betonte Johann Samuel Müller nochmals, der Kerkermeister des Kindes sei niemand anderer als Lampert gewesen. Dieser habe nach der Aussage Würths *„sein Amt resigniert“*, lebe bei einem Freund und beschäftige sich nebenbei mit der Erziehung eines Kindes, *„das nach einem ganz eigenen Plane müsste erzogen und gebildet werden ... Schon im Spätherbst 1813 hatte man den Plan, den unglücklichen Hauser, wenn er würde erwachsen seyn, dem Militär zu überliefern. Man rechnete nämlich mit Revolutionen und Kriegszeiten, wo es leicht seyn würde, ihn — sollte er auch noch so unbehülflich seyn, wenigstens beim Fuhrwesen unterzubringen und — ist wirklich ein adeliger Geist in ihm, so wird er schon emporzukommen wissen“*.

Am Ende seiner Ausführungen dem Ansbacher Gericht gegenüber erhob Johann Samuel Müller beschwörend den moralischen Zeigefinger, was man ihm später übel auslegte:

*„Wir nähern uns eben dem antichristlichen Zeitalter, wenn wir nicht schon in demselben leben. Umso mehr haben die Regierungen Ursache, auf das Thun und Treiben der Naturalisten und Freymaurer, die, wie diese an Hauser verübte Barbarey erweist, sich die frevelvollsten Dinge erlauben, ein aufmerksames Auge zu haben ...“*

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Johann Samuel Müller, wie man der Folge seiner Schreiben an das Präsidium des Appellationsgerichtes Ansbach entnehmen kann, erst nach und nach sein Erinnerungsvermögen aktivieren konnte, dann aber doch mit wenigen Ausnahmen zuverlässig berichtete.<sup>198</sup> Dabei unterschied er übrigens sorgfältig sicheres Wissen von begründeter Annahme, was Antonius van der Linde aber später nicht daran hinderte, despektierlich über Müllers Fantasie und vor allem über seinen Katholizismus herzuziehen: *„Jesus-Maria-Joseph, da fällt mer halt ebbe noch eppes ei!“*, legte er dem Domprediger in den Mund, um ihn lächerlich zu machen.

Einige lokalhistorischen Details in Müllers Bericht lassen unabhängig von jeder Subjektivität des Betrachters eine gute Beurteilung darüber zu, wie zuverlässig er als Kronzeuge berichtete.

---

197 Vgl. Ludwig Würth: Die protestantische Pfarrey Voecklabruck (1812-1825), Nürnberg 1826, S. 38 und 142.

198 Wiedergegeben bei Linde 1., S. 200ff.

Müller hatte z. B. am 12. Januar 1830 aus Pressburg geschrieben:

*„...Im Jahre 1814 war beim Pfarrer Leidel in Attersee allerdings von einer Kapelle die Rede, wo man das Kind einsperren wollte oder wirklich eingesperrt hatte; weil man aber den Ort nicht für sicher genug hielt wegen der nahen Straße, so brachte man dasselbe an einen andern Verwah-  
rungsort, der, soviel ich mich erinnern kann, ein kleines Nebengebäude entweder bei einem Rit-  
terschlosse oder bei einem Meierhofs – und rund herum mit Holz verlegt war. Auch hatte man  
damals schon den Plan, dieses Gebäude zu zerstören, sobald das Kind würde in Freiheit gesetzt  
sein ...“*

Ein kleines, mit Holz verlegtes Nebengebäude entweder bei einem Ritterschloss oder bei einem Meier-  
hof!

Halten wir an dieser Stelle inne und machen wir die Gegenprobe mit Wanghausen!



*Abb. 81: Detail aus einem narocken Großgemälde von unbekannter Hand, das noch heute im Schloss Wanghausen hängt. Gut erkennbar ist zur Linken ein Ensemble von hintereinander platzierten Nebengebäuden von niedriger Höhe, wobei das vordere gemauert sein könnte, das hintere aber wie ein hölzerner Schupfen wirkt.*

## **Kaspar Hausers Verlies bei Wanghausen**

Durch die spät-feudale Ausweitung der Adelsränge waren in Bayern wie anderswo eine große Zahl an neuen Schlössern und schlossähnlichen Bauten entstanden, zu denen in Folge der Industrialisierung auch noch eine Unmenge an neuzeitlichen Industriellen-Landsitzen hinzukam, die sich ebenfalls Schloss nannten.

Hausers Unterbringungsort muss der Erinnerung Johann Samuel Müllers nach schon einem **Schloss mit mittelalterlicher Tradition** entsprechen, mit Rittern und einem historischen Meierhof, dem Zehenthof des örtlichen, oft klösterlichen Grundherrn. Dies war eine eigenartige und durchaus nicht überall anzutreffende Kombination von Eigenschaften.

Johann Samuel Müller hatte sich bei dem Ritterschloss und Meierhof ganz korrekt erinnert, wie gleich zu sehen sein wird, lediglich das Bindewörtchen „oder“ hätte bei ihm getrost „und“ lauten dürfen. Denn in Wanghausen – und nur in Wanghausen, möchten wir hinzufügen – lagen beide Voraussetzungen vor:

Wanghausen war schon vor 1250 als Rittersitz errichtet worden; noch vor 1285 fand es seine erste literarische Erwähnung im „Meier-Helmbrecht-Epos“. Dies ist ein Reimgedicht von insgesamt 1934 mittelhochdeutschen Versen, das in oder bei Burghausen entstand und die zweifelhafte, mit einem gewaltsamen Tod endende Karriere des Raubritters Helmbrecht junior beschrieb. Der junge, leichtsinnige Helmbrecht verlässt in dem Gedicht seinen elterlichen Hof, um eine schnelle Karriere als Raubritter zu machen, kehrt aber dorthin nochmals vorübergehend zurück, ehe er in Erfüllung der väterlichen Warnungen als Raubritter ein tragisches Ende findet. Bei seinem Heimat-Aufenthalt hatte ihm sein Vater Helmbrecht senior einen Krug Wasser gereicht und dabei gesprochen (Verse 891 bis 897):

*„Und het ich wîn/ der müeste hint getrunken sîn/ lieber sun mîn nû trinc/ den aller besten ursprinc/ der ûz erden ie geflôz/ ich weiz niht brunnen sîn genôz,/ wann ze Wanchûsen der ...“*

*„Und hätt' ich Wein, er müsste heut' getrunken sein. Mein lieber Sohn, nun trink den allerbesten Quell, der je der Erde entsprang. Ich weiß keinen Brunnen von solchem Genuss, als den zu Wanghausen ...“*

Aus diesem Vers wurde geschlossen, dass der elterliche Meierhof des Raubritters Helmbrecht unmit-



Abb. 82: Zur Linken das unter einem Blätterwald verschwundene Häuschen südlich des Schlosses. Rechts das aktuelle Innere: Oben an der Ostwand, gegenüber der Eingangstür, der Sturz eines zugesetzten Fensterchens.

telbar bei Wanghausen lag. Dass es sich dabei nicht um Dichtung, sondern um historische Wahrheit handelt, hat inzwischen die Lokalforschung bestätigt: Oberhalb von Schloss Wanghausen, beim österreichi-



schen Gilgenberg, gab es einst eine historische Hofstelle, welche im Mittelalter einem gewissen „*Helmbrecht*“ gehörte und in der Tat ein Meierhof war. Dieser Hof steht noch heute und trägt den alten Namen „*Mairhof*“. Beide Orte – Schloss Wanghausen im Tal und der Mairhof auf dem Gilgenberg – sind heute Etappen eines beliebten Rundwanderweges.

**Kein Zweifel: Bei diesem geheimen Treffen im Jahr 1814, von dem Johann Samuel Müller berichtete, hatten die Verschwörer davon gesprochen, dass das Verlies Kaspar Hausers beim Ritterschloss Wanghausen und am literarischen Ort des Meier Helmbrecht-Epos lag! Damit rückt Johann Samuel Müller im Fall Kaspar Hauser zu einem Kronzeugen ersten Ranges auf.**

Müller hatte lediglich nach 16 Jahren den unmittelbaren Zusammenhang zwischen beiden Orten nicht mehr rekapitulieren können, was ihm nicht zuletzt wegen der Unkenntnis der Örtlichkeit auch zusteht.

Für uns aber ist ein doppelter Beweis erbracht:

- **Bei den Briefen Johann Samuel Müllers handelt es sich um eine erstrangige und präzise Quelle!**
- **Der Schlosspark von Wanghausen war in der Tat der Verliesort Kaspar Hausers, wie schon zuvor ins Auge gefasst!**

Bei Johann Samuel Müller ist von einem kleinen Nebengebäude die Rede. Östlich des Schlosses Wanghausen steht neben der dem Berg zugewandten Straße, die erst im letzten Jahrhundert entstand, ein kleines, altes Steinhäuschen mit Kamin, das man heute unter dem dichten Gestrüpp eines Rankgewächses kaum noch ausmachen kann. Dieses ziegelgemauerte, lose verputzte Beigebäude trägt barocke Züge, erkennbar an einem Okulus über dem flach gewölbten Türsturz.

**Falls es schon zu Hausers Zeiten existierte, hätte es sich geradezu als ideales Versteck angeboten, denn es stand damals, den Blicken entrückt, im baumbestandenen Park des Schlosses am Waldrand und konnte perfekt mit einem davor geschichteten Holzstapel getarnt und isoliert werden!**

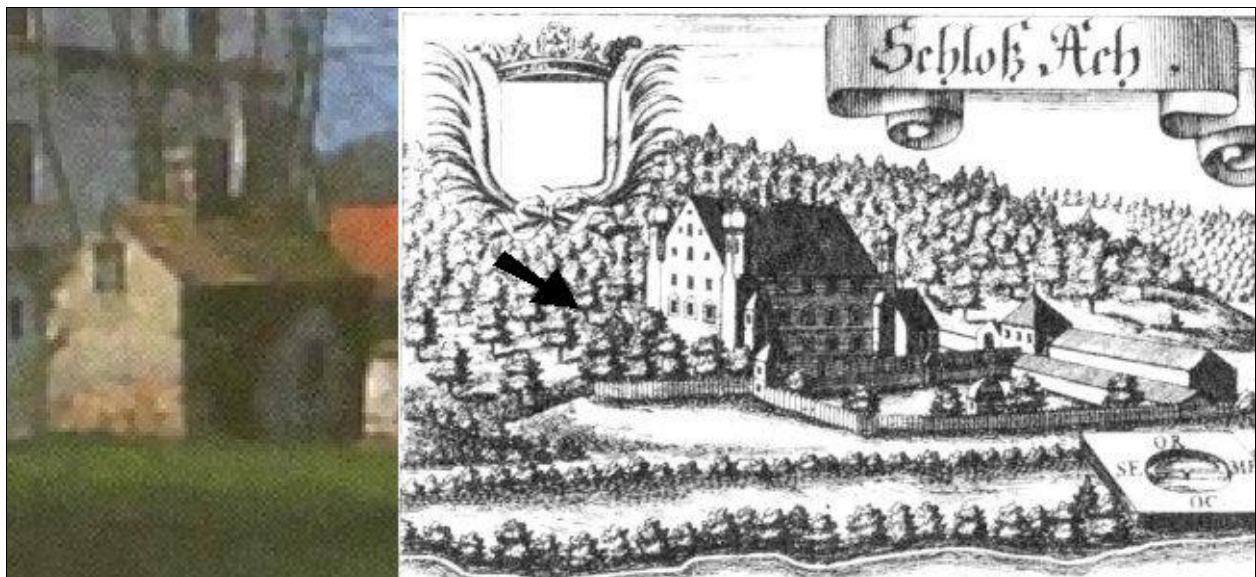


Abb. 83: Links Ausschnitt mit Beigebäude um 1960, damals war das Dach noch intakt. Zum Vergleich der Stich von Michael Wening mit der vermuteten Position des auf dem Stich nicht abgebildeten Häuschens (1721).

Der Grundriss des Häuschens, das heute nicht zum Besitz des Schlosses gehört, sondern einem benachbarten Grundherrn, misst ca. 4 x 2,5 m, bei einer Traufkante von 2,5 m und einer Giebelhöhe von ca. 3,5 m. Bei einer Mauerstärke von 0,5 m beträgt der flach mit einem Ziegelgewölbe gedeckte und einen gestampften Boden aufweisende Innenraum ca. 3 m x 1,5 m x 1,5 m, was im Gegensatz zu den vermeint-

lichen Verliesen in Pilsach oder Beuggen ziemlich genau den Dimensionen entspricht, die Kaspar Hauser einst geschätzt hatte (siehe Teil 1 dieser Arbeit). Nur die jetzigen Fensteröffnungen zu beiden Seiten sowie das doppelflügelige Eingangstor weichen von seinen Schilderungen ab, wobei diese Strukturen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts u. U. noch gar nicht existiert haben bzw. zugesetzt waren. Innen am südöstlichen Gewölbescheitel meint man noch die Fassung eines der beiden früheren Oberfenster zu erkennen, so wie sie Hauser beschrieben hat. Im Übrigen belegt ein Kamin die Beheizbarkeit, dieser kann aber auch aus späterer Zeit stammen.

Ob dies der Überrest jenes Gebäudeensembles ist, den das zum Ende des vorigen Kapitels vorgestellte Gemälde in Schloss Wanghausen wiedergibt?

In einem solchen Gebäude oder exakt in diesem muss Kaspar Hauser untergebracht gewesen sein!<sup>199</sup>



Abb. 84: Links historische Farbaufnahme (um 1960) mit kleinem Beigebäude im Vordergrund rechts. Die Aufnahmen in der Mitte und rechts zeigen die heutige Situation, das verfallbedrohte Beigebäude ist unter dem Blätterwald eines Rankgewächses nahezu vollständig verschwunden.

Dass Kaspar Hauser nicht in einem Verlies des Schlosses selbst untergebracht gewesen sein kann, hat er letztlich indirekt mit eigenen Worten bestätigt. Im polizeilichen Verhör vom 9. November 1829 sagte er auf die Frage, ob er sich an seinen Herweg nach Nürnberg erinnere, wörtlich:

*„Über die Gegenden und sonstigen Gegenstände der Natur werde ich wohl schwerlich je zu urteilen vermögen; dagegen würde ich den Ort meiner Gefangenhaltung, und wenn er auch inzwischen sollte verändert worden sein, alsbald wieder erkennen, vorausgesetzt nämlich, dass er nicht ganz zusammengerissen oder vernichtet worden; denn mein Gefühl ist äußerst stark und treu und leitet mich auch ohne zureichenden Grund richtig und vollständig ...“<sup>200</sup>*

„Zusammenreißen“ oder „vernichten“ konnte man ein kleines Beigebäude wie das in Wanghausen. Bei einem Kellerverlies unter einem Schloss dürfte beides schwer gefallen sein!

Aktuell ist das kleine Gebäude beim Schloss Wanghausen stark vom Verfall bedroht, von einer Schlingpflanze überwuchert. Der hangseitige Dachstuhl ist bereits eingestürzt und der Innenraum mit

199 Als alternativer Unterbringungsort kämen, wie bereits erklärt, nicht die Keller im Inneren des Schlosses, sondern nur weitere Beigebäude in Frage, die einst südwestlich und nordöstlich an das Schloss Wanghausen anschlossen. Der südwestliche Gebäudekomplex mit dem sog. „Zuhause“ ist heute vollständig beseitigt, auf dem Stich von Michael Wening, auf einem Motivbild von Maria Ach aus der Gründungszeit sowie auf einem Monumentalgemälde allerdings noch zu erkennen, wenngleich in jeweils etwas unterschiedlicher Disposition! Dort wurde noch kurz vor Kaspar Hauser Zeit der Wegezoll eingenommen. Im Süden führte der vormalige Zugangsweg zum Schloss mitten hindurch, insofern waren die hier befindlichen Lokalitäten für eine Unterbringung Kaspar Hausers weitaus weniger geeignet. Heute ist das Terrain durch den Straßenbau und das Bett eines quer verlaufenden Quellbaches, der auch das Schloss versorgt, stark verändert; Gebäudereste sind nicht einmal mehr ansatzweise zu erkennen.

200 Pies, Wahrheit, S. 131.

Gerümpel angefüllt.

Anfang 2016 wurde im Internet-Auktionshaus Ebay ein „Stich aus dem Scrapbook einer Adelsfamilie“ mit der Darstellung des aus seinem Verlies entsprungenen Kaspar Hausers versteigert, das an einen uns bekannten Hauser-Fan, einen Canisianer-Bruder aus Münster, ging. Der Urheber und der primäre Verbreitungsort dieses Bildes, das ganz aus dem üblichen Hauser-Genre herausfällt, sind bis *dato* nicht bekannt.

Frappierenderweise sieht bei dieser Darstellung der Hintergrund exakt aus wie der waldige Abhang hinter Schloss Wanghausen, inklusive des Beigebäudes, das lediglich künstlerisch überhöht wurde. Der Fußweg, der hier einst vorbeiführte, dürfte heute der Teerstraße gewichen sein; er wurde sicherlich erst nach Veräußerung des Schlossparks und damit weit nach Kaspar Hauser angelegt.

Ansonsten passt hier aber alles zu Wanghausen (und keineswegs zu Pilsach oder Beuggen), inklusive der Passanten, die vielleicht in späteren Zeiten über die Bedeutung dieses Beigebäudes gemunkelt haben.

Der Stich dürfte aus dem Fundus der westfälischen Adelsfamilie Gaugreben stammen, die nach Auskunft der verkaufenden Archivarin verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie der Freiherrn von Schönau-Wehr gehabt hätte. Ein weiteres Bild aus dem Sammelalbum sei eine Zeichnung gewesen, die ein anderes Sujet darstellt und mit „Therese von Gaugreben“ bezeichnet ist. Was die Herren von Gaugreben anbelangt, so fanden wir für den Zweiten Koalitionskrieg gegen Napoleon im Generalstab der bayerischen Armee einen Oberst von Gaugreben als Kommandeur des Regiments Preysing (Chevealegers). Die Gaugreben sollen auch Kontakte zur Familie von Berchem gehabt haben, deren Zweig am anderen Ufer der Salzach wohnte. Die besagte Therese von Gaugreben war wohl die letzte ihres Stammes und lebte um 1900. Von ihr um 70 Jahre in die Hauser-Zeit zurückzukommen, ist sicher schwierig; aber daran, dass auf diesem Bild wie von Auktionshaus verkündet Kaspar Hauser dargestellt ist, kann u. E. kein Zweifel sein!

Kaspar Hauser hat seinerzeit recht zuverlässig angegeben, von seinem Verliesort aus nie den Klang einer Kirchenglocke gehört zu haben. So liest man im Protokoll des 7. Verhöres vom 4. Dezember 1829:

*„An dem Orte meiner Gefangenhaltung habe ich gar nie auch nur das Geringste gehört. Als ich den ersten Laut der Glocke hier in Nürnberg auf dem Turme des Hittel vernommen, gefiel mir solches zwar wohl, es machte jedoch einen ganz besonderen Eindruck auf meine Ohren, welche es sonderbar erschütterte hat ...“<sup>201</sup>*

Ergibt sich aus dieser Angabe ein Ausschlussgrund wie im Fall des Schlosses Pilsach, das ganz nahe an einer glockenbewehrten Pfarrkirche stand? Immerhin lag auch das Schloss Wanghausen nur 250 Meter von einer Wallfahrtskirche entfernt!

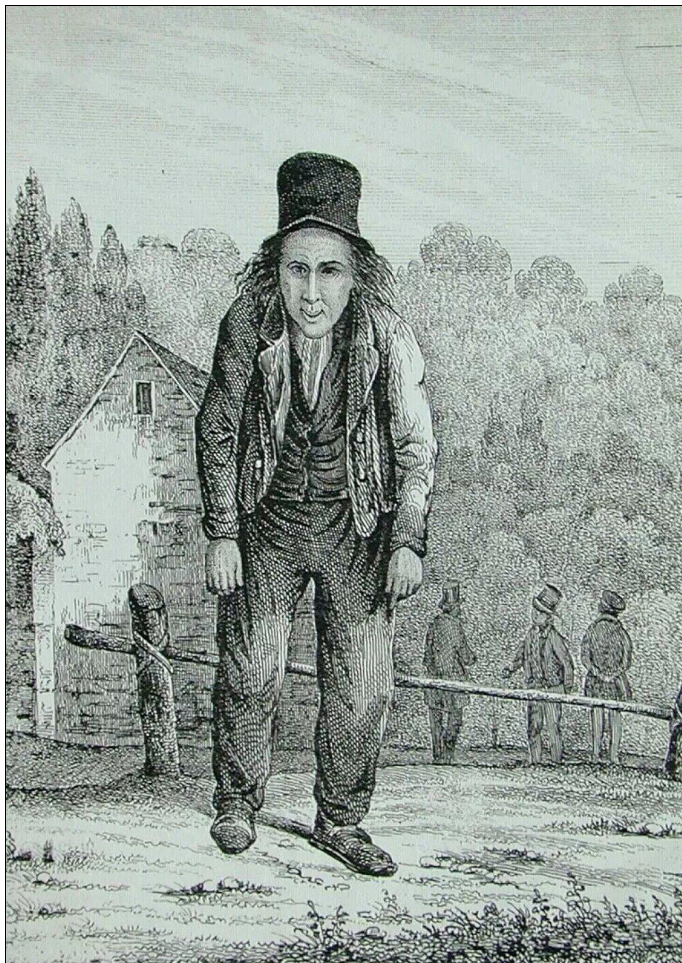


Abb. 85: Kaspar Hauser, „Stich aus dem Scrapbook einer Adelsfamilie“ - Ebay 2015.

201 Pies, Dokumentation, S. 194f.

Wir können den Leser beruhigen: Der von Franz Ferdinand von Prielmayer finanzierte barocke Kirchenneubau von Maria Ach (1770 bis 1772) verzichtete zunächst auf einen barocken Glockenturm, da mit Fertigstellung des Schiffes alle Geldmittel für den Weiterbau erschöpft waren. Das Türmchen des gotischen Vorgängerbaus, das noch auf dem zeitgenössischen Gemälde von Clemens della Croce sichtbar ist, soll nach der Pfarrchronik von Maria Ach erst im Jahr 1853, also lange nach Kaspar Hausers Zeit, ein Glockengeschoss erhalten haben. Dafür sprechen auch die nachträglich eingebrochenen, neuzeitlich wirkenden Schallöffnungen. Vermutlich enthielt auch der gotische Turm nach den Plünderungen der französischen und österreichischen Armee und einem zwangsweisen Bistumswechsel zu Hausers Zeit keine funktionierende Glocke, denn speziell in Kriegszeiten wurden solche nicht selten eingeschmolzen. Und selbst wenn dies doch der Fall gewesen sein sollte, so lag Kaspar Hausers Verlies wegen der konvexen Bergkontur zwischen Schloss und Kirche im Schallschatten. Außerdem wird Kaspar Hausers Aussage insofern relativiert, als in Daumers ersten Aufzeichnungen von 1828 zu lesen ist:

*„Dass er in seinem Käfig keinen Donner, kein Glockengeläute, noch andere Laute vernahm, lässt sich psychologisch erklären, da er noch lange zu Nürnberg, wenn seine Aufmerksamkeit auf etwas gerichtet war, sehr laute Töne in seiner Nähe nicht vernahm.“<sup>202</sup>*

Wie dem auch sei – gegen die von Burghausen herüberwehenden, viel leiseren Glockenklänge sowie gegen die Witterungsunbilden scheint das Häuschen mit dem Verlies Kaspar Hausers durch den allseits umstellten Holzstapel so gut isoliert gewesen zu sein, dass nichts an Lauten in den Kerkerraum hinein drang. Mit demselben Holz konnte man auch den Eingang so geschickt verbergen, dass das Gebäude von Weitem nur wie ein großer Stapel Brennholz aussah. Dies war eine fürwahr perfekte Tarnung, in einem allseits umfriedeten Schlosspark, in den zur Zeit der Internierung Hausers sowieso so gut wie niemand von außen hereinkam – ein Weißriemler namens Simon Drechsler ausgenommen.

Heute ist nichts von dieser entlegenen Lage zu ahnen: Das Häuschen steht, durch einen Blätterwald gut getarnt, direkt am Rand einer viel befahrenen Straße. Wie stark jetzt-zeitlich das ganze Terrain um Schloss Wanghausen verändert wurde, insbesondere durch die Konstruktion einer zweiten Salzachbrücke und der neuen Straße, die nun hinter dem Schloss vorbei führt, zeigt ein Vergleich des österreichischen Urkatasters (um 1850) mit einer aktuellen Satellitenaufnahme.



Abb. 86: Der „Franziseische Kataster“ (benannt nach Kaiser Franz I.) entstand in den Jahren zwischen 1817 und 1861, somit kurz nach Kaspar Hausers Einkerkering. Rechts zum Vergleich die heutige Situation, mit der Straße.

<sup>202</sup> Mayer/Masson, S. 112.

## Die Dalbonne, ihr französischer „Major“ und Maria-Leopoldine

Ein geheimer Polizeibericht aus Ofen vom 2. März 1830 ergänzte zu Johann Samuel Müllers Aussagen eine weitere Begebenheit:

*„Gelegentlich besuchte Müller seinen Universitätsfreund Würth in N.“<sup>203</sup>*

Auch wenn dieser Bericht im Gegensatz zu Müllers Aussagen selbst wenig vertrauenswürdig wirkt und vermutlich Wahres mit Unwahrem mischt, so wollen wir ihn dennoch nicht übergehen. Schon die Sache mit dem Universitätsfreund Würth ist ein klarer Irrtum: Johann Samuel Müller hatte gar nicht studiert, mithin konnte er kein Kommilitone des Pfarrers Würth sein. Was der Ort N. sein soll und warum er hier abgekürzt wird, bleibt gänzlich unklar. In einem Vorzimmer soll Müller jedoch gehört haben, wie Würth im Nachbarraum heftig mit jemandem sprach und dabei sagte: *„Aber soll denn das Kind ewig eingesperrt bleiben?“* Als er, Müller, das Zimmer betrat, fand er die Dame Dalbonne auf dem Sofa sitzen. Nachdem sie sich entfernt hatte, soll Müller Würth gefragt haben, was denn das Gehörte zu bedeuten hätte. Würth bedeutete ihm, er solle von diesen *„Worten und Ereignissen“* schweigen, da er sonst sehr unglücklich werden könne. Als Müller nach diesem Polizeibericht später im Haus der Baronin von Majthényi wieder mit der besagten Dame Dalbonne zusammentraf, erinnerte er sich und fragte sie nach der Bedeutung ihres früheren Auftritts. Eine klare Antwort bekam er freilich nicht, die Dalbonne soll aber sehr bestürzt gewesen sein:

*„Sie bath, ihrer Bekanntschaft nie zu erinnern, hernach aber ernst mahnend: daß wenn ihm sein Leben theuer wäre, er über das Gesagte und Gehörte schweigen soll.“*

### Wer war diese mysteriöse, offensichtlich in den Fall Hauser verwickelte Gouvernante namens Dalbonne?<sup>204</sup>

Einzelheiten zu ihrer Biographie erfahren wir u. a. durch die Protokolle mehrerer mündlicher Verhöre, die mit ihr und ihrer Mutter Theresia in Ungarn geführt wurden<sup>205</sup>, sowie durch die Mitteilungen der Hauser-Forscherin Sylvia Kemming aus Todtmoos und eigene Recherchen. In Wirklichkeit trug die Dame *„Dalbonne“* keinen französischen Namen, sondern einen italienischen: Sie hieß **Anna Frisacco**, in den Akten manchmal auch verderbt *„Frisaco“*, *„Frisanco“* oder *„Fricasso“* geschrieben. Ihre Heimatstadt war die Hafenstadt **Triest an der Adria**, welche damals zum Herzogtum Krain und damit zu Österreich gehörte.

Bei einer Nachfrage im Stadtarchiv Triest brachte Frau Kemming in Erfahrung, dass nach erhaltenen Volkszählungslisten von 1765 und 1775<sup>206</sup> der Großvater der Anna Frisacco **Giacomo Frisach** (1765) bzw. **Giacomo Frisacco** (1775) hieß. Seine Familie war über Tolmezzo nach Triest gekommen, um hier den für die Stadt typischen, in europäischen Adelskreisen äußerst beliebten Likör *„Rosolio“* und andere Waren zu produzieren.<sup>207</sup> Allerdings blieb die Manufaktur Frisacco eine der kleineren von insgesamt 12 Rosolio-

203 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 242f.

204 Die betreffende Dame wird in den österreichischen und ungarischen Akten unter diversen ähnlich klingenden Namen geführt: *„Dalbonne“*, alternativ auch *„Dalbon“*, *„Dal Bon“*, *„d'Albon“*, und sogar in Silbenumkehrung und Lautvertauschung: *„Bonval“* und *„Bonnevalle“*. Wir beschränken uns im Folgenden auf die erstgenannte Form. Dazu, was es mit den genannten Varianten auf sich hat, mehr später.

205 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 256. Authentische Verweise darauf auch in unserer Zusammenstellung der Wiener Akten zu Kaspar Hauser unter: <http://www.robl.de/hauser/wienerakten.html>.

206 Beschrieben von A. Sponza: *La popolazione di Trieste nel censimento del 1775*, Triest 2006.

207 *„Fabbricator di rosolio e altre mercanzie“*. Die heute ausgestorbene Familie Frisacco siedelte zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert aus dem Ort Friesach in Kärnten - daher der Name Frisacco - nach Friaul um. Sie ist im 16. Jahrhundert bereits in Tolmezzo nachweisbar, wo ein Mitglied der Familie namens Giacomo Frisacco ein hoher Richter der *„Serenissima“* Venedig wurde. Nach ihm ist der bis heute erhaltene *„Palazzo Frisacco“* in Tolmezzo benannt. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts findet sich der Familienname Frisacco wiederholt in einem Dreieck zwischen Tolmezzo, Triest und Laibach. Für das Jahr 1766 ist unter den Honoratioren von Triest ein weiterer männlicher Frisacco mit dem Vornamen Guiseppe dokumentiert. Siehe *Archeografo Triestino ...*, Nuova Serie, Vol. XXI, Triest 1896-97, S. 162.

Produktionsstätten in Triest.<sup>208</sup>

Der um 1715 geborene Giacomo war zweimal verheiratet, zunächst nach der Liste von 1765 mit einer gewissen Theresa aus Triest, geb. um 1717, mit der er drei Töchter hatte: Maria Giustina, Anna Maria, Maria Antonia. Da Theresia, die Mutter der Dalbonne, nicht dabei ist, diese andererseits doch wegen der Namensgleichheit dieser ersten Ehe zuzuordnen ist, müsste sie also erst nach 1765 auf die Welt gekommen sein!

Im Jahr 1775 ist eine zweite Ehe Giacomo Frisaccos mit einer gewissen Katharina vermerkt, sie blieb vermutlich kinderlos. Ein ehemaliger „*agente del negozio*“ (Ladengehilfe) namens Mattia Paternoster führte nach dem Tod Giacomos das Rosolio-Geschäft weiter; er hatte die älteste Tochter Maria Giustina geheiratet und ist noch 1783 als Rosolio-Hersteller erwähnt, im Jahr 1793 allerdings nicht mehr, so dass das Geschäft in der Zwischenzeit aufgegeben worden sein muss.<sup>209</sup>

Anna Frisaccos Mutter Theresia kam offensichtlich früh aus dem Haus; sie ist in der Volkszählungsliste von 1775 nicht als zum Haus gehörig erwähnt. Von welchem Vater und unter welchen Umständen sie Anna Frisacco alias „*Dalbonne*“ gebar, ist nicht bekannt, dies müsste aber um 1788 geschehen sein.

Die kleine Anna Frisacco kam im Alter von 6 Jahren zur Erziehung in die Mädchenschule des Nonnenkonvents San Cipriano in Triest und genoss dort bis zur Vollendung des 12. Lebensjahres die Elementarschule (4 Klassen) und vermutlich eine zweijährige Anschluss-Ausbildung als Erzieherin. Auch wenn sich hierüber keine beweisenden Dokumente, Schülerlisten o. ä. erhalten haben, ist der Sachverhalt aufgrund der Determinanten der thesesianischen Schulreform relativ eindeutig.<sup>210</sup>

Drei Jahre nach der Besetzung der illyrischen Provinzen durch Napoleon Bonaparte, im Jahr 1812, lebte die nunmehr 24-jährige Anna Frisacco immer noch in Triest. Die Triestiner Rosolio-Produktion war inzwischen durch die französische Besetzung und die nachfolgende englische Seeblockade nahezu vollständig zum Erliegen gekommen, was jedoch das alte Geschäft der Frisaccos nicht mehr tangiert haben kann, da es mangels eines männlichen Nachfahren längst aufgegeben war. Kurz zuvor hatte Anna Frisacco jenen französischen „*Major Dalbon*“ kennengelernt, nach dem sie sich später nannte. Dies mag als Indiz dafür gelten, dass sie mit diesem Fremdling, mit dem sie nach eigener Aussage einige Zeit „*in ungesetzlicher Ehe lebte*“<sup>211</sup> tatsächlich ein Liebesverhältnis verband.

Ihre Mutter Theresia Frisacco, welche viele Jahre später in dieser Sache polizeilich vernommen wurde, stellte den Sachverhalt etwas differenzierter dar als ihre Tochter Anna:

Jener „*Major Dalbonne*“ (so!) habe ihre Tochter zur Zeit der französischen Besetzung „*zu Fall gebracht*“, was wir nicht anders interpretieren, als dass er sie außerehelich geschwängert hatte. Nachdem Anna Frisacco ihre Tochter Maria ausgetragen, geboren und einer Majorin an unbekanntem Ort zur Kost gegeben hatte, soll sie im Jahr 1812 ihrem französischen Major, welcher angeblich zum geplanten Russlandfeldzug Napoleons aufbrechen musste, bis nach Laibach gefolgt sein. Dort hätten sich beider Wege getrennt; sie hätten sich nicht wiedergesehen: Der besagte „*Major Dalbon*“ soll im nachfolgenden Winter 1812 beim Marsch nach Moskau oder zurück erfroren sein, während die verlassene Anna Frisacco noch im selben Jahr nach Triest zurückkehrte. Ob es zuvor noch zur Heirat gekommen war, wusste nicht einmal die Mutter. Das Kind der Anna Frisacco namens Marie soll nur 7 Jahre alt geworden sein; es starb vermutlich im selben Konvent San Cipriano in Triest, in dem ihre Mutter erzogen worden war – „*bei den*

208 Siehe Daniele Andreozzi: Gli „*urti necessari*“. Dalla manifattura all'industria (1718-1914), in Roberto Finzi et al. (Herausgeber): *Storia economica de Trieste*, Bd. 2, Triest 2003.

209 Daniele Andreozzi, a. a. O., S. 599.

210 Nähere Informationen über die thesesianische Schulreform im Kaiserreich Österreich bei Gabriele Faimann: *Mädchenerziehung in den pädagogischen Schriften Johann Ignaz von Felbigers*, Diplomarbeit der Universität Wien, 2007. Zugrunde liegend die von Felbiger erarbeitete „*Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämtlichen Kaiserl. Königl. Erbländern*“, Wien 1774. Zur „*armen*“ Mädchenschule in Triest finden sich Anmerkungen in mehreren zeitgenössischen Reisebüchern und in der Erinnerungsschrift des k. k. Staats-Obergymnasium in Triest, Triest 1892, S. 10.

211 Berichte der Anna und Theresia Frisacco, wiedergegeben bei Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 256f.

### *Klosterfrauen an Blattern“.*

Der ominöse Major Dalbon war dem Dafürhalten nach ein Hochstapler und Heiratsschwindler, denn weder war er ein Major noch starb er beim Russlandfeldzug. Zu diesem Schluss berechtigen uns zum einen die genau geführten Toten-, Vermissten- und Verletztenlisten der Napoleonischen Feldzüge, in denen der Name Dalbon nicht ein einziges Mal vorkommt.<sup>212</sup> Zu anderen zählt hier die Tatsache, dass es zu damaligen Zeit überhaupt nur zwei 2 Vertreter einer einzig französischen Hochadelsfamilie Dalbon oder besser d'Albon<sup>213</sup> in Frankreich gab, die mit den napoleonischen Expeditionen in Verbindung gebracht werden können: André-Suzanne d'Albon und Charles-Bonaventure d'Albon.<sup>214</sup> Anna Frisaccos Geliebter entsprach keinem von beiden.

Gerade aus deren Familie kam allerdings nach 1815 die in mehreren Zeitungen veröffentlichte Meldung, dass sich zur Zeit der Französischen Revolution ein bürgerlicher Südfranzose den Titel und die Privilegien eines echten „Comte d'Albon“ angemahnt hatte.<sup>215</sup> Dieser Mann war der Sohn eines provenzalischen Tuchhändlers oder Bauern aus Guigue (alias Guigou) und nannte sich **Jean Antoine Alexis de Guigue d'Albon**.<sup>216</sup> Dieser „comte d'Albon le faussaire“, der nach Henri Frebault im Jahr 1812 im Alter von 49 Jahren in Polen (bei Warschau) oder nach Jean-Marc Blanc in Westfalen gestorben sein soll – man beachte die Übereinstimmung mit den Angaben der Theresia Frisacco! –, halten wir gerade für den Major Dalbon von Triest, der die Anna Frisacco vor 1812 schwängerte und in der Geschichte Kaspar Hausers noch eine Rolle spielen wird!

Dieser entweder 1756 oder 1763 geborene Mann war um 1791 in die französische Revolutionsarmee eingetreten, vermutlich bereits mit angemahntem Adelstitel. Der Trick dabei war folgender: „de Guigue“ beschrieb ganz banal den Herkunftsort und suggerierte dennoch den Adel, denn es gab in der Frühgeschichte des Hauses d'Albon mehrere berühmte, aber längst verstorbene Guigues d'Albon (mit einem -s am Ende).

Der falsche Adelige wurde, wie wir nachweisen konnten, zunächst „Gendarme“ bei der Militärpolizei, am 21. September 1792 ist er als „Adjoint“ (unterer Staboffizier) in der Nordarmee (Teilarmee „de la Belgique“ unter General Dumouriez) einem „Adjutant général“ zugeordnet. Schon 1793 fiel der Titelschwindel beim alten Adel auf, blieb aber revolutionsbedingt ohne Konsequenzen: Alle Adelige wurden künftig, wollten sie den Sturm der Revolution überstehen, als einfache „citoyens“ geführt - so auch die echten Dalbons und eben dieser Hochstapler, der sich nun nur noch „Dalbon“ schrieb. Wann er die Armee verließ, ist nicht bekannt, aber er wird von damals eine Uniform behalten haben, mit der er vielleicht später die Anna Frisacco in Triest beeindruckte.

Noch in den Jahren 1794 oder 1795 heiratete er – wohl erneut unter Vorspiegelung der Angehörigkeit zum Hochadel – die Tochter des völlig verarmten deutschen Grafen Franz Adolf Berghe von Tripps, **Maria Anna Berghe von Tripps**. Wann diese Ehe zerbrach, aus der eine Tochter **Zoe Emilie Theodora** hervorging, die sich später in den englischen Adel hineinheiratete, ist uns nicht bekannt.

Kurz vor 1800 treffen wir plötzlich den falschen Grafen in der unmittelbaren Umgebung Napoleons an: Am 10. November 1799 verteidigte er mit einigen anderen „Grenadiers“ unter Lebensgefahr persönlich

---

212 A. Martinien: Tableaux par corps et par batailles de officiers tués et blessés pendant les guerres de l'Empire (1805-1815), Paris 1899, und Supplément, Paris 1909.

213 Der Ort Albon mit seinem Burgstall La Tour d'Albon liegt im Norden des Département Drôme, ca. 60 km südlich von Lyon.

214 Die zuvor sehr weitläufige Grafenfamilie mit zahlreichen Vertretern war zur Zeit Napoleons bis auf eine einzige, genealogisch sehr gut erfasste Familie ausgestorben. Siehe hierzu die umfangreiche Genealogie bei M. de Courcelles: Histoire généalogique et héraldique des Pairs de France, Bd. 12, Paris 1833, S. 1ff., hier speziell S. 53.

215 Siehe hierzu M. De Courcelles, a. a. O., S. 53. Auch: Biographie nouvelle des Contemporains ..., Bd. 2, Paris 1821, Errata. Biographie des hommes vivants ..., Bd. 1, Paris 1816, S. 30f. Le défenseur, Paris 6. Janvier 1821, S. 65.

216 Die meisten Angaben inklusive des Stammbaumes bei Jean-Marc Blanc: Jean-Antoine Guigues, faux „Comte d'Albon“ in: La Revue Héraldique & Généalogie, Bd. 174, Januar/März 2005, S. 18ff., und Bd. 175, April/Juni 2005, S. 112.

Napoleon Bonaparte und dessen Bruder Lucien - beim Staatsstreich im Schloss Saint-Cloud! Diese Ergebnis-heit verschaffte ihm anschließend einen steilen Aufstieg: Als Kriegskommissar war er ab sofort für der Verproviantierung von Napoleons Armeen zuständig!

Um diese Zeit muss sich Jean Antoine Alexis de Guigue d'Albon zum zweiten Mal verheiratet haben, nunmehr mit **Cathérine de Lamboley**, einer adeligen Pariserin. Aus dieser Ehe gingen drei Söhne hervor.

Am 13. Januar 1800 erfolgte der Aufstieg des „citoyen Dalbon“ vom Kriegskommissar der 2. zum Kommissar der 1. Klasse.<sup>217</sup> Wenig später operierte er bereits als leitender „commissaire ordonnateur“, d. h. als Chef-Organisator des Nachschubs im 2. Koalitionskrieg, und er bereitete die Alpenüberquerung Napoleons vor – kurz vor der Schlacht von Marengo.<sup>218</sup>

Durch diese Tätigkeit, die ihn über Martigny im Wallis<sup>219</sup> bis nach Como in Italien führte,<sup>220</sup> muss Dalbon in kurzer

Zeit sehr reich geworden sein: Ab 1799 erwarb er einige dem alten Adel entrissene Nationalgüter, u. a. das Schloss in Jouy-en-Josas bei Paris.



Abb. 87: Dalbons Château de Jouy en Josas heute.

Doch dann kam es unter dem Regime Napoleons zum tiefen Fall, nachdem man den Kriegskommissar Dalbon zusammen mit dem „Fournisseur“ Combe einer größeren Unterschlagung überführt hatte. Es soll damals um 100 000 Ècus gegangen sein! Die Vorwürfe bestanden schon seit 1801, der nachfolgende Prozess fand sogar Niederschlag in einem Handbuch der Justiz.<sup>221</sup>

Über die Listen des „Etat militaire“ kann man den falschen Dalbon noch bis 1804 in steter Abwärtskurve weiterverfolgen: Erst verlor er den Chefposten des „Commissaire ordonnateur“, dann die 1. Klasse. Zuletzt war er „Commissaire de guerre“ 2. Klasse von Italien, in der Provinz Cisalpine, danach verschwand er mit Ende der Republik ganz von der Bildfläche – exakt zu dem Zeitpunkt, als sich Napoleon zum Kaiser des „Empire français“ krönen ließ und damit die Restitution des alten Adels einleitete.<sup>222</sup>

Da man Dalbon von diesem Zeitpunkt an auch in keiner anderen Funktion in Frankreich oder Italien wiederfindet, muss der falsche Graf in den Untergrund gegangen sein! Es ist denkbar, dass er eingedenk seiner früheren polizeilichen Ausbildung unter einem Decknamen als „Agens de la police secrète“ weiter für Frankreich arbeitete. Viel wahrscheinlicher ist jedoch, dass er wegen seiner Entmachtung zum entschiedenen Napoleon-Gegner konvertierte und ab sofort für die englisch-österreichische Gegenseite arbeitete. Ein Bericht der französischen Geheimpolizei vom 14. April 1809 spricht etwas geheimnisvoll und vorderhand nicht durchschaubar von „escroqueries envers les émigrés d'Albon et Vanschorel – Betrüge-rien gegenüber den Emigrierten d'Albon et Vanschorel“<sup>223</sup> Entnehmen wir wenigstens dem Bericht, dass d'Albon im Jahr 1809 definitiv nicht mehr in Frankreich weilte. Wohin er zuvor emigriert war, bleibt leider unerwähnt.

217 Die Ernennung erfolgte durch den Abteilungschef im Kriegsministerium Pierre Daru. Siehe *Généalogie et Histoire de la Caraïbe*, n° 221, Januar 2009: <http://www.ghcaraibe.org/bul/ghc221/q221.html>.

218 Hierzu auch drei Briefe im Staatsarchiv Wallis, CH AEV, H 9.229-231, Stichwort Dalbon.

219 „Wo er schon lange lebte“. Originalton Napoleon Bonaparte in einem seiner Briefe an General Lannes. Siehe *Correspondance de Napoléon Ier ...*, Bd. 6, Paris 1866, Brief Nr. 4785.

220 H. Leplus: *La Campagne de 1800 ...*, Paris 1908, S. 348f.

221 H. Debraye, L. Royer: *Stendhal - Journal*, Bd. 1, Paris 1923, S. 5f. Auch Dalloz: *Jurisprudence du XIXe siècle ...*, Bd. 5, Brüssel 1826, S. 225. Siehe auch Maurice Messiez et Christian Sorrel: *La deuxième Campagne d'Italie et les conséquences de la Bataille de Marengo, Mémoires et documents*, Bd. 103, 2001, S. 175.

222 Siehe *État militaire de la republique Française*, Paris, An X (1802), An 11 (1802), An 12 (1804).

223 Ernest d'Hauterive: *La police secrète du premier empire...*, Nouvelle Série 1809-1810, Paris 1964, S. 15.



Später ist einer seiner Söhne, Paul Alexis Alfred Guigue d'Albon, auf der fernen Insel Martinique, und ein weiterer, Amilcar Guigues d'Albon, auf der Insel La Reunion nachgewiesen.<sup>224</sup> Beide hatten offensichtlich im Mutterland Frankreich keine Karriere- und Lebenschance! Von „emigriert“ im eigentlichen Sinn kann bei diesen Söhnen jedoch nicht die Rede sein, denn beide Inseln gehörten 1809 zum französischen Staatsgebiet. Ihr Vater Jean Antoine Alexis de Guigue d'Albon muss zuvor in ein anderes, nicht-französisches Land gewechselt sein!

Dalbon sen. blieb wie vom Erdboden verschluckt – solange, bis er vermutlich eines Tages in Triest unter Vorspiegelung falscher Tatsachen bei der jungen Anna Frisacco auftauchte, diese verführte, schwängerte und anschließend wieder verschwand! Lieber starb er 1812 einen fingierten „Kältetod“, als dass er sich mit Anna Frisacco verehelicht bzw. eine illegal geschlossene Ehe *realiter* mit ihr geführt hätte. Dies war aber auch schlecht möglich, denn Dalbon sollte damals immer noch mit Cathérine de Lamboley in Paris verheiratet gewesen sein!

Der Zuneigung der Anna Frisacco tat die schnöde Trennung in Laibach keinen Abbruch. Zurück in Triest, nannte sie sich nach ihrem gefallenem Geliebten ab sofort „*Dalbonne*“ und entband wenig später nach Angaben ihrer Mutter von einer gemeinsamen Tochter namens Marie, welche sie wiederum an ungenanntem Ort einer Majorin in Kost und Logis gab, ehe das Kind im Alter von 7 Jahren starb. Ein konkreter Grund für das Weggeben ihres Kindes, das ein Bericht der Triester Polizeidirektion vom 26. April 1831 bestätigte, war nicht zu eruieren.

Der Wiener Hofkatsch brachte Jahre später die Gouvernante Dalbonne mit der Familie Napoleons in Verbindung, allerdings nicht mit Stephanie de Beauharnais, bei welcher sie der Erbprinz-von-Baden-Theorie nach als „*Bonne d'enfant*“, d. h. als Kindermädchen, eine Zeit lang gedient haben soll. Dies ist eine verwegene Behauptung, die durch nichts abgesichert ist! Dagegen ist sicher, dass die Dalbonne bei der Königin von Neapel, Caroline Bonaparte, angestellt war, der Schwester Napoleons.

„*Vor hin war sie Garderobierre bei der Muratt ...*“ meldete die Baronin Pérenyi de Perény aus Pressburg.<sup>225</sup> Die „*Muratt*“, das war keine andere als Caroline Bonaparte, die seit 1800 mit eben jenem französischen General Joachim Murat verheiratet war, den Dalbon 1799 zusammen mit Napoleon in Saint Cloud unter körperlichem Einsatz und Lebensgefahr verteidigt hatte! Zuvor allerdings soll Anna Frisacco auch bei Jérôme Bonaparte, dem Bruder Napoleons und König von Westfalen, angestellt gewesen sein und an dessen Hof viele Persönlichkeiten von Einfluss kennengelernt haben.<sup>226</sup>

Lange Zeit gab uns diese Protokollnotiz Rätsel auf, denn wie hätte in diesen unruhigen Zeiten eine noch blutjunge Frau aus Triest plötzlich an den Hof in Kassel kommen sollen. Erst als wir die Dinge auf der Zeitachse beachteten, wurde uns der Zusammenhang klar:

**Es war nicht die Dalbonne, die nach Neapel oder Kassel kam, sondern die Geschwister Napoleon Bonapartes kamen zu ihr – nach Triest!**<sup>227</sup>

- **Jérôme Bonaparte** und seine Gattin **Katharina**, vormals König und Königin von Westfalen, weilten von Sommer 1814 bis März 1815 und dann noch ein zweites Mal zwischen 1819 und März 1823 in Triest, nachdem nach der Abdankung Napoleons die Lage in Westfalen für sie zu unsicher geworden war. Alle Kinder des königlichen Paares wurden in Triest geboren: Jérôme Napoleon Karl, geb. am 24. August 1814, Mathilde Laetitia Wilhelmine Bonaparte, geb. am 27. Mai 1820, Napoleon Joseph Karl Paul Bonaparte, geb. am 9. September 1822! Mit dem „*Hof Jérômes Buonapartes*“ war also nicht der Hof in Westfalen, sondern derjenige in Triest gemeint – und die Dalbonne ging dort dem Königspaar von Westfalen bei der Versorgung ihrer Kinder zur Hand!

---

224 Généalogie et Histoire de la Caraïbe, n° 221, Januar 2009, a. a. O.

225 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 239f. Vgl. hierzu auch unsere Veröffentlichung der verbliebenen Wiener Akten (Transkription von Frau Sylvia Kemming) zu Kaspar Hauser unter: <http://www.robl.de/hauser/hauser.html>.

226 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 240.

227 Die folgenden Angaben entnahmen wir überwiegend der Biographie von Jules Bertaut: König Harlekin, das Leben des Jérôme Bonaparte, Wien/Berlin/Stuttgart 1959.

Nach Napoleons Rückkehr aus dem elbanischen Exil am 1. März 1815 gelang es Jérôme, heimlich aus Triest zu fliehen. Katharina musste Triest daraufhin ebenfalls verlassen und sollte nach Prag gehen, blieb aber bis zum 15. Mai zunächst in Graz und kehrte dann zu ihrem Vater nach Stuttgart zurück. Inzwischen hatte Jérôme am Feldzug gegen Österreich teilgenommen, war anschließend in See gestochen und, von den Engländern verfolgt, wieder zurückgekehrt, um an der für Frankreich und Napoleon desaströsen Schlacht von Waterloo teilzunehmen. Nach Napoleons endgültiger Abdankung am 22. Juni 1815 tauchte er zunächst in Frankreich getarnt als Weinhändler unter. Fouché gelang es im Weiteren, ihm Ende Juli 1815 ein Asyl bei seinem Schwiegervater zu vermitteln.

- Über **Caroline Bonaparte**, die jüngste Schwester Napoleons, läuft eine zweite Spur in die Heimat der Dalbonne: Noch vor der Hinrichtung ihres Gatten **Joachim Murat** am 13. Oktober 1815, genau im Mai 1815, floh Caroline vor einem Aufstand in Neapel auf ein englisches Kriegsschiff und wurde Anfang Juni vom österreichischen Oberbefehlshaber Neipperg nach Triest gebracht, wo sie aber nur drei Monate mit ihrem Sohn Achille bleiben durfte.

**Anna Frisacco dürfte hierzu aus der Entourage Jérômes direkt in diejenige seiner Schwester Caroline gewechselt sein!**

- Die österreichische Regierung verfügte, dass sich Caroline Bonaparte alsbald nach Schloss Hainburg in Österreich begab, wo sie von der Hinrichtung ihres Mannes im Oktober 1815 erfuhr. Im Jahr 1817 wechselte Caroline Murat in das neu erstandene Schloss Frohsdorf südlich von Wien. Dort soll sie einige Jahre verbracht haben, wobei sie später auch noch Schloss Orth zwischen Wien und Pressburg hinzuerwarb. Gut möglich, dass Anna Frisacco die Caroline Murat nach Österreich begleitete und ihr noch als Garderobiere diente, als deren Kinder (geb. 1801, 1803 und 1805) keine Erziehung mehr benötigten! In dieser Zeit wird die Dalbonne auch erste Kontakte nach Ungarn geknüpft haben. Nach dem Tod Napoleons am 5. Mai 1821 gestattete man allerdings Caroline, wieder zurück nach Triest zu gehen, wo sie die „Villa Campo Marzo“ übernahm, die ihre 1820 verstorbene Schwester Elisa hinterlassen hatte. Caroline blieb unter dem Decknamen „Gräfin von Lipona“<sup>228</sup> bis 1831 in Triest und starb am 18. Mai 1839 in Florenz.



Abb. 88: Rebecca Solomon: *Die Gouvernante*, Gemälde von 1851.

**Anna Frisacco hatte vermutlich Caroline Bonaparte nach Triest zurückbegleitet!**

- Im Jahr 1815 traf auch noch die Schwester Carolines und Jérômes in Triest ein, **Maria Anna (Elise) Bonaparte**. Sie lebte mit ihren Kindern als Gräfin von Campignano in und bei Triest bis zu ihrem Tod am 7. August 1820.
- **Als Jérôme Bonaparte 1819 erneut nach Triest kam, trat Anna Frisacco wieder in dessen Dienste - allerdings nur bis 1822.**

Jérômes Schwiegervater, der König Friedrich I. von Württemberg, hatte inzwischen erreicht, dass er und seine Gattin Katharina unter dem Titel „Fürst und Fürstin von Montfort“ auf Dauer in Österreich bleiben konnten. So lebte das Paar unter dem Montfort-Titel einige Jahre in Triest, „hielt einen königlichen Hofstaat und entwickelte in seinem Palais, dem jetzigen Admiralggebäude,

<sup>228</sup> Lipona, eine Silbenvertauschung für Napoli.

eine große Pracht“.<sup>229</sup> Jérôme litt in der Folge allerdings zunehmend unter der Einschränkung seiner Hofhaltung und versuchte 1821, nach Rom auszuwandern, was ihm auf dem Veroneser Kongress im Herbst 1822 schließlich gestattet wurde. Im März 1823 zogen Jérôme und Katharina in die Ewige Stadt.

- **Nach Beendigung ihres Dienstes beim ehemaligen König von Westfalen findet man die Dalbonne dann 1822 erstmals in Ungarn, zunächst in Pest.**

Von dort brachte sie ein Waisenkind nach Triest,<sup>230</sup> wie ein Rapport vom 30. März 1830 berichtet:

*„Es gehörte dieses Kind einem Triestiner Kaufmann Ambroschitz an, welcher eine Pesther Bürgerstochter geheiratet hatte und hier samt seiner Frau mit Hinterlassung eines Kindes vor vielen Jahren starb; welches Kind der damalige Stadtrichter Franz Szlatiny als durch Testament aufgestellter Tutor mittels dieser Dalbonne nach Triest zu seinen väterlichen Verwandten bringen ließ.“<sup>231</sup>*

In einem Geheimbericht des ungarischen Hofkanzlers Adam Graf Reviczky von Revisnye (Wien, 27. Februar 1830) wurde das Kind Gabriele Brosits, Enkelin der Katharina Brosits in Triest, genannt und mitgeteilt, die fragliche Angelegenheit habe sich im Jahr 1822 zugetragen. In Triest allerdings verschwand dieses Kind auf Nimmerwiedersehen:

*„Vor Jahren nämlich hatte sie ein Kind von Ofen nach Triest gebracht, und das Kind war dann, man wusste nicht recht wie und wo gestorben, verschollen. Auf Hauser passte das zwar freilich nicht, aber es war doch immerhin so etwas wie die geheime Beseitigung eines unschuldigen Kindes, und wer weiß, irgendein Zusammenhang ließ sich wohl noch herstellen ...“<sup>232</sup>*

In der Quintessenz dieser eigenartigen Geschichte erwarb oder benutzte die Dalbonne nachweislich im Jahr 1822 ihre Erfahrung und ihre Verbindungen, um ein fremdes Kind von der einen in die andere, weit entlegene Hafenstadt Triest zu bringen und dort möglicherweise verschwinden zu lassen. Wir werden darauf zurückkommen!

- Anna Frisacco selbst ging nach 1822 wieder nach Ungarn zurück, wo sie vielleicht die verwitwete Sternkreuzdame Marianne von Majthényi in Ofen als Erzieherin und Gouvernante ihres Sohnes in ihre Dienste geladen hatte. Diese Stellung hatte sie ca. fünf Jahre inne – zwischen Mitte 1823 und Mitte 1828 -, wobei sie bei Frau von Majthényi deutlich früher als Johann Samuel Müller Anstellung fand, der wiederum nur 1,5 Jahre in diesem Haus blieb, zwischen 1824 und 1827.<sup>233</sup>
- Zu unbekanntem Zeitpunkt holte Anna Frisacco alias Dalbonne ihre Mutter nach Ungarn nach und brach damit ihre Zelte in Triest ganz ab: Am 27. Mai 1830 berichtete Graf Reviczky an Fürst Klemens Wenzel Lothar von Metternich, es sei aus den Akten der Triester Polizeibehörde ersichtlich ...

*„...dass ihre Mutter Theresia Frisacco mit einem Passe vom 9ten Maji 1828, Zahl 9460, von der genannten Behörde versehen, nach Ungarn reisete, und zu diesem Zwecke in Triest aus ihrem auf 800 fl. Conv. Münze reduzierten Kapital 100 fl. erhob und sich über die anderen 700 fl. eine Anweisung auf den Kaufmann Johann Schaffer in Pesth ertheilen ließ.“<sup>234</sup>*

Demnach muss Frau Frisacco sen., die später in Ofen in äußerst ärmlichen Verhältnissen lebte,

---

229 Jakob Löwenthal (1807-1882): Geschichte der Stadt Triest, Teil 2, Triest 1859, S. 146.

230 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 240.

231 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 257.

232 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 243.

233 Sylvia Kemming, persönliche Mitteilung.

234 Zum Vergleich unsere Veröffentlichung der Wiener Akten, transkribiert von Frau Sylvia Kemming, a. a. O.

einst durchaus wohlhabend gewesen sein.<sup>235</sup> Johann Samuel Müller unterstellte später, der Zuzug der Mutter sei nur mit Geldern aus dem Fall Kaspar Hauser finanziert worden (siehe oben).

### **Ziehen wir an dieser Stelle eine kurze Zwischenbilanz:**

Anna Frisacco alias Dalbonne arbeitete bereits in jungen Jahren nacheinander in der unmittelbaren Umgebung von zwei hochrangigen Mitgliedern der Familie Napoleons. Auf der anderen Seite scheint sie, wenn man dem Zeugen Johann Samuel Müller glauben darf, beim Entführungsfall Kaspar Hauser eine Rolle gespielt zu haben. Außerdem hatte sie intimen Kontakt mit einem Franzosen, der sich dem Dafürhalten nach von einem begeisterten Napoleon-Anhänger in einen verbissenen Napoleon-Feind verwandelt hatte und vermutlich aus dem Untergrund heraus gegen Frankreich agierte. Dieser wiederum hatte beim Staatsstreich Napoleons am 18. Brumaire VII des französischen Revolutionskalenders (9. November 1799) entscheidenden Anteil genommen und direkte Bekanntschaft sowohl mit Napoleon als auch mit General Murat gemacht.

Damit stellt sich die Frage, ob nicht dieser Mann die Anna Frisacco, nachdem er sie um den Finger gewickelt hatte, ein wenig in der französischen Sprache unterrichtete und ihr aufgrund seiner früheren Beziehungen zum Hof der Bonapartes und der Murats nicht allgemein bekannte Interiora der Familie Bonaparte verriet, was ihr später zu gute kam, um bei dieser hohen Familie eine Anstellung zu finden.

**Möglicherweise wurde Anna Frisacco durch ihren geliebten Dalbon auch erstmalig von der Notwendigkeit des Kampfes gegen das napoleonische Regime überzeugt, was ihr später das Motiv gegeben haben mag, für die Antibonapartisten eine Agententätigkeit zu übernehmen. Für eine solche Tätigkeit wird sich jedenfalls in ihrem weiteren Leben eine augenscheinliche Entsprechung finden.**

In diesem Zusammenhang haben wir nun auch das erste Arbeitsverhältnis der Dalbonne zu beleuchten, das bisher nicht zur Sprache kam. Von diesem erfahren wir durch einen einzigen Satz aus einem Geheimbericht aus Pest vom 27. Februar 1830, der ohne Anrede verfasst und von Sittenberger wiedergegeben wurde:

*„Die Dalbonne sei nach vollendeter Erziehung, die sie in einem Kloster genossen, zunächst beim bayerischen Hof in Dienst getreten.“<sup>236</sup>*

**Dies ist eine Nachricht von hoher Brisanz: Anna Frisacco hatte um 1800 ihre Schulzeit beendet und trat anschließend als ca. 12-jähriges Mädchen in den Dienst des bayerischen Hofes!**

**Der einzige „bayerische Hof“, der zu dieser Zeit für die heranwachsende Erzieherin in greifbarer Nähe lag, war der Exilhaushalt der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine von Österreich-Este!**

Maria-Leopoldine residierte damals entweder im „Palazzo Lantieri“ in Gorizia, im Lantieri-Schloss in Wippach oder in einem Stadthaus der Lantieri in Laibach. Der erstgenannte Ort lag nur km 20 km Luftlinie von Triest entfernt, der letztgenannte 75 km.

Aus der Stepperger Zeit Maria-Leopoldines ist bekannt, dass sie gerne junge Leute und Kinder in ihrem Haushalt aufnahm. Vermutlich waren es nun die Beziehungen zur Familie Frisacco, welche der Kurfürstin-Witwe nicht nur ermöglichte, ihren Haushalt zu führen, sondern auch ihren ungewollten ersten Sohn, von dem sie vermutlich im Jahr 1800 oder 1801 entband, auf relativ humane Weise loszuwerden. Dass dieser prinzipiell Kaspar Hauser entsprochen haben könnte, haben wir oben diskutiert; sehr wahrscheinlich ist die Personenidentität jedoch nicht.

Triest als Freihafen war in dieser Zeit der Zielort vieler ungewollter Kinder aus dem ganzen Kaiserreich; das dortige Waisenhaus musste deshalb immer wieder erweitert und dabei sogar Kinder in die Dörfer der Umgebung ausgelagert werden. Nach der Besetzung Triests durch die Franzosen im Jahr 1809 wurden die Findelkinder im „*maison des pauvres et des enfants trouvés*“ zu einem besonders gravierenden Problem; man musste damals sogar zusätzliche Hospize in Triest zu deren Aufnahme schaffen.<sup>237</sup>

235 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 258.

236 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 240.

237 Siehe Verordnung im *Télégraphe Officiel*, Nr. 10, Trimester1, vom 2. Februar 1811, S. 39. Angaben auch bei M.

Den männlichen Kindern winkte dabei das Schicksal, nach einigen Jahren im Waisenhaus auf eines der Seeschiffe als Schiffsjunge gebracht zu werden. Dies war ein Schicksal, das vielen Müttern in Not, die ihr Neugeborenes nicht selbst versorgen konnten oder wollten, durchaus erträglich erschien; also wurde Triest als Hafenstadt, in der vor der Besetzung durch die Franzosen jährlich mehr als 2500 Schiffe vor Anker gingen,<sup>238</sup> förmlich zum Mekka der ungewollten Kinder. Die Verstoßenen, die bei den Seefahrern landeten, konnten sich bestenfalls in der Neuen Welt unter eigenem Namen eine lebenswerte Existenz aufbauen, ohne der Alten Welt und damit ihren Eltern noch jemals zu Last zu fallen.

Vor andern merkwürdigen Gebäuden dieser berühmten Handelsstadt, sind die beiden Lazarethe, wovon das neueste 1769. vollendet worden, vorzüglich merkwürdig; ferner, das große Armen- Waisen- und Findelhaus, woben man längst die weise Verfügung getroffen hat, daß der größte Theil der daselbst aufgenommenen Findelkinder, in den Dörfern des benachbarten Krains, zum Landbau aufgezogen, und ein anderer Theil derselben zum Seediens, auf Nationalschiffen gebildet wird.

Abb. 89: Aus dem Handbuch für Kaufleute für die Jahre 1785 und 1786, Leipzig 1786, Teil Triest S. 246.

Selbst oder gerade Kinder aus dem Hochadel waren von solchen Lösungen betroffen – und Maria-Leopoldines unerwünschter erster Sohn könnte in den Schicksalsjahren 1800 und 1801 dabei gewesen sein.

Es mag aber sein, dass Maria-Leopoldine ihren Erstgeborenen damals nicht in das öffentliche Waisenhaus von Triest, sondern in Obhut einer Familie vor Ort gab, die vielleicht sogar nach Ihrer Abreise in den Adelspalast kam, in dem der Säugling geboren worden war, und diesen dort weiterhin ernährte und aufzog.<sup>239</sup> Anna und Theresia Frisacco hätten sich für solche Dienste durchaus angeboten!

**Wenn diese Hypothese stimmt, dann wäre Anna Frisacco schon in ganz jungen Jahren in die spätere „Entsorgung“ eines hochadeligen Kindes auf dem Seeweg eingebunden gewesen!**



Abb. 90: Triest im 19. Jahrhundert.

Bei der oben genannten Gabriele Brosits alias Ambroschitz wiederholte sich vermutlich der Vorgang zwei Jahrzehnte später; die Großmutter in Triest, zu der das Kind verbracht werden sollte, wäre damit von den Erben des Kaufmanns nur vorgetäuscht worden! Immerhin verschwand auch dieses Kind spurlos!

Ob Anna Frisacco ihrer Dienstherrin Maria-Leopoldine im Jahr 1801 nach München und Stepperg folgte, ist nicht bekannt. Sehr wahrscheinlich ist es nicht: Der Münchner Hofstaat der Kurfürstin-Witwe weist keine entsprechende Dienststelle mit ihrem Namen aus, also wird sie am ehesten in ihrer Heimat geblieben sein.

**Zu späterem Zeitpunkt erinnerte sich aber Maria-Leopoldine an ihre Helferin in Triest und nahm sie sehr wahrscheinlich erneut in ihre Dienste, um ein weiteres Kind verschwinden zu lassen. Dafür, dass es sich dabei um Kaspar Hauser gehandelt haben könnte, werden wir noch einige Indizien beibringen!**

Reichard: Itinéraire de poche ..., Frankfurt 1809, S. 311. Oder: J. B. Engelmann: Manuel pour les voyageurs en Allemagne et dans les pays limithrophes, Frankfurt 1827, S. 297.

238 Vergl. die Zahlen von 1804 in: J. Löwenthal: Geschichte der Stadt Triest, Triest 1859, S. 54.

239 Die Suche von Pflegemüttern für Findelkinder ist z. B. im Kaiserreich Österreich für das Jahr 1811 dokumentiert. Siehe Miscellen in: Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat, Nr. 32, 20. April 1811, S. 191.

## Die Dalbonne und Johann Samuel Müller im Haus Majthényi

Vielleicht sollte man an dieser Stelle kurz über die Familiengeschichte der adeligen Frau Majthényi berichten, welche die Dalbonne und Johann Samuel Müller in ihre Dienste genommen hatte. Sie stand später zeitweise unter dem Verdacht, die Mutter Kaspar Hausers zu sein.

Die Baronin **Maria Anna Majthényi** war eine geborene Slovakin namens Bartakovics (oder Bartakovich) und stammte aus **Szalkusz** bei Neutra, dem Stammsitz ihrer Familie. Geboren wurde sie im benachbarten Kis Apony, dem heutigen Ort Ponice. Da es keinen männlichen Nachfahren in ihrer Familie gab und ihre einzige Schwester zu den Englischen Fräulein in St. Pölten eingetreten war, hatte sie den ganzen Familienbesitz geerbt, was aber nicht viel bedeutete, da dieser relativ bescheiden war. Möglicherweise hatte sie sogar Schulden übernommen. „Die Bartakowich haben nichts“, schrieb Freiherr von Tucher bezeichnenderweise am 13. Oktober 1831 an Paul Anselm von Feuerbach.<sup>240</sup>



Abb. 91: Die Burgstadt Ofen gegenüber von Pest. Zentral der sogenannte Paradeplatz, an dessen nördlichem Ende das Stadthaus der Majthényi lag (siehe auch Bild unten).

Ehe Maria Anna Bartakovics im Jahr 1812 den relativ reichen k. k. Kämmerer **Imre Majthényi** heiratete, war sie in erster Ehe mit dem steiermärkischen Grafen Franz von Stubenberg-Kapen aus Graz<sup>241</sup> verheiratet gewesen, „*einem alten Mann*“, der „*ebenso wenig etwas hatte*“. Zu welchem Zeitpunkt und unter welchen Umständen Frau von Majthényi in den hohen Stern-Kreuz-Orden aufgenommen wurde und den Titel k.k. Palast-Dame erhielt, ist uns unbekannt.<sup>242</sup>

Auch das zweite Eheglück der Bartakovics mit Imre Majthényi währte nur kurz, denn der Kämmerer verstarb am 12. September 1822 im Alter von nur 32 Jahren. Aus dieser zweiten Ehe gingen mindestens drei Kinder hervor, zu denen der namentlich nicht bekannte Sohn gehörte, den Johann Samuel Müller unterrichten sollte. Er war vermutlich der Erstgeborene. Von den Töchtern wurden uns namentlich eine Hortensia und eine Adriana bekannt. Hortensia starb bereits am 18. Januar 1818 im Alter von 2 Jahren. Die nachgeborene und von der Dalbonne zwischen 1823 und 1828 betreute Tochter hieß Adriana. Im Jahr 1821 geboren, wurde sie nur 16 Jahre alt; sie starb am 11. Juli 1837 in Pest an einer schweren Lungenkrankheit, vermutlich Tuberkulose.

Der eigentliche Stammsitz der Familie Majthényi lag in Solymár,<sup>243</sup> einem wenige Kilometer westlich von Budapest im Ofener Bergland gelegenen Dorf, welches zu Beginn des 18. Jahrhunderts nach der Befreiung von den Türken von Donauschwaben besiedelt worden war. Als führende Großgrundbesitzer verfügte die Familie Majthényi, die wie die anderen Familien des Dorfes deutsche Wurzeln besaß und einst Milbich geheißen hatte, in Solymár über einen stattlichen Landsitz und weitläufige Liegenschaften, wozu auch die Nachbardörfer Vörösvar und Szentiván gehörten. Im Jahr 1770 hatte der Großvater Imre Ma-

240 Daumer, Wesen, S. 454.

241 Der Graf war am 12. September 1774 in Graz geboren worden. Er verstarb am 24. Juni 1811 und nicht 1809, wie von Tucher behauptet.

242 So z. B. ausgewiesen bei Franz Schams: Vollständige Beschreibung der königl. freyen Haupt Stadt Ofen in Ungarn, mit 3 Ansichten, Ofen 1822, S. 472. In dieser Quelle erwähnt als Gräfin Marianne Brunsvik-Majthény, wohl zur Unterscheidung von Gräfin Jeanette Batthyány-Majthény, welche in der unteren Christina-Stadt residierte, oder Julie Gräfin Brunsvik im Neustift. Diese beiden Damen gehörten ebenfalls dem österreichischen Stern-Kreuz-Orden an.

243 Deutscher Name „Schaumar“ bzw. übersetzt „Falkenberg“.

jthényis, Karl Majthényi, mit seinen 4 Töchtern und 4 Söhnen den Ruhm der Familie begründet. Als Staatsbeamter war er unter Maria Theresia zu hohen Ehren gekommen und hatte u. a. in Solymár eine neue Kirche zu Ehren der Mutter Gottes bauen lassen, in der er sich nach dem Tode zusammen mit seiner Frau bestatten ließ. In dieser katholischen Kirche, die heute noch steht, wurde aber nicht nur das Stifter-Ehepaar begraben, sondern eben auch der Enkel Imre, und 1857, am Ende eines 76-jährigen Lebens, auch Maria Anna Majthényi. Die Gräber können noch heute besichtigt werden.



Abb. 92: *Recht viel anders dürfte Maria Anna Majthényi, geb. Bartakovics, auch nicht gekleidet gewesen sein. Bild der Cousine ihres verstorbenen Mannes, Anna Majthényi, Mutter des ungarischen Dramatikers Imre Madách. Seltene Aufnahme aus Solymár, da das Familienarchiv der Majthény im 19. Jahrhundert verbrannt ist.*

In der Zeit, in der sich im Haus Majthényi das Treffen Johann Samuel Müllers mit der Gouvernante Dalbonne abspielte (um 1825/26), residierte die adelige Witwe, die auch Mitglied des berühmten Sternkreuzordens war, mit ihren Kindern abwechselnd auf ihrem Landsitz in Solymár oder in ihrem Stadthaus in Ofen (Abbildung unten).

Vielleicht sollte man an dieser Stelle einen Umstand erwähnen, welcher unten bei den Sprachtests Kaspar Hausers weiterer Berücksichtigung bedarf: Im Haus Majthényi wurde höchstwahrscheinlich Deutsch oder Slovakisch, kaum jedoch Ungarisch gesprochen. Eine Dalbonne, welche vermutet Italienisch, Deutsch und Slavonisch (mit dem Slovakischen nah verwandt) beherrschte, kann in diesem Umfeld kaum mehr als einige Grundkenntnisse im Ungarischen erlernt haben!

Um die Jahreswende 1829/1830 ging beim Stadtrat von Ofen ein Schreiben des Nürnberger Stadt- und Kreisgerichts mit der Bitte ein, den Domprediger Johann Samuel Müller wegen seiner in Ansbach anhängigen Anzeigen zu verhören. Gleichzeitig wurde der Stadtrat aufgefordert, Frau von Majthényi und vor allem ihre ehemalige Gouvernante Dalbonne zu vernehmen, welche zu dieser Zeit beim Tavernikus Regalium Magister **Fidél Graf Pálffy von Erdöd** (\*24.8.1788 + 1864) angestellt war, als Erzieherin seiner zweitgeborenen Tochter Fidelia (\*23.8.1821 +19.02.1843), nach-

dem eine erstgeborene Antonia noch im Geburtsjahr 1819 verstorben war.<sup>244</sup>

Dieser ungarische Würdenträger, der mit dem Tavernikalstuhl nicht nur ein sehr hohes Richteramt innehatte, sondern auch Oberstschatzmeister und für kurze Zeit sogar Hofkanzler (1837-1838) war, ist nicht zu verwechseln mit Anton Graf Pálffy, den der Stanhope-Biograph Johannes Mayer in Zusammenhang mit Kaspar Hauser nannte und fälschlicherweise als Sohn des ersteren bezeichnete.<sup>245</sup> Anton Graf Pálffy war u. a. Chef aller ungarisch-österreichischen Freimaurerlogen und bestens mit dem Gesandten von Wessenberg und auch mit Lord Stanhope bekannt. Stanhope besuchte diesen Vertreter der weitläufigen Familie Pálffy 1826 in Pressburg, vereinbarte dabei Gegenbesuche in England und pflegte auch in den Folgejahren Kontakte.<sup>246</sup>

Unseren Recherchen zufolge haben jedoch beide Zweige der Familie Pálffy nicht mehr gemeinsam als den Namen, wenngleich verwandtschaftliche Beziehungen in den Vorgenerationen bestanden. Es handelt sich hier um die ältere nikolaische Hauptlinie versus die jüngste: Die einen residierten sozusagen als

244 Hierzu und zum Folgenden etliche Briefe in den von uns veröffentlichten Wiener Akten zu Kaspar Hauser, a. a. O.

245 Mayer, Stanhope, S. 294.

246 Mayer, Stanhope, S. 226ff. und 239.

österreichischer Zweig in und bei Pressburg, der Dienstherr der Dalbonne vertrat jedoch mit seiner Gattin Ernesztina Döry de Jobaháza (\*12.2.1791 +1861) die ungarische Linie und residierte schwerpunktmäßig in Ofen. Dieses Paar hatte außer den Töchtern noch einen erstgeborenen Sohn Constantin (\*1816).

Nach der Anzeige Johann Samuel Müllers erklärte sich der Ofner Magistrat auf die Ansbacher Anfrage hin für nicht zuständig und verwies die Sache an die Vizegespanschaft. Diese weigerte sich, einer ausländischen Behörde Auskunft zu erteilen und schickte das Ersuchen an den Ofner Magistrat zurück. Von hier aus schrieb man schließlich nach Ansbach, man möge das Anliegen bei der ungarischen Botschaft in München vorbringen.<sup>247</sup> Durch dieses Weiteradressieren im Kreis verstrich viel wertvolle Zeit – eine Zeit, die Johann Samuel Müller dazu nutzte, eigene Zeugen aufzubringen, die sein Anliegen untermauern sollten:

Schon am 28. Dezember 1829 hatte er seiner früheren Dienstherrin, Frau von Majthényi, geschrieben und diese an die Szene in ihrem Haus in Ofen erinnert, wo sich ihm der Pfarrer Ludwig Würth aufgedrängt habe. Der Unterzeichnete, heißt es da, wünsche ...

*„...von Euer Gnaden zu erfahren, ob Sie sich nicht auch daran erinnern, dass gedachter Pfarrer Würth durch die Frau von Dalbonne, welche bekanntlich die Güte hatte, die Posten hin und her zu tragen, nicht nur Geld anbieten, sondern auch drohen ließ.“*

Mit der Dalbonne beschäftigt sich auch ein Sonderzettel, den Müller seinem Brief beifügte:

*„Im Vertrauen auf den religiösen Sinn, welchen der Unterzeichnete von jeher an Euer Gnaden gekannt und verehrt hat, erlaubt er sich auch Euer Gnaden daran zu erinnern, dass ihm Euer Gnaden voriges Jahr, als er mit dem Pfarrer von Solmár (= Solymár) bei Euer Gnaden speiste, erzählte, dass Frau von Dalbonne ihre Mutter von Triest nach Ofen kommen ließ und daselbst ernähre. So schön diese Tat auch in die Augen fällt, so ver-*



*liert sie doch allen moralischen Werth, wenn man annimmt, dass Frau von Dalbonne auf Kosten des armen Hauser in den Stand gesetzt wurde, dieses zu tun. Und dass dem also sey, ... ist außer Zweifel. Indes bittet der Unterzeichnete diese Bemerkung geheim zu halten, so wenig er auch gegen die Mittheilung des übrigen Inhalts seines Schreibens einzuwenden hat ... Auf jeden Fall wird sich ... ergeben, was es mit der Freimaurerei und mit dem Protestantismus auf sich habe. Denn die vier Personen, die der Unterzeichnete namhaft machen konnte, waren Freimaurer, und zwei darunter protestantische Geistliche.“<sup>248</sup>*

247 Bericht des ungarischen Hofkanzlers Grafen Reviczky an Fürst von Metternich, Wien, 27. Februar 1830.

248 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 229f.



Diese Schreiben zeigten keinen Erfolg. Die Baronin Majthényi dementierte jegliche Mitwisserschaft und sagte den ungarischen Ermittlungsorganen, sie erinnere sich an gar nichts. Müller gab jedoch nicht auf. Er schrieb an die Gräfin nochmals am 30. Januar 1830 und führte dabei noch mehr Einzelheiten an:

*„Da sich mir der Pfarrer Würth selbst wider meinen Willen aufdringen und in das Sitzzimmer kommen wollte, Euer Gnaden aber bei Ihrer Damen Ehre sich dieses verboten, ließ er Euer Gnaden durch die Guvernannte sagen, er könne nicht anders denken, als dass Euer Gnaden mit mir in einem zu vertrauten Verhältnisse ständen, sonst würden Sie mich nicht so in Schutz nehmen — worüber Euer Gnaden ganz entrüstet in die Worte ausbrachen: Honny soi, qui mal y pense! und — forderten mich Euer Gnaden auf, jenes Sprüchwort mit lauter Stimme, dass er es hören könne, deutsch zu sagen, was ich auch tat, sprechend: Ein Schelm, der Böses denkt! usw.“<sup>249</sup>*

Diesmal antwortete die Gräfin gar nicht mehr, dagegen machte sie am 26. Februar 1830 folgende Aussage in einem polizeilichen Verhör:

*„Müller war als Erzieher, und Frau von Dalbonne als Gouvernante bei mir. Sie kamen auf Empfehlung, und zwar Frau von Dalbonne ein Jahr früher. Sie blieb etwas über drei Jahre in meinem Hause, Müller nur eineinhalb Jahre. Ich habe keine Kenntnis von der Sache. Müller hat schon in seinen Briefen an mich auf meine Einbildungskraft einwirken wollen. Mit Dalbonne war ich recht zufrieden. Gegen Müller hatte ich mehreres einzuwenden, da ich ganz den frommen Sinn und die Ruhe des Geistes, die ein Erzieher haben soll, in ihm vermisste. Auch gab es mehrere unangenehme Szenen wegen meines Sohnes, den er misshandelte, und dieserwegen musste er aus meinem Hause. Ich begreife daher nicht, wie er sich unterfangen kann, mir solche Lügen vorzubringen. Es scheint, als wolle er auf meine Einbildungskraft einwirken, wo ich nicht die dunkelsten Erinnerungen hierüber habe, und ich erkläre, dass ich gewissenlos handeln würde, wenn ich nur eine Stelle seines Briefes bezeugen wollte, da ich durchaus keine Kenntnis von der ganzen Geschichte habe.“<sup>250</sup>*

Mehr Glück hatte Johann Samuel Müller bei dem Pfarrer von Solymár, **Franz Venisch**, dem er am 1. Februar 1830 schrieb. Der deutschstämmige Franz (Ferenc) Venisch war zwischen 1823 und 1837 katholischer Pfarrer der Pfarrkirche „Unserer lieben Frau“ in Solymár. Allein aufgrund der Tatsache, dass er damit auch die Familiengräber der Familie versah, muss er ein guter Bekannter der Frau von Majthényi gewesen sein. Ab 1851 wirkte Franz Venisch als Pfarrer im benachbarten Vörösvár, einer Ortschaft an der Straße von Budapest nach Esztergom und Wien, die ebenfalls zu großen Teilen der Familie Majthényi gehörte.

Venisch erklärte in seiner Antwort vom 19. Februar 1830, er erinnere sich zwar keineswegs genau, doch habe er sich gemerkt, dass ihm Müller von einer Reise nach Oberösterreich und von einem Attentat erzählt habe. Von der Dalbonne wisse er zwar nichts, aber Müller hätte ihm einmal gesagt, dass ihm der protestantische Konsistorialrat Glatz in Pressburg im Jahr 1828 eine bedeutende Summe Geldes angetragen habe, ein Anerbieten, das er ausgeschlagen habe.

*„Übrigens“, schrieb Venisch weiter, „da Sie mir so manches, als Sie sich mit Frau von Majthenyi den Winter hindurch aufhielten, erzählten, machte ich Sie aufmerksam, daß dies Schlingen waren, um Sie zu fangen, namentlich mit dem Fräulein v. Gy (György? Gyula?) ..., wo die Dalbon ohne weiteres mitgespielt hat. Auch erzählten Sie mir, dass eine Parthey von Wien kommend sich im Hause der Frau von Majthényi wohnhaft gemacht, wo man auf alle mögliche Weise in Sie drang, diesen Leuten einen Besuch zu machen, Sie sich aber keineswegs bewegen ließen, diese Leute zu besuchen, weil Sie dabey etwas bemerkten, das bey Ihnen großen Verdacht erweckte,*

---

249 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 230f.

250 Dr. Julius Meyer: Authentische Mittheilungen über Caspar Hauser. Mit Genehmigung der königlich bayerischen Staatsministerien der Justiz und des Innern zum ersten Male aus den Gerichts- und Administrativ-Acten zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen, Ansbach 1872, S. 551. Im Weiteren abgekürzt mit Meyer, Mitteilungen, Seitenzahl.

worunter auch die Dalbon im Spiel war.<sup>251</sup>

Den Sachverhalt selbst, den der Pfarrer Venisch etwas im Unklaren gelassen hatte, klärte Müller in einem Bericht an die Oberste Polizei- und Zensur-Hofstelle in Wien am 9. März 1830 selbst auf:

*„Des anderen Tages nachmittag (nach der Abweisung Würths) forderte mich die Gouvernante auf, ich möchte die Gräfin Péchy (de Péch) besuchen, sie wünsche mich kennenzulernen, nur müsste ich vorher die Zeit bestimmen, wann ich kommen wolle u.s.f. Auf meine Bemerkung, 'halten Sie mich denn für so einfältig, daß ich mir nicht denken könne, wenn ich der Gnädigen Gräfin jetzt sagen ließe, ich würde morgen um 10 Uhr kommen, so würde ich den Pfarrer Würth dort antreffen', sagte die Frau von Majthényi: 'Sie haben recht, Herr Müller, es ist so! Wenn Sie mit dem Pfarrer Würth nicht wollen zusammenkommen, so gehen Sie nicht hin oder lassen Sie sich wenigstens nicht zum voraus melden.'“*

Johann Samuel Müller wollte demnach dem Pfarrer Ludwig Würth möglichst aus dem Weg gehen, weil er sich nichts Gutes von einem solchen Treffen versprach.

Aus Franz Venisch' Schreiben stammt folgender Schlusssatz:

*„Es muss also doch etwas in der Sache seyn, ich muthmaßte sogleich, daß diese Gouvernante Dalbon seyn müsste und daß ohne weiteres auch an Sie schon einige Punkte, über welche sie zu antworten habe, in der Geschichte des armen Hauser ergangen seyn müssten. Ich erzählte so dann, was Sie mir in Ihrem Briefe mittheilten.*

*Treuster Freund! Sie (sind) in Wahrheit ein Mann Gottes, und nur durch seinen Schutz konnten Sie den vielfältigen Gefahren, mit welchen Sie ringsumher umgeben waren, glücklich entkommen. Innerlich haben Sie den 22. Psalm, den Sie umarbeiteten, zu ihrem vertrauensvollen Gebethe gewählt. Sollten Sie späterhin so viel Zeit haben, mir in dieser Geschichte etwas Umständlicheres mitzuteilen, so wird es mich unendlich freuen. Welch ein Glück wird es für den armen unglücklichen Hauser seyn, wenn er durch ihre Entdeckung aus seiner Dunkelheit gezogen, in seine wahren und rechtmäßigen Umstände versetzt wird. Der Allmächtige verleihe Ihnen Kraft und Stärke, das Angefangene auch zu vollenden.“*

**Kein Zweifel: Johann Samuel Müller muss zuvor den Pfarrer Franz Venisch in einem solchen Umfang über den Entführungsfall Hauser unterrichtet haben, dass dieser am Ende keine Zweifel daran hegte, dass der Fall durch den Domprediger aufgeklärt würde, wozu er ihm viel Glück und Gottes Segen wünschte!**

Was aber das ominöse „Fräulein Gy ...“ betrifft, das Franz Venisch erwähnte, so wollen wir an dieser Stelle eine Meldung Tuchers nicht übergehen, die wir einem Brief an Feuerbach vom 29. März 1830 entnehmen.<sup>252</sup> Die Badische Gesandtschaft habe sich ehemals um eine Freilassung der Dalbonne bemüht. Nach den Informationen Georg Zacharias Plattners, eines Nürnberger Industriellen, der später noch zur Sprache kommen wird, hieß eine Hofdame der Markgräfin Amalie von Baden „von Ettelsheim“. Diese sei mit dem Obersten Graf Gyulai (so!) aus Ungarn, Kommandierender in Böhmen, verheiratet gewesen. Es handelte sich bei diesem Grafen vermutlich um Graf Albert oder Graf Ludwig Gyulai von Maros-Németh und Nádaska, womit sich eine Spur nach Ungarn hinein ergibt, aber nicht zwangsläufig heraus. Ob sich mit dem besagten Grafen eine Verbindung zum Fräulein „Gy ...“ aus Venisch's Brief auftut, müssen wir leider offen lassen. Zwar könnte man sich über diesen Umweg die Dalbonne als badische Gouvernante vorstellen, allerdings verlief die Ungarn-Spur ohne Ergebnis, wie noch aufzuzeigen sein wird, und im umgekehrten Fall ist in keiner Weise bezeugt, dass die Dalbonne je in Baden gedient hätte.

**Die einzige Spur der Dalbonne führt, wie bereits zu vernehmen war, zum bayerischen Hof!**

---

251 Hier zitiert nach Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 231f. Der vollständige Wortlaut in unserer Veröffentlichung der Wiener Akten unter: <http://www.robl.de/hauser/wienerakten.html>.

252 Daumer, Wesen, S. 455.

## Die Niederschlagung der Affäre Dalbonne

Wenn man die oben genannten Dokumente genau analysiert, dann ist am ernsthaften Anliegen des Johann Samuel Müller nicht zu zweifeln, wenngleich sich die Einzelheiten nicht recht erschließen. Nichts spricht für ein vorsätzliches Denunziantentum; bei einem solchen hätte Müller mit Sicherheit den Kreis der inkriminierten Personen viel kleiner gezogen, ja auf eine Person reduziert, damit wenigstens Aussage gegen Aussage stünde; auch hätte er sich der Zuverlässigkeit seiner Zeugen vorher versichert. Im Übrigen gab Pfarrer Franz Venisch aus Solymár die Bestätigung für die Wahrhaftigkeit der Müller'schen Angaben.

**Eines ist sicher: Von einem gewissen Augenblick an wurde durch den Pfarrer Würth und die Gouvernante Dalbonne im Haus Majthényi heftig gegen Johann Samuel Müller intrigiert und auf ihn Druck ausgeübt.**

Dass die Dalbonne zu diesem Zeitpunkt tatsächlich „Dreck am Stecken“ oder Schuld auf sich geladen hatte, manifestierte sich durch ihr weiteres Verhalten:

*„Die Gouvernante kam zwar in die Sache wie Pontius ins Credo, aber ein Zufall bestärkte noch den gegen sie gerichteten Verdacht. Durch den Pálffyschen Kanzlisten Nesztor hatte sie erfahren, daß ihre Einvernahme bei Gericht bevorstehe. Aus Schreck darüber geriet sie in furchtbare Aufregung, sie schrie, man werde sie hinrichten, ohne ihre Verteidigung anzuhören, und trieb es so arg, dass man sie wegen plötzlich ausgebrochenen Wahnsinns ins Spital bringen musste. Dort hatte sie wiederholt förmliche Wutanfälle, sie zerschlug den Ofen und wurde deshalb gegürtet. Konnte es einen besseren Beweis ihrer Schuld geben? So sprach das böse Gewissen. Manche allerdings wollten wissen, der Wahnsinn der Dalbonne sei Verstellung, aber natürlich kam sie dabei nicht besser weg; denn durch die Verstellung machte sie sich erst recht verdächtig.“<sup>253</sup>*

Als die Dalbonne am 26. Februar 1830 polizeilich verhört wurde, klang sie allerdings ganz vernünftig, wenn das bei Julius Meyer wiedergegebene Protokoll stimmt:

*„Ich heiße Anna Frisacco, bin aus Triest, katholisch, ledig, hier in Pesth werde ich gewöhnlich Dalbonne genannt, von einem Manne (einem französischen Major), mit dem ich in Triest in ungesetzlicher Ehe lebte. Ich war zuletzt Gouvernante bei Gräfin Pálffy und Erzieherin des Grafen Tavernicus. Ich kenne den Domprediger Müller von der von Majthényi her, ich erinnere mich nicht, je einen Pfarrer Wirth gekannt oder auch nur dessen Namen je gehört zu haben. Von der fraglichen Bedrohung weiß ich gar nichts und kann mit Bestimmtheit behaupten, dass selbe durch mich nicht geschah. Von der Verheimlichung eines Kindes ist mir gar nichts bekannt, sowie mir das gar nicht bewusst ist, ob Müller von Wirth ein Geld bekommen, oder dass dieser jenem solches angeboten hätte.“<sup>254</sup>*

Aus dem hohen Norden Deutschlands gingen weitere Hinweise zur Affäre „Dalbonne“ ein, nunmehr vornehmlich bestimmt für die deutsche Öffentlichkeit.

Der dänische Justizrat **Georg Philipp Schmidt von Lübeck** schaltete sich in die Angelegenheit ein, nachdem ihm entsprechende Informationen zugespielt worden waren – wir denken, von preußischer Seite. Zwei Hamburger Presseveröffentlichungen nahmen konkret auf die Dalbonne Bezug, der „Altonaer Mercur“, 1830, Nr. 50, und der „Hamburger Correspondent“, 1830, Nr. 55. Detaillierter äußerte sich Schmidt von Lübeck selbst im Jahr 1832, in dem kleinen Büchlein „Über Caspar Hauser“. Hier wird ein weiterer Zeuge benannt:

Nach Aussage des Stadtpfarrers von Pest soll ein Pfarrer Winter aus Augsburg über die Affäre „Dalbonne“ bestens informiert gewesen sein!<sup>255</sup> Im Fall der Existenz des Pfarrers Winter wäre dies eine sehr wert-

253 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 238.

254 Meyer, Mitteilungen, S. 551f.

255 Georg Philipp Schmidt von Lübeck: Über Caspar Hauser, Heft 2, Altona 1832, S. 33f. Im Weiteren abgekürzt mit Schmidt, Caspar Hauser, Seitenzahl.

volle Quelle, da sie ja von den Anzeigen des Johann Samuel Müller unabhängig ist. Den seit 1819 amtierenden, katholischen Stadtpfarrer von Pest konnten wir als **Dominik Feichtinger** (nach anderer Quelle Dominik von Feichtinger) identifizieren,<sup>256</sup> dagegen gelang es nicht, zum erwähnten Pfarrer Winter eine verlässliche Quelle beibringen. Es bleibt also äußerst fraglich, ob dieser Pfarrer überhaupt je existierte. Antonius van der Linde setzte ihn mit dem Pfarrer Würth gleich, der später tatsächlich in der Nähe von Augsburg, in Leipheim, als Seelsorger wirkte. Im Gegensatz zu van der Linde gehen wir aktuell davon aus, dass in Schmidts Vorlage der Text verschrieben oder wenigstens schlecht leserlich gewesen war, und nicht der Pfarrer Würth, sondern in Wirklichkeit der Landrichter (nicht Pfarrer!) **Marquard Winterich** vermerkt war. Was es mit diesem Mann auf sich hat, dazu mehr später.

Wenn der Gewährsmann Schmidts von Lübeck prinzipiell korrekte Angaben gemacht hatte, was man wegen der Reputation des Justirates an sich annehmen sollte, dann stimmt wohl auch die Information, dass die Dalbonne von ihrem Dienstherrn Pálffy persönlich bei einem Zimmerverhör zu Rede gestellt wurde, sich dabei aus Betroffenheit auf die Knie stürzte und inständig bettelte, sie nicht auf das Schafott zu bringen. Nach dem Verhör habe sie eine plötzliche geistige Umnachtung simuliert; sie habe sich erst ins nahe Elisabethen-Kloster und dann in das Pressburger Rochus-Spital geflüchtet. Zeuge dieser Szene sei ein Baron N. N., ein Freund des Grafen Mérey, gewesen. Womit klar wird, dass der genannte Graf Mérey, von dem wir weiter unten noch viel mehr zu berichten wissen, der primäre Gewährsmann Schmidts gewesen sein dürfte.<sup>257</sup>

#### **Ab demselben Frühjahr 1830 wurde im Kaiserreich Österreich das Untersuchungsverfahren bezüglich der Dalbonne auf höchsten politischen Wink hin niedergeschlagen:**

Es begann damit, dass die vermeintlich geisteskranke Gouvernante mit einem sie entlastenden medizinischen Gutachten ausgestattet wurde:

*„Der behandelnde Arzt Dr. Windisch berichtete, ihr Nervensystem sei von jeher zu Krämpfen geneigt gewesen und durch die Ereignisse besonders aufgeregt worden. Die Furcht vor Schande habe sie außer sich gebracht, das Gefangenhause ihr große Angst eingeblöht. Sie habe sich eingebildet, man werde sie in die Donau werfen oder vergiften. Durch entsprechende Behandlung besserte sich ihr Zustand völlig, so dass sie sich beim Verhöre ganz ruhig und gelassen benahm.“<sup>258</sup>*

In einem anonymen Brief aus Wien, welcher am 26. März 1830 vom Publizisten **Moritz Gottlieb Saphir** in seinem Frühstücksblatt „Der Bazar für München und Bayern“ veröffentlicht wurde, klang der ganze Vorgang allerdings wesentlich anders:

*„Vor wenig Tagen ist in Ungarn eine Erzieherin des fürstlich \*\*\*\*schen Hauses, die sich früher längere Zeit in Gesellschaft des großen französischen Generals befand, geheimgerichtlich verhaftet worden. Der Mitwisserschaft um die Geburt des Caspar Hauser, so wie daher um die des Mordversuchs, vielleicht gar als Verwandte, beschuldigt, – gab sie sich für wahnsinnig aus, und eine hiesige gewisse Gesandtschaft suchte ihre Freilassung zu bewirken. Ein gewonnener Arzt jedoch entdeckte ihre List durch eine zweite List ...“<sup>259</sup>*

Welche List zur Anwendung kam, wollte Saphir seinen Lesern nicht mitteilen. Dieses Schreiben eines gewissen Frank werden wir weiter unten noch näher einordnen und erklären.

Etwa zur selben Zeit des Jahres 1830 wurde auch die bereits oben erwähnte Angelegenheit bekannt, die womöglich noch mehr als der vermeintliche Wahnsinn und die Namensfälschung für die Schuld der Gouvernante sprach:

---

256 Z. B. in Carl Patiz: Beschreibung der königlichen Freistadt Pesth, Pest 1833, S. 26.

257 Schmidt, Caspar Hauser, S. 31. Und: Daumer, Wesen, S. 280.

258 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 255.

259 Moritz Gottlieb Saphir: Der Bazar für München und Bayern, ein Frühstücksblatt für Jedermann und jede Frau, Nr. 72, vom 26. März 1830., S. 306f. Im Weiteren abgekürzt mit Saphir, Bazar, Seitenzahl.

„Vor Jahren nämlich hatte sie ein Kind von Ofen nach Triest gebracht, und das Kind war dann, man wusste nicht recht wie und wo gestorben, verschollen. Auf Hauser passte das zwar freilich nicht, aber es war doch immerhin so etwas wie die geheime Beseitigung eines unschuldigen Kindes, und wer weiß, irgendein Zusammenhang ließ sich wohl noch herstellen ...“<sup>260</sup>

Am 19. Februar 1830 setzte Pfarrer Franz Venisch dem Johann Samuel Müller über dieselbe Geschichte in Kenntnis:

„Zufälligerweise den 17ten Februar bei Gelegenheit des Hochzeitmahles der Mosheim'schen Tochter erzählte eine Frau von Ofen, die eben als Gast auch gegenwärtig war, daß die Gouvernante des Grafen Pálffy erst dieser Tage wahnsinnig geworden sey. Anlaß dazu gab der Fall, als ihr der Graf abends andeutete, daß sie den morgenden Tag vor dem Comitate erscheinen und über 3 Punkte sich verantworten müsse, soll sie ausgerufen haben, jetzt komme sie aufs Schafot, und ist ohnmächtig zusammengesunken und von der Zeit her wahnsinnig. So erzählte diese Frau. Es muss also doch etwas in der Sache seyn, ich muthmaßte sogleich, daß diese Gouvernante Dalbon seyn müsste und daß ohne weiteres auch an Sie schon einige Punkte, über welche sie zu antworten habe, in der Geschichte des armen Hauser ergangen seyn müssten ...“<sup>261</sup>



Abb. 94: Fidel Graf Pálffy zu Erdöd, Erbherr von Vöröskő, Erbobergespan des Pressburger Comitats, k.-k. Kämmerer, k.-ung. Hofrat und Obergespan des Arvaer Comitats. Die Unterschrift: Benevoli. Comes Fidelis Pálffy.

Auch im hohen Hause Pálffy war man anfangs davon ausgegangen, dass die Dalbonne Mitwisslerin des an Kaspar Hauser verübten Verbrechens war.

„Aber jetzt nehmen fast alle Angehörigen des Hauses Palfy Dalbonne in Vertheidigung ... und scheinen nichts wissen zu wollen!“<sup>262</sup>

So berichtet ein Ofner Geheimbericht vom März 1830. Es muss also zu einem abrupten Gesinnungswandel gekommen sein! Der Tavernicorum Regalium Magister Fidélf Graf Pálffy wird einen entsprechenden Wink von oben bekommen zu haben, der ihm und seiner Familie bedeutete, sich aus der Sache herauszuhalten.

Wenig später machte der erkonservative Politiker Karriere und löste 1837 Graf Reviczky als ungarischer Hofkanzler am Kaiserhof in Wien ab. Er stieß jedoch als ein der ungarischen Sprache nicht mächtiger, zu diversen Repressalien neigender Hardliner bei den progressiveren Kräften Ungarns so sehr auf Widerstand, dass er schon im Folgejahr wieder abdanken musste.

Maria Anna Baronin von Majthényi wies, wie bereits oben erwähnt, desgleichen alle Mitwisserschaft von sich. Sie hatte schon am 18. Februar 1830 dem Grafen Pálffy die Müller'schen Schreiben mit folgendem Kommentar übersandt:

„Ich begreife ... nicht, wie er sich unterfangen kann, mir solche Lügen vorzubringen, wo ich nicht die dunkelste Erinnerung hierüber habe. Ich erkläre, dass ich gewissenlos handeln würde, wenn ich nur eine Stelle seines Briefes bezeugen würde.“

260 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 243f.

261 Auszug aus den von uns veröffentlichten Wiener Akten: <http://www.robl.de/hauser/wienerakten.html>.

262 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 243.

Bei ihrer mündlichen Vernehmung in Pest am 26. Februar 1830 wiederholte Frau Majthényi diese Erklärung und gab vor, von einer Bedrohung Müllers durch Würth oder durch die Dalbonne und von einer Geldunterstützung der Gouvernante durchaus nichts zu wissen.<sup>263</sup>

Wir halten diese Erklärungen der Baronin für relativ wertlos. Bekannterweise war Johann Samuel Müller bei der Adelligen bereits durch vorherige Intrige in schlechtes Licht gesetzt worden und hatte unehrenhaft ihr Haus verlassen müssen. Kein Wunder, wenn die Gräfin jetzt nicht zu ihm hielt, zumal sich ja sofort ein weiterer (berechtigter?) Verdacht gegen sie selbst ergeben hätte. In der Tat wurde die Baronin später von Deutschland aus eine Zeit lang als „Mutter Kaspar Hausers“ gehandelt, wobei Kaspar durch Erkennen ihres Geburtsnamens Bartakovics noch persönlich zu dieser Unterstellung beitrug. U. E. handelte es sich dabei um eine falsche Fährte, wenngleich der eigentliche Anteil der gebürtigen Frau Bartakovics an der Affäre unklar bleibt.

Pfarrer Franz Venisch, der am ehesten Einblicke in die früheren Kontakte und Gespräche im Hause Maythényi hatte und im privaten Briefverkehr Johann Samuel Müller Glauben geschenkt hatte, sagte, als er auf Veranlassung des Erzherzog Palatins verhört wurde, zunächst in Übereinstimmung mit seinem an Müller gerichteten Brief aus, relativierte jedoch hinterher seine vorherigen Aussagen in einem entscheidenden Punkt. Er wisse nun nicht mehr genau,

*„...ob unter den Individuen, die in das Haus der Frau von Majthényi gekommen und mit denen zu sprechen Müller sich geweigert habe, auch Würth gewesen sei.“*

Franz Venisch war für Johann Samuel Müller sowieso nur ein indirekter Zeuge gewesen; doch zuletzt fiel er ganz aus.

In seiner Beweisnot rief Müller schließlich den protestantischen Prediger und Pfarrer **Karl Kalchbrenner** (1807-1886) in Pest zum Zeugen. Kalchbrenner sollte bestätigen, dass Würth 1825 oder 1826 in der ungarischen Hauptstadt gewesen sei. Zu seiner Enttäuschung dementierte auch dieser namhafte Pfarrer.

Der Wind blies also am Ende dem auf sich allein gestellten Müller heftigst entgegen. Wenig später wird er seines Postens als Pressburger Domprediger enthoben und nach Stuhlweißenburg versetzt. Im Weiteren verwickelte er sich selbst in Widersprüche – immer unter Druck, endlich Beweise liefern zu müssen. An seiner Geschichte mit einer Dame, die in Ungarn entband, und einem zugehörigen Offizier ist wohl nichts dran; sie widerspricht seiner früheren Datierung. Am Ende für geistig zerrüttet erklärt, verliert sich seine Spur. Es ist anzunehmen, dass Müller sein weiteres Leben in tiefer Erniedrigung verbrachte.<sup>264</sup>

**Der Gegenwind, den Johann Samuel Müller in Österreich und Ungarn zu spüren bekommen hatte, kam nicht von ungefähr, denn die höchsten Staatsorgane – Kaiser Franz I., Außenminister Fürst Klemens Wenzel von Metternich und Erzherzog Joseph, der Palatin von Ungarn – hatten inzwischen aus politischem Kalkül heraus beschlossen, die Ermittlungen abzuwürgen, was sich zwangsläufig auf den Zeugenkreis auswirken musste!**

Am Anfang hatte alles noch ganz anders geklungen. Schon früh hatte Kaiser **Franz I. von Österreich** die Affäre „Dalbonne“ zur Chefsache erklärt. In einer Allerhöchsten EntschlieÙung ließ er verlauten:

*„Der Inhalt dieses Vertrages dient mir zur Wissenschaft und gewärtige Ich die baldige Vorlage*

---

263 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 253.

264 Interessanterweise findet sich in einem bayerischen Adressbuch von 1838 ein Johann Samuel Müller als Kantor, Organist, Kirchner und Schullehrer im evangelisch-lutherischen Pfarrdorf Trogen bei Hof in Oberfranken. Dass zwischen diesem Mann und dem Informanten Feuerbachs Personenidentität besteht, ist nicht wahrscheinlich, denn es würde immerhin bedeuten, dass Johann Samuel Müller in seinem späteren Leben den Katholizismus wieder hinter sich gelassen hätte. Dennoch wollten wir dieser Johann Samuel Müller nicht unerwähnt lassen, denn sein Wirkort liegt nur 4,5 km von Geburtsort des Pfarrers Johann Adam Leydel entfernt.

*jener Verfügungen, welche Sie schon getroffen mit dem vorläufigen Gutachten, welche weiteren Maßregeln zu treffen wären.“*

Zugleich erließ er am 26. Februar 1830 das folgende handschriftliche Dekret:

*„An den Polizeipräsidenten Graf Sedlnitzky! Aus anliegendem Vortrage meines ungarischen Hofkanzlers werden Sie ersehen, welche Maßregeln derselbe über die an ihn gelangte Anzeige der in Ofen aus Gelegenheit einer angeblichen Requisition des Nürnberger Magistrats wegen des C. H. sich ereigneten Vorfälle getroffen hat. Da Mir nun daran liegt, auch durch die Ihnen bekannten Quellen über das eigentliche Sachverhältnis, über die Verlässlichkeit, Glaubwürdigkeit, Moralität, Charakter, Vermögensverhältnisse des Dompredigers Müller, der Frau von Majthenyi und der dal Bon genaue und sichere Auskünfte zu erhalten, so werden Sie sich angelegen seyn lassen, Mir dieselben so wohl, als alles, was sich in dieser Sache etwa Neues zuträgt, so bald als möglich vorzulegen.“*<sup>265</sup>

Vom ungarischen Kanzler Graf von Reviczky ließen sich der Kaiser und auch Fürst Metternich in der Folge mehrfach persönlich Bericht erstatten.<sup>266</sup> Von Reviczky hatte durch den Tavernikus Fidél Pálffy vom Ansinnen des Nürnberger Stadt- und Kreisgerichts erfahren und diesem mitgeteilt, dass die Papiere der Dalbonne von den übrigen abgesondert, versiegelt und „bis auf weitere Verfügung“ aufbewahrt, aber nicht herausgegeben werden sollten. Gleiches teilte der Erzherzog Palatin mit lateinischem Schreiben vom 12. März 1830 seiner Exzellenz Alexander Rudnay, dem Erzbischof von Gran/Esztergom, mit:

*„Qia vero triplicis Ordinis fassiones abhinc transpositae, relate ad adjuncta per saepefatum Müller proprie indicata, uniformiter in negativa subsisterent, et secus etiam tam seorsive consideratae, quam et inter se pro rei genuinae indole cohaererent, neque aliunde fundata aliqua suspicio de praesenti in Annam Dalbon recideret, ab ulteriori hic Loci facienda Investigatione, adeoque etiam ab inspectione privatorum Dalbonianae Scriptorum, praescindendum arbitror. In reliquo jugi, eaque distincta cum propensione persisto. Excellentiae Vestrae Addictissime, Josephus Palatinus.“*<sup>267</sup>

Die Untersuchungen gegen die Dalbonne waren also von allerhöchster Stelle aus abgewürgt, die Sicherung ihres Schriftwechsels unterblieb. Damit war die Wende im Verfahren eingeleitet!

An sich hätte unter dem Polizeipräsidenten von Sedlnitzky der gesamte Polizeiapparat nicht nur in Ungarn, sondern auch in Oberösterreich ermitteln müssen. Doch der antiliberalen und dem Grafen von Sedlnitzky nicht sehr gewogene Fürst Metternich legte auch sein persönliches Veto ein, nachdem ihm klar geworden war, dass weder die österreichische noch die bayerische Seite ein Interesse daran haben könnte, durch Aufklärung des Falles Kaspar Hauser eine Lawine von Ressentiments gegen die Monarchie und Aristokratie in beiden Ländern loszutreten. So verständigte er am 25. Februar 1831 in einer eigenhändig geschriebenen Depesche den österreichischen Gesandten in Bayern, Graf **Kaspar von Spiegel**, von dem wichtigen „Inzidenzfall“ Kaspar Hauser und beklagte sich, dass dem Sachstand nach die wesentliche Bedingung für das Gedeihen des Erforschungsverfahrens, das Geheimnis, bedeu-



Abb. 95: Klemens Wenzel Fürst von Metternich, Gemälde von Thomas Lawrence, ca. 1820.

<sup>265</sup> Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 244f.

<sup>266</sup> Der Briefwechsel von Reviczkys mit dem Fürsten Metternich hat sich in den Wiener Akten, a. a. O., komplett erhalten.

<sup>267</sup> Brief in den Wiener Akten, a. a. O.

tend gefährdet sei. Er meinte aber, die Sache werde sich noch einrenken lassen.

*„Bey dem lebendigen Interesse, welches unsere Regierung an der Entdeckung der Wahrheit in einem so seltsamen Falle, dem wahrscheinlich ein Verbrechen zu Grunde liegt, nimmt, sehe ich mich bemüßigt, Euer Hochgeboren den Auftrag zu ertheilen, sich alsbald in konfidentielle Rücksprache mit der königlich-bayerischen Regierung zu stellen und ihr bemerklich zu machen, dass ein nicht mehr gänzlich zu verwischendes Übel in der Verlautbarung einiger bereits stattgehabter Schritte besteht, es jedoch noch Zeit wäre, deren Auswüchsen den möglichsten Einhalt zu tun.“*

Als besten Weg hierzu empfahl Fürst von Metternich Geheimverhandlungen mit dem bayerischen Hof. Im Originaltext heißt dies *„die innigste Verständigung zwischen den obersten Staatsbehörden selbst“*:

*„Die bayerische Regierung wende sich demnach entweder mittels Eurer Eminenz an uns oder das Cabinet theile mir auf ganz direktem Wege seine Wünsche mit. Die Erhebungen, welche in der ersten Periode des Geschäftes sicher weit eher im Polizeilichen als im trockenen Gerichts Wege befördert werden könnten, würden sodann hier geregelt eingeleitet und jede schädliche Verlautbarung vermieden werden.“<sup>268</sup>*

Der damals zwischen München und Wien kursierende Diplomatenbriefwechsel trägt denselben Tenor, er hat sich in den von Sylvia Kemming transkribierten Wiener Akten einigermaßen vollständig erhalten und ist a. a. O. nachzulesen.

**Kaspar Philipp Graf von Spiegel** konnte z. B. schon am 1. März 1830 zurückmelden, dass die bayerische Regierung vollkommen einverstanden sei, und der bayerische Außenminister **Joseph von Armanberg** machte am 6. März nähere Vorschläge, die der bayerische Gesandte in Wien, **Franz Gabriel Graf von Bray**, dem Fürsten Staatskanzler persönlich übermitteln sollte:

*„Les communications n'auront lieu que du Ministre de la justice à moi, dans le plus grand secret, et de moi par la voie diplomatique au Ministre Imperial. De cette manière on sera sûr que rien ne transpirera. - Es wird nur zwischen dem Justizminister und mir Kontakt geben, und von mir mit dem kaiserlichen Minister (freilich Metternich), auf diplomatischem Wege. So wäre man sicher, dass nichts durchdringe ...“<sup>269</sup>*

**Der Fall Kaspar Hauser, an sich ein normaler Kriminalfall, war damit von den höchsten Organen in Österreich und Bayern, zur Staatsaffäre erhoben, in der es Einiges zu vertuschen galt.**

**Was hätte durchdringen können? Wovon wussten Fürst Metternich und das österreichische Kaiserhaus, und wovon wusste die Bayerische Regierung?**

Der Briefwechsel soll nachfolgend eine Entschließung des Bayerischen Staatsministeriums der Justiz ausgelöst haben, deren Inhalt wir nicht kennen.<sup>270</sup>

Man verständigte sich darauf, die Ermittlungen unter dem Motto „Unglaubwürdigkeit des Kronzeugen“ ganz einzustellen, und dies weit vor ihrem inhaltlichen Abschluss!

So ist zum Beispiel nicht bekannt geworden, dass der von Müller genannte männliche Mittäterkreis Würths in Bayern je offiziell verhört worden wäre.

**Mit diesem Verhalten der österreichischen Staatsmacht war eine ganz neue Dimension in der Verletzung juristischer Grundsätze erreicht: Für das System Metternich war Recht und Wahrheit nur das, was ins eigene politische Konzept passte!**

---

268 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 245ff.

269 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 247.

270 Linde 1, S. 195.



Am 14. April 1830 ließ die geknickte Dalbonne mit Hilfe des Grafen Pálffy in der Wiener Hofburg ein Gesuch überreichen, worin sie den Kaiser anflehte, er möge ...

*„...das Resultat der ihretwegen veranlassten Verhandlung gnädigst beschleunigen, sodann aber in offiziellem Wege der betreffenden Behörde zu bedeuten geruhen.“*

Über die Entschließung des Kaisers liegt keine Information vor. Doch Fürst von Metternich nahm sich in einer diplomatischen Note an den bayerischen Gesandten der Dalbonne auf das Wärmste an und bat den Souverän,

*„...geneigtest dahin wirken zu wollen, dass die betreffende königlich-bayerische Gerichtsbehörde veranlasst werde, ehemöglichst und auf eine offizielle Weise sich in Betreff der wegen der Kaspar Hauserschen Angelegenheit in Ungarn stattgehabten Einvernehmungen zu erklären, und wie vermöge der vorliegenden Daten vorausgesetzt werden darf, die Nichtigkeit der Anzeigen des Dompredigers Müller auszusprechen.“<sup>271</sup>*

Damit war in Österreich auf allerhöchsten Befehl hin die Affäre ein für allemal erledigt! Graf von Reviczky fasste die Ergebnisse des ungarischen Verfahrens mit den Worten zusammen:

*„Es werde zur höchsten Gewissheit, dass die Dalbonne mit den Schicksalen des Caspar Hausers in keinen Verhältnissen stehe.“*

Auf diese frohe Botschaft hin genas die Dalbonne, nachdem sie erfahren hatte, dass sie straffrei davonkomme, wie durch ein Wunder komplett von ihrer schweren Paranoia! Was aus ihr später wurde, konnten wir nicht in Erfahrung bringen; ihre Spuren verlaufen sich in Stuhlweißenburg und im Komitat Neutra.

**Die österreichische „Aufklärung im Geheimen“ bestand also am Ende in ungenierter Vertuschung und Niederschlagung. Der Kronzeuge Johann Samuel Müller, dem wir im Gegensatz zu Hans Sittenberger nicht zuletzt wegen dieses skandalösen Umgangs Glauben schenken, blieb chancenlos!**

Bleibt nachzutragen, dass in den Wiener Archiven ein Gutteil der Dokumente zu den Pfarrern Würth und Müller, welche dort unter dem merkwürdigen Sigel „*Varia Baden*“ aufbewahrt und von Sittenberger seinerzeit noch eingesehen worden waren, inzwischen verschwunden ist. Den Rest der Akten haben wir inzwischen öffentlich gemacht.<sup>272</sup>

Wie verhielten sich damals die bayerischen Ermittlungsorgane?

Das Präsidium des K. B. Appellationsgerichtes in Ansbach erhielt am 17. Mai 1839 aus dem Staatsministerium der Justiz in München den ministeriellen Befehl, einen offiziellen Beschluss zu erlassen, der die Anna Dalbonne – wohlgermerkt ungesehenerweise! - von jeglicher Schuld freisprach:<sup>273</sup>

*„Vom Staatsministerium der Justiz erhält das Präsidium des k. Appellationsgerichtes anliegend eine Vorstellung der Anna Dalbonne nebst Abschrift einer Note des k. k. Staatskanzlers Fürsten von Metternich, das Gesuch der Dalbonne betreffend, die Gerichte in Ungarn in Kenntnis zu setzen, dass gegen sie kein Verdacht einer Theilnahme an den gegen C. H. begangenen Verbrechen obwalte, und dass die Anzeige des Dompredigers Müller gegen sie ebenfalls nichts enthalte, wodurch ein Verdacht gegen sie begründet werde. Das Präsidium des k. Appellationsgerichtes hat das Untersuchungsgericht zu veranlassen, dass es deshalb eine die Dalbonne beruhigende Erklärung an die Gerichte in Ungarn erlasse. Das unterzeichnete k. Staatsministerium erwartet hierüber die erforderliche Anzeige, um der k. k. österreichischen obersten Staatsbehörde deshalb die verlangte Mittheilung machen zu können.“<sup>274</sup>*

271 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 261.

272 Komplett wiedergegeben unter: <http://www.robl.de/hauser/wienerakten.html>.

273 Meyer, Mitteilungen, S. 552, Fußnote.

274 Meyer, Mitteilungen, S. 552.

Gerichtspräsident Paul Anselm von Feuerbach, der zuvor noch die Ermittlungen gutgeheißen und Johann Samuel Müller durchaus ernst genommen hatte, kam hierauf am 28. Mai 1830 dem Befehl aus München unter einer persönlichen 180°-Wendung nach. Wenige Tage später ging eine Abschrift desselben an Metternich, mit der Mitteilung,

*„... daß durch conclusum ad acta des Kreis- und Stadtgerichtes Nürnberg dato 25. Mai l. Js. die von dem Domprediger Müller erhobenen Denunciationen für durchaus haltlos, unglaubwürdig und keiner weiteren rechtlichen Berücksichtigung würdig erklärt worden sind, überdieß durch Bericht des mehrerwähnten Kreis- und Stadtgerichtes von demselben Datum bei dem hiesigen Gerichtshofe der vorläufige Antrag gestellt worden ist: Das königliche Appellationsgericht möge gegen den Domprediger Müller wegen Verleumdung bei der ihm vorgesetzten Gerichtsbehörde die erforderliche Untersuchung veranlassen ...“<sup>275</sup>*

In Bayern überstieg man also das österreichische Vorgehen noch und entschloss sich sogar, den Spieß umzudrehen: Geplant war jetzt ein Prozess gegen Johann Samuel Müller wegen Verleumdung, welcher allerdings in der Folge nicht zur Ausführung kam!

**Was, so fragen wir uns, gab der bayerischen Regierung überhaupt Anlass, einer weit entfernt und nicht in ihrem Zuständigkeitsbereich lebenden Frauenperson, die sie persönlich nie untersucht hatte, einen derartigen Freiheitsbrief zu erteilen?**

**Es bleibt nur ein Schluss: Die Dalbonne war eine wertvolle Agentin, und sie wusste um Dinge, die weder in Bayern noch in Österreich je an den Tag kommen sollten!**

Hans Sittenberger berichtete ebenfalls vom dubiösen und letztlich wenig rechtskonformen Verhalten Feuerbachs und schildert dabei ein gewisses, wenn auch viel zu schwaches Aufbegehren desselben:

*„Die Briefe des Johann Samuel Müller ließ Feuerbach als Präsident des Appellhofes im üblichen Instanzenzuge dem Nürnberger Kreis- und Stadtgericht übermitteln und erteilte den Auftrag, nach Vorschrift des Gesetzes das Weitere zu veranlassen. Wie wenig er persönlich der Sache trauete, geht schon daraus hervor, dass er die Weisung erteilte, Müller nur als Denunzianten und nicht als Zeugen, d. h. also unbeeidet zu vernehmen. In einem Bericht an den Justizminister sagte er übrigens ausdrücklich, die Anzeigen schienen eher in einem Augenblicke des Hasses gegen gewisse Personen gemacht als geeignet, den Urheber des Verbrechens zu entdecken ...“<sup>276</sup>*

Die in den beiden letzten Sätzen wiedergegebene Interpretation Sittenbergers gibt aber nur Meinung des bayerischen Außenministers **Joseph von Armansperg** über Anselm von Feuerbach wieder, enthalten in einem Brief vom 16. März 1830 an den bayerischen Gesandten in Wien, Franz Gabriel Grafen von Bray. Er kann also nur bedingt als Beweismittel in Bezug auf Feuerbach herhalten.

Dass Gerichtspräsident Feuerbach, der zuvor die Anzeige Müllers ernst genommen hatte, tatsächlich hinter dem gerichtlichen Einknicken in Bayern stand, stellt allerdings auch einer seiner Briefe an Gottlieb Freiherrn von Tucher, vom 29. März 1830, in den Raum. Der Protestant Feuerbach spricht hier von „*schauderhafter calumnia*“ (übelster Verleumdung) und „*gesteigertem Religionsfanatismus*“ des Johann Samuel Müller, sich selbst stellt er als „*Mitakteur des Stücks, das hier gespielt wird*“ und als ein aus erster Hand „*Eingeweihter*“ dar.<sup>277</sup>

**Woher will Feuerbach das alles so genau gewusst haben? Mit Johann Samuel Müller hat er jedenfalls nie ein Wort gewechselt!**

Auch von einem persönlichen Treffen Feuerbachs mit der Dalbonne ist uns nichts bekannt. Sollte der fähigste Kriminalist Bayerns den haarsträubend oberflächlichen und vorverurteilenden Berichten der Untersuchungsorgane in Ungarn und Bayern wirklich Glauben geschenkt haben?

---

275 Der Beschluss ist komplett wiedergegeben unter: <http://www.robl.de/hauser/wienerakten.html>.

276 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 226.

277 Mayer-Tradowsky, S. 402.

Unseres Erachtens ist das relativ unwahrscheinlich!

Feuerbachs demonstrativer Gesinnungsumschwung spricht dafür, dass er unter massivem Druck seiner eigenen Regierung oder des Königs stand, zumal er im Schreiben an Gottlieb von Tucher zugab, dass es Fürst von Metternich gewesen war, der persönlich am bayerischen Hof interveniert hatte. Man kann zwischen den Zeilen lesen, dass Feuerbach hierauf den dringenden Wink von oben erhielt, die Gerüchte in Nürnberg, Wien und Budapest umgehend zum Verstummen zu bringen! Dem Nürnberger Ziel kam er durch das Schreiben an den Freiherrn von Tucher nach. Dabei hatte Anselm Feuerbach noch unmittelbar zuvor, nach Erhalt der Briefe Müllers, ganz anders reagiert und im Januar 1830 bei begründetem Anfangsverdacht umgehend und vor allem selbst das amtliche Untersuchungsverfahren in dieser Angelegenheit beim Stadt- und Kreisgericht Nürnberg beantragt. Wenn er 4 Monate später, am 22. Mai 1830, nun das Untersuchungsgericht „im Namen des Königs von Bayern“ unwirsch aufforderte, endlich seinen Beschluss anzuzeigen und damit die Sache zu Abschluss zu bringen, dann belegt dies auf jeden Fall den Druck auf seiner Person! Prompt kam drei Tage später der Antrag zurück, man wolle anstatt gegen die Dalbonne und Würth nunmehr gegen den Domprediger Müller, der zuvor etliche eidesstattlichen Erklärungen angeboten hatte, „wegen Verleumdung“ vorgehen!<sup>278</sup>

**Die geheimen ministerialen Absprachen zwischen den Ländern hatten also gegriffen, das Appellationsgericht Ansbach hatte auf Wunsch Wiens und Münchens gespurt und dies, obwohl formaljuristisch Österreich gar kein Recht hatte, Bayern irgendwelche Verfahrensweisungen zu geben!**

Hören wir hierzu den Hauser-Forscher Kurt Kramer:

*„Die Anzeige des Konvertiten Johann Samuel Müller hatte also auf allerhöchste Anweisung als 'Nichtigkeit' zu gelten. Genaugenommen eine Frechheit, denn Österreich hatte kein Recht, einer bayerischen Gerichtsbehörde Anweisungen zu geben. Hinter Metternich aber stand der Kaiser, der seit dem Wiener Kongress keinerlei Befugnisse hatte, einem anderen deutschen Fürsten, in diesem Falle dem bayerischen König, Weisungen zu erteilen. Es gab keine römisch-deutsche Kaiserwürde mehr! Weisungsbefugnisse hatte der Kaiser anderen Fürstlichkeiten gegenüber nur noch in seiner Eigenschaft als Leiter des Deutschen Bundes. Oberster Amtsträger war der Bundestag in Frankfurt. An diesem Faktum sollte man nicht vorbeigehen. Aber Feuerbach, der Präsident des Appellationsgerichtes, wie dessen oberster Herr, der bayerische König, verstanden sehr wohl den Wink aus Wien. Hier ging es nicht um das Wohl und Wehe, um die echten oder gestellten Nervenzusammenbrüche einer unbedeutenden Gouvernante. Es ging wieder einmal um höhere Beträge, um hohe Politik. Die im Wanken begriffenen monarchischen Systeme Deutschlands durften durch nichts erschüttert werden. Auch nicht durch eine kleine Gouvernante, an der sich der Hauser-Fall auf eine explosionsartige Weise entzünden könnte, ja entzünden würde ...“<sup>279</sup>*

Die damaligen Ereignisse werfen ein bezeichnendes Licht auf das gestörte Verhältnis zwischen Judikative und Exekutive im noch jungen Königreich Bayern! Nicht nur in Österreich, auch in Bayern wurden die Ermittlungen alsbald eingestellt und das förmliche Verfahren mit Aktenschluss am 13. September 1831 für beendet erklärt!<sup>280</sup>

Die eigentlichen Hintergründe, welche Gerichtspräsident Paul Anselm von Feuerbach so eigenartig nachgiebig hatten reagieren lassen, werden wir in einem späteren Kapitel aufarbeiten.

---

278 Linde 1, S. 212.

279 Kurt Kramer: Kaspar Hauser - Kein Rätsel unserer Zeit, Ansbach 1978, Kap. 5. Online <http://www.kaspar-hauser-infos.de>

280 Pies, Dokumentation, S. 198.

## **Der von Müller genannte, bei den Ermittlungen übergangene Mittäterkreis**

Die Sache um Johann Samuel Müller und die Dalbonne hatte sich trotz des Willens der Behörden nicht geheim halten lassen, und schon gleich nicht in Ungarn:

*„In Hungarn, wo nichts geheim betrieben wird, sind die Dinge sogleich ruchbar geworden.“*

So schrieb der Hofkanzler von Reviczky am 25. Februar 1830 an den österreichischen Gesandten in München, Graf von Spiegel. Hans Sittenberger fiel dabei Eigenartiges auf:

*„In Pest ebenso wie in Pressburg sprach man in allen Häusern, auf allen Gassen davon, das Gerede drang in die Zeitungen, zunächst in die ungarischen, und verbreitete sich bald in alle Welt. Dabei ergab sich aber etwas höchst Merkwürdiges. Die Anzeigen Müllers verwiesen doch eigentlich nach Oberösterreich und Franken, von Ungarn war in ihnen nur nebenher die Rede; dennoch hieß es allgemein, die Spuren, die man entdeckt habe, führten nach Ungarn, hier sei Hauser vermutlich geboren, er sei wahrscheinlich der Sprössling einer ungarischen Adelsfamilie. Die Herren Lambert, Mayer, Leidel usw. traten ganz in den Hintergrund ...“<sup>281</sup>*

Diesem Urteil können wir uns anschließen; wir werden die Hintergründe weiter unten in einem eigenen Ungarn-Kapitel diskutieren. Was die Polizei von Oberösterreich anbetrifft, welche dem von Müller angezeigten Täter-Quartett nachgehen sollte, so darf man ihr allerdings keinen Vorwurf machen. Die Verdächtigen waren vor Ort nicht mehr greifbar, da sie kurz nach 1816 aus politischen Gründen nach Bayern zurückgekehrt waren – der Aktuar Mayer nach München und Roding, der Advokat Lampert nach Rosenheim, die evangelischen Pfarrer Würth und Leydel in ihre Heimat Franken.

Nachdem es die damaligen Gerichte sträflich versäumt haben, befassen wir uns im Folgenden ein wenig mit den zugehörigen Einzelheiten:

Von dem Verbrechen hatte der in Rutzenmoos als Pastor tätige Johann Samuel Müller erstmalig in oder bei Vöcklabruck erfahren, einem Ort im Hausruck-Viertel, welcher wie Wanghausen und Burghausen zwischen 1810 und 1816 zum bayerischen Salzachkreis gehörte und nur ca. 70 km von diesem entfernt lag. Dort also wurde das Komplott der Beseitigung eines Kindes besprochen, und wenigstens eine der inkriminierten Personen soll später vorübergehend nach Burghausen gewechselt sein.

Es handelt sich um den Landgerichts-Aktuar **Karl Mayer** (alias *Carl Mayr.*)<sup>282</sup> Seine Mitverschwörer waren der protestantische Pfarrer **Ludwig Würth** von Vöcklabruck/Pichlwang, der protestantische Pfarrer von Attersee namens **Adam Leydel** und der Vöcklabrucker Landgerichts-Advokat **Christian Lampert**.

---

281 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 237f.

282 Das von Müller einmalig referierte „von“ erscheint später nicht mehr.

## Der Pfarrer Ludwig Würth

Es ist der ausgezeichneten Lokalforschung von Vöcklabruck zu verdanken, dass dort nicht nur der Aktuar Mayer, sondern auch die Pastoren Johann Samuel Müller und Ludwig Würth als historische Personen verbürgt sind. So erfahren wir von letzterem durchaus mehr als seinen Namen:

*„Zugleich mit der Zuweisung der Kirche in Pichlwang erhielt die evangelische Gemeinde auch die Erlaubnis, als Pfarre eine Schule zu unterhalten. Als erster evangelischer Pfarrer wurde Ludwig Würth, Pfarrvikar aus Markt Weidenbach in Bayern, bestellt. Die evangelische Gemeinde mietete für ihn ein geräumiges Haus in der Vorstadt, Richtung Schöndorf, in dem der obere Stock dem Pfarrer als Wohnung diente, während ebenerdig die Schule eingerichtet wurde. Der neue evangelische Pfarrer wurde vom königlich-bayerischem Landgericht Vöcklabruck am 14. März 1813 feierlich eingesetzt.*

*Er bekam als Pfarrer und Schullehrer den für die damalige Zeit sehr namhaften Gehalt von 615 fl. 30 kr. jährlich, von dem 200 fl. aus dem Kreisschulldotationsfonds, 300 fl. aus den Überschüssen des zentralisierten protestantischen Kirchenvermögens und 115 fl. 30 kr. von der Pfarrgemeinde stammten. Da der evangelische Pfarrsitz eine knappe Gehstunde von der Kirche in Pichlwang entfernt war, bestand eine Parallele zur räumlichen Trennung, die bis 1784 zwischen dem katholischen Pfarrhof im Dörfel und der Pfarrkirche in Schöndorf gegeben war ...*

*Die Pfarrgemeinde bestand aus rund 400 Seelen, die aus allen Richtungen zur Kirche kamen und in einer Entfernung bis zu drei Gehstunden wohnten. Die evangelische Schule nahm im Sommer 1813 mit 30 bis 40 Schülern den Unterricht auf ...*

*Als im Mai 1816 Vöcklabruck zusammen mit den abgetretenen Teilen des Hausruck- und des Innviertels wieder nach Österreich zurückkehrte, sollte Pfarrer Würth, der dem Kaiser den Huldigungseid leistete, übernommen werden.*

*Entgegen den Versprechungen der österreichischen Regierung wurden aber bald den Pfarrgemeinden alle Begünstigungen, die von der bayerischen Regierung gewährt worden waren, wieder aufgehoben. Der Pfarrgehalt wurde gestrichen, die Stolgebühren mussten abgeführt und die Pfarrmatrikeln dem katholischen Pfarramt herausgegeben werden. Taufen durften nur mehr vom katholischen Pfarrer vorgenommen werden.*

*Da Pfarrer Würth diesen demütigenden Zustand nicht länger ertragen konnte, kehrte er in seine bayerische Heimat zurück ...<sup>283</sup>*



Abb. 96: Die von den Einheimischen verballhornt „Schimmelkirche“ genannte, altehrwürdige Simultan-Kirche von Pichlwang liegt ca. 3,75 km Luftlinie von Vöcklabruck entfernt. Die um 1500 errichtete, dem Heiligen Andreas geweihte Kirche liegt auf einer Anhöhe südwestlich von Vöcklabruck und ist noch heute in dem Zustand, in dem sie 1813 Pfarrer Ludwig Würth aufgefunden hat.

Nach einem Antrag des Konsistoriums in Wien bestimmte ein Hofkanzlei-Dekret vom 13. Januar 1818, dass der Pastor von Rutzenmoos verpflichtet sei, einmal im Monat einen Gottesdienst in der Pichlwanger Kirche abzuhalten. Während Pastor Johann Samuel Müller diesem Auftrag für kurze Zeit noch nachge-

283 Karl Schimik: Die Evangelische Gemeinde A. C. Vöcklabruck von der Reformationszeit bis zur Gegenwart, Vöcklabruck 1895, S. 25ff. Franz Satzinger: Vöcklabruck - Stadtgeschichte, von den Anfängen bis 1850, Vöcklabruck 2006, S. 396. Künftig abgekürzt mit Schimik, Gemeinde Vöcklabruck.

kommen war, weigerte sich sein Nachfolger Johann Georg Blank unter dem Druck des Rutzenmooser Gemeindevorstands, zu einem Gottesdienst oder einer sonstigen Amtshandlung nach Pichlwang zu kommen.<sup>284</sup> Mehr zu diesem Pfarrer Blank weiter unten!

Sittenberger war also klar einem Irrtum aufgesessen, wenn er schrieb, aus den österreichischen Akten gehe nicht einmal mit hinreichender Klarheit hervor, ob der Pfarrer Würth überhaupt je existiert habe! Am geschicktesten hätte er Würth dort gesucht, wohin er sich nach 1816 aus dem Hausruck-Viertel zurückbegeben hatte, nämlich in seiner Heimat Franken. Die Hauser-Forscherin Sylvia Kemming übermittelte uns freundlicherweise zum Pfarrer Ludwig Würth ergänzende Hintergrundinformationen, rekrutiert aus dem Archiv der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Bayern (Würths Personalakte), aus dem Matrikelbuch der Universität Erlangen, aus der Schrift des Pfarrers Karl Schimik aus Vöcklabruck und aus dem Oberösterreichischen Landesarchiv:

*„Der Pfarrer Würth hieß eigentlich Johannes Christoph Sigmund Friedrich Ludwig Würth; auf seinen Buchtiteln schrieb er diesen seinen vollen Namen aus. Er wurde am 21. August 1786 als Sohn des Pfarrers Johannes Julius Carolus Würth in Vestenberg im Kreis Ansbach geboren. Er besuchte das Gymnasium in Ansbach, worüber er eine Schrift 'Leben eines Gymnasialschülers' geschrieben haben soll. Am 20. Oktober 1804 immatrikulierte er sich für das Fachgebiet 'Evangelische Theologie' an der Universität Erlangen, am 25. April 1807 an der Universität Altdorf. Am 30. November 1807 wurde er Vikar in Crailsheim, 1811 Vikar in Weidenbach im Kreis Ansbach.*

*Ende Januar 1813 traf er im damals bayerischen Vöcklabruck ein, wo er am 14. März als Pfarrer und später als Lehrer der 400-Seelengemeinde eingeführt wurde und bis im Sommer 1816 blieb. Der Vöcklabrucker Pfarrer Karl Schimik verfasste 1895 die Schrift 'Die evangelische Gemeinde A.C. Vöcklabruck von der Reformationszeit bis zur Gegenwart', in der er Würths Schrift von 1825 verwendete. Dadurch kann man indirekt etwas über diese Zeit erfahren: Würth muss in Vöcklabruck einige Auswüchse fanatischer Sekten miterlebt haben, was ihn sicher in seinem Liberalismus bestärkte: Ein gewisser Priester Pöschl, der den auf Napoleons Befehl hingerichteten Nürnberger Verleger Palm zur Hinrichtung begleitet hatte, erlebte dieses und die Verwüstungen der napoleonischen Armee als Strafergericht Gottes, welches Buße erfordere, und gründete deshalb eine radikale Sekte. Von den Pöschlianern spaltete sich eine noch radikalere Sekte ab, die Teufelsaustreibungen praktizierten, welche in 1817 Morden gipfelten.*

*Am 7. Juni 1816 wurde Würth in Folge der unerträglichen Verhältnisse in Vöcklabruck wieder nach Bayern zurückversetzt, zunächst nach Martinsheim und Oberickelsheim im Kreis Kitzingen in Unterfranken. Zuvor traf er sich mit Freunden und Verwandten in Ansbach.*

*Im Jahr 1817 heiratete Ludwig Würth die Professorentochter Anna Maria Regina Mannert, die damals wahrscheinlich in Landshut lebte, wo ihr Vater, Konrad Mannert, 1807 Professor geworden war. Erst im Jahr 1826 wird dieser nach München gehen. Von Anna Maria Regina Mannert bekam der Pfarrer drei Söhne; ein weiterer Sohn verstarb früh.*

*Im Jahr 1826 veröffentlichte Ludwig Würth das Buch 'Die protestantische Pfarrei Vöcklabruck von 1812 bis 1825', Marktbreit, 1825, erweiterte Auflage Nürnberg 1826. Im Januar 1829 erschien der erste Band seines zweibändigen*



Abb. 97: Reisebuch Ludwig Würths, Band 1, Deckblatt.

284 Satzinger, a. a. O., S. 396f.

Werks 'Spaziergang an das Mittelmeer', Teil I: 'Durch die Schweiz nach Genua, mit malerischen Ansichten' (lithographierten Zeichnungen Würths), Reiseplan und Faltkarten. Das Buch erschien in Nürnberg beim Verlag Riegel und Wießner.

Im Jahr 1830 wurde Ludwig Würth Stadtpfarrer, Dekan, Distrikts-Schulinspektor und Stiftungsadministrator in Leipheim. Ein Jahr später erschien der zweite Band seines 'Spaziergangs an das Mittelmeer, von Venedig über Triest durch die Steyermark, das Salzkammergut und Salzburg'. Das Werk beruht auf zwei Fußwanderungen nach Italien (bis Triest).

Im Jahr 1832 soll er Aufsätze in der allgemeinen Kirchenzeitung veröffentlicht haben. Im Jahr 1833 schrieb Ludwig Würth die Synodalrede 'Über die Geltung des kleinen Katechismus Luthers als feststehende Lehrnorm der evangelisch-protestantischen Kirche mit Rücksicht auf den zur Berathung der Generalsynoden in Ansbach und Baireuth sämmtlichen Decanen und Pfarrern der beiden Consistorialbezirke mitgetheilten Katechismusentwurf'.

Aus dieser Arbeit kann man ziemlich viel über Würths Einstellung erfahren: 'Jesuiten, Hierarchie, mystische Schwärmerei und Pfaffentum in und außer der protestantischen Kirche wird es nimmer gelingen, die christliche Welt zu verdimmen.' Er spricht im Weiteren vom 'finsternen Geist voriger Jahrhunderte', vom Hervorziehen von 'unter dem Schutt der Zeit längst vergrabenen Dogmen', von Verdächtigen, Verurteilen und Verketzern gerade derjenigen, die sich am meisten um die Kirche verdient gemacht hätten, durch 'blinde Eiferer, die Licht und Freiheit als eine gefährliche Opposition betrachten und zum romantischen Helldunkel des Mittelalters zurückkehren wollen', von 'verketzerndem Fanatismus', 'Kleinlichkeitsgeist', 'Obskurantismus', 'blindem Glauben und blindem Gehorsam', Bekehrungssucht usw.

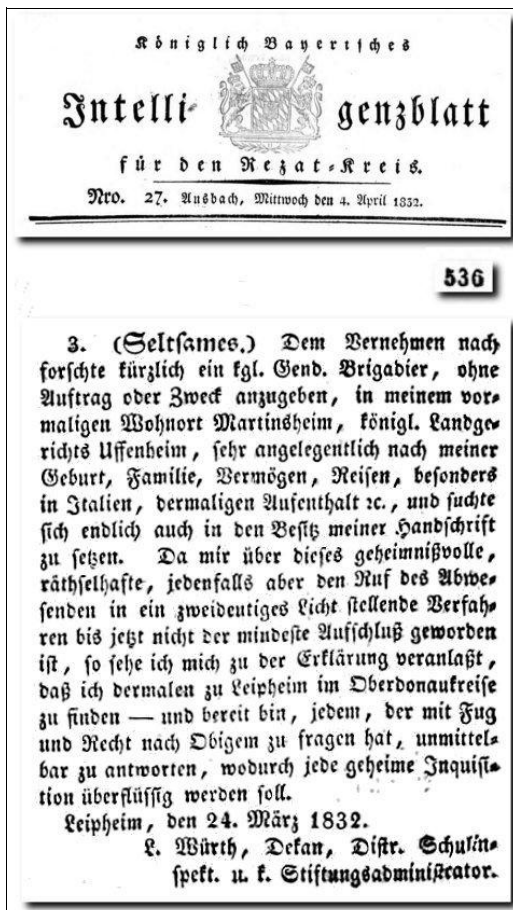


Abb. 98: Die Anzeige Ludwig Würths.

Aus dem Jahr 1833 ist auch noch eine Predigt von ihm erhalten: 'Des Vaterlandes Wünsche bei der gesegneten Erhöhung seines Königssohnes'. Im Jahr 1854 wurde Würth 'von der Führung des Dekanats entbunden'. Im Januar 1866 starb seine Frau, er folgte ihr am 22. März 1866 in Leipheim ins Grab nach. Hierbei ergibt sich eine Diskrepanz zu den Angaben Johann Samuel Müllers, dem zufolge Ludwig Würth ja schon 1830 verstorben wäre. Johann Samuel Müller war hier offensichtlich einer Fehlinformation aufgesessen ...<sup>285</sup>

Bleibt unsererseits zu ergänzen, dass nach eigenen Angaben Ludwig Würth auch in den Jahren zwischen 1813 und 1816 eine Reise nach Triest gemacht haben muss, was in Zusammenhang mit Kaspar Hauser durchaus bedeutsam sein kann, und dass sich Ludwig Würth am 4. April 1832 mit einer öffentlichen Anzeige im k. b. Intelligenzblatt für den Rezatkreis offen über die „geheime Inquisition“ eines k. b. Gendarmerie-Brigadiers in seinem vormaligen Wohnort Martinsheim beklagte (Hickel?). Also war doch noch ermittelt worden, allerdings mehr oder weniger verdeckt.

Da wir, wie im Folgenden aufzuzeigen sein wird, den Pfarrer Würth im Fall Hauser entgegen seiner Attitüde in besagter Anzeige keineswegs für unschuldig halten, müssen wir ihm bei dieser direkt in Ansbach lancierten Mitteilung eine gehörige Portion Raffinesse und Chuzpe bescheinigen: Wie von ihm angestrebt, werden die Ermittlungen

eingestellt worden sein, noch ehe sie ein Ergebnis zeitigten!

285 Sylvia Kemming, persönliche Mitteilung.

## Der Publizist Eduard Maria Oettinger

In Zusammenhang mit dem Pfarrer Würth mutmaßte Johann Samuel Müller, dass eine weitere Person zum Verschwörer-Zirkel gegen Kaspar Hauser gehört haben könnte, nämlich der Journalist Eduard Maria Oettinger. Müller war aufgefallen, dass dieser in einer Zeitungsannonce zu seiner neuen satirischen Zeitschrift „Das Schwarze Gespenst“ in München dieselben Phrasen und Denkinhalte an den Tag gelegt hatte, wie der Pfarrer Würth anlässlich eines Besuchs in Wien im Jahr 1828. Dies ist für uns Grund genug, dem Sachverhalt auf den Grund zu gehen.

Hier zunächst Müllers Äußerungen in seinem Brief an das Ansbacher Appellationsgericht vom 12. Januar 1830:

„Wenn mich meine Vermutung nicht täuscht, so ist Oettinger in München, der sich unlängst in der allgemeinen Zeitung als der Herausgeber des Schwarzen Gespenstes ankündigte, in welcher Schrift es besonders über den Mystizismus, Obskurantismus und Pietismus hergehen soll, auch von der Bande – wenigstens kommen in seiner Ankündigung Phrasen vor, deren sich Pfarrer Würth vor zwei Jahren in Wien bedient hat, z. B. wenn von Leuten die Rede ist, die zu hoch wohnen, als dass man ihnen bequem beikommen könne, oder wenn Herr Oettinger sagt, dass er weiter nichts als Herr seiner fünf Sinne und seines Gänsekiels sei u. s. f.“<sup>286</sup>

Es folgt eine Annonce aus der Cotta'schen „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, die Müllers Angaben bestätigt.

<p style="text-align: center;"><b>Litterarische Anzeigen.</b></p> <p>(1459) <b>Das Schwarze Gespenst</b> oder <b>humoristisch-satyrische Knallfidibus</b> aus der Brieftasche eines in tausend Gestalten herumwandelnden Journalisten.</p> <p>Ein wahrheitsliebender Journalist ist hingeschoben und von einem bösen Geiste zur Strafe, daß er der Fahne der verpönten Wahrheit diene, verurtheilt worden, so lange auf Erden heimlich als Gespenst herumzuwandeln, bis die Rode ankömmt, daß Wahrheit nicht bestraft, sondern belohnt werden muß.</p> <p>Auf diese Weise ist der arme Journalist in eine Lunte geraten, die ihn bergestalt angezündet hat, daß er jetzt als schwarzes Gespenst umgehen muß.</p> <p>Zum Glück hat es vom Obersten des Geistes, welches die Erlaubniß erhalten, ein Blatt begründen zu dürfen, das durch die Fabel der Aufklärung eine Nacht hellen soll, welche durch Mysticismus, Obscurantismus, Pietismus und andere schwindelerregende Dünste erzeugt ward. Nur dann, wenn dem Gespenst bis gelangen ist, soll es von seiner Plage erlöst werden.</p> <p>Satyre, Ironie und Verärgelung haben ihm zum leichtern Gelingen seines Planes, folgende Talismane verliehen:</p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1) Einen Metamorphosen-Domino, durch dessen Zaubertrast das Gespenst sich in jede ihm beliebige Form und Materie, bald in einen Schoßhund, bald in einen Fiakerwagen, bald in ein Freibillet u. s. w. verwandeln kan.</li> <li>2) Ein Paar Bierzechmellenstiefel, das die magische Kraft besitzt, das Gespenst in einer Minute über Berge und Ströme vierzehn Meilen weit zu führen.</li> <li>3) Einen Zauberhut, durch dessen Wunderkraft das Gespenst so groß, wie der Stephansturm in Wien, oder wie die Furcht gewisser Herren vor dem Santschu der Pressfreiheit, und wieder so klein wie eine Milbe, oder wie das Verdienst eines Hof-Beleanderts-Docten werden kan.</li> </ol>	<p>Ausgestattet mit diesen drei Talismanen wird er Expeditionen durch alle Welten, Länder und Städte machen, sich unter immer wechselnden Gestalten in Paläste, Kämter, Bureaux, Kirchen, Schulen, Gärten, Theater und andere Vergnügungsorte einschleichen, und Menschen, die hier und da nicht zugänglich sind, mögen sie auch noch so hoch wohnen, durch die Fenster beobachten und belauschen.</p> <p>Das Wertwürdigste von den mitternächtlichen Kreuz- und Querzügen des schwarzen Gespenstes wird der Unterzeichnere, als dessen Sekretair, öffentlich mittheilen.</p> <p>Auch theilt jede Nummer unter der Rubrik <b>Allgemeine Lügenzeitung</b> Berichte mit, welche theils satyrisch, theils ironisch die Begebenheiten auf dem Welttheater verköllern.</p> <p>München, am 23 Dec. 1829.</p> <p>Eduard Oettinger, (Guido Dettanère) keines Hofes Rath, keines Ordens Ritter, keiner Fakultät Doctor, keiner Academie Präses, keiner Kunst Magister, keiner gelehrten Gesellschaft Mitglied, keines Comtes Anwarts, keines Theaters Aktien-Inhaber, keines Rittersguts Besizer, kurz nichts als Herr seiner fünf Sinne, seines Gänsekiels und verantwortlicher Redacteur des Tagblattes: „das schwarze Gespenst.“</p> <p>Vom 1 Januar 1830 erscheint dieses „Gespenst“ (den Montag ausgenommen) alle Tage in einem Viertelbogen; Format, Papier und Druck, wie die Ankündigung. Pränumeration mit vier Gulden auf ein ganzes Jahr nimmt die Rößl'sche Kunst- und Schreibmaterialienhandlung (Kaufingerstraße Nr. 1013.) und der Redacteur (Barerstraße Nr. 270.) an. Auch kan man daselbst auf ein Viertel- und ein Halbjahr pränumeriren. Auswärtige wenden sich an die löbl. Postämter, oder an Buchhandlungen, die ihre Bestellung bei der litterarisch-artistischen Anstalt in München, welche die Kommission übernommen hat, zu machen belieben.</p> <p>München, den 23 Dec. 1829.</p> <p style="text-align: right;">Rößl'sche Kunsthandlung.</p>
--	---

Abbildung 99: Ausschnitt aus der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, Beilage Nr. 4, 4. Januar 1830, S. 16. Der Umbruch ist um der besseren Darstellbarkeit willen geändert.

286 Linde 1. S. 204f. Bei dem „u. s. f.“ wissen wir leider nicht, ob es sich um eine Auslassung von der Lindes handelt oder ob Müller selbst abgekürzt hat.



Was der Pfarrer Ludwig Würth weiland in Wien öffentlich von sich gab (in Wort oder Schrift?), wissen wir nicht. Dass es sich aber bei den Angaben Johann Samuel Müllers um authentisches Gedankengut Würths handelte, lässt sich bei Würth zumindest am Begriff des Obskurantismus nachweisen:

*„...wie soll auf diese Weise Erleuchtung unter dem Volke aufgehen, über das, was der Mensch als vernünftiges und durch das Christenthum beglücktes Wesen, ist und soll und wird. Doch dies will ja überhaupt der Geist der Finsternis und des Obskurantismus nicht, denn je blinder der Glaube, desto blinder der Gehorsam, und desto sicherer die Erreichung tyrannischer Absichten und Zwecke ...“<sup>287</sup>*

*„Pünktlich im Geschäft, treu dem Throne, treu im Hause, dienstbar dem Vaterlande, geistesfrei und kräftig auf dem Felde der Wissenschaft, durchdrungen von religiösem Sinne, weise und besonnen in der Gemeinde, würdig in der gebildeten Gesellschaft, makellos vor Jedermann im Wandel wird es uns dann nicht an Muth und Kraft gebrechen, zur entscheidenden Stunde der Wahrheit das Zeugnis zu geben. Als bestes Gegengewicht aber gegen Obskurantismus lassen Sie uns besonders den Wissenschaften leben, die das sicherste Palladium unseres Standes, zur Bewahrung seiner Wirksamkeit und Achtung sind ...“<sup>288</sup>*

Zum Vergleich nebenstehend eine satirische Theaterannonce aus dem „Schwarzen Gespenst“, in der Eduard Maria Oettinger die Würth'sche Thematik den Formulierungen Müllers nach bestätigt. Zu diesem Zeitpunkt war übrigens Oettinger in München bereits vorbestraft und stand kurz vor seiner Ausweisung aus Bayern.

Pejorative Begriffe wie „Obskurantismus“ oder „Jesuitismus“ waren damals weitverbreitete Schlagworte aufklärerischer Kreise; ihrer bedienten sich, um bei dem hier vorgestellten Personenkreis zu bleiben, z. B. auch der Metternich-Vertraute Friedrich Gentz oder der Historiker und Ex-Illuminat **Heinrich Ritter von Lang**, wobei besonders letzterer in seinen Nähe zu Karl August von Hardenberg, mit dem er zusammen Mitglied in der Freimaurer-Loge „Zum Weißen Pferd“ in Hannover war, zu den frühen Anti-Hausarianern gerechnet werden muss, die sich nicht einmal entblödeten, über den toten Kaspar Hauser an dessen frischem Grab herzuziehen. Speziell vor der Inthronisation König Ludwigs I. in Bayern ließ sich der protestantische-erleuchtete „Aufklärer“ zu einem Pamphlet gegen den Jesuitismus hinreißen – quasi als Warnung auf den neuen Regenten gemünzt. Mit solchen Schreiben kam auch ein von Lang dem Würth'schen Gedankengut sehr nahe.

**Das**  
**SCHWARZE, GESPENST.**

Redigirt  
von  
**Eduard Oettinger's Schatten.**

---

Donnerstag      **N<sup>ro</sup>. 48.**      25. Februar 1830.

---

**Theaterzettel.**

Heute wird auf dem großen Welt-Theater aufgeführt:  
**Unsere Zeit.**  
Großes Volks-Melodram in 415 Abtheilungen.

---

**Personen.**

Constitution, ein bianer Nebelgeist.  
 Pressefreiheit, die Schutzgöttin des Landes.  
 Kultur, eine langsame Rabame.  
 Humanität }  
 Liberalität } drei entgeizte Prinzessinnen.  
 Egalité }  
 Toleranz, eine Unbekannte.  
 Obskurantismus }  
 Mysticismus } drei Furien.  
 Pietismus }  
 Politik, eine betrunkene Weibsperson.  
 Journalfikt, eine verkannte Unschuld.  
 Kritik, eine Gedächtere.  
 Censur, eine Gedankenobtschlägerin.

Das Stück spielt von Anno 1 – 1830. Die Handlung geht größtentheils in Europa vor.

Abb. 100: Titelblatt des „Schwarzen Gespenstes“ vom 25. Februar 1830.

287 Auszug aus L. Würth: Spaziergang am Mittelmeer..., Bd. 1, Nürnberg 1829, S. 271.

288 Auszug aus Ludwig Würth: Über die Geltung des kleinen Katechismus Luthers als feststehende Lehrnorm der evangelisch-protestantischen Kirche ..., Synodalrede, Sulzbach 1832, S. 39.

Nach diesem kleinen Exkurs, der bereits einen Vorgriff auf einen späteren Teil dieser Arbeit bedeutet, zurück zu Eduard Oettinger:

Oettinger war nur wenig älter als Kaspar Hauser, er war am 19. November 1808 in Breslau geboren. Insofern wäre es unsinnig anzunehmen, dass der Journalist und Schriftsteller zu der Rotte gehört hätte, die Kaspar Hauser einst entführt und in den Salzachkreis gebracht hatte – er wäre damals allenfalls 4 bis 5 Jahre alt gewesen.

Dass Oettinger sehr jung war, als er das „Schwarze Gespenst“ herausgab (22 Jahre), konnte der Deutsch-Ungar Müller aber kaum wissen. Nun könnte man Müller umso leichter unterstellen, er hätte an Verfolgungswahn und allzu blühender Fantasie gelitten, wenn er den ungleich älteren Würth mit Oettinger in Beziehung setzte. Doch dem war beileibe nicht so!

- Denn zum einen hatte Müller gar nicht behauptet, Oettinger sei an der Primärtat beteiligt gewesen, sondern lediglich, dass er eine Zugehörigkeit zur „Bande“ Würths vermute. Dies bezog sich auf die Zeit, als Würth sich in Wien äußerte, und er selbst in Linz nur knapp einem Mordanschlag durch denselben (Dolchstich!) entgangen war (1827).
- Zu anderen konnten wir nachweisen, dass Eduard Oettinger, wie von Müller vermutet, sehr wohl eine Rolle im Fall Kaspar Hauser spielte – in Zusammenhang mit dem Publizisten-Kollegen Moritz Gottlieb Saphir, mit dem Bankhaus Rothschild und dem Phänomen des „Anti-Bonapartismus“.

Zum Verständnis der Implikation Oettingers in den Fall Kaspar Hauser ist es jedoch notwendig, zunächst eine ganze Reihe weiterer Sachverhalte und Eigentümlichkeiten zu erarbeiten, so dass wir an dieser Stelle die Erörterung abbrechen und erst später darauf zurückkommen. Bis dahin bitten wir den Leser um Geduld!

## **Der Landgerichts-Advokat Christian Lampert**

Damit kommen wir zum Advokaten Lampert, der ebenfalls von Johann Samuel Müller als Mittäter gemeldet wurde, von diesem allerdings mit weichen -b- in der Mitte geschrieben.

Sein Lebenslauf lässt sich relativ gut nachverfolgen und mit der Erzählung des Dompredigers so gut abgleichen, dass an der Historizität dieser Person nicht der geringste Zweifel bleibt:

**Julius Christian Friedrich Lampert** kam aus Lipprichhausen, einem Pfarrdorf in Unterfranken, gelegen zwischen Uffenheim und Ochsenfurt. Um das Jahr 1785 dürfte er dort geboren worden sein. Er stammte aus einer evangelischen Pastorenfamilie, die sich über mehrere Generationen zurückverfolgen lässt: Nachweisbar ist im Jahr 1731 ein J. A. Lampert aus Lipprichhausen als Pfarrer von Marktbreit. Der Pfarrer J. W. F. Lampert, geboren am 20. März 1784 in Lipprichhausen, wirkte ab 1809 als Pfarrer in Ippesheim. Ein weiterer Pfarrer J. H. Lampert, geboren am 25. Mai 1781, in Mainbergheim, ist ab 1806 als Pfarrer zu Michelfeld und Mainbergheim nachweisbar, desgleichen ein (in der Quelle vornamenloser) Pfarrer Lampert zu Lipprichhausen selbst, der im Jahr 1813 starb. Letzterer dürfte der Vater des Julius Christian Lampert gewesen sein, die beiden ersten waren vermutlich sein Großvater und Urgroßvater, der dritte vielleicht ein Onkel. All diese Pastoren tragen den römischen Leitnamen der Familie: „Julius“.

Wenn sich Julius Christian Lampert im Jahr 1804 an der juristischen – nicht der theologischen! - Fakultät der Universität Erlangen einschrieb, so brach er vermutlich mit einer Familientradition!

**Lamperts Heimatort Lipprichhausen unmittelbar benachbart liegen die Orte Oberickelsheim und Martinsheim, in welche sich sein ehemaliger Kommilitone, der nachmalige Pfarrer Ludwig Würth, im Jahr 1816 versetzen ließ!**

Nach erfolgreichem Examensabschluss im Fachgebiet Jura trat Julius Christian Lampert zunächst die Stelle eines Landgerichts-Aktuars im niederbayerischen Deggendorf an der Donau an, wurde aber wenig später in relative Heimatnähe an das Landgericht in Dinkelsbühl versetzt, wo er ab 4. Oktober 1811 als 2. Landgerichts-Assessor tätig wurde. Die Richterlaufbahn scheint dem jungen Juristen indes nicht behagt zu haben oder erfolgsversprechend genug gewesen zu sein, denn er meldete sich alsbald an das Landgericht Vöcklabruck, in den 1810 neu errichteten Salzach-Kreis.

Dort ist er erstmals am 4. Juni 1812 als akkreditierter Landgerichts-Advokat nachweisbar. Von diesem Zeitpunkt an – vermutlich nach dem Tod des Vaters – brach der Jurist ein zweites Mal mit der Familientradition: Er legte den Vornamen Julius ab, und ist künftig nur noch ohne diesen nachweisbar. Etwas zeitversetzt, am 16. November 1813, erfolgte die offizielle Ernennung zum königlichen Advokaten.

Wenn man Johann Samuel Müller Glauben schenkt, kam der mit der Tradition hadernde Lampert vielleicht schon in seiner Erlanger, spätestens jedoch in seiner Vöcklabrucker Zeit unter den Einfluss eines Freimaurer-Zirkels, dem auch seine ehemaligen Kommilitonen, die besagten evangelischen Pfarrer von Rutzenmoos/Vöcklabruck und Attersee, Ludwig Würth und Adam Leydel, sowie der Landgerichts-Aktuar Karl Mayer angehörte.

Schon am 5. Juni 1814, zwei Jahre vor seinen konspirativen Kollegen, wechselte der junge Anwalt Lampert auf eigenes Betreiben hin zurück in den Isar-Kreis. Er trat zunächst eine Advokatenstelle am Landgericht Weilheim an, ließ sich aber wenig später, am 15. Juni 1815, auf eigenen Wunsch in den Landgerichtsbezirk Rosenheim versetzen.

Für den Umzug nach Rosenheim mag unter Umständen die bessere Erreichbarkeit Wanghausens den Ausschlag gegeben haben, in dessen Einfriedung Kaspar Hauser als Gefangener gehalten wurde. Dieses Schloss lag nur 65 km von Rosenheim entfernt und somit deutlich näher als Weilheim oder Vöcklabruck. Wenn die Aussagen des Dompredigers Müller stimmen, dann hatte Lampert inzwischen als „*Kerkermeister*“ die weitere Organisation von Kaspars Unterbringung und sein „*Großfüttern*“ übernommen.

Dass Lampert die Bewachung Kaspar Hausers vor Ort nicht selbst übernahm, ist selbstredend; diese hatte vermutlich ein Vertrauensmann vor Ort aus niedrigerem Stande über, eben jener Mann, den Kaspar Hauser nach seiner Freilassung im Jahr 1828 einfach den „*Mann*“ nannte und den wir als den

Abdecker Simon Drechsler identifizierten. Damit möchten wir jedoch die Bedeutung Lamperts für Kaspars Isolationshaft nicht mindern: Er war aus dem besagten Kreis auf jeden Fall derjenige, der dem hinter der Grenze Bayerns befindliche Häftling in Wanghausen am nächsten war, und Drechsler Instruktionen erteilte und Geld gab!

Am 25. Juni 1829 wurde der königliche Advokat Christian Lampert, wie er sich nun – ohne den „Julius“ im Vornamen – nannte, auch am Herrschaftsgericht Prien am Chiemsee als Anwalt zugelassen. Lampert blieb für den Rest seines Berufslebens am Landgericht Rosenheim akkreditiert. Erst am 26. Januar 1854 entließ ihn König Maximilian II. von Bayern unter Aufgabe seiner Anwalt-Stelle aus seinen Pflichten.

Über Lamperts Privatleben wissen wir wenig. Johann Samuel Müller schrieb einst, Lampert habe privatisiert und sich von einem „Freund“ aushalten lassen, doch scheint diese Angabe einer Finte des Pfarrers Würth zu entsprechen, mit der er den Domprediger Müller von weiteren Erkundigungen nach dem Verbleiben Lamperts abhalten wollte.

Es ist anzunehmen, dass Christian Lampert von München aus gut für seine Dienste an Kaspar Hauser bezahlt wurde und deshalb einen hohen beruflichen Einsatz gar nicht mehr nötig hatte. Dazu passend lassen sich über Jahrzehnte, bis 1842, jährliche Aufenthalte Lamperts in den Fremdenherbergen und Gasthäusern Münchens nachweisen, zum ersten Mal am 10. Juni 1814. Diese Besuche in der Landeshauptstadt können durchaus dem Zweck gedient haben, dort treuhänderisch das jährliche Geld für den Verschwörerkreis, dem Lampert angehörte, entgegenzunehmen, ehe es unter dessen Mitgliedern verteilt wurde.

Christian Lampert scheint überdies ein findiger und geschäftstüchtiger Mann gewesen zu sein: Im Jahr 1823 betätigte er sich nebenberuflich als Immobilienmakler, seine Kinder beschäftigte er als Maulbeerbaum- und Seidenraupenzüchter. Im Jahr 1832 spendete Lampert für die Errichtung eines Aiblinger Denkmals zu Ehren König Ottos von Griechenland 2 Gulden. Neben seiner Tätigkeit als Anwalt betätigte sich Christian Lampert auch lokalpolitisch: Im Jahr 1830 ließ er sich als einer von 6 sogenannten Gemeinde-Bevollmächtigten in den Magistrat der Stadt Rosenheim wählen, im Jahr 1848 vertrat er die Stadt Rosenheim im sogenannten „Landrath des Regierungsbezirks Oberbayern“.

Lampert scheint verheiratet gewesen zu sein, denn um 1821 kam ein Sohn Karl zu Welt, der sich 1835 an der lateinischen Schule der Stadt München und 1839/1840 am königlichen Gymnasium Freising als Schüler nachweisen lässt. Karl war ein cleverer Bursche: An beiden Schulen tat er sich als Preisträger in diversen Fachgebieten hervor. Im Oktober 1832 stellte sich der kaum 12-jährige Seite an Seite mit einem gewissen „Fräulein Johanna Lampert“, vermutlich seiner Schwester, auf dem Zentralen Landwirtschafts- und Oktoberfest München als Maulbeerbaum- und Seidenraupenzüchter vor. In der Festschrift wurden beide ehrend erwähnt. Es steht zu vermuten, dass eigentlich der Vater Christian Lampert hinter dieser Aktion seiner Kinder stand. Nach dem Abitur studierte Karl Lampert wie sein Vater Jura, wozu er sich im Jahr 1840 an der Studienanstalt in Freising einschrieb. Später promovierte er zum Doktor der Rechte und ergriff ebenfalls eine Laufbahn als Anwalt in Rosenheim. In den Jahren 1853 und 1854 ist Karl Lampert jun. als Doktor der Rechte und königlicher Advokat in Rosenheim registriert, zu letzterem Zeitpunkt wird er die Nachfolge seines Vaters angetreten haben.

Soweit zur Lebens- und Berufslaufbahn des Christian und Karl Lampert. Alle Angaben stammen aus diversen amtlichen und nicht-amtlichen Zeitschriften des Königreichs Bayern, deren genaue Zitation wir uns an dieser Stelle erspart haben.

## **Pfarrer Johann Adam Leydel**

Auch der als weiterer Mitverschwörer genannte **Johann Adam Leydel** kam aus Franken, genau aus Bayreuth, wenngleich er nicht in Erlangen oder Würzburg studiert hatte.

Johann Adam Leydel wurde am 7. November 1781 im Weiler Moosanger zwischen Töpen und Zedtwitz, ca. 7 km nördlich von Hof, geboren.<sup>289</sup> Der Wohnort seiner Eltern war wohl Marlesreuth; er selbst dürfte am Albertinum Hof<sup>290</sup> eine Gymnasial-Ausbildung genossen haben. Im Jahr 1803 hält er als „Johann Adam Leidel aus Marlesreuth“, Präfekt des Hofer Alumneums<sup>291</sup> und „wohlgesitteter Jüngling“, eine eloquente Rede zum „Einweihungsfest unseres Albertinums.“ Es folgt ein verkürztes Studium der Theologie an der Universität Halle, von 1804 bis 1806. Anschließend ergriff seiner Personalakte zufolge Leydel die Laufbahn des Gemeindepfarrers: mit Aufnahmeprüfung 1807, Anstellungsprüfung 1811 und Ordination in Baiersdorf am 11. September 1809. Vermerkt ist auch eine Tätigkeit aus Hauslehrer (1807) und in der Kirchenverwaltung von Frauenaurach und Münchaurach (1809).

Von 28. Februar 1810 bis Ende 1813 war Leydel dann Vikar in Gerhardshofen, 25 km westlich von Erlangen, ehe er in der von König Max I. Joseph am 15. März 1813 gegründeten evangelischen Pfarre Attersee Gemeindepfarrer wurde. Am 12. November erhielt Johann Adam Leydel seine Bestallung, am 21. Dezember 1813 hielt er seine Antritts-Predigt in der kleinen gotischen Martinskirche, die Graf Montgelas den vormaligen Geheimprotestanten des westlichen Attersees zu einem Spottpreis überlassen hatte. Ein Adress-Verzeichnis vermerkt Leydel noch für das Jahr 1814 als Vikar von Gerhardshofen und Vorstand der Districts-Schulen-Inspektion Uehlfeld, aber hier liegt vermutlich eine redaktionelle Unkenntnis der Veränderung vor.<sup>292</sup>

Wie Johann Samuel Müller berichtete, kehrte Johann Adam Leydel zu Pfingsten 1814 nochmals nach Franken zurück, um Johanna Carolina Friederike Stad(t)ler, die Tochter des Rektors Dr. Johann Wilhelm Stad(t)ler und seiner Frau Johanna Christiana Charlotte (beide wohnhaft in Bayreuth), zu heiraten und nach der Eheschließung am 21. Juni 1814 in Bayreuth an den Attersee zu holen.<sup>293</sup>

Als noch im selben Jahr, am 22. Oktober 1814, Leydels Schwiegermutter starb, gab der hinterbliebene Ehemann 250 Gulden in eine Bayreuther Armenstiftung zu Ehren seiner verstorbenen Gattin, wozu die Erben Adam und Johanna Leydel nochmals 50 Gulden darauflegten. Die Stiftung, Staats-Schulden-Tilgungs-Kasse-Scheine mit einer Verzinsung von 4 %, wurde zum Jahresende 1819 vom Magistrat der Stadt Bayreuth schriftlich beurkundet.<sup>294</sup>

Adam Leydel blieb als evangelischer Gemeindepfarrer am malerischen Atter-See bis Juli 1816, dann kehrte er wie sein Kollege Würth in seine fränkische Heimat zurück, zunächst in die Pfarrei Eltersdorf-



Abb. 101: Die historische Kirche St. Martin in Attersee, deren Ursprünge in die Karolingerzeit zurückreichen. Der neugotische Turm wurde erst 1854 errichtet.

289 K. Fuchs: Annalen der protestantischen Kirche in Königreich Bayern ..., NF, Heft 3, München 1842, S. 151. Leydels Vater war Maurer und stammte aus diesem Weiler.

290 Das alt-ehrwürdige, bereits 1546 gegründete Gymnasium von Hof heißt heute nach dem Schriftsteller Jean Paul (1763-1825), der an dieser Anstalt Schüler war, Jean-Paul-Gymnasium.

291 Das Hofer Alumneum war ein unter der Leitung der protestantischen Kirchenverwaltung Hof stehendes Internat für begabte, evangelische Landkinder. Es ist anzunehmen, dass Leydel dort selbst als Alumne untergebracht war, ehe er anschließend Präfekt der Anstalt wurde.

292 Adreß-Handbuch für den Rezat-Kreis ..., Bamberg 1814, S. 178.

293 Linde 1, S. 201.

294 Intelligenzblatt Ober-Main-Kreis Nr. 156.

Tennenlohe bei Erlangen, wo er am 7. Juni 1816 als Pfarrer installiert wurde. Am 30. April 1822 übernahm er die Stelle des ersten Pfarrers in Pegnitz, Dekanat Creussen, am 25. Mai 1826 wechselte er als erster Pfarrer nach Kasendorf, 11 km südwestlich von Kulmbach, und wurde Distrikts-Schul-Inspektor für Hollfeld.<sup>295</sup> Am 27. Januar 1840 verstarb Johann Adam Leydel in Kasendorf, am 6. Februar 1840 wurde sein Tod im „Bayerischen Volksfreund“ öffentlich angezeigt.<sup>296</sup> Leydel Frau folgte ihrem Mann am 15. April 1846 ins Grab.

---

295 Information aus diversen Adressbüchern des Königreichs Bayern.

296 Fuchs, Annalen, S. 151. Bayerischer Volksfreund, Nr. 31, S. 247.

## Landgerichts-Aktuar Karl Mayer

Nun zum Aktuar Karl Mayer:

Mit Schreiben von 8. und 13. Mai 1830 berichtete der österreichische Regierungspräsident von Oberösterreich ob der Enns, **Alois Graf Ugarte**, dem Polizeipräsidenten von Sedlnitzky, was man über den „Actuar Mayer“ in Erfahrung gebracht hatte. Dieser unterrichtete wiederum davon den Staatskanzler von Metternich, mit Schreiben vom 21. Mai 1830, wie folgt:

*„In dem ersten dieser Schreiben (Ugartes) leuchtete mir aus dem Umstande, dass der vormalige königlich-bayerische Landgerichts Actuar zu Vöclabruck, nunmehriger Justiz Assessor in München, Mayer, auf welchem nach den Angaben des Dompredigers Müller die schlimmste Inzucht einer Schuld in der befragten Angelegenheit lastete, mit der Gattin des damaligen Schärldinger Postmeisters Gaugel einen unehelichen Sohn erzeugt und dieses Kind späterhin aus den Händen der Pflegerin desselben zu Vöclabruck in eigene Obsorge übernommen habe, die Möglichkeit einiger Beziehung auf den Caspar Hauser hervor. Allein durch die in dem zweiten Schreiben vorkommende Erörterung verschwindet alle Haltbarkeit der Vermutung, daß der im Jahre 1816 aus dem vertrauten Verhältnisse der Mde Gaugel mit dem Bayerischen Justizbeamten Mayer entsprossene, nunmehr erst im 14ten Jahre stehende Knabe mit dem Caspar Hauser, welcher vermöge der aus den öffentlichen Blättern ersichtlichen Daten schon über 17 Jahre ist, ein und dieselbe Person sein dürfte ...“<sup>297</sup>*

Karl Mayer hatte also im Jahr 1816 mit einer Schärldinger Postmeistersgattin einen Fehltritt begangen, aus dem ein Kind hervorging. Ein Zusammenhang mit Kaspar Hauser wurde allerdings von Alois Graf von Ugarte verneint.

Als er der besagte Mayer im Inn- und Hausdruckviertel weilte, unterstand er zunächst dem Landrichter Ludwig von der Pfordten,<sup>298</sup> der in Ried das neue Kriminalgericht leitete, später dem Vöcklabrucker Landrichter Marquard Winterich, der aus Augsburg stammte und bei der österreichischen Bevölkerung sehr beliebt gewesen sein soll. Soviel ließ sich zunächst aus einigen Schriftwerken über die neuen bayerischen Gebiete jenseits von Inn und Salzach ableiten.

**Die berufliche Verwendung Mayers als Landgerichtsbeamter ist unter dem Aspekt, dass Mayer nach Johann Samuel Müller kriminelle Energie besaß und in einem Kreis von Entführern an vorderster Stelle agierte, ein pikanter Sachverhalt: Er konnte so in beide Richtungen als Informant und V-Mann agieren!**

Aus diesem Grund verwandten wir auf die Rekonstruktion der Biographie dieses Mannes, besonders viel Mühe, stießen aber auf Hindernisse, die sich als unüberwindlich erwiesen. Zwar ließen sich mehrere bayerische Landgerichtsassessoren namens Karl Mayer ermitteln, aber wegen der Ubiquität der Namen und der Variabilität ihrer Schreibweisen (Carl, Karl, Mayer, Maier, Meyer, Meier, Mayr etc.) sowie der Kurzlebigkeit der bayerischen Beamtschaft im Inn- und Hausruckviertel konnten wir uns am Ende nicht darauf festlegen, wer hier der richtige war, und somit auch nicht den weiteren Lebensweg verfolgen.<sup>299</sup>

Licht ins Dunkel kam erst durch einen unglaublichen Zufall des Jahres 2016. Es meldete sich bei uns überraschenderweise eine Frau Engel aus Krems an der Donau und stellte uns die autobiographischen Notizen des richtigen Karl Mayer zur Auswertung zur Verfügung. Es handelte sich um eine Loseblatt-

297 Brief des Polizeipräsidenten Graf von Sedlitzky an Fürst Metternich, vom 21. Mai 1830, der sich auf zwei vorangegangene Schreiben des Regierungspräsidenten von Österreich ob der Enns, Alois Graf Ugarte, vom 8. und 13. Mai 1830, bezieht: <http://www.robl.de/hauser/wienerakten.html>. Der Briefftext ist auch bei Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 259f., wiedergegeben, hier jedoch mit falscher Datumsangabe, falschem Adressaten (Metternich), falscher Schreibweise des Namens „Gaugl“ und weiteren Transkriptionsfehlern.

298 Dieser Mann war vermutlich ein Vorfahr des gleichnamigen Kabinettschefs unter König Ludwig II. Siehe hierzu das Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Bayern von 1812, S. 185.

299 Zur Auswahl: Karl Mayer, Justizrat am Oberappellationsgericht München von 1824 bis 1828. Drei Landgerichtsassessoren des gleichen Namens in den Landgerichten Roding (ab 1816), Bischofsheim (vor 1832) und Burgau (1833 bis 1839). Der erste dieser Assessoren wurde 1833 Landrichter in Roding, der zweite 1832 Landrichter in Rothenbuch bei Aschaffenburg.

Sammlung, leider nicht von handschriftlichen Originalen, sondern von späteren Transkriptionen aus unbekannter Hand. Mit Hilfe dieser Informationen wissen wir allerdings nun über den ehemaligen Landgerichts-Aktuar Mayer besser Bescheid als über seine „Kollegen“, müssen uns aber an dieser Stelle aus Platzgründen auf die Vorstellung der wichtigsten Eckdaten beschränken.<sup>300</sup>

Karl Mayer wurde am 26. April 1787 in Dietsheim an der Iller als Nachkömmling einer Familie von Gelehrten geboren, welche ursprünglich aus der Hohenloher Ebene hatte, sich aber zuletzt in den vormals vorderösterreichischen Gebieten an der Iller (in Oberkirchberg) niedergelassen hatte.<sup>301</sup>

Karl Mayer erhielt bis 1805 seine Gymnasialausbildung in Darmstadt, der Heimat seiner Mutter. Anschließend erlebte er in Oberkirchberg hautnah die entscheidenden Schlachten Napoleons bei der Eroberung Süddeutschlands im 3. Koalitionskrieg mit (Schlacht bei Günzburg, Schlacht bei Elchingen, Schlacht bei Ulm), ehe er sich im November 1805 an der Universität Tübingen für das Fach Jura einschrieb. Als durch den Pressburger Frieden seine Heimat an der Iller mit Bayern vereint und dieses zum Königreich erhoben war, wechselte er nach dem 4. Semester an die Universität Landshut, wo er bis zum Herbst 1808 sein Studium fortsetzte und schließlich erfolgreich beendete.

Danach absolvierte er am königlichen Landgericht Söflingen bei Ulm, also in der Nähe seiner Heimat, ein berufsvorbereitendes Praktikum. In dieser Zeit wurde er zum ersten Mal unmittelbar mit den schrecklichen Kollateralschäden des 5. Koalitionskriegs konfrontiert, als er sich in einem Behelfslazarett in Söflingen als Helfer betätigte.

Nach Abschluss der Prüfungen zum Staatsbeamten im Herbst 1809 ging Karl Mayer mit Verzug eines Jahres für wenige Wochen als Accessit an das Kreis- und Stadtgericht München.<sup>302</sup> Es ist anzunehmen, dass der junge Mann in dieser Zeit für eine kriminalistische Tätigkeit im neu erworbenen Innviertel/Salzachkreis gebrieft wurde, denn schon 3 Monate später erhielt er seine Versetzung an das Kriminalgericht in Ried, wo er am 20. März 1811 seine Arbeit als Landgerichts-Aktuar aufnahm.

Ein Jahr später wurde er in derselben Funktion an das nahe Landgericht in Vöcklabruck versetzt, wo er *expressis verbis* nicht nur einen vertrauten Umgang mit dem aus Augsburg stammenden Landrichter Marquard Winterich<sup>303</sup> bestätigte, sondern auch mit dem Advokaten Christian Lampert und dem Pfarrer Ludwig Würth!

**Da diese Kontakte nicht von Ungefähr kamen, bestätigt hier Karl Mayer genau jenes Vertrautsein mit den Personen, welche später Johann Samuel Müller neben ihm selbst als Entführer Kaspar Hausers in Ansbach zur Anzeige brachte.**

Selbstredend ist bei Karl Mayer und auch in den folgenden Jahren bis 1816 nicht vom Entführungsfall Kaspar Hauser die Rede, auch nicht vom anti-bonapartistischen Widerstand im Innviertel, sondern nur von einigen geheimpolizeilichen Aktivitäten Mayer zwischen den Fronten, die ihm eine Belobigung der bayerischen Regierung eingetragen haben sollen.

Karl Mayer hatte bereits seine Versetzung an das Landgericht Roding in der Tasche, als am 8. Oktober 1816 die Rückgabe des Innviertels und Salzachkreises (inklusive des westlichen teils des Hausruckviertel) an Österreich besiegelt wurde. Genau 1 Woche später, am 16. Oktober 1816, entband in Wald an der Alz

---

300 Die vollständigen Aufzeichnungen können, mit zahlreichen Zusatzinformationen und Kommentaren versehen, unter folgender Adresse nachgelesen werden: <http://www.robl.de/hauser/mayer.pdf>.

301 Mayers Großvater väterlicherseits war der berühmte Johann Friedrich Georg Hartmann Mayer, ein evangelischer Pfarrer aus Kupferzell, der als Agrarforscher die Landwirtschaft in Hohenlohe reformierte und als „Gipsapostel“ in die Geschichte einging. Mayers Vater, der ebenfalls gelehrte Johann Christian Mayer, absolvierte eine Beamtenkarriere; er war zuletzt unter dem Titel Oberamtsrat ein gut dotierter Kameralbeamter im Dienst der Grafen Fugger von Oberkirchberg und Weißenborn.

302 Wo ihn 1830 Alois Graf Ugarte verortete (siehe oben), womit klar wird, dass dieser bei seiner Meldung an Sedlitzky und Metternich auf einen 20 Jahre alten Bericht zurückgegriffen hatte.

303 Das war vermutlich jener Mann aus Augsburg, den später der Publizist Schmidt von Lübeck mit einem Pfarrer Winter aus Augsburg verwechselte, welcher mit der Affäre der Dalbonne bestens vertraut gewesen sein soll. Hierzu mehr weiter vorn.



Antonia Gaugl, die Gattin des ehemaligen Postmeisters von Schärding, von dem mit Karl Mayer außerehelich gezeugten Sohn Karl, der eingangs erwähnt wurde. Das Kind war mit hoher Wahrscheinlichkeit in Vöcklabruck gezeugt worden, denn im bayerischen Interim hatte sich die Familie Gaugl nach Vöcklabruck zurückziehen müssen, wo Antonia Gaugls Mann ein Gut und sie selbst als geborene Wißhofer ihre familiären Wurzeln besaß

Mit dieser Entbindung ging für Karl Mayer auch das berufliche Intermezzo in Ried und Vöcklabruck zu Ende. Im November 1816 trat er am Landgericht Roding die Stelle des 1. Assessors an; er wird abgesehen von kurzen Reisen diesen Ort am bayerischen Vorwald für 25 weitere Jahre nicht mehr verlassen. In diese lange Zeit fallen die beiden Ehen Karl Mayers mit Damen aus dem Oberpfälzer Landadel, wobei nur aus der zweiten, mit Theresia Freiin von Gleißenthal, ein Kindersegen resultierte. Kurz, nachdem Karl Mayer am 18. Juli 1833 zum Landrichter von Roding ernannt worden war, gehörten zu seinem Haushalt 12 Personen zu seinem Haushalt, neben dem Ehepaar Mayer selbst und Mayers Schwester Auguste acht ehelich gezeugte und ein außerehelich gezeugtes Kind, eben jener erstgeborene Karl, den Mayer 1818 von Vöcklabruck nach Roding geholt hatte.

Der in Roding hochbeliebte Landrichter Karl Mayer wurde nur 54 Jahre alt. Er verstarb nach langer Krankheit am 27. Juni 1841 und wurde anschließend im Beisein der Landbevölkerung im ökumenischen Modus von der katholischen Geistlichkeit Rodings zu Grabe getragen.<sup>304</sup>

Wir beenden diese Lebensbeschreibung mit einer eigenartigen Geschichte, die Julius Meyer in seinem Werk von 1872 erwähnte, und von der wir nicht wissen, ob sie den Rodinger Landrichter Karl Mayer oder eine andere Person betrifft:

Ein Stationskommandant namens Bäumel zu Legau (südlich von Memmingen) erstattete 1833 bei seinem Kompanie-Kommando in Augsburg Anzeige, nachdem er bei einem Streifgang bei „Lauterbach an der Würtemberger Grenze“ (= Lautrach nördlich von Legau) im Wald einen „fremden, schönen, reinlich gekleideten“ Mann bei einem angeblichen Suizidversuch überrascht hatte. Dieser hatte unmittelbar zuvor in einem Selbstgespräch in etwa folgende Selbstanklage geführt:

*„Ich wollte, Caspar Hauser wäre wieder am Leben, gerne wollte ich nichts wissen von dem Gelde, welches ich für diese That bekommen habe. Nürnberg mitsammt dem Gelde sollte versinken, ich darf nie mehr zu meinen Eltern zurückkehren. Doch was werden dieselben denken, wenn ihr Carl nicht mehr zurückkehrt? Entkommen thu' ich nie, indem ich erst kürzlich noch der Gefahr entronnen bin, es ist besser, wenn ich meinen Leben ein Ende mache ...“<sup>305</sup>*

Bäumel bekam den Lebensmüden nicht zu fassen, er entkam durch Flucht.

Kann dieser Mann dem verbürgten Karl Mayer entsprochen haben?

In den Jahren 1819 und 1829 waren Mayers Vater und Mutter verstorben. Es ist gut vorstellbar, dass sich der Landgerichtsassessor im Jahr 1833 an das Grab seiner Eltern in Heidelberg oder Darmstadt begab, hinterher dem Verlauf der Iller folgte und nach Jahren der Abstinenz auch seinen ehemaligen Wohnort in Oberkirchberg und seinen Geburtsort Dietenheim aufsuchte. Dabei kann er wegen seiner früheren Untat an Kaspar Hauser durchaus in Gewissensnot geraten sein, sodass er sich in einem südlich gelegenen Waldstück laut darüber ausweinte.

Es ist also nicht so abwegig, was der Stationskommandant Bäumel aus Legau 1833 bei einem Streifgang von einem verzweiferten Karl berichtete, wenngleich es sich bei dem Belauschten im Fall der Personenidentität weder um einen jungen Mann mit noch lebenden Eltern noch um einen Selbstmörder gehandelt haben kann. Es fällt aber ins Auge, dass beide Orte, Dietenheim und der Wald bei Lautrach, wo die ominöse Begegnung stattfand, an Karl Mayers Heimatfluss Iller liegen, nur eine Halbtagesreise voneinander entfernt.

---

304 Diese Information stammt naturgemäß nicht mehr aus den autobiographischen Aufzeichnungen Karl Mayers, die 1836, 5 Jahre vor dem Tod, abbrechen, sondern aus einem Nachruf im Oberpfälzischen Zeitblatt vom 14. August 1841.

305 Aus Meyer, Mitteilungen, S. 403f.

## Zur Glaubwürdigkeit des Johann Samuel Müller

Ziehen wir an dieser Stelle eine Zwischenbilanz. Was macht uns so sicher, das Johann Samuel Müller nicht jener geltungssüchtige Denunziant war, als den man ihn damals hinstellte, sondern ein Mann, der das Potential hatte, den Fall Kaspar Hauser aufzuklären und im Großen und Ganzen wahrheitsgetreu berichtete?

- **Die Vehemenz der Staatsorgane bei der Niederschlagung der Affäre um den Pfarrer Würth und die Gouvernante Dalbonne**

Ein kleiner Kreis von Personen in der obersten Führungsspitze von Bayern und Österreich hatte in selten geübter Einigkeit höchstes Interesse daran, dass die Aussagen des Dompredigers Müller nicht weiter verfolgt wurden. Dieser hatte lediglich auf ein privat verübtes Verbrechen, die Entführung eines vermögenden Kindes, hingewiesen. Genügt ein solches Verbrechen, um alle Exekutivorgane auszuschalten und den Fall auf eine rein politische Ebene zu heben? Keinesfalls, es musste mehr dahinterstecken! Es ging darum, durch Vertuschung auf beiden Seiten eine Staatskrise zu vermeiden. Man scheute nicht davor zurück, den Domprediger mundtot zu machen und ihn für geisteskrank zu erklären. Man zerstörte seine Karriere und bürgerliche Existenz. Ein reines Denunziantentum und eine Sache geringer Bedeutung hätte all dies nicht erfordert.

- **Die geringe Professionalität Müllers**

Bezüglich seines Vorgehens muss man Johann Samuel Müller wenig Geschick und das Fehlen eines Vorsatzes bescheinigen. Er scheint nicht ihm geringsten geahnt zu haben, dass man ihm nicht glauben würde. Je weniger er vorankam, desto mehr vermeintliche Zeugen brachte er ins Spiel. Das waren Menschen, auf deren Hilfe er hoffte, derer Loyalität er sich jedoch zuvor nicht versichert hatte, und die ihn prompt hinterher im Stich ließen. Auch wirken seines Aussagen nicht aufgesetzt, nicht vorbereitet. Erst nach und nach gelang es ihm, sein Gedächtnis zu aktivieren, und selbst dann passierten ihm noch einige Fehler. Ein gut geplantes, zielgerichtetes Denunziantentum sieht anders aus. Es hätte sich in der Zahl der Zeugen beschränkt, es hätte sich ihrer Treue versichert, um keine Widersprüchlichkeiten aufkommen zu lassen. Gerade weil Müller nicht immer präzise war, ist er in seinem Aussagen ernst zu nehmen!

- **Die Aussagen der Pfarrer Franz Venisch und Anton Karner**

Der katholische Pfarrer Franz Venisch war einer der wenigen, denen Müller soviel Vertrauen schenkte, dass er sie umfänglich aufklärte, d. h. auch in Einzelheiten informierte, zu denen wir heute aufgrund der erhaltenen Dokumente keinen Zugang mehr haben. Der Antwortbrief Franz Venisch's zeigt, dass er Müller dieses Vertrauen zurückgab und überzeugt war, dass es diesem gelingen würde, das Verbrechen an Kaspar Hauser zu sühnen. So etwas kommt nicht von Ungefähr. Nur schade, dass Venisch bei den amtlichen Ermittlungen dann sehr große Vorsicht übte und in den Kernpunkten unverbindlich blieb.

Venisch war übrigens nicht der einzige Geistliche, der Müller ernst nahm. Auch der Priester Dr. Anton Karner, der später Bischof von Raab/Győr wurde, schenkte Müller Vertrauen, und er war auch derjenige, der bei dem Wissensstand Müllers davon ausging, dass die Bayerische Justiz hinterher gegen den Haupttäter die Todesstrafe verhängen müsse. Diese Überzeugung hätte er sicherlich nicht ausgesprochen, wenn ihm zuvor nur haltlose Verdächtigungen übermittelt worden wären.<sup>306</sup>

- **Das hochverdächtige Verhalten der Dalbonne**

Die unbestreitbare, von mehreren, voneinander unabhängigen Personen referierten Tatsache, dass die Anna Frisacco alias Dalbonne beim Näherrücken einer „peinlichen“ Befragung plötzlich

---

306 Brief Karners vom 10. Februar 1830, in: <http://www.robl.de/hauser/wienerakten.html>.

eine Geisteskrankheit simulierte und sich hintereinander erst ins Kloster und dann in eine Anstalt für Geisteskranke flüchtete, desgleichen das unglaubliche Phänomen, dass sie sofort von ihrer Paranoia wieder genes, als sich der Rauch verzogen hatte, sprechen eine missverständliche Sprache. So handelt keine Unschuldige, keine Randperson in der Affäre Kaspar Hauser, sondern nur jemand, der aufgrund eines erheblichen Verbrechensanteils das Schafott fürchtete (O-Ton Dalbonne). Geradezu unglaublich und damit umso verdächtiger ist die Tatsache, dass sie hinterher von einem bayerischen Appellationsgericht einen amtlichen Freibrief erhielt, desgleichen die Tatsache, dass sie hinterher im Untergrund verschwand.

- **Fehlende Ausschlussgründe und Alibis in den Lebensdaten der von Johann Samuel Müller inkriminierten Personen**

Der Pressburger Domprediger hatte nicht nur eine Person, sondern gleich eine ganze Reihe von Personen der Beteiligung am Verbrechen gegen Kaspar Hauser bezichtigt. Da sollte man doch für den einen oder anderen im Fall der Unschuld Ausschlussgründe oder Alibis erwarten, die diese Beteiligung nach Johann Samuel Müller widerlegen.<sup>307</sup> Doch weder hat auch nur einer von diesen Leuten derartige Gegenbeweise vorgelegt, noch konnten wir selbst in den überkommenen Lebensdaten Alibis und Widersprüche entdecken. Insbesondere die Lebensbeschreibung des Aktuars Mayer ist so fein gestrickt, dass im Fall der Nicht-Beteiligung das eine oder andere Alibi zu erwarten gewesen wäre. Doch dies ist nicht der Fall, weder zur Zeit des Studiums in Landshut, in der z. B. Mayer in den Semesterferien durchaus in Kontakt mit Anti-Bonapartisten der Erlanger Studentenszene gekommen sein könnte, noch in den besonders wichtigen Jahren zwischen 1813 und 1816, in denen sich Kaspar Hauser in unmittelbarer Nähe Mayers befand.

- **Das Schloss am Meierhof**

Johann Samuel Müller nannte vereinzelt Details, die sich perfekt mit dem Verwahrungsort Wanghausen decken, den wir mit einer ganz anderen Indizienkette erschlossen haben. Dazu gehört zunächst der bereits vorgestellte Verwahrungsort „Schloss am Meierhof“. Hier ist exklusiv das Schloss Wanghausen beschrieben, ein anderes Schloss auf Höhe der Salzach, von dem aus Kaspar obendrein eine Schule hätte besuchen können, gibt es nicht.<sup>308</sup> Ein simpler Denunziant hätte sich eine derartig präzise topographische Angabe nie aus den Fingern saugen können!

**Bei dieser Indizienlast bleibt für uns im Fall Kaspar Hauser der Domprediger Johann Samuel Müller ein Kronzeuge ersten Ranges. Damit akzeptieren wir den von ihm inkriminierten Personenkreis als am Verbrechen an Kaspar Hauser beteiligt, überprüfen aber im Folgenden genau, wo sich Bestätigungen und wo sich Widersprüche und Ausschlussgründe auftun.**

Zunächst geht es darum, sich bewusst zu machen:

- Wenn man von der Anna Frisacco absieht, so handelte es sich beim gesamten Täterkreis um Personen, welche einige Jahre im neu gegründeten Innbayern und Salzach-Kreis/Hausruckviertel unter einer gutbürgerlichen, z. T. kirchlich-religiösen Fassade lebten.
- Sie alle hatten sich nach den Kriegsjahren vom Wechsel in die neuen bayerischen Gebiete einen Karrieresprung versprochen, was einen gewissen Ehrgeiz und den Willen zum Aufstieg belegt. Möglicherweise hing dieser auch von ganz bestimmten Aufträgen ab, die am neuen Wirkungskreis zu erledigen waren. Zumindest beim Aktuar Mayer finden sich hierfür Belege.

---

307 Z. B. war der des Mordes an Kaspar Hauser bezichtigte Major Johann Heinrich David Hennenhofer imstande, sich mit derartigen Alibis zu exkulpieren.

308 Vorübergehend hatten wir noch das Schloss Hackledt bei Schärding im Visier, da es an einer Ortschaft „Mayrhofen“ lag. Dieses Schloss war 1800 an den Freiherrn Johann von Peckenzell gegangen, nachdem der Vorbesitzer kinderlos verstorben war. Wir ließen aber das Schloss als Tatort fallen, da der Besitzübergang zu früh stattfand, um im Fall Kaspar Hauser eine Rolle zu spielen. Im Übrigen lag das Schloss weder an der Salzach noch war von ihm eine Schulstadt jenseits der Grenze zu erreichen.

- Drei von ihnen kamen sicher aus Franken, zwei von der Universität Erlangen. Im Matrikelbuch der Universität Erlangen findet man für das Jahr 1804 die Neueinschreibung dreier Personen mit entsprechendem Namen und Studieninteressen: einen „*Jul. Christ. Lampert*“ aus Lipprichhausen in Unterfranken, einen „*Friedr. Karl Mayer*“ aus Erlangen, beide im Fachgebiet Jura, sowie den besagten „*Joh. Chr. S. Ludw. Würth*“ aus Vestenberg bei Ansbach im Fachgebiet Theologie.<sup>309</sup>

Der Familienname Lampert fiel so oft im Erlanger Matrikelbuch auf, dass an der fränkischen Herkunft des Advokaten kein Zweifel besteht.

Lange Zeit glaubten wir, dass der im selben Semester wie Würth und Lampert studierende „*Friedr. Kal Mayer*“ dem späteren Landgerichts-Aktuar Mayer entsprach. In Kenntnis seiner autobiographischen Notizen müssen wir aber diese Möglichkeit ausscheiden: Der besagte Friedrich Karl Mayer, der nicht nur in Erlangen studierte, sondern auch aus Erlangen stammte, hat mit der Affäre Hauser nichts zu tun!

Wie also konnte später der Aktuar Mayer mehrfach Johann Samuel Müller gegenüber behaupten, es habe in Erlangen einen Kommilitonen im Hintergrund gegeben, der die Hauptverantwortung im Fall Kaspar Hauser besaß?

Ehe wir uns mit dieser essentiellen Frage beschäftigen, fokussieren wir zunächst auf den Mittäter Adam Leydel, denn ihm haben wir eine äußerst wichtige Information zu verdanken.

---

309 Personalstand der Friedrich-Alexanders Universität Erlangen in ihrem ersten Jahrhundert, Erlangen 1843, S. 161ff.

## Die Wegsperrung Kaspar Hausers aus Sicht der Beteiligten

Johann Samuel Müller nahm offensichtlich bei den Treffen der Verschwörer wiederholt teil, bis er sich klar distanzierte. So berichtete er im Januar 1830 von einem Treffen bei Pfarrer Johann Adam Leydel in Attersee:

*„Im Jahre 1814 war beim Pfarrer Leidel in Attersee allerdings von einer Kapelle die Rede, wo man das Kind einsperren wollte oder wirklich eingesperrt hatte, weil man aber den Ort nicht für sicher genug hielt wegen der nahen Straße, so brachte man dasselbe an einen andern Verwah-rungsort ...“<sup>310</sup>*

**Das entführte Kind sollte also demnächst in einer für den Publikumsverkehr verschlossenen Kapelle an einer Straße eingesperrt werden, oder – der Kronzeuge ließ das offen – es war bereits dort eine Zeitlang eingesperrt.**

Unter Berücksichtigung des Zeitrahmens, den wir bereits bei der Besprechung des Weißriemlers Drechsler aufgespannt haben, gibt es nur zwei Möglichkeiten:

- Kaspar hatte bereits seit 1812 als Säugling auf den Weilhart gelebt, aber nun ließ er sich dort nicht mehr verheimlichen, so dass er in der besagten Kapelle interniert werden sollte (oder 1813/Anfang 1814 bereits für kurze Zeit war).
- Kaspar kam erst 1813 im Innviertel resp. in Vöcklabruck an, und man wusste zunächst nicht, wohin mit ihm.

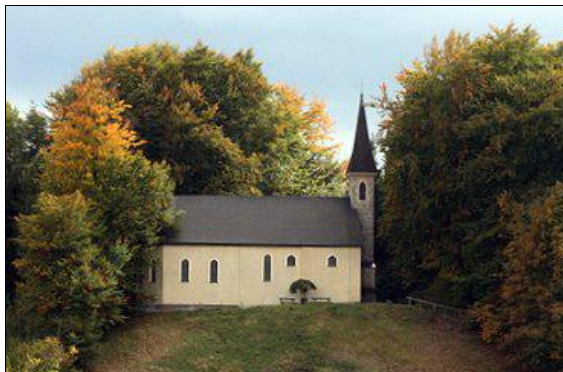


Abb. 102: Das Kirchlein St. Vitus auf einer bewaldeten Anhöhe südlich über Vöcklabruck.

Nun gab es am Attersee keine als Versteck geeignete Kapelle. Etwas anders war die Lage bei Vöcklabruck. Die zur Zeit der napoleonischen Invasion profanierte Dörflkirche St. Ägidius und die 1564 entstandene Mariahilf-Kapelle bei Vöcklabruck lagen zwar in Bayern, kamen aber wegen der Straßennähe für eine zeitweise Unterbringung Kaspar Hausers nicht in Frage.

Nach Auskunft des Pfarrers Martin Rößler von Rutzenmoos wäre dazu wegen der waldigen Umgebung nur das Kirchlein St. Vitus bei Oberregau geeignet gewesen, doch lag dies stillgelegte Filialkirche von Regau südlich des Grenzflusses Ager und damit bereits in Österreich.

So steht zu vermuten, das Kaspar Hauser nie in der Nähe von Vöcklabruck untergebracht war, sondern von vorneherein, spätestens im Frühling 1814, sein Verlies im Schlosspark von Wanghausen bezog, jenes „kleines Nebengebäude entweder bei einem Ritterschlosse oder bei einem Meierhofe“, das Johann Samuel Müller als holz-umstanden in einem Atemzug erinnerte.

Noch eine klare, unmissverständliche Botschaft hat uns Müller hinterlassen:

**Wenn Johann Adam Leydel anlässlich seiner Brautfahrt zu Pfingsten 1814 den Knaben schlafend in seinem dunklen Verlies betrachten konnte, dann scheidet nach menschlichem Ermessen ein Säuglings-Status des gefangenen Kindes aus.**

**Mit anderen Worten: Das Kind musste 1814 bereits deutlich über 2 Jahre alt, vollständig von der Brust entwöhnt und „trocken“ gewesen sein!**

---

310 Nämlich zum Schlosspark von Wanghausen. Vgl. vollständiges Zitat weiter oben.

Bezogen auf das bei der Obduktion durch Dr. Albert ermittelte Alter Kaspar Hausers von 22 bis 24 Jahren passt dies perfekt:

**Kaspar Hauser wurde demnach bereits 1809 oder spätestens 1810 geboren, womit die Information des Mägdlein-Zettels (Geburtsdatum 30. April 1812) klar eine falsche ist, und nur der Auffundzeitpunkt Oktober 1814, der so im Rittmeister-Brief steht, noch akzeptiert werden kann, wenn auch ohne letzte Gewissheit!**

Ab dem 4. oder 5., frühestens ab dem späten 3. Lebensjahr, wäre Kaspar in seinem Verlies gehalten worden, vermutlich die ersten Jahre mit vielen Unterbrechungen, z. B. zugunsten eines Schulunterrichts in Burghausen und eines Handwerker-Lebens in der Weißriemlerei im Weilharter Neubruch.

**Diese Datierung widerlegt wiederum klar die Theorie, Kaspar Hauser resp. das versperrte Kind sei der Erbprinz von Baden gewesen. Dieser wurde am 29. September 1812 geboren, wäre also bei Leydels Besichtigung erst 1 3/4 Jahre alt gewesen, was die Verwahrung in einem „finsteren Loch“ – selbst eine zeitweise Unterbringung – verunmöglicht!**

Wir nehmen also zur Kenntnis:

Als Pfarrer Johann Adam Leydel zu Pfingsten 1814 seine Braut in Bayreuth abholte, suchte er nach Johann Samuel Müller den Kerker des gefangenen Kindes auf und fand es schlafend in einem dunklen Verlies vor, innerhalb eines holz-umstellten Gebäudes. Was liegt angesichts der Reiseroute näher, als dass diese Besichtigung im Schlossareal von Wanghausen stattfand, in jenem Beigebäude, das wir bereits geschildert haben?

**Leydels Reiseroute von Attersee über München und Nürnberg nach Bayreuth bestätigt klar und ein weiteres Mal den Verwahrort Wanghausen, denn diese Reiseroute kreuzte die Salzach gerade bei Wang- und Burghausen!**

**Bei genauerer Betrachtung gewinnen also die Aussagen Müllers ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit und Beweiskraft!**

In München konnte der Pfarrer Leydel anschließend das von Johann Samuel Müller erwähnte Schweigegeld empfangen haben, entweder aus Richtung England oder möglicherweise sogar von bayerischen Hof oder von der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine, in diesem Fall als Schweigegeld ausbezahlt vom **Bankhaus Nockher/Dell'Armi**, mit dem damals sie und ihr Freund und Berater Joseph von Utzschneider all ihre Geschäfte abwickelten.<sup>311</sup> Dabei muss Maria-Leopoldine, so sie in den Fall involviert war, nicht zwangsläufig vom Kerker-Schicksal Kaspars erfahren haben. Ihr wird vielleicht die Vollzugsmeldung genügt haben, dass Kaspar in Triest untergebracht war, um auf ein Schiff in Richtung England oder ins sonstige Ausland zu warten, wie bereits beim ersten Sohn.

Was Leydel 1814 den Umweg über Nürnberg machen ließ, entzieht sich unserer Kenntnis. Mit dem Fall Kaspar Hauser konnte es jedenfalls auch zu tun haben – nicht umsonst wird der Findling fast zwei Jahrzehnte später dort auftauchen!

**In diesen Angaben Müllers wird Wanghausen als Verwahrungsort des entführten Knaben erstmals greifbar, wenngleich der Name dabei nicht fällt. Alles in allem bestätigt sich hier, selbst wenn Müller später in seine Erinnerungen Einiges an unbewiesenen Gerüchten hineinverwob, die Validität seiner frühen Kernaussagen. Damit ergibt sich eine weitere heiße Spur, die direkt nach Wanghausen führt!**

---

311 Diese Annahme ist insofern plausibel, als die gerade aus Stepperg nach München zurückgekehrte Kurfürstin mit dem Bankhaus Simon Spiro nicht mehr und mit dem Bankhaus Simon Seligmann/von Eichthal noch nicht in guter Geschäftsbeziehung stand. Auf diese Finanziers der Kurfürstin-Witwe werden wir später zurückkommen.

## Die Freimaurerei und die Erweckungsbewegung als Tathintergrund

Müller bezeichnete aufgrund seiner persönlichen Erfahrung die Pfarrer Würth und Leydel klar als **Freimaurer**. Und als solche sind sie gerade im neu geschaffenen Salzach-Kreis plausibel, denn in der damaligen, politisch äußerst unsicheren und von Kriegen geprägten Zeit hingen speziell evangelische Geistliche in Bayern deren Logen an, und die reformierten Gemeinden in Oberösterreich hatten schon seit der Vertreibungswelle nach dem Westfälischen Frieden 1648 überwiegend im Verborgenen existieren und agieren müssen, was auch dort der Freimaurerei Vorschub gegeben haben mag. Erst durch das Toleranzpatent Kaiser Josephs II. 1781 war freie Religionsausübung wieder möglich gewesen, auch ein offenes Bekenntnis zur Freimaurerei wäre vorübergehend im Bereich des Möglichen gestanden.

In Rutzenmoos, Vöcklabruck und Attersee bildeten sich relativ große Toleranzgemeinden, vermutlich mit hohem Freidenker- und Freimaurer-Anteil. Da jedoch bereits 1797 für die Freimaurerei wieder das offizielle Verbot kam, mussten sich viele Mitglieder erneut auf eine Geheimmitgliedschaft beschränken. Insofern taucht das Wort „Freimaurer“ in den offiziellen Kirchenchroniken auch nicht auf. Unter dem bayerischen Toleranzedikt zwischen 1809 und 1816 kam es für die Reformierten nochmals zu einer gewissen Erholung, von der auch die Pfarrer Würth und Leydel profitierten. In der Chronik von Rutzenmoos war damals von einer „Erweckungsbewegung“ der dortigen Protestanten die Rede, die, was die politischen Ziele anbelangt, zur Freimaurerei durchaus Bezug hatte, zumal sich in ihr religiöse Motive mit den weltanschaulichen Motiven der Aufklärung und der bürgerlichen Revolution vermischten. Dieses Freidenkertum hielt aber nur kurz an und fand ebenfalls ein jähes Ende, so dass die Unzufriedenheit mit dem politischen System subversive Aktivitäten der evangelischen Freimaurer zusätzlich gefördert haben mag.



Abb. 103: Ein vor Hausdurchsuchung durch Einmauern verborgener evangelischer Schrifttext, heute im Museum Rutzenmoos. Symbol der protestantischen Untergrundkirche im Hausruck-Viertel.

Nicht umsonst beendete der Pfarrer Ludwig Würth im Jahr 1826 sein Buch über Vöcklabruck mit folgenden Wort im Fettdruck und in Großdarstellung: **protestantischchristliche Freyheit!**

In Zusammenhang mit der Entführung Kaspar Hausers lässt nun aufhorchen, dass der Pfarrer Ludwig Würth ab 1811 ausgerechnet in Weidenbach in Mittelfranken als Vikar gearbeitet hatte – in jener Hofkirche, die zu dem als Verliesort Kaspar Hausers diskutierten **Schloss Falkenhaus in Triesdorf** gehörte. Man kann deshalb nicht ausschließen, dass Kaspar dort nach einer Geburt in Mittelfranken – wir werden darauf noch näher eingehen – vorübergehend als Säugling „geparkt“ wurde. Allerdings konnte dies erst im Jahr 1811 geschehen sein.

Unter diesen Umständen nimmt es auch kein Wunder, wenn der „Mann“, der später Kaspar von Wanghausen nach Nürnberg brachte (wohl Simon Drechsler), Nürnberg als Freilassungsort avisierte. Einige der Personen, von denen er seine Instruktionen erhalten hatte, kamen eben aus dieser Richtung!

**Wir fassen zusammen: Wenn Johann Samuel Müllers Informationen im Großen und Ganzen stimmen, dann muss es sich um einen schwerpunktmäßig protestantischen und fränkischen Verschwörerkreis gehandelt zu haben, der dem Freidenkertum und der Freimaurerei frönte, der sich wenigstens z. T. bereits in Erlangen kennenlernte und hinterher in Oberösterreich wieder konspirativ vereinte. Dies ist eine für den Fall Kaspar Hauser sehr wichtige Information!**

Wir werden in den nächsten Kapiteln darauf zurückkommen.

Zum Abschluss ein vielsagender Brief eines gewissen Baron Seeberg in Pressburg, den er am 17.

Februar 1830 an die Gräfin Brunswick<sup>312</sup> in Ofen schickte:

*„Unser guter Domprediger Müller verfolgt den Gegenstand seiner Angabe in der Caspar Hauser'schen Angelegenheit, es steht dahin, ob nicht darüber sein Leben in Gefahr komme; Er sticht damit in ein gewaltiges Wespennest, da Lutherische Geistliche wenigstens als Mitwüßer verwickelt sind und Er den Evangelischen ohnehin schon als Convertit ein Dorn im Auge ist ...“<sup>313</sup>*

Dem ist nichts hinzuzufügen.

Interessanterweise tauchen die Namen Würth, Leydel, Mayer und Lampert an keiner Stelle in den bayerischen Ermittlungsakten auf, zumindest nicht in denen, die ein Hermann Pies oder ein Antonius van der Linde noch hatte einsehen können, denn die Originale sind ja verschollen.

Sollte damals in Bayern gar nicht gegen die genannten Personen ermittelt worden sein, die man leicht hätte befragen und als Zeugen oder Angeklagte hätte benennen können?

**Wenn ja, dann wäre diese Nicht-Ermittlung eine weitere, höchst anrühige Willkür der bayerischen Ermittlungsorgane und Gerichte, ein juristischer Skandal, der seinesgleichen sucht!**

Allerdings belegt die weiter vorn abgebildete Anzeige des Pfarrers Würth im Jahr 1832 doch eine gewisse Polizeiaktivität, allerdings eine stümperhaft verdeckte. Auch über diese Aktion wurde alsbald der Deckmantel des Schweigens darüber gelegt, und die zugehörigen Protokolle verschwanden. Für die Vertuschung eines verdeckt geführten Verfahrens spricht auch ein weiterer Brief des Baron Seeberg vom 14. März 1830. In ihm ist von einer Vernehmung des Pfarrers Würths in Bayern die Rede, bei der er die Dalbonne klar belastete.<sup>314</sup> Die Öffentlichkeit erfuhr davon nicht.

Immerhin soll es eine bayrische Untersuchungsakte mit der Aufschrift „Johann Samuel Müller“ gegeben haben. Hermann Pies hatte die Akte seinerzeit noch eingesehen und registriert. Über Ludwig Würth ließ er sich jedoch nicht aus, also scheint er über ihn auch nichts Brauchbares entdeckt zu haben.<sup>315</sup>

Auch Gerichtspräsident Paul Anselm von Feuerbach blieb zu diesem Thema stumm, das angedrohte Verfahren gegen Müller wegen „Verleumdung“ unterblieb. Allerdings war der Jurist nach kurzer Zeit schon nicht mehr am Leben.

**Dies sei nochmals zum Komplettausfall und zum gesetzeswidrigen Verhalten der bayerischen Ermittlungsorgane angemerkt!**

Im Jahr 1835 wurde übrigens der gesamte Nachlass Kaspar Hausers, d. h. sein ganzes Hab und Gut, auf Veranlassung des Ansbacher Stadtgerichts eigenmächtig dem Königshaus zugesprochen, angeblich, weil zuvor bei einer Vorladung in dieser Sache am 12. März 1835 niemand erschienen war, der den Nachlass hätte haben wollen. Wahrscheinlicher ist es, dass das Herrscherhaus auch 2 Jahre nach Kaspars Tod noch ein hohes Interesse an diesen Sachen hatten, weil man darin bestimmte Belege vermutete, wie z. B. Kaspar Hausers Tagebuch.

Wie wenig gesetzeskonform selbst dieser Vorgang war, erkennt man daran, dass die Armenpflege zu Nürnberg hinterher einen Zivilprozess wider den königlichen Fiskus anstrebte.<sup>316</sup>

Nichtsdestotrotz verschwand auch Kaspar Hausers persönlicher Nachlass auf Nimmerwiedersehen.

---

312 Deren Mann hatte Johann Samuel Müller den Posten als Erzieher im Haus Majthényi verschafft.

313 Brief in den Wiener Akten: <http://www.robl.de/hauser/wienerakten.html>.

314 Brief a. a. O.

315 Aktenband Nr. 2105, 16. Mai bis 15. Juni 1830. Information aus Pies, Dokumentation, S. 198.

316 Linde 1, S. 370.



## Das Rätsel des „Universitätsfreunds“

In einem ganz wichtigen Punkt hat es uns Johann Samuel Müller nicht leicht gemacht. Er verwies in seinen Anzeigen an das Appellationsgericht Ansbach immer wieder auf den Landgerichts-Aktuar Mayer und auf einen von diesem erwähnten Universitätsfreund, den man als Haupträdelsführer im Fall Kaspar Hauser ansehen müsse.

Wir zitieren zunächst, wie folgt:

Erstes Schreiben an das Präsidium des Appellationsgerichtes Ansbach vom 25. Dezember 1829. Müller zitiert den Aktuar Mayer wie folgt (Unterstreichungen durch uns):

*„...dass nämlich ein ehemaliger Universitätsfreund von ihm eben das, was nun seither mit Kaspar Hauser wirklich geschah, thun wolle, um sich in den Besitz des Vermögens seines blutsverwandten sehr reichen Mündels – wenn ich mich nicht irre, seines Neffen, dessen Vater als k. b. Offizier im Kriege umkam – zu setzen und ihn, Herrn Mayer, in Betreff der Verantwortlichkeit, welcher er sich, wenn die Sache sollte entdeckt werden, aussetzen würde, konsultierte. Der Plan war eigentlich, wie sich der Herr Aktuar verlauten ließ, die physische sowohl als die moralische und geistige Entwicklung und Ausbildung des Kindes zu verhindern und dasselbe durch eine gänzliche Entfernung und Absonderung von aller menschlicher Gesellschaft blödsinnig und zur einstigen Besitznahme und Verwaltung seines Vermögens unfähig zu machen ...“<sup>317</sup>*

Was den erwähnten Initiator des Verbrechens anbelangt, so schob Müller am 10. Januar 1830 die Information nach,

*„...dass er als Universitätsfreund des Herrn Mayer, des Ludwig Würth u.s.f. zu gleicher Zeit mit ihnen zu Erlangen studierte und wenn nicht von höherem Adel, doch wenigstens vom Ritterstande sei.“*

Ein drittes Mal erfahren wir vom Kommilitonen im Hintergrund am 21. März 1830 aus einem gerichtlichen Fragenkatalog, den das Kreis- und Stadtgericht Nürnberg dem Domprediger Müller vorgelegt hatte:

*„Hauptsächlich redete der Aktuar Maier davon, dass der eigentliche Urheber auf der Universität zu Erlangen, wie dies bei Vornehmen und Begüterten öfter der Fall, nicht sehr fleißig gewesen wäre.“<sup>318</sup>*

Wenn man die autobiographischen Notizen des Aktuars und späteren Landrichters Mayer heranzieht, so ist unschwer zu erkennen, dass dieser zu keinem Zeitpunkt an der Universität Erlangen studiert hatte, sondern ausschließlich an den Universitäten von Tübingen und Landshut:

*„26.09.1805 - Ich muss Darmstadt verlassen, um die Universität zu beziehen (Tübingen).(...)*

*„???.11.1805 - Zu Anfang des Monats November verließ ich wieder das elterliche Haus, um die Universität Tübingen zu beziehen.“<sup>319</sup>*

Karl Mayer schrieb sich nach dem 14. und vor dem 30. November 1805 an der Universität von Tübingen für das Fach Jura ein. Der Semesterbeitrag betrug 6 Gulden und 15 Kreuzer:

*„Carl Mayer Ober=Kirchberg 19 Jahre iuris stud., p: Christian, Oberamtsrath, 6 fl. 15 x.“<sup>320</sup>*

---

317 Linde 1, S. 196f.

318 Linde 1, S. 212.

319 Hier und im Folgenden Auszüge aus den Notizen Karl Mayers: <http://www.robl.de/hauser/mayer.pdf>.

320 Heinrich Hermelink: Die Matrikeln der Universität Tübingen, 1477-1817, Bd. 3 1710-1817, Stuttgart 1953, S. 428.

Nachdem mit dem Frieden von Pressburg Vorderösterreich aufgelöst und die grenznahen Gebiete mit Bayern vereint worden waren, wechselte Karl Mayer nach Landshut:

*„30.04.1806 – (Ober)Kirchberg, mein Heimatort, wird infolge des Preßburger Friedens mit Bayern vereinigt. Deshalb verlasse ich mit Ende des 4. Semesters Tübingen und beziehe die vaterländische Universität Landshut.“*

Karl Mayer hatte nicht, wie hier angegeben, 4, sondern nur 2 Semester in Tübingen studiert. Er trat im nachfolgenden Wintersemester 1806 in die Universität Landshut ein:

*„Mayer Carl Jur. Oberkirchberg.“<sup>321</sup>*

*„04.05.1806 – fand meine Immatrikulation unter dem Rektorat des Professors Bertele in Landshut statt.“*

Nach erfolgreichem Abschluss der letzten Prüfungen beendete Mayer sein Studium in Landshut und begann am 19. September 1808 seine Berufslaufbahn als Praktikant am Landgericht Söflingen:

*„11.09.1808 – Ich verließ die Universität Landshut nach zweieinhalbjährigem Studium dasebst.“*

Angesichts dieser lückenlosen Universitätskarriere ist es offenkundig:

Johann Samuel Müller, der allerdings selbst nie studiert hatte, und schon gleich nicht in Deutschland, hatte sich wenigstens in einem Punkt falsch erinnert: Karl Mayer war kein Studienkollege Würths und Lamperts in Erlangen gewesen!

War demnach auch der besagte Kommilitone, der den ganzen Plan um Kaspar Hauser ausgeheckt haben soll, ein Phantom?

Nicht unbedingt. Nur haben wir in seinem Fall die Qual der Wahl:

- War es ein Kommilitone Karl Mayers in Landshut gewesen?
- Oder war es ein Kommilitone Ludwig Würths und Christian Lamperts in Erlangen gewesen? Nur eigenartig, dass in diesem Fall Hohann Samuel Müller mehrfach Karl Mayer damit assoziierte!

Wir werden im Folgenden beiden Fragen nachgehen. In einem aber sind wir uns schon vorweg sicher:

Wenn es diesen Kommilitonen wirklich gab, dann hatte entweder dieser Kommilitone dem Karl Mayer oder dem Duett Ludwig Würth und Christian Lampert, oder – anders herum – einer von den dreien dem Johann Samuel Müller mit der Geschichte des vermögenden Mündels einen gewaltigen Bären aufgebunden! Oder aber Johann Samuel Müller hatte einmal mehr etwas durcheinandergebracht, was auch nicht ausgeschlossen ist.

Zur Erklärung:

Karl Mayer war, als er in Landshut studierte, 19 bis 22 Jahre alt, Ludwig Würth während der Studienzeit in Erlangen und Altdorf (ab 1804) sogar noch etwas jünger, 18 bis 20 Jahr alt, Christian Lampert war vermutlich im selben Alter. Selbst als es darum ging, den perfiden Plan von der Verbringung Kaspar Hausers auszuhecken, 1809 oder spätestens 1810, hatte keiner von ihnen das 24. Lebensjahr überschritten.

Es ist anzunehmen, dass dieselbe Alterspanne in etwa für den obskuren Kommilitonen im Hintergrund zutrifft.

In diesem noch relativ unreifen Alter hätte man ihm also die Vormundschaft über einen Neffen übertragen. Dieses Mündel müsste, um die Geschichte zu Ende zu denken, das Kind einer Schwester mit

---

321 Das nachträglich kompilierte Matrikelbuch von Landshut fasst das Wintersemester 1805/06 und das Sommersemester 1806 zusammen: „1805-1806 Rector DLVII Georg Augustin Bertele.“ Matrikelbuch der Universität Ingolstadt-Landshut-München, München 1872, S. 126.

einem reichen Offizier gewesen sein, oder das Kind eines Bruders, der selbst ein reicher Offizier war, aber in einem der vorangegangenen Kriege umgekommen war. Hier haben wir wiederum die Qual der Wahl zu entscheiden, ob dieser bei bayerischen oder beim österreichischen Heer gedient hatte, ehe er fiel. Sittenberger hatte nämlich in dem heute verschollenen Brief Müllers den Offizier mit einem „k. k.“ versehen, wohin gegen van der Kinde „k. b.“ las. Da Linde in der Regel sorgfältiger transkribierte, und ja wohl auch der besagte Kommilitone aus Bayern stammte, wollen wir zunächst seiner Version den Vorzug geben. Ganz ausgeschlossen ist die Geschichte mit dem Mündel insofern nicht, als die Kriege von 1805, 1809 und 1812 tatsächlich sehr viele Halb- und Vollwaisen durch den Tod der Väter, aber auch der Mütter, nach sich zogen.

Gänzlich unwahrscheinlich aber wird die Geschichte, weil Müller später wiederholt davon berichtete, dass das Vermögen des Kindes *„in einer englischen Bank niedergelegt ist ...“* Wer hätte das Geld dort deponiert? Der gefallene Vater des Mündels vielleicht, wenn er ein englischer Offizier war. Aber hätte dann nicht als erste die Mutter des Kindes darauf Zugriff gehabt? Oder kam das Kind aus einer außerehelichen Beziehung derselben und lebte diese auch nicht mehr? Und wer hätte einen ausländischen Studenten zum Vormund des Universalerben gemacht? Noch verwegener ist die Behauptung, dass dieses Geld den Entführern nach Wegschaffung des eigentlichen Erben auf einer englischen Bank zur Verfügung stünde – wohlgermerkt mit Falscheintrag in einem Sterberegister! Dies lässt nun jede Plausibilität vermissen, denn das Erbrecht hätte im Fall der Vermisst- oder Verstorbenen-Meldung des Erben zwingend ein erbrechtliches Verfahren und die Einsetzung eines entsprechend beleumundeten und sicheren Treuhänders, vernehmlich aus der Familie des verstorbenen Vaters, erfordert.

**Nein: Die Geschichte mit dem reichen Mündel, das man verblöden müsse, um ihm nach dem Erwachsenwerden das Erbe vorenthalten zu können, geht einfach nicht auf. Und Müller hat ja später auf dieser Geschichte gar nicht insistiert!**

Mit dem *„englischen Geld“* verhält es sich dagegen ganz anders, allerdings vor einem ganz anderen Hintergrund. Zu diesem Thema kommen wir später.

*„Aliquid semper haeret – irgendetwas bleibt immer hängen!“* sagt ein lateinisches Sprichwort.

Da sich die Müller'schen Geschichte mit dem reichen Erben trotz aller Bemühungen nicht geheim halten ließ, kochte bald in Bayern die Volksseele über, und es kursierten Gerüchte, allerdings nicht mit Bezug auf Mayers, Würths oder Lamperts Kommilitonen im Hintergrund, sondern in Bezug auf eine allseits bekannte, hochkarätige Familie.

Diese Geschichte wollen wir dem Leser nicht vorenthalten.

## Die Geschichte mit dem Tattenbach-Erbe



Abb. 104: Karl Heinrich Ritter von Lang.

Von dieser Erklärungsvariante des Verbrechens an Kaspar Hauser, berichtete uns vornehmlich der Publizist und Historiker **Heinrich Ritter von Lang**.

Der Hardenberg-Freund Heinrich von Lang war Kaspar Hauser in keiner Weise gewogen. Wenn er aber den Findling harsch als Schwindler kritisierte, dann weniger um dessen Ruf, sondern den Ruf seines Erzfeindes Feuerbach zu unterminieren.

So unterstellte von Lang Kaspar Hauser z. B. in einer Zeitungsinvective, Kaspar Hauser habe das Attentat auf dem Abtritt des Daurmer'schen Hauses ganz gezielt an einem Tag vorgetäuscht, an welchem der Obersthofmeister und Gatte Maria-Leopoldines, Ludwig von Arco, in Nürnberg weilte, um diesen als Mörder zu belasten. Fürwahr ein absurder Vorwurf!<sup>322</sup>

Der Schuss ging nach hinten los: Was eine Exkulpation für ihm sein sollte, geriet erst recht für den Grafen von Arco zur Belastung.

### Die Familie der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine geriet damals erstmals in öffentlichen Verdacht!

Wir hegen keinen Zweifel am Wahrheitsgehalt der Lang'schen Information, auch wenn uns die Belegungslisten der damaligen Nürnberger Gasthäuser zur Überprüfung nicht mehr zugänglich sind. Antonius van der Linde hatte sie eingesehen und bestätigte die Nachricht!

Halten wir deshalb fest:

**Graf Ludwig von Arco weilte also am Tag des ersten Attentates auf Kaspar Hauser vor Ort, in Nürnberg! Später erfahren wir, dass sogar seine Gattin Maria-Leopoldine, Sohn Max und ev. sogar Sohn Aloys bei ihm waren.**

### Zufall oder Notwendigkeit?

Caroline von Albersdorf, eine Art von Privatdetektivin, die wir nachfolgend noch ausführlich vorstellen, bestätigte nach eigenen Erkundigungen denselben Sachverhalt: Sie spricht allerdings diskret „*von mehreren Mitgliedern einer gewissen Familie, die sonst nie daselbst gesehen worden wären*“. Es sei der Bürgermeister Binder gewesen, welcher sie auf den Sachverhalt aufmerksam gemacht hätte. Kreisrat von Roder sei damals auch verständigt worden.<sup>323</sup>

Kein Wunder, wenn immer mehr Leute ein Mitglied der Grafenfamilie von Arco als treibende Kraft bei der Vernichtung Kaspar Hausers sahen. Man spekulierte über die Motive: Graf Karl von Arco sei es, so munkelte man, um die Rettung des Tattenbach'schen Erbes für seinen Sohn Maximilian gegangen.

Wieder scheint es sich um einen Verdacht von höchster Brisanz gehandelt zu haben, sonst hätte **Johann Emanuel von Küster**, der preußische Gesandte in München, nicht sogleich am 27. Dezember 1829 in französischer Sprache die inkriminierte Person in Berlin gemeldet, „*comme coupable des crimes qui auraient pu être commis envers C. H. – als schuldig des Verbrechens, das gegen Kaspar Hauser begangen worden war.*“<sup>324</sup>

Worum ging es konkret?

322 Karl Heinrich Ritter von Lang: Anonym vorgetragene Invective gegen Kaspar Hauser, in: Jena'sische Allgemeine Literatur-Zeitung, Nr. 101 bis 106, Juni 1834, S. 334.

323 Witwe Caroline Gräfin von Albersdorf: Kaspar Hauser oder die richtige Enthüllung der bisher unbekanntenen Geheimnisse über Hausers Herkunft ..., Band 2, München 1839, S. 117.

324 Linde 1, S. 193.

Das Geschlecht derer von Tattenbach stammte aus altem bayerischem Adel. Die jüngere bayerische Linie gehörte im Innviertel zu den größten Grundbesitzern: Im Jahr 1779 hielt sie von den 88 Herrschaften allein 14! Diese Linie erlosch mit dem kurbayerischen Kämmerer **Heinrich von Tattenbach**, der am 3. Oktober 1821 starb. Kurz zuvor hatte dieser Kämmerer-Kollege des Johann Nepomuk von Prielmayer – beide mit Vorfahren aus dem Illuminatenorden – noch die Klage einer Seitenlinie von Tattenbach wegen des Erbes abgewehrt, denn sein Stammbaum wies in der Tat bedenkliche Lücken auf. Nach seinem Tod hinterließ er einen riesigen Grund- und Güterbesitz, der u. a. Valley im LK Griesbach, St. Martin im Innkreis, Maxlrain im LK Rosenheim und Adldorf im LK Dingolfing-Landau umfasste. Der Besitz fiel nun testamentarisch an seinen gerade 15-jährigen Neffen **Maximilian von Arco** (\*1772), den Sohn seiner Tante mütterlicherseits, Ernestina Eleonore von Mayrhofen auf Aulenbach. Maximilian gelang es später, aus dem Tattenbach'schen Erbe ganze 99 ehemalige Rittergüter auf sich zu vereinigen, nachdem er auch die Liegenschaften der anderen Tattenbach-Linien wie z. B. Zell, Falkenberg und Malgersdorf in Niederbayern, an sich gebracht hatte. Maximilians Onkel väterlicherseits aber war Graf Ludwig von Arco, der Gatte der Maria-Leopoldine! Wenn also ein Kaspar Hauser dieses Erbe hätte gefährden können, dann hätte aus einer verheimlichten Liaison des Heinrich von Tattenbach gestammt.

Auch Hans Sittenberger berichtete von der Tattenbach-Geschichte:

*„Die Hauptlinie des gräflichen Hauses Tattenbach war 1821 erloschen. Der letzte dieses Geschlechtes hatte den jungen Grafen Arco-Valega, der mütterlicherseits mit ihm verwandt war, zum Erben eingesetzt. Nun wollte man jedoch wissen, dass ein natürlicher Erbe vorhanden gewesen sei, den aber der Vater des Grafen Arco-Valega, Expräsident des Obersten Gerichtshofes und Schwager der Kurfürstin-Witwe Marie Leopoldine, gleich nach der Geburt auf geheimnisvolle Weise habe verschwinden lassen, um so die millionenreiche Erbschaft seinem eigenen Hause zuzuwenden. Danach war also Kaspar Hauser niemand anders als der letzte Graf Tattenbach ...“<sup>325</sup>*

Interessanterweise taucht das Thema Tattenbach-Erbe erneut in einem Bericht des Ansbacher Kreis- und Stadtgerichts an den bayerischen König Ludwig I. vom 11. Februar 1834 (via Justizministerium) auf, also kurz nach der Ermordung Kaspar Hausers.<sup>326</sup> Hier wird auf einen Gewährsmann namens Konrad Senig in Hannover Bezug genommen, der in einem Brief von einem der Gräfin von Tattenbach, verheiratete Caesar, geraubten Kind gesprochen hatte. Schon das Kreis- und Stadtgericht Nürnberg habe, so liest man in diesen Bericht, in dieser Sache ermittelt, allerdings ohne greifbares Ergebnis, so dass man schließlich die Anzeige *ad acta* legte.

Da Graf Heinrich von Tattenbach einige Jahre vor dem Müller'schen Täterkreis an der Universität Erlangen studiert hatte, konnte sich dort die Kunde von seinem Vermögen verbreitet haben.

An dieser Stelle wollen wir nicht darüber hinwegsehen, dass einige Leute in Kaspar Hauser sogar einen natürlichen Sohn **Maximilian Josephs I. von Bayern**, also eines Halbbruders des regierenden Königs, sahen. So wurde am 1. Dezember 1830 dem Nürnberger Stadtkommissär ein entsprechender, vom 20. Oktober 1828 datierter Brief mit einer Menge geheimnisvoller Andeutungen und Prophezeiungen vor das Haus gelegt. *„Die Absicht der Mystifikation war so offenkundig, daß selbst die Nürnberger Behörden dies merkten und das Schreiben ad acta legten“*, meinte Sittenberger.<sup>327</sup>

Hilfreich waren solche anonymen Anzeigen nicht.

Auch die Tattenbach-Geschichte trug eher zur Verwirrung als zur weiteren Aufklärung bei. Angesichts der Fülle an Spekulationen, die sich allein um Maria-Leopoldine und ihre Familie entzündeten, geriet die eigentliche Wahrheit immer mehr in Gefahr, verschüttet zu werden.

Aus heutiger Sicht ist es recht schwer, die Stichhaltigkeit der Tattenbach-Geschichte zu überprüfen. Wollte man z. B. M. L. Ö. als Mutter Kaspar Hausers einbeziehen, so hätte die Kurfürstin entweder mit Heinrich von Tattenbach oder einen anderen Tattenbach im Erbvorrang – man munkelte etwas von

---

325 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 214.

326 Pies, Tod, S. 254.

327 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 324.

einem Offizier, der im Krieg gefallen sei; der Obersthofmeister Joseph von Tattenbach (1723-1802) kam ja wohl aus Altersgründen kaum dafür in Frage! - ein illegitimes Kind zeugen müssen, oder aber mit Graf Karl von Arco, dessen späterer Sohn Maximilian aus der Ehe mit Maria Anna Sophia, der Gräfin von Seinsheim-Sünching, der testamentarische Erbe war.

Beides ist allerdings nicht prinzipiell ausgeschlossen:

- Ersteres wurde vom königlichen Rat und Advokaten **Joseph von Miller**, einem Freund des Hauses Arco, in der „Flora“, einer Münchner Zeitschrift, eigens in Frage gestellt; das Dementi drang bis nach Österreich – ein verdächtiges und inhaltlich auch nicht schlüssiges Unterfangen.<sup>328</sup>
- Die zweite Variante steht insofern im Raum, als Maria-Leopoldine mit Karl von Arco tatsächlich ein intimes Verhältnis gehabt hatte, vor der Geburt ihres ersten, verschwundenen Sohnes. Karl von Arco konnte demnach tatsächlich der Kinsvater sein!

Ob sich allerdings bei einer derartigen Konstellation ein Mord, wie an Kaspar Hauser geschehen, rechtfertigen würde, um die Enttarnung des Kindes zu verhindern, das kann man mit Recht in Zweifel ziehen. Gerichtspräsident Paul Anselm von Feuerbach hielt weiland nichts von der Tattenbach-Geschichte.

Johann Samuel Müller spielte möglicherweise auf die Tattenbach-Affäre an, wenn er vom „*Vermögen eines blutsverwandten sehr reichen Mündels*“ und „*seines Neffen, dessen Vater als K. b. Offizier im Kriege umkam*“ sprach. Mit einem Erlanger oder Landshuter Kommilitonen kann das aber nichts zu tun haben.

**Bei den hier geschilderten Herkunfts-Varianten ging es allerdings um sehr viel Geld! Es war reichlich starker Tobak, den man damals der Familie von Arco auftischte!**

---

328 Siehe Artikel im „Österreichischen Beobachter“ vom 8. Januar 1839.

## **Der ominöse Kommilitone – ein Anti-Bonapartist?**

Kehren wir zurück zu dem Kommilitonen, der einem Johann Samuel Müller nicht aus dem Gedächtnis ging. Er sei, so sagte Müller, wenn nicht von höherem Adel gewesen, so doch ein Mitglied des Ritterstandes, also der untersten Adelsklasse,

Es bieten sich, wie gesagt, im Fall seiner Existenz nur wenige Erklärungsvarianten an:

- Entweder hatte der Kommilitone mit Karl Mayer in Landshut studiert und war später vom Domprediger Müller nur mit Erlangen assoziiert worden.

Oder:

- Es handelte sich um einen Erlangen Kommilitonen Ludwig Würths und Christian Lamperts, der hinterher von Müller fälschlicherweise mit Mayer in Verbindung gebracht worden.

Oder:

- Sie hatten alle miteinander zu tun, was nun zwar studentische, aber doch außeruniversitäre Kontakte in den Raum stellt.

Um es vorweg zu nehmen: Auf allen drei Pisten wurden wir fündig!

### **Jakob von Abele, der Mitstudent Karl Mayers in Landshut**

In der Immatrikulationsliste des Jahres 1806 aus Landshut, die Carl Mayer als neuen Studenten der Rechte ausweist, finden sich nur wenige Kommilitonen aus dem Ritterstand, die einer Untersuchung wert sind.

Ein Student namens **Zacharias von Sartori**, der aus dem neu an Bayern gefallene Trentino stammte, erregte insofern unsere Aufmerksamkeit, als bei der Entbindung von Karl Mayers erstem, außerehelich gezeugtem Sohn eine **Josepha von Sartori**, Landrichtersgattin, als Trauzeugin fungierte, mithin mit Karl Mayer bekannt oder befreundet gewesen sein muss. Diese Spur erwies sich als Sackgasse: Während der genannte Zacharias aus Trient aus einer dortigen Juristenfamilie namens Sartori stammte und später eine Juristenlaufbahn in der k. k. Doppelmonarchie beschritt, war Josepha, eine Neuburger Juristentochter aus dem Haus von Clarmann, mit dem deutschen Heinrich Ignaz Sartori (Schneider), erst Landrichter in Markt Schwaben und dann in Ebersberg verheiratet. Beide Familien Sartori haben nichts miteinander zu tun.

An dieser Stelle sollte man hinzufügen, dass der besagte Kommilitone nach einer Bemerkung in Anzeige Johann Samuel Müllers am ehesten aus Ulm gestammt haben sollte.<sup>329</sup>

In der Tat hat sich gleichzeitig mit Karl Mayer in Landshut ein nobilitierter **Johann von Abele aus Ulm** für das Fach Jura eingeschrieben.<sup>330</sup>

Mit Mitgliedern der weit verzweigten Abele-Sippe<sup>331</sup> hatte Karl Mayers Familie nachweislich schon früh Kontakt, zumal für einen Teil derselben eine gemeinsame Wurzel im Hohenloher Land anzunehmen ist. Ein Cousin Karl Mayers väterlicherseits namens Karl Christian Friedrich Glenk hatte sich z. B. 1796 unter derselben Herkunftsbezeichnung „*Hohenlohe*“ gleichzeitig mit einem Karl Abele an der Universität Erlangen immatrikuliert.<sup>332</sup> Das war womöglich jener Karl Abele, der 17 Jahre später als Hauptmann des 6. k. b. Infanterie-Bataillons auf Seiten der Franzosen kämpfte und im August 1813 vor St. Petersburg das

329 „...Worauf Herr Mayer, den Blick auf mich heftend, zum Pfarrer Wirth sagte: dieser könnte die Sache mit der Zeit noch verrathen! Was aber der Pfarrer mit der Bemerkung in Abrede stellte, dass ich in keinem Verhältnis mit Baiern stehe, und zumal in der Ulmer und Nürnberger Gegend ganz unbekannt sey...“

330 Matrikelbuch der Universität Ingolstadt-Landshut-München, München 1872, S. 125.

331 Mit Schwerpunkt in Schwaben, wie schon der Name verrät: „Abele“ ist ein schwäb. Diminutiv von „Abel“.

332 Personalstand der Fr.-A.-Universität Erlangen ..., Erlangen 1843, S. 139.

Leben verlor, wenige Wochen vor dem Seitenwechsel Bayerns.<sup>333</sup>

Johann von Abele, der Kommilitone Karl Mayers, stammte aus Ulm. Deshalb kommt als sein Vater nur der doppelt promovierte Jurist **Dr. Dr. Johann Martin Abele** (1753-1805) in Frage,<sup>334</sup> der sich zunächst als Publizist betätigt hatte, später als Stadtsyndikus vom Kempten wie Karl Mayers Vater in die Dienste Vorderösterreichs getreten war und schließlich 1791 von Kaiser Leopold II. wegen gewisser Verdienste um den Grafen Zeil nobilitiert wurde. Nachdem Kempten 1802 an Kurpfalz-Bayern gefallen war, wechselte Johann Martin von Abele, der übrigens wie Mayers Mutter aus Darmstadt stammte, zurück in die Stadt Ulm, in der er schon seine Jugend verbracht hatte. Dort stieg er in der Folge bis zum Direktor des protestantischen Konsistoriums der bayerischen Provinz Schwaben,<sup>335</sup> und zuletzt zum Oberpolizeidirektor von Ulm auf,<sup>336</sup> ehe er am 9. September 1805 an Wassersucht verstarb.<sup>337</sup> Dr. Dr. Johann Martin von Abele und der Vater Karl Mayers, Dr. Johann Christian Mayer, müssen sich zu Lebzeiten als Juristen in Nachbarschaft bestens gekannt haben.

Jener Johann von Abele jun., der sich nun zusammen mit Karl Mayer in Landshut immatrikulierte, und wahrscheinlich ein weiterer Vertreter der Familie namens Karl waren nach unserem Dafürhalten Söhne des Dr. von Abele und als solche überzeugte Anti-Bonapartisten. Beide standen möglicherweise jenen „fanatischen Schwärmern“ in Ulm nahe, die sich schon 1805 mit der Suprematie Napoleons in Bayern nicht abfinden wollten.<sup>338</sup> Nachdem das Königreich Bayern beim desaströsen Feldzug Napoleons gegen Russland im Jahr 1812 nahezu sein ganzes Heereskontingent verloren hatte,<sup>339</sup> trat es mit dem Vertrag von Ried am 8. Oktober 1813 aus dem Rheinbund aus und schlug sich auf die Seite der Koalition gegen Napoleon.

In dieser Situation, in der neue soldatische Kräfte in Bayern dringend benötigt wurden, meldete sich neben dem Karl Abele auch der Ulmer Johann von Abele jun. als Freiwilliger zum Heerdienst und wurde dafür mit den Rang eines Unterleutnants belohnt.<sup>340</sup> Ohne Kampferfahrung, aber voller Begeisterung, zog er gegen Napoleon ins Feld und bezahlte sein Engagement wie sein Namensvetter schon wenige Tage später mit dem Leben. Am 28. Oktober 1813 starben beide Abeles bei einem Vorgefecht der Schlacht von Hanau den Heldentod, der ältere Karl als Major des kombinierten 1. leichten Bataillons, der jüngere

---

333 Bayerisches Thatenbuch ..., Passau 1830, S. 190.

334 Großvater war der Kantor und Gymnasiallehrer Albrecht Ludwig Abele (1743-1778), ein Weberssohn aus Ulm. Vgl. A. Weyermann: Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und anderen würdigen Personen aus Ulm, Ulm 1798, S. 11f.

335 Oberstes Aufsichtsgremium in protestantischen Schul- und Kirchenangelegenheiten.

336 In diesen Funktionen musste von Abele eng mit Philipp Graf von und zu Arco (1775-1805) zusammenarbeiten, dem im Jahr 1804 nach Ulm entsandten Generalkommissär der bayerischen Regierung und Präsidenten der Landesdirektion in Schwaben. Graf Philipp war Schwager des Grafen Montgelas und Bruder des künftigen Mannes der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine, Graf Ludwig von Arco. Johann von Abele hat die schlimmen Einquartierungen in Ulm bei nachlassenden Kräften gerade noch erlebt, die Schlacht um Ulm nicht mehr, im Gegensatz zu seinem Chef, dem jungen Generalkommissär. Der bei den Ulmern hochbeliebte, aber gesundheitlich geschwächte „gute, liebe Arco“ (O-Ton Johann Martin Miller) nahm beim Kampf gegen Napoleon derartigen Schaden, dass er nur eineinhalb Monate später, am 28. November 1805, in Ulm zu Grabe getragen wurde, wo sich auf dem Alten Friedhof bis heute sein Grabmonument erhalten hat, an dem der Dichter Miller seine Trauerrede hielt. Vgl. Manfred Stosch (Herausgeber): Der Briefwechsel zwischen Johann Martin Miller und Johann Heinrich Voß, Berlin/Göttingen 2012, S. 317. Auch: Johann Martin Miller: Trauergesang ... Philipp von Arco, Ulm 1805, und: J. von Mußinan: Geschichte der französischen Kriege ... auf bayerschem Boden, Teil 3, Sulzbach 1826. Von Mußinan berichtet, Philipp von Arco hätte sich bereits schwerkrank zum einem vierstündigen Umritt mit Napoleon begeben müssen, danach sei er vor Entkräftung kollabiert. Der natürliche Tod des jungen Grafen erscheint uns bei einer solchen Schilderung nicht gewiss.

337 Laut Sterbeeintrag des Johann Martin von Abele im Kirchenbuch der Gemeinde Ulm 1060, Bd. 109.

338 Sie wurden vom Dichter Johann Martin Miller in der Trauerrede für Graf Philipp von Arco erwähnt.

339 Von ca. 30000 Soldaten sollen nur ca. 1000 in die Heimat zurückgekehrt sein.

340 Unterlieutenant-Stellen erhalten: „...und Johann von Abele im 6. leichten Infanterie-Bataillon Palm ...“ Vgl. K. b. Regierungsblatt 1813, S. 419.



Johann von Abele als Leutnant im kombinierten 6. leichten Bataillon Palm.<sup>341</sup>

Es ist möglich, dass sich Karl Mayer und Johann von Abele schon 1809 dem anti-bonapartistischen Untergrund in Ulm anschlossen, als sie nunmehr schon zum zweiten Mal innerhalb von 5 Jahren mit den schweren Kollateralschäden, der napoleonischen Kriege konfrontiert wurden – dieses Mal als Spitalhelfer. Schlimme Zustände müssen damals in und bei Ulm geherrscht haben, es waren riesige Scharen von Verwundeten und Sterbenden beider Seiten zu versorgen. Johann von Abele waren diese Szenen und der vorherige Tod seines Vaters, der Folge der schlechten medizinischen Versorgung vor der Schlacht um Ulm gewesen war, vermutlich Grund genug, später gegen Napoleon in den Krieg zu ziehen. Karl Mayer mag obendrein der Umstand, dass durch Napoleons Eroberungen seine Eltern und sein Heimatort Oberkirchberg in Mitleidenschaft gezogen worden waren, ein weiteres Motiv für seine Haltung abgegeben haben. Immerhin hatte Oberkirchberg bis 1805 zum Erzfeind Österreich gehört!

In seinen Memoiren-Splittern inszenierte sich allerdings Karl Mayer Jahrzehnte später als ausgesprochener Bewunderer Napoleons und seiner Familie. Glaubhaft ist dies nicht. Wenn man zwischen den Zeilen liest, dann zeigt Mayers Schilderung gerade wegen ihrer Penetranz das pure Gegenteil des Eindrucks an, den Mayer *ex post* erwecken wollte. Das Hausruckviertel, in das Mayer später freiwillig ging, darf sowieso als Zentrum des europäischen Anti-Bonapartismus angesehen werden, wir werden dies im nächsten Kapitel weiter ausführen. Mayer wird sich nicht ohne Grund dorthin gemeldet haben. Und er wäre mit dem Klammerbeutel gepudert gewesen, wenn sich entgegen der Stimmungen in der dortigen Bevölkerung als Napoleon-Freund präsentiert hätte: Es hätte ihn Kopf und Kragen kosten können! Wenn man obendrein Mayers Bekanntenkreis in Bayern bedenkt, den er in seiner Autobiographie wiedergibt – von einem Professor Gönner angefangen über einen Gutsbesitzer Gaugl, der später die Landwehr in Vöcklabruck gegen Napoleon leitete, bis zum Ex-Illuminaten und bayerischen Oberpatrioten Stanislaus Graf von Taufkirchen – dann wird es nahezu zur Sicherheit:

**Karl Mayer tat es insgeheim seinem Kommilitonen Johann von Abele nach und sympathisierte in seiner Sturm- und Drangzeit allen offiziellen Verpflichtungen zum Trotz heimlich mit dem anti-bonapartistischen Untergrund, dem selbstredend auch viele Freimaurer angehörten.**

Dass Lampert und Würth genau in dieselbe Szenerie passen, und dass genau dieser politische Hintergrund das wahrscheinlichste Hauptmotiv für die Entführung Kaspar Hausers liefert, wird das folgende Kapitel erweisen.

An dieser Stelle kommt nun endlich plausibel das „englische Geld“ ins Spiel, das sich Mayers Kommilitone und seine Mitverschwörer für gewisse Dienste erwarteten. Mit einem reichen Mündel hat dieses Geld nichts zu tun. Sollte Müllers Hinweise auf eine „englischen Bank“ stimmen, aus der das Geld für die Wegsperrung Kaspar Hausers kam, dann muss man viel eher von einem politisch motivierten Verbrechen an ihm ausgehen, zu dessen Durchführung Gelder aus dem Königreich England flossen – vermutlich aus dem Bankhaus des Staatsfinanziers **Nathan Rothschild**.

Dies stellt wiederum in den Raum, es habe sich bei der Entführung des Kindes Kaspar Hauser um eine von England aus gesteuerte Untergrundaktivität im neu gegründeten Königreich Bayern gehandelt – mit anti-bonapartistischer Stoßrichtung. Denn genau dafür – und nur dafür, muss man hinzusetzen – kam der englische Staatsfinancier als Geldgeber in Frage! Genau unter dem Aspekt des politischen Faustpfandes ist nun auch die Niederschlagung der Affäre Dalbonne zu verstehen, wenngleich sich vorderhand die Motive Österreichs und Bayerns nicht recht erschließen.

**Mayers autobiographisch zur Schau getragene Frankophilie war also nichts anderes als der unbewusste Versuch einer Wiedergutmachung politischer Irrwege in der Jugend!**

---

341 K. B. Regierungsblatt 1814, Sp. 71f., und: Bayerisches Thatenbuch..., Passau 1830, S. 277f.

Was aber den Kommilitonen Johann von Abele anbelangt, so war dieser, als mit seiner potentiellen Mithilfe der entführte Kaspar Hauser im Salzach-Kreis eintraf, noch am Leben. Als jedoch im Jahr 1814 Karl Mayer mit ihm prahlte, war er bereits im Kampf gegen Napoleon gefallen. Kann gut sein, dass dieser zu diesem Zeitpunkt nur noch nichts davon wusste.

Ein Hinweis zuletzt:

Da Müller von einem reichen Mündel des Kommilitonen gesprochen hatte, haben wir trotz aller Unwahrscheinlichkeit, dass diese Geschichte stimmt, auch nach der Kinder- und Enkelgeneration der Dr. Johann Martin von Abele gefahndet, sind aber bislang nicht fündig geworden. Bei Nachfrage im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart erhielten wir lediglich einen Auszug aus dem Sterberegister der Gemeinde Ulm, das den Tod und die Bestattung des „Landes-Direcktions- und Konsistorialraths“ Johann Martin von Abele für den 3. und 5. September 1805 referiert und dabei zugleich die Information gibt, dass zu diesem Zeitpunkt seine Frau noch lebte. Kinder sind hier nicht erwähnt. Wenn überhaupt, dann finden sich über sie Informationen in den Kirchenbüchern von St. Mang in Kempten, die wir bis *dato* nicht überprüfen konnten.

### Julius Carl Graf von Soden und das Erlanger Freimaurertum

Veranschaulichen wir zuerst nochmals Müllers Aussage im gerichtlichen Verhör vom 21. März 1830, die der Aktuar Karl Mayer wohlweislich in seiner Autobiographie verschwieg,

*„der eigentliche Urheber (des Verbrechens am Kaspar Hauser) auf der Universität zu Erlangen, wie dies bei Vornehmen und Begüterten öfter der Fall, wäre nicht sehr fleißig gewesen.“<sup>342</sup>*

Was soll man von diesem geheimnisvollen Kommilitonen in Erlangen, der nun mit Sicherheit nicht der Kommilitone Mayers war, halten?

Wir nehmen das Ergebnis vorweg:

**Interessanterweise können auch der evangelische Pfarrer Ludwig Würth und der Advokat Christian Lambert mit einem Erlanger Kommilitonen aufwarten, der vermutlich Mayers Kommilitonen Johann von Abele jun. in seiner franzosen-feindlichen Haltung nicht hinten anstand.**

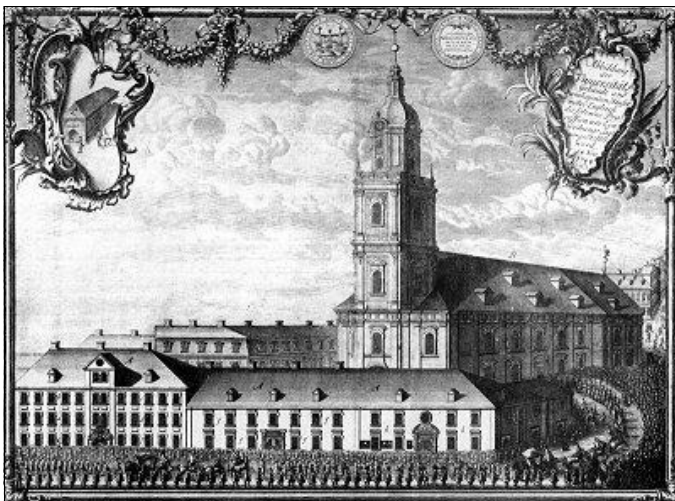


Abb. 105: Festzug bei der Eröffnung der Universität Erlangen am 4. Nov. 1743. In diesen Gebäuden studierten Würth, Lampert und Stanhope. Kupferstich von F. M. Regenfus, 1743.

Antonius van der Linde brachte in diesem Zusammenhang Lord Stanhope ins Gespräch, auf den in der Tat die genannten Attitüden ebenfalls zugetroffen hätten, insbesondere der fehlende Studieneifer. Im Jahr 1801, also drei Jahre, bevor Würth und Lampert in Erlangen zu studieren begannen, hatte sich dort Philip Henry Earl of Stanhope nach seiner Flucht aus England unter dem Namen „Mahon Lord Phil. Heinr.“ eingeschrieben, für das Fachgebiet Medizin bzw. Arzneitoxikologie.<sup>343</sup> Stanhope studierte in Erlangen kaum ernsthaft, vielmehr bahnte sich hier, von London aus gesteuert, eine gehobene Agententätigkeit an, die für den Engländer ein vollständiges Erlernen der deutschen Sprache in Wort und Schrift und den Erwerb

342 Linde 1, S. 212.

343 A. a. O., S. 153.

intimer Landeskenntnisse voraussetzte.<sup>344</sup> Stanhope verließ allerdings schon nach zwei Jahren Erlangen wieder, so dass er die zuvor Genannten kaum persönlich kennengelernt haben dürfte – es sei denn über Mittelsmänner und eventuell über die in Erlangen bestehende Freimaurer-Loge „Libanon zu den drei Cedern“, auf die wir noch zurückkommen werden.

### Als Kommilitone Lamperts und Würths geht Stanhope nicht durch!

Wer war kam stattdessen als adeliger, „wenigstens aus dem Ritterstand“ stammender Kommilitone in Frage?

Im Matrikelbuch von Erlangen gibt es für den Studienjahrgang 1804 insgesamt 13 adelige Studenten. Die heißeste Spur führt zu dem an Nummer 1 stehenden **Julius Carl Graf von Soden** aus Bamberg, der sich am Montag, den 6. Februar 1804, als erster von allen Studenten für das Fachgebiet „Cameralia“, also für die höhere Verwaltungswissenschaft, eingeschrieben hatte.<sup>345</sup>

Die vorderste Rangstelle und der Montagstermin sprechen dafür, dass dieser Mann schon vor dem Einschreibetermin in Erlangen Quartier bezogen hatte. Richtiger sollte man bei diesem Studenten von Graf Karl Julius von Soden sprechen, denn der Name „Julius“ war in der Familie Soden zwar Leitname, stand aber weder beim Betreffenden selbst noch bei seinem berühmten Vater, **Friedrich Julius Heinrich von Soden**, an erster Stelle.

**Friedrich Julius Heinrich von Soden** (\* 4.12.1754 Ansbach, + 13.7.1831 Nürnberg) war königlich-preußischer Geheimrat, Kämmerer, bevollmächtigter preußischer Minister an den fränkisch-sächsischen Höfen, Inhaber mehrerer Orden, Schriftsteller, dramatischer Dichter, Staatsökonom, bayerischer Kreis-Direktorial-Gesandter und noch vieles mehr. Wegen seiner Verdienste wurde der illustre Mann 1813 in den bayerischen Grafenstand erhoben. Bedeutsam wird der Vater unseres Studenten durch zwei Faktoren:

- Zum einen engagierte er sich nicht nur für Preußen, sondern nach 1806 auch für die Ökonomie im Königreich Bayern, z. B. bei der Gründung des „Credit-Vereins der bayerischen Guts-Besitzer“. Als Mitglied stellte er sich den Wahlen des Zentralkomitees, war somit bestens mit dem Mitbewerber Graf Karl von Arco und dem Komiteemitglied Karl Lorenz von Mayr (noch ein Karl Mayer!) vertraut. Das sind Männer aus München, die dem Bekanntenkreis der Kurfürstin Maria-Leopoldine zuzuordnen sind.
- Zum anderen war der Graf von Soden ein **erbitterter Napoleon-Gegner**. Als Napoleon Bonaparte 1814 entmachtete wurde, erschien von ihm ohne Autorennamen eine Biographie über den anti-napoleonischen Märtyrer **Johann Philipp Palm**.<sup>346</sup> Palm war am 26. August 1806 auf Befehl des Korsen in Braunau wegen Verbreitung einer regime-kritischen Kampfschrift in einem Willkürakt verurteilt und standrechtlich erschossen worden. Der Verfasser dieses Pamphlets mit dem Titel „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ wurde von Palm nicht verraten. Palms



Abb. 106: Darstellung der Hinrichtung Johann Philipp Palms in Braunau am 26. August 1806, durch französische Truppen. Thomas Pöschl als Beichtvater Palms.

344 Mayer, Stanhope, S. 55f.

345 Matrikelbuch, S. 161.

346 [Fr. J. H. von Soden]: Johann Philipp Palm, Buchhändler zu Nürnberg: Auf Napoleons Befehl hingerichtet zu Braunau, den 26sten August 1806..., Nürnberg 1814.

Hinrichtung löste speziell im Innviertel und Salzach-Kreis eine große Empörung und nachfolgend Pogrome durch die radikale Pöschlianer-Sekte aus, benannt nach Thomas Pöschl, dem Beichtpriester des Hingerichteten. Speziell Vöcklabruck war in die Umtriebe, die mehreren Menschen das Leben kosteten, einbezogen; ein Karl Mayer stand im Brennpunkt der Ermittlungen. Der Verfasser der erwähnten Gedenkschrift wurde nie zweifelsfrei ermittelt. Neben dem Kammerassessor Julius Konrad von Yelin aus Ansbach, der ab 1803 eine in Passau eröffnete Filiale der Palm'schen Buchhandlung geführt hatte, gehört der Graf von Soden zu dem Personenkreis, dem man am meisten die Urheberchaft der Kampfschrift zutraute.

In der damaligen Zeit wurden Haltungen des Vaters noch oft auf seine Söhne übertragen. Als sich Karl Julius von Soden in Erlangen als Student einschrieb, lebte seine Familie zwar schwerpunktmäßig noch auf dem Gut Sassanfarth bei Bamberg, hatte aber nach Erlangen die Fühler bereits ausgestreckt und erwarb dort einen Zweitwohnsitz, wohin sie 1811 umzog. Im selben Jahr, als Sohn Karl sein Studium beendet hatte, wurde dem Vater die Ehrendoktorwürde der Universität Erlangen verliehen, zwei Jahre später erfolgte die Aufnahme in die Erlanger „Ökonomisch-Camaralistischen Societät“.

Bei soviel Bezügen zur mittelfränkischen Universitätsstadt nimmt es kein Wunder, wenn sich der Graf von Soden besonders für den von den Franzosen ermordeten Buchhändler Palm engagierte, dessen Onkel in Erlangen bereits vor ihm eine Buchhandlung mit Verlag betrieben hatte, ein Geschäft, welches unter dem Namen „Palm und Enke“ noch heute existiert. Im Übrigen hatte Erlangen und die mit Preußen alliierte Markgrafschaft unter den vorangegangenen Kriegen gegen Frankreich viel gelitten.

Der Sohn des Napoleon-Verächters war am 21. Mai 1783 geboren und gerade 21 Jahre alt, als er sein Studium in Erlangen begann. Wie seine Vorfahren und die meisten seiner Kommilitonen war er Protestant.

**Kam etwa dieser junge Mann als Organisator der Entführung Kaspar Hausers in Frage, falls es der Johann von Abele aus Ulm doch nicht war ?**

Schon kurz nach Beginn des Studiums dürfte Karl von Soden in Erlangen den Jurastudenten Christian Lampert und der Theologiestudenten Ludwig Würth kennengelernt haben. Es ist durchaus denkbar, dass er sich, geprägt durch die zutiefst Napoleon-feindliche Haltung seines Elternhauses, zusammen mit diesen einer anti-bonapartistischen Untergrundbewegung aus Erlanger Studentenkreisen anschloss. Gut möglich ist auch, dass sich eine solche aus der Freimaurerei Erlangens speiste, der Studenten und Professoren gleichermaßen angehörten.

Schon lange bevor sich nach der endgültigen Niederlage Napoleons im Jahr 1815 eine Ur-Burschenschaft als Symbol der Nationalen Erhebung entwickeln konnte, hatte es in Erlangen ein buntes Potpourri an Geheimbünden, geheimen Orden, Landsmannschaften und Corps gegeben, von denen kein kleiner Teil außerhalb jeglicher Legalität stand und deshalb von Seiten der Universitätsleitung und der markgräflichen Regierung sogar bekämpft werden musste. So gehörte Erlangen nicht nur unter dem Namen „Sagunth“ zu den Illuminaten-Stützpunkten, sondern es war unter Georg Friedrich Rebmann auch Zentrum eines „Ordens der schwarzen Brüder“. Beides sind Vereinigungen, denen umstürzlerische Pläne und eine Nähe zu den französischen Jakobinern nachgesagt wurde. Wer sich über das berühmte Erlanger Studentenvorleben zwischen 1760 und 1815 einen größeren Überblick verschaffen will, sei auf die Synopse von Andreas Deutsch verwiesen, welche sämtliche Grundlagenliteratur verwertete. Sie wird später bei der Besprechung des Staatsrats von Klüber noch eine wichtige Rolle spielen.<sup>347</sup>

---

347 Andreas Deutsch: Ein Geheimbund mit Lizenz zum Töten, Der Anti-Illuminaten-Orden des Johann Ludwig Klüber, Stuttgart 2010, hier S. 9ff. und 32ff.

Viele der genannten Gruppierungen agierten unter dem Deckmantel der bereits seit 1757 etablierten, mit ausdrücklichem Gutheißen des freimaurerischen Markgrafen **Friedrich von Brandenburg-Bayreuth** errichteten Freimaurer-Loge namens „Libanon zu den drei Cedern“. Die Drei-Zedern-Loge ist eng mit der Gründung der Universität Erlangen verknüpft; zahlreiche Professoren wirkten in der Loge und zogen Studenten aus den reformierten Teilen Europas als künftige Mitglieder an.

Die zweitälteste Loge von Bayern gab sich im Gegensatz zu den erwähnten Geheimbünden ein eher offenes, aufklärerisches, antipietistisches Image, was sie aber nicht daran hinderte, zahlreiche Geheimbündler aus der Studentenszene in den eigenen Reihen zu verstecken, welche ab dem 25. Lebensjahr sogar das Initiationsritual absolvieren und Vollmitglied der Loge werden konnten. Diese Loge besteht übrigens noch heute und besitzt eines der schönsten Logenhäuser Deutschlands, das allerdings aus späterer Zeit (1890) stammt.

*„Die jugendlichen Gemüther wenden sich dem Heiligen und Geheimnisvollen mit einer energischen Neigung zu ... Dass unter den Freimaurern nicht lauter Tugendhelden sind, ist natürlich. Es gibt keinen Stand, auch den würdigsten und heiligsten, in welchem es nicht rüdige Schafe gäbe ... Wie wäre es möglich, dass eine so zahlreiche Verbindung nicht neben den edelsten, wohlwollendsten, tugendhaftesten Männern auch falsche, hinterlistige, scheinheilige und lasterhafte enthielte ...“*

Mit diesen ambivalenten Worten über die Verhältnisse in der Erlanger Loge relativierte der 90-jährige **Ernst Wilhelm Martius**, Pharmazieprofessor und „Meister vom Stuhl“, in seinen Memoiren seine frühere Begeisterung für das Erlanger Freimauertum, wobei er sich gegen die Machenschaften der Illuminaten, gegen Jesuitismus, Fanatismus und Intoleranz aussprach und für die Errungenschaften der Aufklärung, für die „*Reinheit der Sache*“, für Humanität, Brüderlichkeit und Gleichheit plädierte.<sup>348</sup>

Was einen Karl von Soden und seine Kommilitonen Mayer, Würth und Lampert anbelangt, so ist wegen der Herkunft auch eine geheime studentische Untergruppierung aus dem 1798 gegründeten, heute noch existierenden „Corps Onoldia“ denkbar, welches Karl von Sodens späterer Schwiegervater Graf **Karl Joseph von Drechsel** mitbegründet hatte. Drechsel hatte sich 1797 als „Joseph Freiherr von Drechsel aus Bayern“ (so!) in Erlangen eingeschrieben.

Gegen Ende ihres Studiums konnten diese Verschwörer offiziell Mitglieder der Erlanger Freimaurerloge werden, was später einen Johann Samuel Müller veranlasst haben mag, sie *in toto* als „Freimaurer“ zu klassifizieren. Für ihn, der ja in keine Einzelheiten eingeweiht war, ergab es wenig Sinn, hier weiter zu differenzieren. An den Haaren herbeigezogen war sein Statement allerdings nicht!

Nach der Okkupation Deutschlands durch Napoleons Truppen und der Gründung des Königreichs Bayern 1805 hatten sich „*erhebliche Konsequenzen für die Erlanger Loge*“ ergeben, wie man heute auf der Homepage derselben liest. Zwar konnte ein Verbot gerade noch abgewendet werden, aber es wurden den Maurern alle Kontakte zu ausländischen Logen verboten, außerdem war allen Staatsdienern, dem Universitätspersonal und dem Militär die Mitgliedschaft in der Loge von vornherein verboten.

Dies hatte die logische Konsequenz, dass ein Großteil der früheren Mitglieder in den Untergrund verschwinden musste. Genau wegen dieser Situation, die bis 1850 fort dauerte, mögen sich manche Studenten auch auf eine spätere freimaurerische Untergrundaktivität vorbereitet haben. Es wäre kein Wunder, ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, dass Karl von Soden und seine Kommilitonen Mayer,

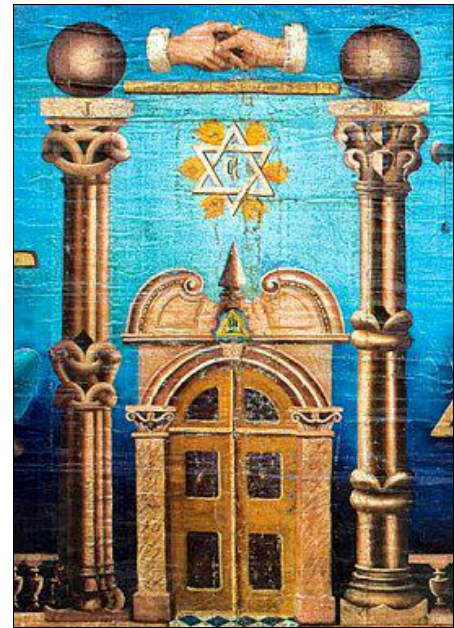


Abb. 107: Kultteppich der Loge „Libanon zu den drei Cedern“ in Erlangen.

348 E. W. Martius: Erinnerungen aus meinem Leben, Leipzig 1847, 733ff.

Lampert und Würth in Vorbereitung ihrer Logen-Mitgliedschaft aus einer geheimen Studentengruppierung heraus in radikal national-liberaler Gesinnung Stimmung gegen die napoleonische Okkupation in Deutschland machten.

- Dieser Zirkel mag eines Tages gegen fürstliche Entlohnung einen geheimen Auftrag aus England entgegen genommen haben, nämlich die Beseitigung und Verwahrung eines politischen Faustpfandes gegen Napoleon, in Form eines Babys oder Kleinkindes. Wenn es sich dabei um Kaspar Hauser handelte, gewinnt die eingangs vorgestellte Napoleoniden-Theorie an ungeahnter Aktualität!
- Oder aber es ging dabei doch primär um Geld. Dass die Erbprinz-von Baden-Theorie aus den Zeitbezügen heraus nicht mit dieser Aktion zusammengeht, haben wir bereits an anderer Stelle untermauert. Aber natürlich konnte sich auch jeder andere Auftraggeber die politischen Motive dieser Geheimbündler zunutze gemacht haben, letztlich auch eine Maria-Leopoldine oder ein Herr von Arco.

Was den konkreten Anlass zur Wegnahme eines Säuglings anbelangt, so muss man die Motive hierfür offen lassen, zumal sich auch beide Varianten gegenseitig ergänzen konnten.

Dass wenigstens eines der Mitglieder, der spätere Pfarrer Ludwig Würth, eine Aversion gegen Napoleon und sein Regime an den Tag legte, ist bezeugt – für den Fall, dass er wirklich der Urheber einer 1825 unter dem Pseudonym Ferdinand Friederich in Leipzig und Groitzsch erschienenen und in Österreich-Ungarn verbreiteten Schrift ist, die Johann Samuel Müller ins Spiel brachte, ohne Würths Urheberschaft zu behaupten. Die „Vertraute Briefe über die äußere Lage der evangelischen Kirche in Ungarn“ tragen in der Tat einen anti-orthodoxen, napoleon-feindlichen Unterton, der seinerzeit heftige Gegenreaktionen des ungarischen Katholizismus hervorrief. Sicher ist die Urheberschaft Würths nicht, wenngleich an der andernorts behaupteten Urheberschaft der „W. O. Ferdinand Friederich“ aus Werningerode noch größere Zweifel bestehen.<sup>349</sup>

---

349 Wikipedia Artikel: [https://de.wikipedia.org/wiki/Ferdinand\\_Friederich](https://de.wikipedia.org/wiki/Ferdinand_Friederich).

## **Karl Mayers Verbindungen nach Erlangen**

Als Karl Mayer nach Vöcklabruck kam, schloss er u. a. sofort Bekanntschaft mit Lampert und Würth, mehr noch, er ging, nach Johann Samuel Müller, mit diesen eine Komplizenschaft ein. Kannte man sich schon von früher?

Dies ist gut möglich, doch zum Verständnis müssen wir ein wenig ausholen:

Karl Mayer hatte eine Tante väterlicherseits namens **Elisabeth Mayer** (1754-1822), über welche eine konkrete Spur nach Erlangen führt. Diese Elisabeth hatte aus der Ehe mit ihrem ersten Mann, dem Salinen-Spezialisten Johann Georg Glen(c)k (1751-1801), einen Sohn, den bereits erwähnten Carl Christian Friedrich Glen(c)k (1779-1845) gezeugt, der sich am 22. Oktober 1796 zu einem Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Erlangen einschrieb.<sup>350</sup> Spätestens ab 1798 wechselte Carl Christian in das elterliche Fach, die Mineralogie und Geologie, und hörte für zwei Semester seinen späteren Stiefvater, den Professor und Naturwissenschaftler **Karl Christian Langsdorff** (1757-1834). Da sich auch dieser in seinem Vorleben zusammen mit seinem älteren Bruder Johann Wilhelm (1745-1827) extensiv mit der Salinenkunde beschäftigt hatte, da außerdem Elisabeth ihrem Sohn den Vornamen genau dieses Mannes und nicht des eigenen Ehemannes gab, und da sie in hohem Alter diesen ehelichte, ist nicht ausgeschlossen, dass Karl Christian Langsdorff schon in jungen Jahren der heimliche Geliebte der Elisabeth Mayer gewesen war – und Carl Christian Friedrich vielleicht beider Sohn. Zu dieser Sicht der Dinge passt auch, dass Tante Elisabeth Mayer, nachdem sie 1801 ihren ersten Mann durch Tod verloren hatte, über 17 Jahre ehelos blieb und im Witwenstand den Tod der angetrauten Frau Karls von<sup>351</sup> Langsdorff abwartete, um diesen dann plötzlich im Sterbejahr derselben, 1818, zu heiraten, wohlgermerkt im fortgerückten Alter von 64 Jahren – nur 4 Jahre vor dem eigenen Tod!

Auch nach dieser Zeit müssen beide Familien, die Mayers und die Langsdorffs, intensive Kontakte gepflegt haben: Ein in Erlangen geborener Sohn Karls von Langsdorff, F. Wilhelm D. Gustav von Langsdorff (1803-1847), schwängerte z. B. die Schwester Karl Mayers namens Auguste Mayer. Beider Sohn namens **Franz Wilhelm Daniel Gustav** (1825-1875) legte den Namen von Langsdorff ab und nannte sich ab 1855 offiziell **von Camerloher**, da er seinem Vater das gebrochene Eheversprechen gegenüber seiner Mutter nicht verzieh. Dieser Sohn stand bei der Revolution von 1848/49 in vorderster Reihe und musste über die Schweiz, Italien und London in die Türkei flüchten, wo er blieb und schlussendlich in Konstantinopel k. k. Konsul wurde.

Großvater Karl Christian von Langsdorff war 1801 Prorektor der Universität Erlangen geworden. Er setzte seinen dortigen Lehrbetrieb noch für 3 Jahre fort, ließ aber ab 1804, also gerade, als die Studenten Lampert und Würth dort eintrafen, wegen der steigenden Kriegsgefahr seine Professur in Erlangen ruhen und ging zunächst für kurze Zeit nach Vilna, was ihm den russischen Adelstitel einbrachte. Danach wechselte er mit Hilfe seines älteren Bruders Gottlieb, des Landvogts von Dilsberg, ins sichere Heidelberg auf eine volle Professorenstelle. Damit befand sich der frischgebackene Aristokrat sozusagen hinter den Kampflinien, da die Franzosen soeben das neue Großherzogtum Baden durch Einheirat der Adoptivtochter Napoleons, Stephanie de Beauharnais, faktisch annektiert hatten.<sup>352</sup> Ein Jahr später ist nicht aus Zufall auch der Erlanger Staatsrechtler **Johann Ludwig Klüber** (1762-1837) an der Universität Heidelberg zu finden. Das ist jener Klüber, dem wir später in einem eigenen Kapitel eine gehörige Mitwirkung bei Kaspar

---

350 Nicht schon 1791, wie in manchen Genealogien verzeichnet ist. Vgl. Personalstand der Fr.-A.-Universität Erlangen ..., Erlangen 1843, S. 139.

351 Der Adelstitel war 1806 in Vilna von Russland verliehen worden.

352 Dieser Wechsel wird in der Fachliteratur meist durch berufliche Notwendigkeiten und Ambitionen begründet; von Langsdorff selbst machte persönliche Motive (Nähe zur Familie), später auch Geld-Motive geltend. Das Ausweichen vor den heranrückenden Franzosen, das ja die anderen Motive nicht ausschließt, erscheint uns dennoch vorrangig, da Langsdorff noch 1803 den Ruf nach Heidelberg abgelehnt hatte. Welcher Professor wollte damals schon in Erlangen direkt zwischen die Fronten geraten, wenn die Fanfaren bereits zum Kampf bliesen, und der Weg in eine andere Universität einen Ausweg anbot?

Hausers Ende zuschreiben. Bis 1804 hatte Karl Friedrich Langsdorff wie Johann Ludwig Klüber oder Friedrich von Soden der Erlanger Freimaurerloge „*Libanon zu den drei Zedern*“ angehört. Damit dürfte er über diese Loge Karl Mayers Freunde in Vöcklabruck, Lampert und Würth, noch persönlich kennengelernt haben. Langsdorff brach auch nach seinem Weggang seine Kontakte nach Bayern und nach Erlangen nicht ab: Im Jahr 1808 wurde er als auswärtiges Mitglied in die Bayerische Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und erst 1809, also im wahrscheinlichen Geburtsjahr Kaspar Hausers, kündigte er seine Zugehörigkeit zur Alma Mater in Erlangen offiziell auf.

Bei diesen Beziehungen, der in den biographischen Notizen Karl Mayers keine Erwähnung findet, ist es plausibel, dass Karl Meyer über Tante Elisabeth und ihren Freund und späteren Mann Karl Christian von Langsdorff Kontakte nach Erlangen unterhielt und über die Erlanger Logenbrüder und den dortigen Widerstand gegen Napoleon bestens informiert war. Über diesen Weg kann er auch vom Entführungsfall Kaspar Hauser und von der Existenz der Urheber Lampert und Würth Kenntnis erlangt haben.

Vielleicht kam es damals schon in den Semesterferien zu einem ersten Kennenlernen mit den beiden Erlanger Sympathisanten, die sich später im Hausruckviertel als Freunde Mayers wiederfinden. Dass man solche Kontakte nicht an die große Glocke hing, war selbstverständlich. Es waren vermutlich auch diese neuen Freunde, die Mayer am Ende seines Studiums dazu motivierten, zusammen mit ihnen – und womöglich den kleinen Kaspar Hauser! – in die neu-bayerischen Gebiete östlich von Inn und Salzach zu wechseln.

Vor diesem familiären Hintergrund bekommen Karl Mayers Aussagen nach Johann Samuel Müller doch einen Grad von Wahrscheinlichkeit, den man auf den ersten Blick hin nicht für möglich gehalten hätte.

#### **Karl von Mayer studierte zwar nicht in Erlangen, er hatte aber gleichwohl einen guten Draht dorthin!**

Es ist aber kein Wunder, wenn hinterher bei diesem komplizierten Beziehungsgeflecht, das wir nur grob umreißen konnten, Müller Einiges durcheinanderbrachte.

Jedenfalls fanden sich nach dem Wechsel nach Vöcklabruck im Hausruckviertel die von Müller so apostrophierten „Freimaurer“ Ludwig Würth, Christian Lampert, Adam Leydel und Karl Mayer endgültig zusammen – in einem von anti-bonapartistischen Umtrieben gebeutelten Landstrich, der unter der Okkupation Napoleons Schlimmes hatte erleiden müssen ...

Damit am Ende kein Missverständnis entsteht:

Es ging in den vorangehenden Kapiteln nicht darum, alle Details der personalen Interdependenzen zu klären, denn dies ist mit den heutigen Mitteln einfach nicht mehr möglich. Es ging lediglich darum, einen Rahmen aufzuspannen, aus dem heraus sich später das Quartett Würth, Lampert, Mayer und Leydel formieren konnte. Es ging des Weiteren darum, einen verdeckten Anti-Bonapartismus als wahrscheinlichste Triebfeder für Kaspar Hauser Entführung herauszuschälen und diesem konkret Personen und Orte zuzuordnen. Und nicht zuletzt ging es darum, nachzuweisen, dass Johann Samuel Müllers Angaben zur Freimaurerei, zum adeligen Kommilitonen im Hintergrund und zum Studienort Erlangen durchaus einen realen Hintergrund hatten, selbst wenn er dabei Einiges durcheinander brachte.

Selbstredend war zur Zeit der napoleonischen Kriege die Freimaurerei nicht auf Erlangen und seine dortige Universität beschränkt. Auch in Landshut gab es trotz staatlichen Verbots studentische und nicht-studentische, z. T. untereinander stark divergierende Geheimbünde und Geheimaktivitäten, vor allem eine veritable Post-Illuminaten-Szene. Gustav Radbruch beschäftigte bei seiner Feuerbach-Biographie sich mit den Verwerfungen in der Landshuter Professorenschaft, mit ...

*„...dem Gegensatz von Süddeutschen zu Norddeutschen, von Katholiken zu Protestanten, von Romantikern zu Aufklärern. Erbitterte Gegner, Franzosenfreunde und Deutschtümmler, Illuminaten und Obskuranten fanden sich in gemeinsamem bajuwarischem Patriotismus gegen die Eindringlinge. Vielfach verbarg sich hinter der patriotischen Fassade der platte Neid gegen die gut besoldeten und vielfältig ausgezeichneten Ausländer. Aber auch der Eifer und Übereifer der 'Nordlich-*



*ter' hatte Anteil an den Verstimmungen.*<sup>353</sup>

Wie mag es vor einem solchen Hintergrund erst unter den Landshuter Studenten zugegangen sein!

Und nicht vergessen: Was die Freimauerei anbelangt, so ist gerade der Freiherr Johann Nepomuk von Prielmayer, der vermutlich sein Schloss Wanghausen als Unterbringungsort anbot, gerade in Landshut und nicht in Erlangen zu suchen.

---

353 Gustav Radbruch: Paul Johann Anselm Feuerbach – ein Juristenleben, Wien 1834, 3. Auflage Göttingen 1969, S. 94. Im Weiteren abgekürzt mit Radbruch und Seitenzahl.

## **Karl von Soden und die Sache mit Gunzenhausen**

Johann von Abele schied früh als potentieller Mitverschwörer aus, er bezahlte 1812 seinen Einsatz gegen Napoleon und sein Regime mit dem Leben.

Karl von Soden aber schlug nach dem Studium eine gut-bürgerliche Laufbahn ein, für die er wie so viele die verbotene Freimaurerei an den Nagel hängen musste. Er wurde schließlich königlich-bayerischer Oberforstmeister in Gunzenhausen.

**Wir hätten uns nicht so ausführlich mit seiner Person beschäftigt, wenn nicht nach der Ermordung Kaspar Hausers auffallend vielen Spuren in Gunzenhausen, dem Wohn- und Dienstort Karls von Soden zusammenliefen.**

Beschäftigen wir uns zuvor noch ein wenig mit seinem Lebenslauf:

Im Jahr 1818 ehelichte Karl von Soden die aus altem oberfränkischen Adel stammende Freiin Antonia von Künsberg-Thürnau (+1824), am 4. November 1826 wurde Maria Walpurga Auguste Therese Josepha Gräfin von Drechsel (\*2.5.1801) seine zweite Frau. Die Kinder aus beiden Ehen hießen Friederike Juliane Antonia Sophie (\*4.12.1819), Karl Friedrich Julius (\*22.8.1821), Hermann Karl Julius (\*27.11.1827) und Emanuel Julius Adolf (\*21.2.1829). Der an die römische Aristokratenfamilie der Julier erinnernde Name „Julius“ war also Leitname der Familie geblieben.

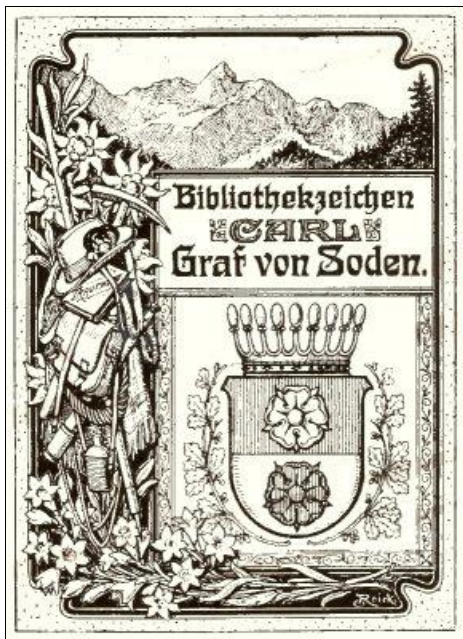


Abb. 108: Bibliothekszeichen DRV mit dem Wappen Karls von Soden.

Karl von Soden übernahm nach dem Tod seines Vaters dessen Rittergüter, Saßanfahrt, Eichenhausen und Neidenfels mit Satteldorf:

Neidenfels lag als Reichsrittergut bereits im Königreich Württemberg, grenzte allerdings unmittelbar an das Ansbacher Kastenamt Crailsheim an. Zur Erinnerung: In Crailsheim wirkte der Pfarrer Ludwig Würth vorübergehend als Vikar, eher er an der Universität Altdorf weiterstudierte, wozu er sich dort als „Crailsheimer“ einschrieb. Vielleicht kamen sich die beiden Studenten auch über diese regionalen Bezüge nahe. Der Sitz in Neidenfels verfiel inklusive der Schlosskapelle gegen Ende der Zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts so sehr, dass das von Soden'sche Rentamt alle Mobilien wegschaffen ließ. Ein tieferes Interesse an dieser Liegenschaft kann also Karl von Soden nicht gehabt haben. Die Burg Neidenfels selbst soll schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts von seinem Vater abgebrochen und durch einen Garten ersetzt worden sein. Lediglich das Amtshaus hat bis heute die Zeiten überdauert.

Das Schloss in Eichenhausen (Gemeinde Wülfershausen, Kreis Rhön-Grabfeld) bewohnten nach einer Mitteilung des Gräflich von Soden'schen Patrimonialgerichts (Urkunde im StA Würzburg) um 1809 12 Judenfamilien mit ihren 18 Kindern. Sie betrieben dort für die große jüdische Gemeinde in Eichenhausen eine Schule und einen eigenen Betsaal. Dies nur als Hinweis für die gelebte Religionstoleranz der Familie von Soden.

Während der kurzen Existenz des Großherzogtums Würzburg (1806 bis 1814), genau am 14. September 1811, wurde Karl von Soden zum Großherzoglichen Jagdjunker ernannt.<sup>354</sup> Dies kam wohl daher, weil die Familie auch in Zwing am Main bei Gemünden einige Güter besaß.

Im Jahr 1826 gab Karl von Soden das Kirchenpatronat von Satteldorf zugunsten des Königreichs Württemberg auf. Zu dieser Zeit wird er auch als „Forstmeister von Neustadt an der Aisch“ bezeichnet. Ob dies

<sup>354</sup> Siehe Großherz. Regierungsblatt vom 21.10.1811.

konkret eine Versetzung von Gunzenhausen weg nach Neustadt an der Aisch bedeutete oder nur eine Erweiterung seines Forstbezirks, müssen wir offen lassen.

Recht viel mehr ist uns über das Leben Karls von Soden nicht bekannt geworden. Eine größere Urkundensammlung harret im Hauptstaatsarchiv Stuttgart der Auswertung.

Wie bereits oben angedeutet, dürfte Karl von Soden bestens mit der Familie des Karl Joseph von Drechsel (\*26.6.1778 +8.2.1838) bekannt gewesen sein, also des Mannes, der unter dem Grafen Montgelas das Postwesen Bayerns entscheidend reformierte und bis 1817 führte, ehe er Generalkommissär und erster Präsident des Rezat-Kreises wurde. Vermutlich kannten sich beide schon vom Erlanger Studenten-Corps „Onoldia“ her. In den Jahren zwischen 1817 und 1826 lernte Karl, als die Familie von Drechsel in Ansbach residierte, eine Tochter des Hauses, Maria Walpurga, kennen, die er schließlich im Jahr 1826 ehelichte. Dies war übrigens eine Mischehe, denn im Gegensatz zu Karl von Soden war die Braut katholisch, ja sogar Stiftsdame von St. Anna in München. Das Annenstift in München war eine kurfürstliche Gründung von 1667, die allerdings nach der Säkularisation auch protestantische Adelige aufnahm.

Das Paar dürfte sich vor und nach dem Eheschluss öfters in jenem großen Erholungs- und Biergarten getroffen haben, den Präsident Karl von Drechsel um 1820 bei Ansbach aus dem sog. „Windmühlgütlein“ und dem „Hirschgarten“ hatte vereinigen lassen. Dieses Anwesen wurde binnen kurzem zur beliebtesten Ansbacher Ausflugsgaststätte. Es ist eine Ironie des Schicksals, dass dem Anschein nach gerade in der Restauration des „Drechselsgarten“ im Dezember 1833 das Mordkomplott gegen Kaspar Hauser geschmiedet wurde. Jedenfalls gab im Jahr 1853 ein gewisser Ferdinand Dorfinger, vormals Wirt des Drechselsgarten, eine entsprechend klingende Anzeige ab. Hierzu mehr weiter unten.



Abbildung 109: Ausflugslokal im „Drechselsgarten“, Aufnahme aus Mayer-Tradowsky.

Wir haben es bereits erwähnt:

**Unter diesen Aspekten ist die Annahme einer Untergrundaktivität des Terzetts Soden, Würth und Lampert auch aus der Corps-Szene der Ansbacher „Onoldia“ heraus möglich. Zukam sich Würth selbst als „Ansbacher“ bezeichnete!**

Einige Eigentümlichkeiten aus dem Leben Kaspar Hausers könnten wenigstens indirekt mit Karl von Soden und seinen Aufenthaltsorten Erlangen und Gunzenhausen in Zusammenhang stehen:

- Kaspar Hauser nahm z. B. selbst in eigenartiger Weise auf Erlangen Bezug – und zwar unmittelbar nach dem Hackmesser-Attentat im Hause Daumer im Jahr 1829. Noch benommen vom verwundenden Schlag und im Fieberdelirium liegend, repetierte er nach den Akten des Stadtmagistrats Nürnberg u. a. folgende Worte:

*„Mann weg ... nicht einsperren ... nicht mit nach Erlangen in Wallfisch ... nicht mit nach Erlangen in Wallfisch... nicht mit nach Erlangen in Wallfisch ... nicht umbringen ... nicht Mund zuhalten ... nicht sterben ...“*

Den dreifachen Ruf mit dem „Erlanger Wallfisch“ wiederholte er später ein weiteres Mal, erneut in Zusammenhang mit „nicht umbringen“.<sup>355</sup>

---

355 Pies, Dokumentation, S. 5 und 70.

Welche Angst hatte der schwer verwundete Kaspar vor dem „Erlanger Wallfisch“?

Der „Goldene Walfisch“ in der Calvinstraße Nr. 5 in Erlangen ist heute durch ein modernes Bankhaus ersetzt, zu Kaspar Hausers Zeit war der schmucke Bau der renommierteste Gasthof seiner Zeit. In dem vormals hugenottischen, seit 1818 in Bürgermeisterhand befindlichen „Speisehaus des Adels“ logierten u. a. so berühmte Persönlichkeiten wie König Gustav von Schweden, J. W. von Goethe und E. M. Arndt. Hier verkehrten aber auch einfachere Leute und viele Studenten, soweit sie nur genügend Kleingeld bei sich hatten. Es gab im Wallfisch nicht nur ein geräumiges Gastzimmer und zwei große Säle, sondern auch mehrere diskrete Hinterzimmer, bestens geeignet für subversive Aktivitäten. Nicht zuletzt deswegen hielten die Erlanger Freimaurer im Wallfisch regelmäßig ihre sogenannten Tafellogen ab.

Van der Linde erklärte Kaspars Ruf nach einem Bericht Hickels damit, dass anlässlich eines geplanten Essens im „Goldenen Wallfisch“ Kaspar einst die Angst entwickelt hatte, analog zur Geschichte des Jonas von einem Walfisch gefressen zu werden.<sup>356</sup> Doch war dies wirklich der Anlass zu Kaspars Panik? Oder hatte nicht vielmehr der Attentäter Kaspar zuvor mit dem „Wallfisch“ gedroht? Welche Machinationen gegen Kaspar Hauser mögen dort in Gang gesetzt worden sein? Leider haben wir auf diese Fragen keine Antwort.

Vielleicht lohnt sich an dieser Stelle der Hinweis, dass im Jahr 1811 der „Goldene Walfisch“ den damals nur sehr schwer erhältlichen „Rosolio“ aus Triest ausschenkte. Den Hinweis entnehmen wir einem Brief Jean Pauls an seine Frau vom 14. Juni 1811, in dem er von seinem Aufenthalt im Erlanger Walfisch berichtete:

*„Entweder der Wein oder das treffliche Bier (ich trink hier noch einmal soviel als in Bayreuth) oder die Luft oder der ungemein seltene Rosoglio oder das wenige Arbeiten oder alles zusammen macht mich so gesund, wie ich seit Jahren nicht war ...“<sup>357</sup>*

Unter der napoleonischen Besetzung war wegen der englischen Seeblockade die Triester Rosolio-Produktion bis auf rudimentäre Reste zusammengebrochen, eine Exilproduktion der Fa. Casali in Wien noch nicht aufgebaut. Der oben genannten Anna Frisacco alias Dalbonne, von der wir annehmen, dass sie Kontakte zu den Freimaurern von Erlangen hatte, könnte man allerdings zutrauen, dem Erlanger Walfisch den „ungemein seltenen Rosoglio“ verschafft zu haben: Sie selbst stammte ja aus einem kleineren Rosolio-Betrieb in Triest!

- Als der in Bayreuth gebürtige, preußische Premier-Lieutenant des 1. k. preußischen Garderegiments, Otto Ferdinand von Pirch, ab dem 27. März 1830 im Hause Biberbach mit Kaspar Hauser Sprachtests in Ungarisch und Polnisch durchgeführte, stieß am 29. März beim sogenannten Kukuruz-Test Kaspar Hausers auch der „Herr Graf Drechsel von Regensburg“ hinzu. Dies steht so im Verhörprotokoll des Vormundes Gottlieb von Tucher vom 5. April 1830.<sup>358</sup>

Bei diesem Grafen von Drechsel kann es sich nur um den oben genannten Schwiegervater Karls von Soden gehandelt haben. Wir schließen dies nicht nur aus dem Alter des Erwähnten – seine beiden Söhne wären gerade mal 15 bzw. 20 Jahre alt gewesen –, sondern auch aus der Angabe „von Regensburg“, denn Karl Joseph von Drechsel war im Jahr 1828 wegen seiner liberalen Gesinnung von König Ludwig I. plötzlich aus dem Dienst entlassen und zu einem Privatleben auf Schloss Karlstein nördlich von Regensburg veranlasst worden.

Was hatte der Karl Joseph von Drechsel bei Kaspar Hauser zu schaffen?

Letzte Klarheit lässt sich darüber nicht gewinnen. Von Drechsels vielfältige Bezüge zum Rezat-Kreis, die nicht nur verwandtschaftlicher Art waren (er war dort erst Regierungspräsident und nachfolgend Generalkommissär), stellen in den Raum, dass er damals in der Gegend weilte und

---

356 Linde 1, S. 124.

357 Aus Richter: Jean Paul, eine Reisebiographie, Berlin 2012. Den Hinweis verdanken wir Frau Sylvia Kemming.

358 Pies, Dokumentation, S. 81.

Kaspar Hauser ganz einfach persönlich kennenlernen wollte. Ob diese „*streng rechtlich gesinnte Persönlichkeit*“ (Zitat Neue Deutsche Biographie) ahnte, dass sein Schwiegersohn möglicherweise in die Beseitigung Kaspar Hausers vor 1814 involviert war?

- Auf Karls von Soden Wohn- und Dienort Gunzenhausen beziehen sich mehrere Begebenheiten nach Kaspar Hausers Ermordung:

1. Nach Rudolf Biedermann könnte der (die) Mörder Kaspar Hausers am Tag der schrecklichen Tat über Gunzenhausen an- und abgefahren sein. Biedermann berief sich dabei auf eine örtliche Tradition, die sich über Generationen erhielt:

*„Im Jahr 1833, am Vormittag des 14. Dezember, kehrten zwei vornehm gekleidete Herren in der Gaststube der Madame N. (Name von Biedermann geschwärzt) ein. Sie schienen in großer Eile zu sein, und Madame N., die gut französisch sprach, stellte fest, dass sich die Herren in einer ausländischen Sprache unterhielten, welche sie nicht definieren konnte (also wohl nicht französisch!) ... Sie erkundigten sich bei ihr eingehend nach dem nächsten Weg nach Ansbach ... Am Nachmittag desselben Tages, es war schon dunkel, erschienen beide Herren abermals in der Gaststube der Madame N. und warteten ungeduldig auf ihre Weiterfahrt. Es fiel der Gastwirtin auf, dass beide die Handschuhe anbehielten. Kaum hatten die Herren die Kutsche besetzt, fuhren sie auch schon in großer Geschwindigkeit davon. An dem Platze, an welchem zuvor die Kutsche gestanden hatte, entdeckte der Pferdeknecht jetzt einen mit Perlen (farbigen Glasperlen) bestickten Beutel, eine Art Pompadour, wie ihn die vornehmen Damen zu tragen pflegten. Er hob ihn auf und brachte ihn der Madame. Diese gab ihm den Auftrag, eiligst hinterher zu reiten (über die Altmühl-Brücke), um den offenbar verlorenen Beutel zurückzugeben. Der Pferdeknecht konnte die Reisenden aber nicht mehr erreichen, und brachte den Fund seiner Auftraggeberin zurück. Diese öffnete nun den Beutel und entdeckte darin zu ihrem Entsetzen ein großes, weißes, völlig mit Blut besudeltes Taschentuch. Sie lief damit zum Bürgermeister des Städtchens und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte. Der Bürgermeister aber winkte ab und gebot ihr, über den Vorfall zu schweigen. Am nächsten Tage erreichte das Städtchen die Kunde, dass Kaspar Hauser ermordet worden sei ...“<sup>359</sup>*



Abb. 110: Der Gunzenhausener Beutel 1998 - Fotomontage. Biedermann hatte den Beutel auf der Umschlagseite seiner Arbeit von 1998 nur zum Teil abgebildet.

Nach dieser Begebenheit habe die Wirtin das blutige Tuch verbrannt, desgleichen das Futteral, nachdem sie dieses herausgetrennt hatte. Den Beutel verwahrten sie und ihre Nachkommen. Die Biedermann'sche Information stammte aus dem Jahr 1965. Noch im Jahr 1998 soll den Beutel ein Nachkomme in Oberfranken besessen haben; dieser sei aber laut Rudolf Biedermann sehr zurückhaltend mit der Preisgabe des Familiengeheimnisses gewesen. Immerhin konnte der Hauser-Enthusiast den Beutel fotografieren. Außerdem bekam er heraus, dass in dem Beutel ein blutiges Stilette steckte, u. U. die Mordwaffe Kaspar Hausers!<sup>360</sup>

Das betreffende Gasthaus in Gunzenhausen (mit Pferdewechsel-Station) trug nach Biedermann den Namen Adler. Wenn die Angabe stimmt, dann müsste es sich um den traditionsreichen Gasthof „Zum Goldenen Adler“ in Gunzenhausen gehandelt haben. Pikanterweise war Paul

359 Rudolf Biedermann: Kaspar Hauser: Neue Forschung und Aspekte 1, Offenbach 1998, S. 82.

360 Biedermann, S. 88f.

Röschel, der im selben Jahr das Anwesen von seinem Vater übernommen hatte, der Sohn des Georg Konrad Röschel, jenes Bürgermeisters, der das Schweigegebot erließ!

Nebenbei: Die Fernstraße von Ansbach nach Gunzenhausen gibt eine Richtung vor, in der man den Mörder Kaspar Hausers in Zusammenhang mit der Wanghausen- oder Maria-Leopoldine-Theorie durchaus vermuten kann: Südostbayern, Landshut, Innviertel, ehemaliger Salzachkreis. Stepperg lag direkt auf dieser Route. Und übrigens auch Triesdorf.

2. Dass der vermutete Mörder Kaspar Hausers seinen Fluchtweg über Gunzenhausen nahm, bestätigt auch ein Schreiben des Untersuchungsgerichtes an den Magistrat der Stadt Ansbach. Dieses Schreiben bezog sich nicht auf die obige Begebenheit, sondern auf eine andere Anzeige. Da man keine dazu passenden Einträge in den Fremdenbüchern fand, wurden die Ermittlungen eingestellt.<sup>361</sup>

3. Eine weitere Spur führt direkt in das Gasthaus des Paul Röschel: In einem Ermittlungsbericht an den Magistrat von Ansbach vom 28. Dezember 1833 ist ein Tintenpulverhändler namens C. F. Schmidt aus Wien erwähnt, auf welchen die Täterbeschreibung aus Ansbach in einigen Punkten zutraf. Dieser sei am Morgen des Mordtages von Ansbach nach Gunzenhausen gereist, habe mit seiner „Kutsche mit zwei Stutzschwanzpferden“ das Gasthaus „Zum Goldenen Adler“ aufgesucht, dort einen Kaffee getrunken und sich mit dem Kaufmann Kleinknecht aus Nürnberg unterhalten, ehe er seine Reise in Richtung Oettingen fortsetzte. Es ist nicht auszuschließen, dass hier bewusst ein Alibi erzeugt wurde, und der Mann nach Ansbach zur Tat zurückkehrte.<sup>362</sup>

4. Des Weiteren traf sich Lord Stanhope nach dem Tod Kaspar Hausers, von München kommend, gerade in Gunzenhausen mit dem Lehrer Meyer und dem Oberleutnant Hickel, ehe er nach Stuttgart weiterreiste. Dort – und nicht in Ansbach, wie es an sich zu erwarten gewesen wäre – besprachen die drei Männer die weitere Taktik beim geplanten Rufmord Kaspar Hausers. Im Raum stand ein Buchprojekt der beiden letzteren zur Unterstützung der Betrüger-Theorie, welches allerdings in der Folge nicht zustande kam.<sup>363</sup>

Hatten sich all die erwähnten Personen in Gunzenhausen mit einem Karl von Soden getroffen?

Was ließ sie den Weg über Gunzenhausen nehmen?

Hierzu schweigen die Quellen.

---

361 Pies, Tod, S. 75f.

362 Pies. Tod, S. 189.

363 Mayer-Tradowksy, S. 502ff.

## **Eine englische Privatdetektivin: Caroline von Albersdorf**

Drei Jahre nach Niederschlagung der Ermittlungen in Ungarn war der Mensch, um den es ging, ein toter Mann: Kaspar Hauser war am 14. Dezember 1833 im Ansbacher Hofgarten mit einer Stichwaffe tödlich verletzt worden! Nun erwies es sich, dass doch noch Ermittlungen in Richtung Ungarn und in der Sache „Dalbonne“ angestellt worden waren, allerdings nicht von der bayerischen Polizei, sondern von einer Privatperson.

In Bayern lebte seit vielen Jahren eine Engländerin namens **Caroline**, verwitwete **von Albersdorf**, nach eigenen Angaben eine in Dover/England gebürtige Lady Graham, Tochter James Grahams, des 3. Herzogs von Montrose. Demnach war sie eine Angehörige des englischen Hochadels. In den englischen Peerage-Verzeichnissen taucht allerdings Caroline von Albersdorf nicht auf – vermutlich deshalb, weil sie eine illegitime, d. h. außerehelich gezeugte Tochter des späteren Herzogs von Montrose war, aus der Zeit vor 1779, als dieser als junger Mann die „*grand tour*“ durch Kontinentaleuropa machte und dabei für längere Zeit in Wien weilte.<sup>364</sup> Carolines Mutter unbekanntem Namens stammte entweder aus Österreich oder aus Deutschland. Sie scheint dem Kindsvater nach England nachgereist zu sein, kam aber über Dover nicht hinaus, sondern entband dort von ihrer Tochter und betrieb wohl auch von dort aus deren Anerkennung. Carolines Adelstitel „Gräfin von“, analog zu Lady Graham, war also keineswegs angemessen, wie van der Linde später boshaft unterstellte!

Wie man ihren Schriften an einigen Stellen entnehmen kann, lebte Lady Caroline Graham nie in England, sondern verheiratete sich mit einem Freiherrn von Albersdorf, Hauptmann erst in österreichischen, zuletzt in kurbayerischen Diensten. Caroline von Albersdorf – der Adelstitel stand ihr auch von Seiten ihres Mannes zu! – lebte bis ca. 1812 (oder 1814?) zusammen mit ihrem Mann in Wien. Nach dessen Tod ging sie als Witwe nach Deutschland, was ebenfalls für ihre Deutsch-Stämmigkeit mütterlicherseits spricht. Hier scheint sie in einige wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten und in Zusammenhang damit auch den Gerichten auffällig geworden zu sein. Ab 1826 wohnte die Witwe Caroline in Nürnberg, wo sie nun Kaspar Hauser persönlich kennenlernte.<sup>365</sup>

Kein Wunder, wenn Caroline von Albersdorf, eine um ihre Hochadelsstellung in England gebrachte, hinterher verarmte Dame, für Kaspar Hauser Gefühle des Mitleids empfand – spätestens zu dem Zeitpunkt, als auch dieser um all seine Adels-Prärogativen betrogen erschien.

Nach der Ermordung Kaspar Hausers erteilte Caroline von Albersdorf aufgrund ihres Kenntnisstandes der Erbprinz-von Baden-Theorie eine klare Absage und ging mit einer ganz anderen Erklärung des Kriminalfalls an die Öffentlichkeit:

**Mehr oder weniger unverhohlen äußerte Caroline von Albersdorf die Vermutung, Kaspar Hauser sei nach einer zuverlässigen Quelle ein von der Kurfürstin Maria-Leopoldine mit dem Rittmeister von Wessening unehelich gezeugtes Kind gewesen, welches diese in Ungarn zur Welt gebracht und anschließend weggegeben habe! Und es sei ihr Sohn Aloys aus zweiter Ehe gewesen, der dessen Tod verlangte!**

Von einem Napoleoniden war dabei keine Rede, sehr wohl aber von einem Johann Samuel Müller und einer Dalbonne.

**Damit laufen bei Caroline von Albersdorf die Fäden, die schon zuvor mit Müller, Würth, Leydel, Mayer, Lampert und der Dalbonne geknüpft worden waren, erstmals bei der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine und ihrer Familie zusammen!**

---

364 Lewis Namier & John Brooke: *The House of Commons 1754-1790*, London 1964, S. 526. Und: Edmund Lodge: *The Peerage of the British Empire*, London 1832, S. 284f.

365 Lind 1, S. 386.

Caroline von Albersdorf war eine von detektivischem Spürsinn geprägte und gänzlich von der Unschuld Hausers überzeugte Amateurdetektivin, welche auf eigene Faust ermittelte. Unter Berücksichtigung ihrer englischen Teilabstammung könnte man sie heute getrost als „Miss Marple des 19. Jahrhunderts“ bezeichnen.

Ab 1837 ging Caroline von Albersdorf an die Öffentlichkeit, wobei sie nun ihr durchaus gegebenes Talent als Schriftstellerin ausspielte: In Regensburg erschien eine Broschüre, sozusagen eine erste Version ihrer Geschichte zu Kaspar Hauser: „Kaspar Hauser oder Andeutungen zu Enthüllung mancher Geheimnisse ...“

In den Jahren 1838 und 1839, also ca. fünf Jahre nach Hausers Tod, folgte in München eine zweibändige Arbeit über Hausers Herkunft nach, welche sich einer regen Nachfrage erfreute und ein Jahr später bereits in zweiter Auflage erschien. Band 1 trug den Namen „Kaspar Hauser oder die richtige Enthüllung der Geheimnisse über Hausers Herkunft ...“, Band 2 hieß „Kaspar Hauser oder die richtige Enthüllung der bisher unbekanntenen Geheimnisse über Hausers Herkunft ...“

Um sich ein Bild machen zu können, empfiehlt sich dem Leser zunächst die auszugsweise Lektüre des Originaltextes, den wir zur besserern Lesbarkeit innerhalb dieser Seite anders umbrechen als im Original.

So sind mehrere geheime Geschichten, die auf Hauser keinen Bezug hatten, an den Tag gekommen, und manche Familien kompromittirt worden.

Die Wahrheit ist bisher noch gänzlich verhüllt geblieben. Hier folgt die Aufklärung in so weit sie möglich, ohne den Gerichten vorzugreifen und den theilhaftigen Personen zu nahe zu treten.

Der sogenannte Kaspar Hauser war ein uneheliches Kind. Sein Vater, ein unbemittelter Edelmann und Lieutenant in einem Cavallerieregiment, welcher von etwas leichtsinnigem Charakter war und gern Aufsehen machte, wurde zufällig mit einer hohen Dame bekannt, welcher diese Bekanntschaft üble Folgen zuzog. Diese Dame, verwandt mit erhabenen Häusern, stand selbst auch in hohem Rang; sie war verheirathet und hatte auch Familie; daher die Folge dieser Bekanntschaft sie sehr beunruhigte, indem sie ihrem Gemahl ihren Zustand nicht zuschreiben und erdoffnen konnte, da sie in dieser Zeit mit ihm in Uneinigkeit lebte. Wohl wissend, daß sich die Sache bei ihrem Gemahl auf keine Weise ausgleichen lassen, und daß die Veröffentlichung derselben sie in den Augen ihrer Verwandten und der Welt prostituiren würde, beschloß sie eine Reise nach Ungarn zu ihren Anverwandten zu machen, welche Reise sich weiter ausdehnte und lange andauerte. Ihr Zustand erregte bei ihren Anverwandten keinen Verdacht, weil man denselben ihren ehelichen Verhältnissen zuschrieb. Sie reiste darauf tiefer nach Ungarn, wo sie dann von einem Sohne entbunden wurde, welchen sie einem Frauenzimmer, der oben genannten Dalbon, übergab, mit der Aeußerung, sie könne das schwache Kind auf ihrer Reise nicht mitnehmen, werde es aber zu gelegener Zeit zu sich nach Deutschland bringen lassen. Ihre An-

kunft in Deutschland ließ nichts von dem Vorgefallenen ahnen, ohne sich zu verrathen, konnte sie aber das Kind nicht so bald nach Deutschland nehmen, und die Dalbon, die das Kind in Ungarn behalten hatte, wollte selbiges nicht länger bei sich haben, weil sie früher als Gouvernante bei größeren Kindern gewesen, und nun wieder in diese Verhältnisse einzutreten wünschte.

Die Mutter erwartete daher mit Sehnsucht den Vater des Kindes, welcher 1813 mit seinem Regiment ausmarschirt und noch abwesend war. Erst 1815 nach Beendigung des Krieges kehrte er in seine Station zurück, wo sie ihm den Auftrag gab, das Kind in der Stille und auf gute Weise zu versorgen, damit nichts davon verlautete, wem dasselbe zugehöre. Zu diesem Befehl gab sie ihm eine ansehnliche Summe Geld. — Dieser hatte einen Bedienten bei sich, welcher mit ihm nach Frankreich gegangen, und auch in derselben Eigenschaft mit ihm zurückgekehrt war, und den er schon früher bei verschiedenen Intriguen hatte brauchen können; diesem gab er den Auftrag, das Kind bei Seite zu schaffen und versprach, ihm außer eine Summe Geldes den Abschied zu erwirken, was auch 1816 geschehen ist. Die Dalbon, welche nun das zwischen 3 und 4 Jahr alte Knäblein dem Burschen übergab, hatte dasselbe gewiß schon an den Aufenthalt in einem dunkeln, unterirdischen Behältnisse und an die karge Nahrung von Brod und Wasser gewöhnt und mit Spielwerk versehen.

Die Mutter, welche mit der Summe Geldes die Sorge um das Kind dem Vater übergeben hatte, war unbekümmert darum. Von dem Gelde hatte der Vater dem Burschen und der Dalbon etwas gegeben, und sie dadurch zur Verschwiegenheit verpflichtet. Ob er das von wußte, daß das Kind so eingesperrt wurde, oder ob er es für todt hielt, lassen wir dahin gestellt seyn.

Abb. 111: Auszüge aus W. C. Gr. v. A. = Witwe Caroline Gräfin von Albersdorf: „Kaspar Hauser oder die richtige Enthüllung der bisher unbekanntenen Geheimnisse über Hausers Herkunft...“, 2. Auflage, München 1839.



In diesem Text wird man den Namen Maria-Leopoldines und des Rittmeisters (resp. Majors) von Wesenig vergebens suchen. Die Gräfin von Albersdorf versuchte, nachdem sie bereits zuvor die Bekanntschaft der Polizei gemacht und etliche Verhöre hinter sich gebracht hatte, auf diesem Weg einer Anklage wegen Verleumdung oder Rufschädigung zu entgehen. Man darf indes sicher sein: Wer auch immer damals diese Büchlein kaufte, wusste genau, von wem die Rede war, insbesondere dann, wenn er die Abkürzung des Spiegelschrift-Zettels las, welche Caroline von Albersdorf nun in den Vordergrund rückte, allerdings ebenfalls unübersetzt ließ: „M. L. Ö.“! Über die Spur, die Caroline von Albersdorf aufgenommen hatte, war sie sich, wenn sie nunmehr die letzte Kurfürstin Bayerns der Mutterschaft Kaspar Hausers verdächtigte, relativ sicher!

<p>Durch den großen Lärm, der Alles in Bewegung setzte, wurde auch die Mutter dieses Findlings beunruhigt und aufmerksam gemacht. Besorgt, daß so lange bewahrte Geheimniß möchte verrathen werden, vertraute sie sich ihrem Gemahl und ihrem ältesten Sohne, welcher eben majoren geworden, und ein aufbrausender auf sein Herkommen stolzer junger Mann war. Letzterer beschloß sogleich den Tod des armen unschuldigen von allen Angehörigen verlassenen Jünglings, und äußerte sich: er werde keinen auf der Gasse gefundenen Bankert in seine Familie einschalten und mit ihm das große Vermögen von Seite seiner Mutter theilen lassen. —</p>	<p>Desters hatte ich den Gedanken, mich der Mutter auf irgend eine Weise zu entdecken, sie von meinem Wissen in Kenntniß zu setzen und sie zu bewegen, sich des armen Verlassenen zu erbarmen, ihn durch dritte oder vierte Hand versorgen lassen, was ihr bei ihrem enormen Vermögen ein Leichtes gewesen wäre, und so allen zukünftigen Fatalitäten vorzubeugen.</p>
<p>Aus Obigem ist zu ersehen, daß Kaspar Hausser wohl der Mutter nach einer fürstlichen Familie angehörte, und Ansprüche auf großes Vermögen zu machen hatte, aber kein geborner Prinz, auch kein seines Rechtes beraubter Thronfolger war.</p>	<p>Soll aber ein Schluß vom Bekannten aufs Unbekannte hier zulässig erscheinen, so dürfte der Umstand, daß Se. Majestät der König Sich neuerdings bewogen fanden, eine Prämie von zehntausend Gulden für die Entdeckung des Mörders auszusetzen, wohl eher zu der Vermuthung berechtigen, daß die ersten Resultate der Untersuchung den Thatbestand eines an Hausser verübten Mordes wenigstens höchst wahrscheinlich gemacht haben.</p>

Im Fortgang ihrer Argumentation wurde „Miss Marple“ ziemlich deutlich:

Der erste Sohn aus zweiter Ehe der Kurfürstin, **Aloys Nikolaus Ambros** (\*6. Dezember 1808), wird hier zwar ohne Namensnennung, aber ganz konkret des Willens zur Beseitigung Kaspar Hausers bezichtigt. Aloys war in der Tat ein eitler und aufbrausender junger Mann, wie wir aus der Leopoldine-Biographie von Sylvia Krauss-Meyl wissen, und er wurde im Rahmen seiner Militärkarriere, die ihn bis zum Oberstleutnant der Reserve brachte, durchaus auch zum Major befördert, so wie ihn Frau von Albersdorf betitelte.<sup>366</sup> Am großen Vermögen seiner Mutter, das er nicht teilen wollte, ist ebenfalls nicht zu rütteln; die Gräfin von Albersdorf war hier bestens informiert.

Im Übrigen war schon bei diesem legal erbberechtigten Sohn nicht ganz klar, ob er überhaupt aus der offiziellen Ehe der Maria-Leopoldine mit Ludwig Graf von Arco stammte, da er auffallenderweise nicht den Vornamen seines immer entfernt von Stepperg lebenden Vaters trug, sondern den Vornamen des Rennertshofener Pfarrers Aloys Mayerhofer, der Geheimsekretär der Kurfürstin-Witwe war und auch als Aloys' Taufpate fungierte. Wir erinnern uns: Graf Ludwig von Arco hatte seiner Frau vorgeworfen, mit diesem Pfarrer ein Verhältnis zu haben!

Der Kurfürstin Maria-Leopoldine wurde nicht nur in diesem Fall, sondern auch bei der Geburt ihres zweiten Sohnes und ihrer früh verstorbenen Tochter, von vielen Seiten, ja selbst von namhaften Leuten wie August von Platen, unterstellt, sie ließe mit fremden Männern gezeugte Kinder auf den Namen von Arco taufen.<sup>367</sup>

Die weiteren Textausschnitte geben ergänzende Stellungnahmen der Gräfin von Albersdorf wieder:

366 Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Baiern 1842, München 1842, S. 78.

367 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 139. Und Platen, Tagebücher, S. 51.

Zum einen wird klar die Erbprinz-von-Baden-Theorie dementiert, zu anderen geschickt die hohe Belohnung König Ludwigs I. zur Aufdeckung des Verbrechens an Kaspar Hauser als Beweis eines Mordfalles gewertet, womit der Betrüger-Fraktion um Stanhope, Merker, Meyer etc. Paroli geboten war.

Caroline von Albersdorf gab einen ihr bekannten Offizier als Gewährsmann dafür an, dass Major von Wessenig, der mit dem Akronym „M. v. W.“ relativ unmissverständlich umschrieben wird, ein Verhältnis mit Maria-Leopoldine gehabt habe. Wessenig war 1829 eigenartigerweise zur weiter unten stehenden Tattenbach-Geschichte, nicht jedoch zu seinem Verhältnis zu Maria-Leopoldine verhört worden und hatte jegliches Wissen abgestritten.<sup>368</sup> Von wem Caroline von Albersdorf ihre Informationen über den Major hatte, wissen wir nicht; sie entlarvte aber ganz klar dessen widersprüchliche Aussagen zu zwei verschiedenen Zeitpunkten. Auffallenderweise wurde Friedrich von Wessenig laut königlichem Armeebefehl im Dezember 1830 ins 4. Chevauleger-Regiment, welches direkt dem König unterstellt war, und damit von Nürnberg weg nach Augsburg versetzt.<sup>369</sup> Sollte damit ein Hauptverdächtiger in Nürnberg direkt aus der Schusslinie genommen werden?

Welche weiteren Informationen mögen Caroline von Albersdorf zur Verfügung gestanden haben?

- Zwei Dinge standen von vornherein fest: Maria-Leopoldine von Österreich-Este war jene Frau, welche im geschichtlich überlieferten Fall Wege und Mittel gefunden hatte, ihr erstes Kind spurlos von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Ein solches Verhalten belastet! Dass man ihr auch im Fall ihrer bekannten Kinder unterstellte, sie seien mit fremden Männern außerehelich gezeugt worden, war die logische Folge.
- Es kann niemand bestreiten, dass Maria-Leopoldine über genau jenen hohen Rang verfügte, der aus triftigem Grund für die Eltern Kaspar Hausers postuliert wird. Nur wenn die Aufdeckung der wahren Existenz Kaspar Hausers imstande war, schwere dynastische Verwerfungen zu erzeugen oder zumindest eine Adelsehe massiv zu gefährden, dann machte das Kapitalverbrechen an ihm einen Sinn. Das gleiche galt für seine Ermordung, die nach eigenen Aussagen umso wahrscheinlicher wurde, je mehr er zu belastenden Aussagen über seine Herkunft im Stande war! Zumindest in Bayern war damals der Personenkreis, der als Urheber für eine solche Tat in Frage kam, nicht allzu groß. Geld wäre in der Tat ein weiteres Motiv gewesen.
- Georg Friedrich Daumer gegenüber gab Caroline Albersdorf an, sie habe vor ca. 22 Jahren, also um 1812, in Wien gelebt. Damals sei die verwitwete Kurfürstin von Bayern von Ungarn aus in Wien eingetroffen und sofort zum Stadtgespräch geworden: Sie hätte in Ungarn heimlich von einem Kind entbunden! Wir werden später noch ausführlich auf diesen Kontakt zu Daumer eingehen. Wenigstens in Bezug auf das Jahr muss sich die Gräfin getäuscht haben, denn hier gehen die Aussagen Johann Samuel Müllers mit ihrer Version und auch mit unseren Erkenntnissen nicht zusammen. Von Maria-Leopoldine wissen wir, dass sie im Mai 1811 nach Wien gereist war, um dem Fest beizuwohnen, welches Frankreich dort zu Ehren des neugeborenen Königs von Rom gab, des Sohnes Napoleons und Marie-Luises von Österreich.<sup>370</sup> Die Frau von Albersdorf wird sich bezüglich des Datums falsch erinnert haben. Dass anlässlich dieser Reise die Gerüchte einer ungarischen Geburt Kaspars kursierten, war nach den Ereignissen der Jahre 1830 bis 1832, die wir noch ausführlich thematisieren, verständlich, dennoch ist diese Geburt sehr unwahrscheinlich.
- Caroline von Albersdorf konnte aufgrund ihrer Kontakte nach Österreich davon Wind bekommen haben, was man um 1830 dort sowieso aufgrund von Indiskretionen über Maria-Leopoldines Familie von Arco munkelte. Selbst die Geheimberichte der Wiener Polizei nahmen darauf Bezug. So stand in einem Geheimbericht an den Wiener Polizeipräsidenten Graf von Sedlnitzky vom 22. Februar 1830, der einst im Wiener Polizeiarchiv lag:

---

368 Pies, Wahrheit, S. 59.

369 Münchner Conversations-Blatt, 13. Dez. 1830, Nr. 347.

370 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 200.

„Weiters erzählt man noch, in der Hauser'schen Geschichte soll ein Graf Arco am meisten compromittirt seyn, und vermuthlich seyen auch die Pfarrer Müller und Schmidt dabei verflochten ...“<sup>371</sup>

Johann Samuel Müller erscheint hier quasi als Mitschuldiger. Wer der Pfarrer Schmidt war, entzieht sich unserer Kenntnis, wir vermuten aber, dass es sich um den protestantischen Hof- und Kabinettsprediger **Friedrich Ludwig von Schmidt** in München handelte! Dieser Pfarrer, welcher im Gefolge der Königin Karoline von Baden nach München gekommen war, schaffte es als evangelischer Geistlicher, zu hohen Ehren am katholischen Königshof zu kommen; er kann sozusagen als Gründer der evangelischen Landeskirche in Bayern angesehen werden. Dass über ihn alle möglichen Kontakte der evangelischen Geistlichkeit nach München flossen, bleibt unbenommen; deshalb wird von Schmidt in irgendeiner Weise auch Belastung der Pfarrer Würth und Leydel durch Müller eingeweiht gewesen sein.<sup>372</sup>



Abb. 112: Josef Graf von Sedlnitzky Odrowaz von Choltitz, von 1815 bis 1848 Polizeipräsident von Wien.

- Dass an der Affäre der Dalbonne einiges dran ist, brauchen wir an dieser Stelle nicht mehr zu wiederholen. Bemerkenswert ist, dass die Dalbonne trotz ihres französisch klingenden Namens und der kärntnerischen Abstammung ihrer Familie eine Italienerin war und zu Beginn ihrer Karriere in Diensten des bayerischen Hofes stand! Außerdem soll sie irgendwo in Nordbayern, „seitlich von Nürnberg“ gedient haben, wo Johann Samuel Müller den primären Tatort in Zusammenhang mit Kaspar Hauser verortete. Hier habe sie nach Justizrat Schmidt von Lübeck bei einer Herrschaft in einem Ort gearbeitet, mit dessen Pfarrer sie eine Freundschaft eingegangen sei, ehe sie später nach Ungarn wechselte. Über diesen Aspekt in der Lebensgeschichte der Dalbonne, von dem bisher noch nicht die Rede war, wusste wiederum besagter Pfarrer Winter aus Augsburg (alias Landrichter Marquard Winterich?) Bescheid. Wir werden darauf zurückkommen.

In Kenntnis der bisherigen Zusammenhänge ergeben sich nun zwangsläufig Assoziationen:

**Wenn man eine virtuelle Achse zwischen Augsburg bzw. Ulm und Nürnberg entwirft, dann landet man gerade in Stepperg, dem Gut und damaligen Wohnort der Kurfürstin Maria-Leopoldine!**

Gerade zwischen Ulm und Augsburg, in Leipheim, wirkte ab 1830 auch Pfarrer Ludwig Würth!

**Was liegt also näher, als dass sich die Dalbonne deutlich vor 1812 erneut bei der Kurfürstin Maria-Leopoldine verdingt hätte, die sie von 1800/1801 her kannte, die ihre Sprache sprach und der sie sich herkunftsbedingt verbunden fühlen musste?**

- Wir erfahren von Caroline von Albersdorf 1839 eine wichtige Zusatzinformation, was die Datierung des Verbrechens an Kaspar Hauser anbelangt: Laut Winter alias Winterich habe man bereits 1811 oder 1812 Probleme mit der definitiven Wegschaffung des Kindes gehabt, so dass dessen Entbindung schon einige Zeit zuvor stattgefunden haben musste – eben 1809 oder 1810, wie wir bereits weiter oben aus den Angaben des Pfarrers Adam Leydel rekonstruieren konnten.

**Damit erscheint ziemlich sicher, dass Kaspar noch in der Nähe von Nürnberg das Licht der Welt erblickte und eben nicht in Ungarn, aber auch nicht im Innviertel geboren war.**

Frau Albersdorf glaubte allerdings fest an die ungarische Geburt Kaspars; insofern zweifelte sie

371 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 239.

372 Mayer, Stanhope, S. 412.

an Winters Datierung!<sup>373</sup>

- Ein Geheimbericht des Wiener Staatsarchivs, stammend aus Pest vom 28. Februar 1831, gibt nun einen gegenteiligen Hinweis Johann Samuel Müllers an den Komitatsnotar wieder, wie sich eine Entbindung der Kurfürstin konkret abgespielt haben könnte:

*„Während des russisch-französischen Feldzuges habe ein Oberst mit seiner Gemahlin beim Prediger Würth Quartier genommen; die Frau sei der Entbindung nahe gewesen. Der Oberst habe sie mit einem versiegelten Paket zurückgelassen und Würth gebeten, ihr die nötige Hilfe zu leisten, für den Fall aber, als er, der Oberst, falle und seine Frau gleichfalls sterbe, das Paket zu öffnen. Nach acht Tagen habe die Frau einen Knaben zur Welt gebracht, bald darnach sei sie gestorben, der Oberst aber fiel. Würth habe daher das Päckchen geöffnet und darin 'nebst anderen Schriften bedeutende Noten an die Londoner Bank gefunden'. Nun habe er das Kind verborgen und das Geld beheben lassen. Er sei dann selbst gestorben, auf Veranlassung seiner Söhne sei der Mordversuch an Hauser unternommen worden. Müller wisse aus Würths eigenem Munde, dass Kaspar der Sohn jenes Obersten sei, ebenso, dass die Dalbonne an den Machenschaften Anteil gehabt und von Würth eine jährliche Pension bezogen habe.“<sup>374</sup>*

Die Sache mit dem Pfarrer Würth klingt zunächst durchaus plausibel, erklärt sie doch, wie dieser ins Zentrum des Verbrechens an Kaspar Hauser gelangen konnte. Wollte man diese Aussage auf Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine beziehen, so wäre diese mit falschen Namen und Pässen in Begleitung eines Mannes, den sie als Obersten ausgab, ins Hausruckviertel nach Vöcklabruck gereist, um dort zu entbinden. Die von vornherein wenig plausible Geschichte mit dem reichen Mündel Karl Mayers war also inzwischen fallen gelassen oder wenigstens modifiziert worden. Und die Angabe mit dem Oberst könnte man durchaus auf Major Fritz von Wessenig beziehen.

Uns erscheint aber diese Quelle als sehr unsicher: Erstens starben die beiden Protagonisten nicht. Außerdem äußerte sich Müller in seinen bekannten Briefen nie in diesem Sinn – mit Recht, denn er hätte sich damit in unauflösbare Widersprüche verwickelt. Wie hätte ein so spät geborenes Baby 1814 vom Pfarrer Leydel in einem dunklen Verlies gesehen werden können? Es wäre ohne Überlebenschance gewesen! Wenn diese Worte wirklich von Müller kamen – selbst das ist nicht sicher, denn auch Polizeiberichte konfabulieren mitunter –, dann wohl aus der Zeit, in der er bereits in die Ecke des infamen Denunzianten gedrängt war, und unter massivem Zwang stand, Beweise liefern zu müssen. Wer weiß, wer Müller diese Geschichte, die auch noch einen falsch-frühen Tod Würths enthält, suggeriert hatte? Vielleicht war es sogar Stanhope gewesen, der ihn bei seinem Pressburg-Aufenthalt des Herbstes 1829 aufgesucht hatte!<sup>375</sup>

**Der Zuverlässigkeit der früheren Angaben Müllers, tut dieser Lapsus, da diese auf anderem Wege belegt sind, jedenfalls keinen Abbruch!**

- In dieser Geschichte fallen allerdings erneut „die Noten einer Londoner Bank“ auf, die Müller an anderer Stelle ähnlich als „*englisches Vermögen*“, das eigentlich Kaspar Hauser zustünde, erwähnt hatte. Er hatte sogar an einer Stelle von einer „*englischen Mutter*“ Kaspar Hausers gesprochen.

Wir haben diese Angaben bereits in Zusammenhang mit der Erlanger Studenten- und Freimaurer-Szene diskutiert. Vermutlich war die englische Mutter von Würth, Lampert und Co. nur vorgeschoben worden, um Müller von den eigentlichen Geldgebern im Hintergrund abzulenken.

---

373 Witwe Caroline Gräfin von Albersdorf: Kaspar Hauser oder die richtige Enthüllung der bisher unbekanntes Geheimnisse über Hausers Herkunft ..., Band 2, München 1839., S. 6. Im Weiteren abgekürzt mit Albersdorf 2, mit Jahres- und Seitenzahl.

374 Sittenberger, Kaspar Hauser, S. 241.

375 Mehr hierzu in einem späteren Kapitel. Mayer, Stanhope, S. 279.

In diesem Zusammenhang fallen uns aber die Finanztransaktionen eines Lords Stanhope ein. Stanhope hatte kurz vor Mayer, Würth und Lampert in Erlangen studiert. Caroline von Albersdorf hatte es auf den englischen Lord in ihren Schriften besonders abgesehen und speziell seine Reisen in Deutschland und seine höchst verdächtigen Aufenthaltsorte zur Zeit vor der Ermordung Kaspar Hausers minutiös auseinandergenommen. Außerdem berichtete die gebürtige Engländerin, sie habe diesen ihren Landsmann persönlich zur Rede stellen wollen, dieser habe sich jedoch dem Treffen durch Flucht entzogen, was nun wirklich sehr verdächtig ist.<sup>376</sup>

Bei diesen Stellen ihrer Schriften wird aber auch klar, dass Caroline von Albersdorf nie beim englischen Teil ihrer Familie gelebt haben kann. Die Londoner Stadtresidenzen sowohl der Familie Stanhope als auch der Familie Graham lagen Tür an Tür im noblen Freimaurer-Viertel am Grosvenor Square.<sup>377</sup> Hätte Frau von Albersdorf zu ihrer Familie auch nur die geringsten Verbindungen gehabt, hätte sie über Lord Stanhope bestens Bescheid gewusst und deshalb keine Erkundigungen über ihn in Deutschland einholen müssen! Mehr zum Thema Stanhope weiter unten!

- Wenn in den frühen Äußerungen des Johann Samuel Müller bezüglich des fränkisch-protestantischen Täterkreises ein bedeutsamer Wahrheitskern liegt, was wir annehmen, dann mag ein Skeptiker vielleicht dagegen einwenden, dass ein Kontakt der katholisch getauften Maria-Leopoldine zu einem andersgläubigen resp. protestantischen Täterkreis unwahrscheinlich gewesen sei.
- Wie bereits gesagt: Wir sind nicht davon überzeugt, dass Maria-Leopoldine direkt zum Verschwörerkreis Kontakt hatte; diese Verbindung lief in erster Linie über die Dalbonne oder auch ein Bankhaus. Aber selbst wenn dem so gewesen wäre: Die Kurfürstin litt nicht an religiösem Fanatismus und pflegte durchaus Kontakte zu Andersgläubigen: Noch ihr erster Gatte, der ebenfalls katholische Kurfürst Karl Theodor, hatte nach 1779 die Ansiedlung von Mennoniten, d. h. von Mitgliedern einer kalvinistisch geprägten, protestantischen Freikirche aus den linksrheinisch-pfälzischen Gebieten ins Auge gefasst – zur Kultivierung des Donaumooses bei Neuburg. Am Höhepunkt der Säkularisation, am 6. März 1802, setzte sein Nachfolger Max IV. Joseph diesen Plan in die Tat um, was sich Maria-Leopoldine zunutze machte: In den Jahren 1812 bis 1813 holte sie trotz der Widerstände katholischer Kreise vier Familien dieser reformiert-calvinistischen Freikirche auf ihr Gut nach Stepperg, weil sie den Fleiß dieser Leute schätzte.<sup>378</sup> Glaubensschränken kannte die Kurfürstin demnach nicht; dazu war sie viel zu clever und geschäftstüchtig!
- Nochmals: Zwischen Maria-Leopoldine/der Familie Arco und dem Vöcklabrucker Entführer-Quartett muss gar keine direkte Komplizenschaft vorgelegen haben. Es ist gut möglich, dass diese ein von der Kurfürstin im Nürnberger Raum entbundenen und dort zurückgelassenes Kind gegen deren erklärten Willen über die Dalbonne an sich gebracht und dabei dem Gerücht nachgegeben hätten, es hätte sich um einen Napoleon-Sohn gehandelt.

Wurde Maria-Leopoldine von den mittelfränkischen Anti-Bonapartisten im Untergrund für die Mutter eines Napoleoniden gehalten? Weiter unten werden wir nachweisen, dass diese Art der Mutterschaft bei Maria-Leopoldine dem Dafürhalten nach nicht möglich war, ein Gerücht darüber allerdings schon!

- In diesem Zusammenhang wollen wir auch nicht unerwähnt lassen, dass gerade der bereits erwähnte, 1806 in Braunau hingerichtete Verleger Johann Philipp Palm im Jahr 1800 wegen Veröffentlichung der Novelle „Leonardo und Blanche“, einer verdeckten Spottschrift gegen eine Erzherzogin von Österreich, von Minister Graf Montgelas persönlich unter Zensur gestellt und vom Rat der Reichsstadt Nürnberg öffentlich gerügt worden war. Handelte es sich bei dieser Schrift, die dem Gedicht „Lenardo und Blandine“ von Gottfried August Bürger aus dem Jahr 1776 und

---

376 Vgl. Linde 1, S. 390.

377 Gary L. Heinmiller: Grand Masters of Grosvenor Square, Liverpool, New York 2006, S. 11 und 13.

378 Hans Perlinger: Die Mennoniten, eine fast vergessene Glaubensgemeinschaften im und am Donaumos, 2009, S. 1ff.

seiner graphischen Verarbeitung durch Josef Franz von Goetz aus dem Jahr 1783 nachempfunden war und jetzt ausgerechnet in Bayern Anstoß nahm, um eine Spitze gegen Maria-Leopoldine?

Es wäre gut möglich, aber leider haben wir den Text dieser Version zur Überprüfung nicht beibringen können. Ob eine Caroline von Albersdorf um diese Dinge wusste, müssen wir ebenfalls offen lassen.

- Uns gab die Geschichte der Gräfin Caroline von Albersdorf eine zusätzliche wertvolle Information im Hinblick auf die Wanghausen-Theorie, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen. Als sich für Caroline von Albersdorf die Vorstellung ihrer detektivischen Arbeit am Königshof verzögerte, unternahm sie eine spezielle Reise:

*„Meine eidliche Vernehmung beim Kriminalgericht geschah und ich reiste sodann nach Landshut, um über den Burschen etwas Näheres zu erfahren, von dort begab ich mich auf Anrathen angesehener Männer nach München ...“<sup>379</sup>*

Mit dem Burschen war der Mann gemeint, der Kaspar Hauser versteckt gehalten hatte, also Christian Lampert oder der von ihm beauftragte Simon Drechsler. Wenn die greise Gräfin Albersdorf gerade in Landshut etwas über diese in Erfahrung bringen wollte, dann verfolgte sie damit eine heiße Spur:

In Landshut lebte und residierte Johann Nepomuk von Prielmayer, der Schlossherr von Wanghausen! Außerdem gab es hier einen Professor Conrad Mannert, der Religion nach evangelisch und der Landsmannschaft nach Franke. Die Tochter dieses in Altbayern nicht unumstrittenen Historikers namens Anna Maria Regina hatte 1817 einen gewissen Pfarrer Ludwig Würth, ebenfalls aus Franken, geheiratet!

Oder fahndete die Gräfin von Albersdorf etwa in Landshut nach einem Schüler namens Kaspar Hauser? Dieser mysteriöse junge Mann, der aus einer Schmiede Vilsbiburg<sup>380</sup> (zwischen Burghausen und Landshut) gestammt haben soll, wohnte in den Jahren 1820 oder 1821 in einer Landshuter Studentenlogis und nahm zu dieser Zeit an unterirdischen Geheimversammlungen in Landshut teil.<sup>381</sup>

Soweit zu den Motiven und Informationen, welche eine Caroline von Albersdorf getragen haben dürften.

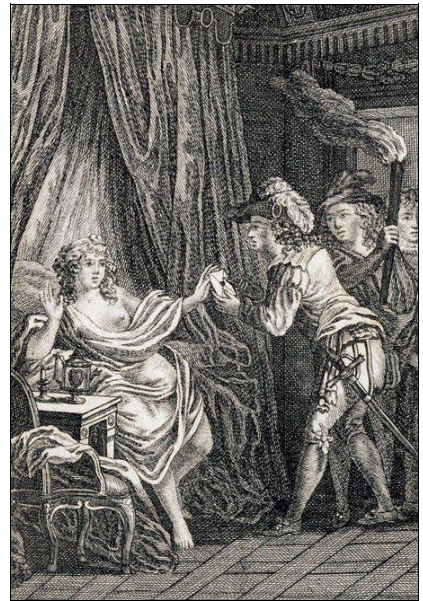


Abb. 113: Blandine empfängt Leonardo, Abb. aus einer Wiener Edition des Jahres 1812.

379 Witwe Caroline Gräfin Albersdorf: Kaspar Hauser oder Andeutungen zur Enthüllung mancher Geheimnisse über Caspar Hauser ..., Regensburg 1837, S. 122f.

380 Notabene: Aus Vilsbiburg stammte der Vater Simon Drechsler, der wiederum mit der Leingartner-Sippe in Neuoetting verwandt war, die den Namen Kaspar z einem ihrer Leitnamen erkoren hatten. Siehe oben.

381 Zur Geschichte dieses Kaspar Hauser mehr bei Linde 2, S. 317ff. Laut Matrikelbuch waren zur damaligen Zeit an der Universität Landshut auch 2 Studenten namens Hauser eingeschrieben: Im Jahrgang 1820/21 der Theologie-Student Johann Hauser aus St. Gallen in der Schweiz und im Jahrgang 1822/23 der Philologie-Student Andreas Hauser aus Heining (entweder Heining an der Donau, einem Vorort von Passau, oder Oberheining bei Laufen).

## Geburt Kaspar Hausers in Ansbach?

Was Caroline von Albersdorf mangels Akteneinsicht nicht wissen konnte, aber sicher brennend interessiert hätte:

Zu unbekanntem Zeitpunkt nach der Auffindung Kaspar Hausers fühlte sich eine in Ansbach wohnende Witwe gedrängt (von wem?), beim Königlichen Kreis- und Stadtgerichts Nürnberg folgende Anzeige zu erstatten:

*„...um's Jahr 1809 sei zu ihr eine italienische Herzogin gekommen, deren Gemahl im Kriege gewesen, und die sich mit einem sächsischen Offiziere vergangen habe. Diese habe sie gebeten, bei ihr ihre Niederkunft abhalten zu dürfen. Nachdem dieser Act vorbei war, sei sie nachts in einer Portchaise fortgetragen worden. Das Kind, ein Knabe, welches sie 3/4 Jahre aufgezogen, sei dann auf einmal durch eine Französin abgeholt worden und dieser Knabe könnte der Kaspar Hauser sein.“<sup>382</sup>*

Leider kennen wir nicht das zugehörige Verhörprotokoll, und Julius Meyer verschwieg absichtlich den Namen der Witwe.

Hier haben wir eine Zeugenaussage, welche sich weitaus stimmiger in die Geschichte des Johann Samuel Müller einfügt, als die Geschichte mit der ungarischen Entbindung!

Von einem Napoleoniden ist hier nicht die Rede, sondern von einem Herzoginnen-Kind. Was spricht dagegen, dass mit dieser „italienischen Herzogin“ die Erzherzogin von Este, Maria-Leopoldine, gemeint war, und mit der „Französin“ eine gewisse Anna Frisacco alias Dalbonne?

Zur Erinnerung: Die Dalbonne war schon als Heranwachsende im Dienst der Kurfürstin-Witwe gestanden. Es ist gut möglich, dass sie sich, so sie im Kriegsjahr 1809 erneut ungewollt schwanger geworden war, die Dalbonne aus Triest zu Hilfe geholt hatte, damit diese nach der Geburt das Kind auf denselben Weg brachte, den eine Dekade zuvor ihr erster Sohn genommen hatte, auf eine englische Fregatte. Alternativ käme auch die Kammerzofe der Maria-Leopoldine, eine gewisse Anna Lefèvre (alias Lefebure) als Holerin des Babys in Frage.

Dass die Dalbonne inzwischen durch einen gewissen Herrn Dalbon zu einer Agentin geworden war, die für den anti-bonapartistischen Untergrund spionierte und mit dem Kind u. U. etwas ganz anderes vorhatte, konnte Maria-Leopoldine nicht wissen und musste sie auch nicht zwangsläufig erfahren.

Von Ansbach oder Stepperg aus – „seitlich von Nürnberg“ (O-Ton Müller) – hätte die Dalbonne damals nach der verheimlichten Niederkunft auch den Kontakt zum vormaligen Theologie-Studenten Ludwig Würth herstellen können. Vielleicht brachte der inzwischen im Ort Weidenbach tätige Pfarrer Würth das Kind 1811 vorübergehend im Schlossareal von Triesdorf unter, ehe man den Plan fasste, das Kind weiter weg zu bringen. Am Ende eines längeren Umweges, der noch näher zu erläutern sein wird, landete das Kind dann in Wanghausen.

So stellen wir uns in etwa den Ablauf der Dinge vor!

Unter diesen Aspekten war die von Julius Meyer wiedergegebene Anzeige von außerordentlicher Wichtigkeit für den Fall Kaspar Hauser. Wie zu befürchten, wurde aber auch diese heiße Spur von der eingesetzten Untersuchungskommission nicht weiter verfolgt. Der Jurist Dr. Julius Meyer nannte sie später spöttisch in einer Fußnote seines Werkes eine „ergötzliche“ Geschichte. Ahnungslosigkeit oder Ablenkungsmaöver?

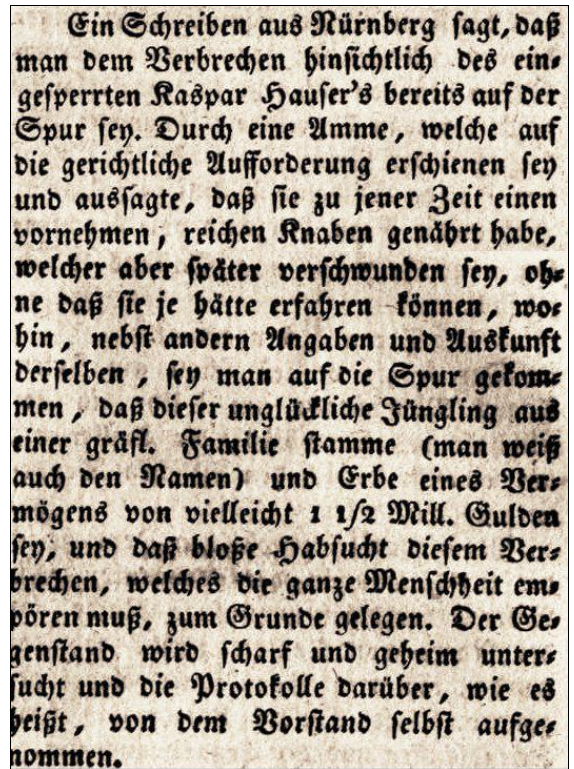
---

382 Meyer, Mitteilungen, S. 85, Fußnote. Dazu existierte ein Untersuchungs-Dossier: (Akte IV, 78, und V, 8ff.).

Interessanterweise traf im September 1828 im weit entfernten Pressburg ein Schreiben aus Nürnberg ein, welches nahezu denselben Sachverhalt wiedergibt, wie die soeben vorgestellte Anzeige:

Es habe auf gerichtliche Aufforderung hin – womit nun klar ist, wer gedrängt hat – bei den Ermittlungsbehörden offiziell Anzeige erstattet. Diese Leihmutter hatte zuvor einen „vornehmen, reichen Knaben“ aufgezogen, der ihr hinterher abhanden kam. Die nachfolgende Untersuchung ergab, dass dieser Knabe aus einer gräflichen Familie stammte und 1,5 Millionen-Gulden-Erbe schwer war. Seine Entführung soll aus Habsucht geschehen sein. Der Gegenstand wird „scharf und geheim untersucht“, der Vorstand (Gericht? Regierung?) führt höchstpersönlich Vernehmung und Protokoll.

Zu dieser wirklich heißen Spur sind die wichtigsten Akten offensichtlich früh verschwunden, sonst hätte sich Julius Meyer, der den Rest einsah, wohl hinterher schwerlich über diese Geschichte ergötzen können – es sei denn, er selbst ließ diese Akten verschwinden, was wir ihm zwar nicht unterstellen wollen, was aber keineswegs ausgeschlossen ist. Wie dem auch sei: Auch hier verlief die Ermittlung im Sande.



Ein Schreiben aus Nürnberg sagt, daß man dem Verbrechen hinsichtlich des eingesperrten Kaspar Hauser's bereits auf der Spur sey. Durch eine Amme, welche auf die gerichtliche Aufforderung erschienen sey und aus sagte, daß sie zu jener Zeit einen vornehmen, reichen Knaben genährt habe, welcher aber später verschwunden sey, ohne daß sie je hätte erfahren können, wohin, nebst andern Angaben und Auskunft derselben, sey man auf die Spur gekommen, daß dieser unglückliche Jüngling aus einer gräflichen Familie stamme (man weiß auch den Namen) und Erbe eines Vermögens von vielleicht 1 1/2 Mill. Gulden sey, und daß bloße Habsucht diesem Verbrechen, welches die ganze Menschheit empören muß, zum Grunde gelegen. Der Gegenstand wird scharf und geheim untersucht und die Protokolle darüber, wie es heißt, von dem Vorstand selbst aufgenommen.

Abb. 114: Artikel in der Pressburger Zeitung Nr. 74 vom 16. September 1828 (Umbruch geändert).



## Ein weiteres Mal: Der Ermittlungswille der bayerischen Behörden

Caroline von Albersdorf war sich trotz aller Vertuschung ihrer Sache sicher. Dass man einen Teil ihrer Behauptungen nicht als billige Kolportage abtun sollte, sondern für durchaus triftig halten darf, liegt nicht primär an ihrer persönlichen Darstellung und Argumentation, die sich allein aus taktischen Gründen heraus sehr im Unschaffen bewegen musste, sondern resultiert vor allem aus dem erneut höchst suspekten Verhalten der bayerischen Ermittlungsorgane in dieser Sache!

Die englische Gräfin berichtete selbst, was der Veröffentlichung ihres Buches von 1839 vorausgegangen war:

Dieses machte mich völlig mißmuthig. Ich, eine 73jährige, seit 1 ½ Jahren kränkelnde Frau, wollte mich nicht durch die Gerichte beunruhigen lassen, und wußte nicht, wie ich die Sache am Besten beginnen sollte. In andern Angelegenheiten kam ich in dieser Zeit nach Ansbach, und da ich wußte, daß der H. Regierungs-Präsident v. St... Kaspar's Gönner war, wandte ich mich an denselben, und machte ihn mit dieser Sache bekannt, verschwieg ihm aber die Vision. Er erwiderte mir: Se. M. der König wollen die Sache wissen, Sie müssen ihn davon in Kenntniß setzen. Ich antwortete: ja, wenn ich Se. Majestät selbst sprechen kann, aber einem Gericht werde ich mich nicht erklären. Der H. v. St... rieth mir nun, ich möchte Alles schriftlich aufsetzen, er wolle es unter dem Regierungs-Siegel an Se. Majestät in's Bad zu Brückenau schicken, dann würde es direkt in die Hände Sr. Majestät kommen. Ich versprach dieses zu thun, und reiste dann meiner Kränklichkeit wegen in's Bad. In dieser Zeit kamen beide Majestäten, der König und die Königin, nach Ansbach zum Prinzen Eduard auf Besuch; der Herr v. St... hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als Sr. Majestät dem König zu sagen, man sei jetzt auf dem Wege, das Hausersche Geheimniß zu enthüllen, indem er zugleich meinen Namen nannte. Se. Majestät der König gaben nun Befehl zu meiner schriftlichen Vernehmung, welche ihm sogleich zugeschickt werden sollte. Vom Bad zurückgekehrt, erfuhr ich den Befehl Sr. Majestät und eilte sogleich nach Ansbach, gab das, was ich dem Herrn v. S... schon erdffnet hatte, genauer beim Herrn Regierungsrath v. R. zu Protokoll, welches sodann nebst einer Schrift von meiner Hand an Se. M. den König abgesandt wurde. Nach 8 Tagen kam der Bericht zurück, daß man mich eidlich ver-

nehmen, die Sache untersuchen, und streng gerichtlich verfahren solle. Meine eidliche Vernehmung beim Kriminalgericht geschah und ich reiste sodann nach Landshut, um über den Burschen etwas Näheres zu erfahren; von dort begab ich mich auf Rathen angesehenen Männer nach München, um den Herrn Minister Fürsten v. W. zu sprechen, weil Se. Majestät schon nach Griechenland abgereist waren. Der Herr Minister, von Geschäften überhäuft, konnte mir sogleich keine Audienz verstatten; ich wurde darauf krank und die Sache blieb stehen, bis Se. M. der König selbst zurückkehrten.

Die damals grassirende Cholera und die vielen Geschäfte hemmten meine Angelegenheiten so, daß ich ganze 14 Monate in München war, ohne einen Schritt in der Sache weiter zu kommen. Bis dann durch höchste Protection von Sr. M. dem König der Befehl an den Herrn Minister kam, mich sogleich zu vernehmen, welches auch geschah, und worauf die Sache dem Justizministerium und sodann zur Fortsetzung der Untersuchung dem Kriminalgericht zu Ansbach übergeben wurde; von dort aus wurde sie nach beendigter Untersuchung an das Appellationsgericht zu Eichstädt gesandt, wo sie noch jetzt sich befindet.

Dies sind die Gründe, warum ich mich der Hauserschen Sache so eifrig angenommen, und warum so spät erst meine Eröffnungen zur Publicität gelangen konnten. Wegen der Versetzung des Appellationsgerichtes von Ansbach nach Eichstädt hat sich die Entscheidung der Sache noch verzögert, welcher ich mit Allen, die sich für diese Geschichte interessieren, mit Ungeduld entgegen sehe.

Caroline von Albersdorf hatte also nach eigenem Bekunden dem Ansbacher Regierungspräsidenten **Joseph von Stichaner** als erstem von ihrem Verdacht erzählt. Dieser erstattete hierauf gegenüber dem bayerischen König Ludwig I. sofort persönliche Anzeige. Über die schier unglaublichen Unterlassungen, die nun folgen, unterrichtet uns ausgerechnet Kaspar-Hauser-Feind van der Linde, den wir schon oft zitiert haben, aber nun etwas näher vorstellen wollen:

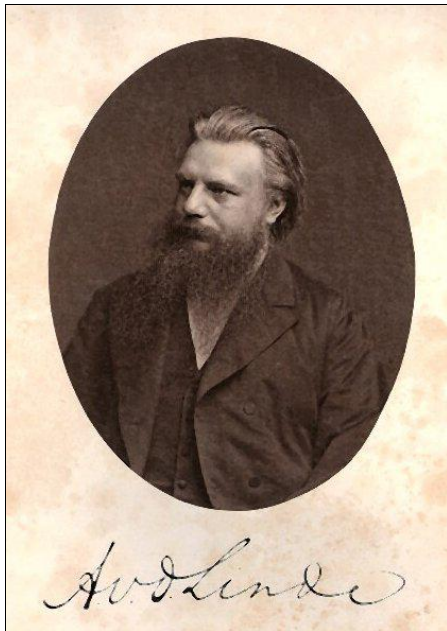


Abb. 115: Photographie aus dem 19. Jhd.

Der niederländische Bibliothekar **Antonius van der Linde** hatte im Jahr 1887 nichts anderes zu tun, als in seinem 880 Seiten umfassenden, zweibändigen Anti-Hauser-Werk den Findling von Nürnberg permanent als abgefeymten Betrüger an den öffentlichen Pranger zu stellen. Schon Hermann Pies hat dieses Traktat als Auftragswerk des Hauses Baden – Linde stand in engen Kontakten zu Großherzog Friedrich I. von Baden<sup>383</sup> – und als üble Tendenzliteratur entlarvt. Er sprach in diesem Zusammenhang von „Geschichtsklitterung übelster Sorte“ und vom „Lügendewebe nichtsnutziger Verdrehungen“.<sup>384</sup>

Wir wollen uns diesem Urteil anschließen; van der Linde muss in der Tat von schlechtem Charakter gewesen sein. Unintelligent war er allerdings nicht, und das von ihm verwendete, allerdings nach *gusto* verdrehte Quellenmaterial ist in vielfacher Hinsicht exzellent – so exzellent, dass mitunter sogar sein Gegner Hermann Pies daraus zitierte.

Was das skandalöse Verhalten der bayerischen Ermittlungsbehörden anbelangt, so haben wir van der Linde die entscheidende Information zu verdanken. Offensichtlich war ihm von bayerischer Seite Material aus den Untersuchungsakten zur Anzeige der Caroline von Albersdorf zugespielt worden, vielleicht hatte er auch direkt in den Archiven ermitteln dürfen. Insofern erweist er sich zwar unfreiwillig, aber mit Angaben, zu denen sonst keiner im Stande gewesen wäre, als besonders wertvoller Informant darüber, wie wenig rechtskonform die bayerischen Staatsorgane damals vorgingen. Dies gilt umso mehr, als die vier dicken „Geheimen Bureau-Akten des königlichen Staatsministeriums des Inneren“, die vielleicht ebenfalls hätten Auskunft geben können, bei einem Feuer des HStA München während des Zweiten Weltkrieges vernichtet wurden.<sup>385</sup>

Entsprechend den Angaben van der Lindes wurde Caroline von Albersdorf am 22. Oktober 1835 unvereidigt und 28. November 1835 vereidigt vor dem Stadtkommissariat Ansbach in Sachen Elternschaft Kaspar Hausers verhört. Bei diesen Terminen erwähnte sie konkret Maria-Leopoldine und den Hauptmann von Wessenig. Das Kommissariat verfasste dazu am 23. Oktober folgenden Protokollvermerk:

*„Der von Albersdorf hat man zwar einen auf 14 Tage gültigen Vorweis zu einer in Privatangelegenheiten nach Bamberg zu unternehmenden Reise ausgestellt, da indessen diese Frau zu listigen Prellereien und Betteln hinneigt, überdies ihrer Depositionen wegen in der Folge leicht erforderlich sein dürfte, sich ihrer Person zu versichern, so hat man den Königlichen Kommissär der Stadt Bamberg ersucht, die von Albersdorf während ihres Aufenthaltes in Bamberg geheim zu überwachen ...“*

Die Engländerin wurde demnach ab dem 23. Oktober 1835 als Prellerin und Bettlerin ohne ihr Wissen beschattet! Am 6. November 1835 verfügte das Staatsministerium der Justiz:

*„Da einerseits von dem General-Kommissär die Denunziantin als eine ganz niedrige, um Geldgewinn mit schlechten Händeln sich abgebende und daher nicht die geringste Achtung verdienende Person bezeichnet wird, andererseits aber die Angaben jener Albersdorf auf eine mit der Königlichen Familie in naher Verwandtschaft stehende hochgestellte Person sich beziehen, so ist dem Inquirenten besonders anzuempfehlen ...“*

Was den Inquirenten „anempfohlen“ wurde, verheimlichte van der Linde den Lesern seines Buches. Es wird nichts Gutes gewesen ein.

383 Mayer, Stanhope, S. 302.

384 Pies, Fälschungen, S. 395.

385 Pies, Augenzeugen, Kap. 19.

Am 12. November 1835 lehnte der eingesetzte Untersuchungsrichter weitere Ermittlungen mit der Begründung ab, dass dieselbe ...

*„...jeder Bescheinigung, ja sogar der Bestimmtheit und Umständlichkeit ermangelte, indem von ihr nicht einmal angegeben ist, wodurch sie die behaupteten Thatsachen in Erfahrung gebracht habe. Derselben kann daher zur Zeit eine rechtliche Wirkung umso weniger beigelegt werden, als sie auch von einer Person herrührt, welche einen sehr getrübten Leumund hat.“*

Die mit dem Fall befassten Behörden verlegten sich also jedes Mal auf präjudizierende Diskreditierung der anzeigenden Person, um sich nicht weiter mit dem Fall befassen zu müssen – eine Methode, die man sich schon 1830 bei Johann Samuel Müller zu eigen gemacht hatte!

War eine solche Vorgehensweise rechtskonform? Mitnichten! Kein Wort von Ermittlung und Aufklärung! Keine sachlichen Gegenbeweise!

Caroline von Albersdorf war zwar in der Tat zuvor gerichtlich auffällig geworden, weil sie im ersten Impetus für Kaspar Hauser zwei andere Adelige der Täterschaft verdächtigt hatte; allein dieser Irrtum reicht keinesfalls dazu, sie in Bausch und Bogen zu verdammen!<sup>386</sup>

Antonius van der Linde hieb in die Kerbe der Ermittlungsorgane und verübte seinerseits mit einer Reihe von fragwürdigen Angaben zu ihrem früheren Leben an der Gräfin Caroline Rufmord. Er nannte sie eine „verletzte Klatschmühle“ und sprach davon, sie versprühe „Drachengift, wie nur schlechte Weiber überhaupt das können“.<sup>387</sup>

So einfach geht das – und ähnlich einfach geht es noch heute.<sup>388</sup>

In den Büchern der Caroline von Albersdorf kann nicht die geringste Rede von „Drachengift“ sein. Sie strahlen einen aufrichtigen Tenor und ein honoriges Bemühen um die Rehabilitation Kaspar Hausers aus. Dass die Dame mit ihren Büchern Geld verdienen wollte, muss man ihr zugestehen: Ihre wirtschaftliche Lage scheint ja nicht die allerbeste gewesen zu sein! Was aber besonders für die Gräfin und nicht gegen sie spricht, ist das hohe Maß an Information, das sie hatte, sowie die Überzeugung und absolute Unerschrockenheit, mit der sie ihre Sache vertrat. So reiste sie persönlich nach München, um ihr Anliegen beim Königshaus und bei der Regierung vorzubringen. Allerdings dauerte es wegen Krankheit, Terminverschiebungen und nicht näher bekannten Geschäften mehr als ein Jahr, bis sie ans Ziel gelangte. Dabei berichtete nur van der Linde, nicht einmal sie selbst davon, dass sie am 18. Februar 1837 zum Verhör ins königlich-bayerische Innenministerium unter dem Minister Ludwig Fürst von Oettingen-Wallerstein geladen war, kurz bevor dieser politisch abgesägt wurde. Wir werden weiter unten noch ausführlicher auf diesen Skandal eingehen, weil er für den Fall Kaspar Hauser von großer Bedeutung ist. Was den liberal gesinnten Innenminister betrifft, so sind wir sicher, dass auch ihn lautere Motive und ein ernsthaftes Bemühen um Aufklärung des Kriminalfalls Hauser trugen. Dies stellen seine Briefe an den Regierungspräsidenten von Sticheran unmittelbar nach der Ermordung Kaspar Hausers in den Raum; einen davon werden wir noch im Wortlaut vorstellen.<sup>389</sup>

**Den bayerischen König Ludwig I. traf Caroline von Albersdorf endlich am 11. Juli 1837 in einer Privataudienz.**

Obwohl auf der Gräfin Albersdorf ein erheblicher Druck der Staatsorgane lastete, gab sie in der Sache nicht nach! Am 18. September 1837 musste sie ein weiteres Mal vor dem Stadtgericht Regensburg eine eidesstattliche Erklärung abgeben. Um einer Anklage zu entgehen, verzichtete sie im Weiteren darauf, in ihren schriftlichen Äußerungen konkrete Namen zu nennen, sondern verwies vielmehr juristisch korrekt auf die noch anstehenden Ermittlungen! Vor allem König Ludwig I. wird ihr dazu geraten haben. Gemäß einem Schreiben der Polizeidirektion München an das Kreisgericht Ansbach vom 11. Juli 1838 konnte Caroline von Albersdorf den Königlichen Majestäten sogar einige Exemplare ihrer sehr diplomatisch ab-

<sup>386</sup> Linde 1, S. 391.

<sup>387</sup> Linde 1, S. 390.

<sup>388</sup> Siehe Diskussionsteil des deutschen Kaspar-Hauser-Artikels in der Online-Enzyklopädie Wikipedia.

<sup>389</sup> Pies, Tod, S. 191 und 228ff.

gefassten Schrift persönlich überreichen. Die Gräfin Albersdorf wurde vermutlich von König erneut mit einer korrekten gerichtlichen Aufarbeitung vertröstet.

Danach scheint Caroline von Albersdorf noch längere Zeit davon überzeugt gewesen zu sein, dass man in der Sache, um die es ihr ging, aufrichtig weiter ermittelte.

Doch weit gefehlt! Das bayerische Justizministerium verhinderte zum Beispiel, dass das Appellationsgericht Ansbach mit dem Hauser-freundlichen Appellationsrat Schuhmann die Gerichtssache im Sinne der Albersdorf weiterbetrieb, indem man seinen Sitz kurzerhand nach Eichstätt verlegte!<sup>390</sup>

Die Nürnberger Gerichte hatte das Untersuchungsverfahren im Prinzip schon viel früher, als es die Albersdorf ahnen konnte, eingestellt, am 11. September 1834! Keine Rede davon, dass man nach ihren Enthüllungen die Ermittlungen wieder aufgenommen hätte!

Mit einer kleinen Ausnahme: Als Caroline von Albersdorf 1837 auf die Anzeige eines Herrn Ertl hin einen gewissen Georg Demmermayer aus Entrischenbrunn (k. g. Landgericht Entrischenbrunn) wegen Mordverdacht vor Gericht gebracht hatte, war man in Sachen Kaspar Hauser zu einer Verfahrensaufnahme gezwungen – allerdings nur kurz, denn der Mann konnte ein vollständiges Alibi vorlegen.<sup>391</sup> Was an der Sache mit dem Georg Demmermayer wirklich daran war, konnten wir nicht überprüfen. Es mag allerdings sein, dass die Gräfin sich hier getäuscht hatte oder getäuscht worden war, so wie ihr dies auch schon früher widerfahren war.

Die Engländerin sah sich am Ende um all ihre Hoffnungen und Erwartungen, die sie in ihren Büchern formuliert hatte, betrogen. Wie sie damit umging, wie sich ihr weiteres, von Krankheit gezeichnetes Leben abspielte, bleibt im Dunkeln.



Abb. 116: Todesanzeigen in 3 bayerischen Blättern vom 15., 16. und 18. April 1841, wobei dem Königlich-Bayerischen Polizey=Anzeiger die größte Relevanz zukommt, da dieser aus den Pfarrmatrikeln berichtete.

390 Mayer, Stanhope, S. 434f.

391 Linde 1, S. 398, Fußnote.

Caroline von Albersdorf verstarb in hohem Alter wenige Jahre nach den geschilderten Ereignissen in München, am 12. April 1841. In den drei Todesanzeigen wird übereinstimmend festgestellt, dass ihr Mann vor seinem Tode als Hauptmann in Diensten des Königreichs Bayern gestanden habe, auch wird ihr der von van der Linde zu Unrecht abgesprochene Adelstitel „von“ korrekt zugestanden. Dagegen differiert auffallend das Alter: Die 81 Jahre scheinen eindeutig falsch zu sein, denn demnach wäre sie 1760 geboren worden, was nicht zu den Lebensdaten ihres Vaters passt.

Das vom evangelischen Pfarramt München referierte, wohl auf einem authentischen Geburtsschein beruhende Geburtsjahr 1770 war dagegen möglich, selbst wenn ihr Vater erst 1755 geboren worden war. Denn im Alter von 15 Jahren begannen gewöhnlich für die Sprosse des englischen Hochadels die Wanderjahre, bei denen es darum ging, sich bei den Hochadelsfamilien des Kontinents und deren Nachfolgegeneration – also bei den Kindern und Jugendlichen! - einzuführen. Demnach war Caroline von Albersdorf das Resultat einer sehr frühen Jugendsünde ihres Vaters! Klar, dass damals für ihn eine Verheiratung mit der Mutter nicht im Frage kam, zumal diese mit Sicherheit nicht aus dem Hochadel stammte.

Soweit zum Lebensanfang und -ende der Caroline von Albersdorf!

Damit zurück zu den amtlichen Ermittlungen in der Sache Kaspar Hauser.

## Vertuschung ohne Ende

Einige Zeitgenossen hatten schon früh keinen Zweifel an der Verfahrensverschleppung gehabt. So schrieb z. B. der Gothaer Professor **Philipp Heinrich Welcker** in seinem Buch von 1835:

*„Der Feind Kaspar Hausers hat alle Maßregeln ergriffen, sich der Gerechtigkeit der Menschen zu entziehen. Gott allein wird für sein Benehmen verantwortlich sein müssen. Alle Nachforschungen der Behörden, um Hausers Ursprung zu entdecken, werden erfolglos sein. Er ist der Sohn des Mannes, dessen Namen zu nennen die Behörden sich wohl hüten werden, um ein großes Ärgernis zu verhüten ...“<sup>392</sup>*



Dieser Welcker'sche Spruch soll laut einem französischen Journal schon 1830, also drei Jahre vor Kaspar Hausers Tod, in Nürnberg als öffentlicher Aushang zu lesen gewesen sein.<sup>393</sup> Ob diese Information stimmt, bleibt dahingestellt; es handelt sich aber fürwahr um ein prophetisches Wort!

Abb. 117: Szene aus der Fernseh-Dokumentation „Kaspar Hauser“, Serie Terra X, 2002.

Wie äußerte sich eigentlich Kurfürstin Maria-Leopoldine selbst zu den gegen sie und ihren Mann erhobenen Vorwürfen? Genaues wissen wir nicht, aber van der Linde glaubte, bei dieser Frage den Nebel, den sich über die Sache legte, noch vermehren zu müssen:

*„Ihre derbe Abfertigung einer königlich-bayerischen Erkundigung nach der Wahrheit dieses Gerüchts war damals zwar kurfähig (?), ist jetzt aber nicht mehr druckfähig ...“<sup>394</sup>*

Ansonsten wird man von Seiten Marias Leopoldines und des gesamten Hofes darauf erpicht gewesen sein, die Affäre tot zu schweigen, nach dem Motto: Wer sich rechtfertigt, klagt sich nur an.

Wenn wir heute das Für und Wider gegeneinander abwägen, meinen wir, dass Caroline von Albersdorf wie zuvor Johann Samuel Müller trotz gewisser Widersprüche und Imponderabilien ihrer Argumentation eine heiße Spur verfolgte und, wenngleich sie manchmal über das Ziel hinausschoss, im Wesentlichen des Pudels Kern traf. Zu dieser Einsicht sind wir allerdings nur unter Kenntnis und Einbeziehung des Schlosses Wanghausen im Stande gewesen. Alle Hauser-Forscher vor uns haben diese Geschichten entweder nicht im Geringsten interessiert oder – sie haben sie in den Schmutz gezogen.

Auf einer neuen und erweiterten Argumentationsbasis kommen wir demnach in Bezug auch Caroline von Albersdorf zum selben Schluss wie 1873 der Professor Georg Friedrich Daumer, Hausers erster Lehrer, obwohl dieser von Wanghausen nichts wusste:

*„Mehrere Momente dieses Systems sind von bekannter Richtigkeit, andere sind hypothetischer und combinatorischer Art. Ich vertrete das Ganze nicht; es aber für Unsinn, und dessen Erfinderin für verrückt zu erklären, geht nicht an ...“<sup>395</sup>*

Die mehrzeitige gerichtliche Verfahrensverschleppung und Verfahrensniederschlagung in Bayern und Ungarn, die Verlegung des Appellationsgerichts nach Eichstätt, die aus der Luft gegriffenen Diskreditierungen des Johann Samuel Müller und der Gräfin von Albersdorf und schließlich die Tatsache, dass we-

392 Ph. H. Welcker: Hauser. Ein lyrisches Gedicht. Gotha 1835, S. 98.

393 Georg Philipp Schmidt von Lübeck: Über Caspar Hauser, Heft 2, Altona 1832, S. 31.

394 Linde 2, S. 4.

395 Daumer, Wesen, S. 101.

der Major von Wessenig noch Maria-Leopoldine, noch ihr Mann und Schwager klare Alibis und Gegenbeispiele vorlegen konnten, sprechen letztlich eine beredete Sprache! Zumindest die Reise der Kurfürstin nach Ungarn hätte durch ein Alibi problemlos entkräftet werden können, da sie nicht stattgefunden hatte. Doch ein offizielles Dementi, welches alle Gerüchte und Mutmaßungen auf einen Schlag zum Erliegen gebracht hätte, unterblieb, weder durch die Betroffene selbst noch von anderer Seite!

Wer weiterhin an den Machinationen der höchsten bayerischen Staatsorgane zweifelt, wird sich endgültig des Besseren belehren lassen müssen, wenn er den von Ivo Striedinger im Jahr 1933 veröffentlichten Briefwechsel nachliest, der sich zwischen Lord Stanhope und König Ludwig I. nach Kaspar Hausers Tod entspann.<sup>396</sup>

Selbst der reichlich suspekten Lord Stanhope nahm, bemüht um die eigene Exkulpation, an dem seiner Meinung nach unverständlichen und taktisch fragwürdigen Totschweigen der Bayerischen Staatsregierung unter König Ludwig I. Anstoß. In einem Schreiben vom 9. Januar 1840 nahm er auf die Veröffentlichungen der „*Frau von Albertsdorf*“ (so!) konkret Bezug und beschwerte sich beim König nicht nur über die gegen ihn selbst vorgebrachten Vorwürfe, sondern er wurde auch ziemlich deutlich, was die Kurfürstin Maria-Leopoldine, ihren Sohn und die politische Auswirkung der gegen sie geäußerten Verdächtigungen betrifft:

*„Mehrere Personen, die die Ehre haben, von Eurer Majestät beschäftigt zu werden, werden im Ablauf dieses Werkes (freilich des Buches der Caroline von Albersdorf) ebenso verunglimpft. Man erzählt in aller Öffentlichkeit, dass in dem Abschnitt, welcher, wenngleich ohne Namensnennung, die Mutter Kaspar Hausers erwähnt, ganz bewusst auf eine hochadelige Prinzessin, welche mit dem Königlichen Haus Eurer Majestät eng verbunden ist, die Kurfürstin von Bayern, Bezug genommen wird. Deren Sohn soll wiederum den Mord angezettelt haben ... Zur Rechtfertigung meiner selbst und all dieser Zeugen ersuche ich in Demut und höchstem Respekt für Eure Majestät: Erlauben Sie die Veröffentlichung solcher Auszüge (freilich aus den geheimen Akten des Königshauses) durch einen Gewährsmann, der Zutritt zu den Originaldokumenten hat. Einer solchen Veröffentlichung würde die nötige Achtung geschenkt werden, bei nur geringen Umständen ...; sie wäre extrem interessant und informativ für alle Juristen Deutschlands, und in der Tat auch für all die, welche sich nach korrekter Information über den Sachverhalt sehnen. Solange eine solche Veröffentlichung nicht erscheint, werden Falschdarstellungen und Fehlinformationen an der Tagesordnung sein, und Verleumdungen richten sich nicht nur gegen Privatpersonen wie mich selbst, sondern auch gegen diejenigen Personen, die mit dem Königlichen Haus Eurer Majestät verbunden sind. Und die Feinde der Monarchie werden weiterhin, so wie sie es in Frankreich und anderswo bereits getan haben, ihre Unterstellungen sich für ihre politischen Vorstellungen dienstbar machen ...“*

In dieser Passage scheinen die Motive auf, warum Lord Stanhope nach dem Tod Kaspar Hausers alles daran setzte, diesen als Betrüger darzustellen. Möglicherweise sah er sich durch die Gerüchte um Maria-Leopoldine in eine Mordsache hineingezogen, der er persönlich entgehen wollte, selbst wenn ihn eine wie auch immer geartete Mitbeteiligung (Erlangen! Doppelagent?) betraf! Dazu wäre ihm ein königlich-bayerisches Dementi gerade recht gewesen! Wir werden darauf zurückkommen.

Recht treffend schilderte der Engländer die politischen Hintergründe: In der Quintessenz ging es darum, einen Anschlag auf die spät-feudale Gesellschaftsordnung und die privilegierte Rolle des Adels zu verhindern und einen Umsturz der politischen Verhältnisse unmöglich zu machen. Er hätte sich zu einem Flächenbrand in ganz Europa entwickeln und damit auch England erreichen können. Das waren für wahr höhere Ziele, die ein Menschenopfer wie Kaspar Hauser in seinen Augen rechtfertigten! Davor fürchtete sich der um seine eigenen Adelspründe bangende Lord am meisten.

Nichtsdestotrotz fiel die königliche Antwort vom 10. Februar 1840 ebenso lakonisch wie ablehnend aus. Dabei fällt auf, dass der König nicht nur geschickt von sich auf seine Berater, wie z. B. auf den Ge-

---

396 Ivo Striedinger: Neues Schrifttum über Kaspar Hauser, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, 6. Jg. 1933, S. 480ff.

sandten von Cetto, ablenkte, sondern auch das Thema Maria-Leopoldine komplett aussparte:

*„Sie wünschen, dass die Regierung die offiziellen Dokumente und Protokolle bezüglich Kaspar Hausers erstem Auftreten veröffentlichen sollte, um seinen intellektuellen und physischen Zustand zu verdeutlichen. Ich habe sofort Order erteilt, den Sachstand und die Frage zu klären, ob sich eine solche Veröffentlichung schickt. Doch \*man\* hielt es nicht für in Ordnung, diese Dokumente zu veröffentlichen. Folglich muss ich es bedauern, Mylord, ihr Ansinnen nicht bewilligen zu können ...“*

Das Abwinken des Königs und seiner Berater aus dem Regierungslager, hinter die er sich verbal zurückzog, sei all denen ins Gewissen geschrieben, die bis heute die entscheidende Rolle des Königshauses bei der mangelnden Aufklärung des Mordfalles an Kaspar Hauser ableugnen wollen! Dies geschieht meist mit dem Argument, dass erste Reaktionen des Königs zum Tode Kaspar Hausers, die Verheißung einer Belohnung von 10 000 Gulden zur Ergreifung des Täters – diese hatte allerdings gar nicht der König, sondern der Ansbacher Regierungspräsident von Stichaner vorgeschlagen – und der durchaus ehrenwerte Einsatz des Innenministers von Oettingen-Wallerstein einen gegenläufigen Eindruck vermitteln.<sup>397</sup>

Spätestens, als sich der Verdacht des Verbrechens an Kaspar Hauser in das Königshaus selbst hinein verlagert hatte, ging es dem bayerischen König Ludwig I. um alles andere als um exakte Aufklärung und Aufarbeitung. Es ging ihm ausschließlich um Verschleierung und Vertuschung, um des lieben Machterhaltes willen!

**So wurden vom Königshaus alle Ermittlungen verhindert und die Akten auf Dauer geschlossen, und das blieben sie, bis zum heutigen Tag.**

Besonders pikant ist in diesen Zusammenhang, dass das Königshaus auch aktiv die Durchforstung der bayerischen Taufmatrikel, Impfreister und Register der leichten Reiter auf den Namen Kaspar Hauser hin verhinderte. Nach van der Linde wies der König persönlich den diesbezüglichen, durchaus praktikablen Vorschlag des Patrimonialrichters Falkner aus Lutzmannstein zurück.<sup>398</sup>

Eine Caroline von Albersdorf erfuhr davon eben sowenig wie die bayerische Öffentlichkeit!

*„Aus dem unentdeckten Täter eines Verbrechens entwickelt sich die Feststellung, dass überhaupt kein Verbrechen begangen worden ist. Der Untersuchungsrichter erringt mit dieser Feststellung einen persönlichen Erfolg, die Rechtsordnung erleidet einen Schlag, dessen Wirkungen noch nach 96 Jahren nicht überwunden sind.“*

So urteilte treffend der Kriminologe **Hans von Hentig** im Jahr 1929.<sup>399</sup> Inzwischen zählen wir eine Zeitspanne von 180 Jahren seit Kaspar Hausers Tod, doch nichts hat sich an der Richtigkeit dieses Satzes geändert!

Die Gerüchte zum Mordfall Hauser kursierten zwar auch nach 1840 noch für längere Zeit, lenkten aber immer mehr von der Kurfürstin Maria-Leopoldine ab und konzentrierten sich am Ende fast ausschließlich auf die Erbprinz-von-Baden-Geschichte, die, von Bayern aus lanciert, nach den Veröffentlichungen Joseph Heinrich Garniers, Joseph Schaubergs, Friedrich Seybolds und Sebastian Seilers allmählich die Oberhand in der öffentlichen Meinung gewann.

**Kaspar Hauser ein verkappter Erbprinz von Baden – dies war genau die Geschichte, die man sich von Seiten des bayerischen Hofes gewünscht, ja die man sogar bewusst inszeniert hatte!**

Zusätzlich wurde die öffentliche Meinung durch die Nebelkerzen jener gehässigen Auftrags-Schreiber manipuliert, welche in mehreren Publikationen versuchten, sowohl von den Spuren ins bayerische Königshaus als auch ins badische Fürstenhaus abzulenken, indem sie den toten Kaspar Hauser nach Kräften als Selbstmörder und abgefeimten Betrüger diskreditierten.

---

397 Pies, Dokumentation, S. 213ff.

398 Linde 2, S. 321.

399 Pies, Wahrheit, S. 264.



Karl Heinrich Ritter von Lang, der im Ruhestand befindliche, ehemalige Direktor des allgemeinen Reichsarchivs in München, wollte sich wohl einen besonderen Obolus hinzuverdienen: Er soll sich schon am Grabe Kaspar Hausers unflätig über ihn geäußert haben; alsbald spie er auch in einigen Aufsätzen, z. B. in den Blättern für literarische Unterhaltung und in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung gegen den toten Findling Gift und Galle (1834): Boshaft, lügnerisch, faul und ungelehrig sei Kaspar Hauser – wohlgemerkt unbekannterweise! - gewesen.<sup>400</sup>

Der suspekthe Lord Stanhope und ein Polizeirat Merker aus Berlin verhielten sich, was die Diskreditierung Hausers anbelangt, nicht viel anders. Später folgte Dr. Julius Meyer, der Sohn des Lehrers Meyer, bei dem Kaspar Hauser bis zu seinem Tode untergebracht war, demselben Schema, am Ende auch Antonius van der Linde, der allerdings, weil er primär vom Haus Baden ablenken wollte, die Spur wieder auf Bayern zurück lenkte.

**All diese Hauser-Invectiven können als Auftragsarbeiten des süddeutschen Hochadels gelten, geschrieben zum alleinigen Zweck, allmählich alle Gerüchte um Kaspars Elternschaft zum Verstummen zu bringen und damit die eigene, durch die Zeitumstände bereits schwankende Position zu stabilisieren.**

Diesen von gewissen Kreisen aus Politik und Hochfinanz gestützten Leuten stand lediglich eine Handvoll treuer Hauser-Apologeten gegenüber, wie z. B. die erwähnte Caroline von Albersdorf, aber auch ein Georg Friedrich Daumer oder ein Pfarrer Fuhrmann – alle Privatleute, welche, bar jeglicher Unterstützung von oben und durch den plötzlichen Tod Paul Anselms von Feuerbach zusätzlich ihrer wichtigsten Stütze beraubt, äußerst vorsichtig vorgehen mussten. Ein anschauliches Beispiel hierfür liefert ein Brief Georg Friedrich Daumers, den er schon ca. ein halbes Jahr nach Hausers Tod, am 24. Juni 1834, an Ludwig von Feuerbach, den Sohn des toten Ansbacher Gerichtspräsidenten, richtete. Der Brief, auf den wir weiter oben schon Bezug genommen haben, fand eigenartigerweise in der bisherigen Hauser-Forschung wenig Beachtung, ist aber bezüglich des Inhaltes so wichtig, dass wir ihn hier ungekürzt wiedergeben:

*„Lieber F. Der neueren Ereignisse in der Hauserschen Sache wegen schien es mir gut zu sein, das, was ich für Kapp bearbeiten wollte, noch zurückgelegt zu lassen. Es betraf Hausers Träume und Visionen, die ich Dir, wenn Du sie wünschst, abschreiben lassen will. Zu Deinem jetzigen Vorhaben werden sie Dir nichts helfen.*

*Die neuste Merkersche Schrift habe ich bestellt, aber noch nicht erhalten, noch zu Gesicht bekommen. Wenn Ihr etwas dagegen tun wollt, so wird es sehr angemessen und gut sein, und was ich dazu beitragen kann, soll geschehen. Binder sagte mir, er werde nichts tun. Diesen bei einer Entgegnung auf die Stanhopeschen Schritte zu schonen, wird nicht möglich sein, und das ist's, was mir Schranken setzt. Man muss notwendig die ersten Akten für falsch erklären; denn sind sie richtig, ist Hauser unrettbar ein Betrüger. Anfänglich wurden keine Akten geschrieben, und als die Regierung die Akten verlangte und keine da waren, wurden welche zum Schein verfertigt. So behauptete Dein Vater, aus dessen Mund ein Freund mir darüber Nachricht gab. Auch hat dies Dein Vater in seinem „Kaspar Hauser“ p. 39 in der Note deutlich genug bezeichnet (vergleiche) p. 3 Note. Diese Stellen müsste man jetzt herausheben und geltend machen. Das wäre genug, und man brauchte Binders Namen dabei nicht zu nennen, der jedoch natürlich dadurch gleichwohl von neuem verletzt und angegriffen wird, was ich nicht tun kann, wohl aber Ihr, wenn es doch einmal durchaus nötig wird. Dabei müsste man die Bosheit und Schlechtigkeit Stanhopes, was aus seinen Taten und Schriften leicht geschehen kann, nachweisen und hervorheben - sein enthusiastisches und verliebtes Benehmen, als er sich zunächst mit Hausern einließ, sein nachheriges plötzliches Erkalten und sein Sichzurückziehen, sein jetziges Streben, Hausers Andenken mit Schimpf zu bedecken, sein schändliches, giftiges Betragen gegen Deinen Vater. Aus einer bloßen Enttäuschung, aus der aufgehenden Einsicht, daß er es mit einem Betrüger zu tun gehabt, erklärt sich dies Benehmen nicht. Hätte er sich bloß betrogen, so hätte er sicher nachher geschwiegen und würde sich nicht alle Mühe geben, sich der Welt als einen zu zeigen, der sich von einem land-*

---

400 Pies, Fälschungen, S. 104ff.

*streichenden Gauner so ungeheuer hätte am Narrenseil ziehen lassen, der sich in den Verworfenen so gewaltig verliebt und so enthusiastisch für seine Sache interessiert hätte. Stanhopes Benehmen muss einen andern Grund haben, welchen, kann man dem Leser zu erraten überlassen und nur bemerklich machen, was ich soeben gesagt.*

*Ich habe neustens Dinge erfahren, die mir von großer Wichtigkeit zu sein scheinen und die ich Euch unter der Bedingung der Verschwiegenheit mitzuteilen die Erlaubnis erha(lt)en. Eine Engländerin von vornehmer Abkunft, doch jetzt in dürftigen Umständen,<sup>401</sup> hat sich mir entdeckt und mir erz(ähl)t, dass sie vor etwa 22 Jahren in Wien war, wo die verwitwete Kurfürstin von Bayern, eine österreichische Prinzessin, eben aus Ungarn zurückgekehrt wa(r)und d(as) Gerücht ging, sie habe heimlich in Ungarn ein Kind geb(ore)n. Diese Fürstin hat sich nachher dem Grafen Arco in München zur linken Hand antrauen lassen und hat Kinder von ihm. Sie und der Graf waren zur Zeit der Nürnberger Mordversu(che) in Nürnberg, auch waren sie wieder da, als Stanhope kam und sich mit Hauser in Verbindung setzte, und sollen mit Stanhope eine Zusammenkunft gehabt haben. Das Nähere und die Belege sind mir versprochen. Stanhope soll verschuldet sein und wenig aus eigenen Kräften tun können, auch in Bädern seine Umstände durch Spiel zu verbessern bemüht sein. Dadurch würde es bezweifelich, dass er sich in der Hauserschen Sache von anderen habe brauchen lassen. Die Arco sollen ein ungeheures Vermögen besitzen.*

*Der Gendarmerieleutnant Hickel scheint bestochen zu sein. Er war, was verdächtig ist, nicht zu Ansbach, als der Mord geschah. („Groß Dam! Groß Dam! Gott erbarm dich ihr!“ sprach Hauser sterbend). Von diesen Umständen die Gerichte zu unterrichten, wird wohl nichts nützen. Bayern (und Österreich) wird alles unterdrücken. Sprich doch darüber mit Deinem Bruder, dem Juristen. Was soll man hier tun? Ich gedenke jedenfalls, den Kriminaldirektor Hitzig in Berlin mit der Sache bekannt zu machen. Wird sie in Bayern unterdrückt, lässt sie sich vielleicht dennoch zur Offenbaru(ng) bringen, und es liegt so viel daran, die Haus(er)sche Sache nicht als ein absurdes Märchen behandeln und verschallen zu lassen.*

*Kennst Du die Leute nicht, die gegenwärtig die Untersuchung der Hauserschen Sache zu führen haben? Kannst Du mir nichts über ihren Charakter sagen? Wenn Du etwas gegen Merker und Stanhope schreibst, so lasse mich's ja vor dem Druck le(sen). Vielleicht kann ich etwas (etwa als Anhang) dazugeben. Wenn ich nur mündlich mit Dir reden könnte!*

*Vom Schullehrer Meyer wird nächstens ein Buch über Hauser erscheinen, wo er ihn, wie ich merke, im schlimmsten Lichte darstellen und alle Lügen, die er von ihm weiß, dem Publikum auf-tischen wird. Er hat an mich mehrere Fragen gestellt, die er ohne Zweifel in Beziehung auf Hausers Aussagen benützen wird. Ich habe sie ihm als redlicher Mann beantworten müssen, doch bemerkt, dass, wenn er meine Aussagen etwa so hinstellen werde, dass es scheinen könnte, als wäre ich nun auch gegen die Hausersche Sache umgestimmt worden, ich eine öffentliche Erklärung darüber ergehen lassen müsste.*

*Herzlich grüßt Dich Dein D.*

*Als der Nürnberger Mordversuch misslungen war und Hauser unter so genaue Obhut und Bewachung gestellt wurde, kam es darauf an, ihn dieser aus den Händen zu spielen. Das tat nun der Lord. Kennst Du den Hickel? Er behandelte, soviel ich weiß, den Hauser hart und rau. Hast Du Schuberts „Ansichten der Natur von der Nachtseite“, 2. Ausg(abe)?<sup>402</sup>*

Wir denken, dieser Daumer'schen Einschätzung Ludwig von Feuerbach gegenüber ist wenig hinzuzufügen. Daumer war seinerzeit längst bewusst gewesen, wozu wir selbst nur durch langwierige Recherche gelangten. Beweise der Albersdorf scheinen ihn nicht mehr erreicht zu haben; er wird später nie Bezug darauf nehmen.

---

401 Freilich Caroline von Albersdorf.

402 Ludwig Feuerbach: Gesammelte Werke: Briefwechsel I, Berlin 1972, S. 203ff.

**Am Ende kann man es drehen und wenden, wie man will:**

**Auf Kurfürstin Maria-Leopoldine und ihrer Familie lastet der gravierende Verdacht der Beteiligung an den beiden Verbrechen an Kaspar Hauser – ein Verdacht, der durch etliche Indizien genährt, aber durch kein vernünftiges Gegenargument entkräftet wird!**

## **Schlussfolgerungen aus ihrer Korrespondenz: Maria-Leopoldines Charakter**

Ehe wir uns weiter mit der Frage der verheimlichten Mutterschaft Maria-Leopoldines befassen, kommen wir zu dem Bild der Kurfürstin, welches erst kürzlich ihre Biographin, die Historikerin Sylvia Krauss-Meyl, gezeichnet hat. Es unterscheidet sich von den Eindrücken, die man bis hierher von dieser hohen Frau gewinnen konnte, gründlich:

In der Tat verfügen wir durch den extensiven Briefwechsel der Kurfürstin über eine so ausgiebige epistolare Innenansicht derselben, dass man ihr für die Jahre nach ihrer Verheiratung mit Ludwig Graf Arco (nach 1808) nicht mehr generell die „Männergeilheit“ der jungen Jahre und in diesem Zusammenhang eine verheimlichte Mutterschaft – nach der Geburt eines ihrer beiden Söhne von Ludwig von Arco – unterstellen kann. Wie es sich aus unzähligen Notizen der Kurfürstin ergibt, scheint sie eine gewisse charakterliche Entwicklung durchgemacht zu haben, die sich zum Beispiel auch darin manifestiert, dass sie wohl als einzige Hochadelige der damaligen Zeit in Stepperg gelernt hatte, wie ihre Untertanen körperlich zu arbeiten – ein wahrlich außergewöhnliches Phänomen für eine Frau ihres Ranges! Und um ihre beiden bekannt gewordenen Söhne kümmerte sie sich so liebevoll und fürsorglich, wie es einer Mutter eben zusteht.

Wenn man der Darstellung von Sylvia Krauss-Meyl folgt, so wurde aus dem eitlen und flatterhaften Mädchen der frühen Jahre eine in sich gefestigte, prinzipientreue und zielstrebige Frau! Und deren Ziel war in dieser Zeit relativ klar, nämlich an ihrer Ehebeziehung mit Graf Ludwig von Arco festzuhalten und alsbald aus ihr – und nicht aus einer anderen Beziehung! - Kinder zu bekommen! Dies war allerdings auch genau der Typus von Mensch, den die Autorin Krauss-Meyl benötigte, um ihren Entwurf mit Begriffen wie „emanzipierter Lebensplan“, „emanzipiertes Leben in veränderten gesellschaftlichen Bedingungen weiblicher Lebensgestaltung“, „Gleichberechtigung“ und „Vordenkerin der Frauenbewegung in höchsten Kreisen“ in die übliche Gender-Literatur einreihen und die Erwartung ihrer überwiegend weiblichen Leserschaft befriedigen zu können.<sup>403</sup>

Einem solchen Bild wohnt wegen der Autorenintention allerdings auch etwas Artifizielles inne. War Maria-Leopoldine wirklich so? Hatte die Kurfürstin nicht doch die andere, dunkle Seite?

Wir erinnern in diesem Zusammenhang daran, dass sie in jenem Hungerjahr 1816, als ganz Bayern aus Mangel an Grundnahrungsmitteln darbt und litt, in großem Stil Kartoffeln und Getreide aufkaufte, um deren Preise in die Höhe zu treiben und hinterher durch Weiterverkauf möglichst hohe Gewinne einzufahren. Wegen dieses skrupellosen Verhaltens auf Kosten der Notleidenden ließ König Max Joseph durch eine Umfrage unter den Generalkommissaren und Regierungspräsidenten den ruinierten Ruf Maria-Leopoldines in der bayerischen Bevölkerung wieder formal herstellen. Den geringen Wert einer solchen Umfrage brauchen wir dem Leser nicht eigens erklären. Mit dem jüdischen Bankier Simon Spiro, der ihr bei dieser Spekulation in großem Stil geholfen hatte, überwarf sich die habgierige Dame wenig später, als dieser durch gemeinsame, aber fehlgeschlagene Lotterie-Spekulationen Bankrott machte!<sup>404</sup>

Im Jahr 1834 wurde Maria-Leopoldine konkret wegen Betrug, Bestechung und Ausstellung falscher Wechsel angeklagt, von ihren jüdischen Geschäftspartnern Lilienthal und Lichtenstein. Dass der Sachverhalt stichhaltig war, ergibt sich daraus, dass sie „in dem gegenwärtigen Augenblick (freilich nach dem Mordfall Kaspar Hauser!) wegen der unangenehmen Sensation in publico“ unter Androhung der Entziehung königlicher Privilegien von Oberappellationsgericht in München zu einem Vergleich gezwungen wurde, den sie allerdings erneut betrügerisch abwickelte!<sup>405</sup> In Wirklichkeit war Maria-Leopoldine in schändlicher Weise straffällig geworden und hätte hinter Gitter wandern müssen!

---

403 Sylvia Krauss-Meyl: Das Leben der letzten bayerischen Kurfürstin Maria-Leopoldine und ihre Beziehungen in den Ebersberger Raum, in: Land um den Ebersberger Forst, Beiträge zur Geschichte und Kultur, Jahrbuch des Historischen Vereins für den Landkreis Ebersberg, Bd. 1, 1998, S. 11, 30, 31.

404 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 264f.

405 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 266.

**Angesichts solcher Szenen kann man es drehen und wenden wie man will: In geschäftlichen Dingen handelte Maria-Leopoldine gewissenlos, berechnend, eigennützig und jenseits der Legalität, wenn es darauf ankam!**



Abb. 118: Idealdarstellung Marias Leopoldines von Österreich mit ihren beiden Söhnen, um 1815.

Die von Sylvia Krauss-Meyl postulierte charakterliche Wandlung wirkt unter solchen Umständen schon als Konstrukt, davon abgesehen, dass man ein intimer Freund oder Verwandter der Kurfürstin hätte sein müssen, um diese überhaupt zu erkennen. Nach außen blieb nicht nur der Makel der Raffsucht, sondern auch der Promiskuität und zügellosen Libertinage wie eine Klette an Maria-Leopoldine hängen, was immer wieder Anlass zu Gerüchten und Rügen bot, wie wir am Beispiel der Caroline von Albersdorf erfahren haben. Selbst Ehemann Ludwig scheint vor diesem Eindruck nicht gefeit gewesen zu sein: Schon einen Monat nach der Eheschließung lieferte er seiner Frau eine Eifersuchtsszene, weil man ihm zugetragen

hatte, sie hätte ein Verhältnis mit dem Pfarrer Aloys Mayerhofer von Rennertshofen, jenem Mann, der später unter Demission seiner Pfarrer-Stelle ihr Geheimsekretär und um 1828 ihr Hofkaplan wurde. Der schlimme Verdacht wurde bereits erwähnt.<sup>406</sup> Aloys, nicht etwa Ludwig, hieß auffallenderweise auch der offiziell anerkannte Erstgeborene des ungleichen Paares! Ungeachtet ihrer Dementis blieb Graf Ludwig die meiste Zeit seines Lebens in kühler Distanz zu Maria-Leopoldine, berief sich auf seine Ämter in München und weigerte sich konstant, nach Stepperg umzuziehen, um dort als Paar mit ihr zu leben! Vielleicht handelte er intuitiv gemäß einem Spruch seines Landesvaters, welcher sich einst selbst mit Maria-Leopoldine auf ein Techtelmechtel eingelassen und sich hinterher etwas despektierlich über sie geäußert hatte:

*„Ich erkenne immer klarer, wie mühsam, um nicht zu sagen unmöglich, es wäre, fortgesetzt Hüter einer Frau zu sein, die sich selbst nicht behüten will.“<sup>407</sup>*

Nur die Affäre um Kaspar Hauser scheint das Paar von Arco in gewissem Maß zusammengeschweißt zu haben; zumindest erfährt man hier von keinem Dissens der Partner, die ja zusammen, u. U. aber auch einzeln und in unterschiedlicher Weise, durch die Gerüchte belastet worden waren.

Nochmals nachgehakt: Waren Selbstdarstellungen in einer Korrespondenz, von der man als Mitglied des Hofes immer rechnen musste, dass sie von dritter Seite mitgelesen wurde, überhaupt geeignet, alle Facetten des eigenen Ich, sozusagen den wahren Charakter darzustellen?

Wir wollen dies sehr in Frage stellen und verweisen darauf, dass damals wirklich aufschlussreiche Informationen auf ganz anderem Wege weitergegeben wurden als per Briefpost. Ganz zu schweigen von dem, was in den Herzen fest verschlossen blieb oder nur mündlich tradiert wurde.

Man spürt nach Kenntnis des Briefwechsels die anhaltende Zwiespältigkeit und Charakterschwäche der Person. Eine Schattenseite, ein unbekanntes Etwas haftet jedem Menschen an, umso mehr dieser Frau. Der Umstand, dass wir diese andere Seite nicht zur Genüge kennen, sollte uns nicht dazu verleiten anzunehmen, dass es eine solche nicht gab. Und war nicht Skrupellosigkeit und Kaltschnäuzigkeit der beste Garant für geschäftlichen Erfolg, den die Kurfürstin zweifelsohne hatte?

406 Weis, Montgelas, S. 30.

407 Weis, a. a. O.

## **Maria-Leopoldine in der Nähe von Wanghausen**

Kehren wir zurück zur bekannten Biographie der Kurfürstin-Witwe und beschäftigen wir uns etwas näher mit den Jahren 1809 bis 1813. Überprüfen wir die Frage, ob es die Chronologie überhaupt möglich macht, dass die Kurfürstin zwischen den Geburten ihrer legitimen Söhne einen potentiellen Sohn Kaspar Hauser gezeugt und von ihm entbunden hätte. Das genaue Zeitfenster liegen zwischen Januar 1809 und März 1811; der Zeitraum zwischen Januar 1812 und März 1814 ausscheidet aus, wenn man die Angaben des Johann Samuel Müller über die Reise des Pfarrers J. Adam Leydel im Jahr 1814 als valide erachtet.

**Demnach müsste ein Kaspar Hauser von der ehemaligen Kurfürstin im Kriegsjahr 1809 gezeugt und spätestens Ende 1810 geboren worden sein.**

Es stellen sich dabei weitere Fragen, wie z. B.: Hatte die Kurfürstin ihrerseits einen nachweisbaren Kontakt in Richtung Innviertel bzw. Salzach-Kreis und Schloss Wanghausen, wenn man von der eingangs erwähnten Geschäftsbeziehung zu Johann Nepomuk von Prielmayer einmal absieht? Oder kam Kaspar Hauser ohne ihr Wissen und Zutun dorthin?

Man sollte ersteres allein deshalb annehmen, weil Wanghausen im wahrsten Sinne des Wortes an der Grenze ihres „Vater“-Landes Österreich lag, in welchem ihre Eltern wohnten, nachdem diese 1796 durch Napoleons Einmarsch die Herrschaft in der Lombardei verloren hatten. Maria-Leopoldine brachte allerdings wegen der früheren Enttäuschungen dem Land Österreich und auch ihrer Habsburger-Familie eher ambivalente bis schlechte Gefühle entgegen, wohingegen sie ihre Wahlheimat Bayern schätzen gelernt hatte.

Während ihrer Ehe mit Graf Ludwig von Arco mag das Tattenbach'sche Erbe, von dem oben die Rede war, immer mehr ins Visier der „business woman“ Maria-Leopoldine geraten sein. Die Besitzungen lagen zum großen Teil im Innviertel, in der Nähe von Wanghausen. Konkret wurde das Erbprojekt allerdings erst im Jahr 1821, als das Land östlich von Salzach und Inn wieder an Österreich zurückgefallen war, und es betraf auch nicht konkret ihre Söhne, sondern ihren angeheirateten Neffen Maximilian von Arco. Aber der planerische Vorlauf reichte sicherlich lange vor diesen Zeitraum zurück.

Sicher ist, dass Maria-Leopoldine gerade zu der Zeit, als dieses Erbe für den Neffen fällig wurde, d. h. in den Jahren 1820 und 1821, sich intensiv um ein Nachbargut Wanghausens kümmerte, und zwar um den überschuldeten Besitz des Grafen **Maximilian Karl von Berchem** (1762-1831). Dieser Besitz betraf vor allem drei Hofmarken unmittelbar nördlich von Burghausen: Piesing, Ritzing und Haiming.

So zumindest will es die Biographin der Kurfürstin, Sylvia Krauss-Meyl.<sup>408</sup>

Der Chronist und spätere Besitzer vom Haiming, **Leo von Ow**, stellte den Sachverhalt allerdings etwas anders dar. Es sei nicht primär Maria-Leopoldine, sondern ihr geliebter **Siegfried von Berchem**, der Sohn des Grafen Maximilian, gewesen, der als „*fortschrittlicher und wirtschaftlich orientierter Gutsherr*“



Abb. 119: Maria-Leopoldine von Österreich. Ölgemälde aus unbekannter Hand.

408 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 295ff.

durch große Sparsamkeit und durch den Abverkauf von Ritzing, Seibersdorf und Schedling es ermöglichte, dass wenigstens Piesing und Haiming der Familie erhalten blieben. Bei Leo von Ow gerät also Maria-Leopoldine zur Statistin.<sup>409</sup>

Maria-Leopoldine kannte die Familie von Berchem schon seit Beginn ihrer Zeit in Bayern, denn diese stand, einst von Kurfürst Maximilian I. Emanuel aus Köln nach München berufen, am kurfürstlichen Hof in hohen Ehren. Der Großvater des genannten Grafen, **Maximilian Franz Joseph von Berchem**, war als ehemaliger Rentmeister in Burghausen in höchste Staatsämter des Kurfürstentums aufgestiegen: Er wurde erst Oberkriegskommissar, dann Kämmerer, Generalbaudirektor und Generalintendant, später sogar Finanzminister und Hofkammerpräsident! Maximilian von Berchem hatte es damit zum höchsten Staatsbeamten im Kurfürstentum Bayern gebracht. Beliebt beim Volk scheint er allerdings nicht gewesen zu sein: Eduard Vehse nannte ihn „*einen fluchwürdigen Egoisten*“, der gänzlich von „*Geiz und Wollust*“ beherrscht gewesen sei!<sup>410</sup>



Abb. 120: Maria-Leopoldines Geliebter Siegmund von Berchem als junger Mann. Gemälde in Privatbesitz. Der Graf war Kämmerer und Legationsrat der bayerischen Gesandtschaft in Berlin und Paris.

Burghausen, in einem eigens für sie eingerichteten und noch heute nach ihr benannten Appartement.

**Gesetzt den Fall, Kaspar Hauser war als ihr wahrer Sohn am Schloss Wanghausen versteckt, dann weilte er 1820 und 1821 in nur 7 km Entfernung von seiner Mutter! Und wegen der Bekanntschaft der Familien von Berchem und von Prielmayer war es prinzipiell nicht einmal ausgeschlossen, dass Maria-Leopoldine in den Jahren 1820 oder 1821 Kaspars Verlies-Ort konkret besuchte!**

Anschließend versahen mehrere Generationen derer von Berchem das Rentmeisteramt in Burghausen.

Die Familie von Berchem war also den Wanghausener Schlossbesitzern nicht nur besitzmäßig benachbart, sondern auch dienstlich verbunden und vermutlich mit ihnen sogar befreundet. In früheren Zeiten hatte man sich z. B. gegenseitig Besitz verkauft und zusammen um den Ausbau der Wallfahrtskirche Maria Ach am rechten Ufer der Salzach kümmert! Bei solchen Anknüpfungspunkten ist es sehr wahrscheinlich, dass Maria-Leopoldine auch früh von der Familie von Prielmayer und ihrem Piesing und Haiming gegenüberliegenden Besitz in Ach und Wanghausen erfuhr oder mit ihr in Kontakt kam.

Die Sanierungsaktivität der Kurfürstin für die erwähnten Hofmarken, so sie überhaupt stattgefunden hat, entsprang übrigens nicht reiner Selbstlosigkeit: Da sie sich im fortgerückten Alter von 44 Jahren in den 16 Jahre jüngeren Grafensohn Siegmund von Berchem verliebt hatte, wollte sie unter einem Vorwand möglichst viel vor Ort und in seiner Nähe sein! So logierte sie in den besagten Jahren 1820 und 1821 immer wieder in Piesing bei

409 Leo von Ow: Eine bayerische Chronik aus dem Archiv eines Landsitzes (Haiming), München 1975, S. 191f.

410 Eduard Vehse: Geschichte der Höfe der Häuser Baiern, Württemberg, Baden und Hessen. Zweiter und Vierter Theil, Hamburg 1853, S. 21.

Weitere Eigentümlichkeiten fallen auf:

- Im Jahr 1813 erhielt Sigmund von Berchem den Rang eines königlich-bayerischen Kämmerers, zeitgleich mit der Ernennung des Kämmerers Johann Nepomuk von Prielmayer zum Freiherrn.<sup>411</sup>
- Eine analoge Karriere nahmen Graf Kajetan von Berchem, ein weiterer Sohn des Grafen Max, und Freiherr Johann von Prielmayer, ein Sohn des Johann Nepomuk von Prielmayer: Beide Kinder wurden im Jahr 1812 gleichzeitig als Edelknaben in den königlichen Reitstall aufgenommen und so von klein an auf eine höhere Hoflaufbahn vorbereitet.<sup>412</sup> Kajetan, dem sein Kollege von Platen „*mehr Studium als Geist*“ zuschrieb, wurde später Besitzer von Kuttenplan in Böhmen und nahm den Namen Berchem-Haimhausen an.<sup>413</sup>

Natürlich gibt hier keinen Beweis konkreter Verbindung, aber immerhin den Beleg für einen parallelen Aufstieg der Familien von Berchem und von Prielmayer am bayerischen Königshof.

Die Beziehung der verheirateten Kurfürstin-Witwe zu Graf Sigmund dürfte aufgrund der Tatsache, dass sich beide nur selten sahen und zwischen ihnen ein großer Altersunterschied bestand, die meiste Zeit eher platonischer Art gewesen sein und der Kurfürstin vor allem den fehlenden Liebeskontakt zu ihrem unterkühlten Gatten Ludwig von Arco ersetzt haben. Sie manifestierte sich in Hunderten von Briefen, welche im Lauf der Jahre zwischen beiden hin und her wechselten.

Die Affäre dauerte insgesamt ca. 10 Jahre. Dann heiratete der um viele Jahre jüngere Graf die um nochmals 20 Jahre jüngere **Askania von Krauß**, die Tochter des bayerischen Kriegsministers, und erbaute für sie in der Hofmark Haiming bei Burghausen unter Aufgabe des alten Wasserschlosses jenes Schloßchen, welches man noch heute bewundern kann (siehe Bild).



Abbildung 121: Schloss Haiming nördlich von Burghausen.

Für die alternde Maria-Leopoldine mag dies ein Schlag gewesen sein. Askania schenkte in der Folge insgesamt 6 Kindern das Leben. Vier davon starben bereits früh, zum Teil an den verheerenden Folgen der Cholera. Eine der überlebenden Töchter, Ludowika, heiratete ihren Schwager Max Freiherrn von Ow, aus einer schwäbischen Adelsfamilie, in deren Besitz die Schlösser Haiming und Piesing noch heute sind.<sup>414</sup>

Nach einer mehrjährigen Unterbrechung nahm Maria-Leopoldine in ihren letzten Lebensjahren den brieflichen Kontakt mit ihrem vormaligen Geliebten nochmals auf und ließ ihn bis zu ihrem Tod nicht mehr abreißen. Von Liebe war in dieser Zeit allerdings nicht mehr die Rede, allenfalls von Wertschätzung und Respekt. Eine Schwester Sigmunds, die Elisabethen-Ordens-Dame Antonia Gräfin von Berchem, gehörte noch im Todesjahr der Kurfürstin als Hofdame zu deren Hofstaat, wie der Königlich Bayerische Damen-Kalender von 1848 ausweist. Graf Berchem wurde schließlich der amtliche Testamentsvollstrecker der Kurfürstin.

Eine Bekanntschaft des Schlossbesitzers von Wanghausen zu Maria-Leopoldine war also aus dieser Beziehung heraus durchaus möglich.

---

411 Wichtigste Lebensmomente aller königl. baierischen Civil- und Militär-Bedienstigten dieses Jahrhunderts, Zweites Heft, Augsburg 1819, S. 49.

412 Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Baiern 1812, München 1812, S. 78. Auch Platen, Tagebücher, S. 53 und 56.

413 Ow, Landsitz Haiming, S. 190.

414 Ow, Landsitz Haiming, S. 193ff.



Sie kann allerdings auch andere Gründe gehabt haben:

- Zum Beispiel beteiligte sich die Kurfürstin Maria-Leopoldine am Salzhandel Bayerns. Schon in ihren Heiratsverträgen waren Rechte an den Salinen von Bad Reichenhall und Traunstein als Sicherung ihres Wittums eingetragen; sie hatte diese Bedingungen selbst ausgehandelt. Von großem Nutzen in diesem Geschäftsbereich dürfte ihr der Berater **Joseph von Utzschneider** gewesen sein, welcher schon 1784 Administrator der bayerischen Salinen der Fürstpropstei Berchtesgaden gewesen war, zwischenzeitlich in Ungnade fiel, aber 1807 wieder Generalsalinenadministrator wurde (1807 Bau der Saline von Rosenheim, 1809 Administration der Salinen Berchtesgaden und Hallein). Im Rahmen ihrer Aktivitäten im Salzgeschäft hatten Maria-Leopoldine und von Utzschneider sicherlich auch mit dem Salzamt Landshut zu tun, und zwar schon seit früher Zeit. Dort saß Johann Nepomuk von Prielmayer, vormals Hofkastner, jetzt Rentbeamter. Es ist anzunehmen, dass sich die Herrschaften als Geschäftspartner bestens kannten, zumal der junge von Utzschneider wie von Prielmayer eine Zeit lang Illuminat gewesen war. Genauer gesagt: Utzschneider hatte im Jahr 1783 als Geheimsekretär der Herzogin-Witwe Maria Anna, seiner Tante, bei den Intrigen des Geheimbundes gegen Kurfürst Karl Theodor sogar eine Schlüsselrolle eingenommen, aber unmittelbar danach den Orden wieder verlassen und mit einigen anderen dazu beigetragen, dass die Umsturzpläne des Illuminatenbundes aufflogen bzw. der Bund enttarnt wurde. Dass allerdings hierbei von Utzschneider die treibende Kraft war, wie von namhaften Historikern behauptet, hat der Illuminatenforscher und Neo-Illuminat Leopold Engel schon 1906 mit überzeugenden Argumenten widerlegt. So stand z. B. von Utzschneider auch in späteren Jahren mit dem Gründer des Illuminatenordens, Adam Weißhaupt, in einvernehmlichen Kontakt.<sup>415</sup>
- Die frühere Mitgliedschaft im Illuminatenorden betraf übrigens auch den Schwager Maria-Leopoldines, Graf Maximilian von Montgelas, der sich bald von dem Orden lossagte und später den Geheimbund heftig bekämpfte, aber auch die meisten anderen Mitglieder der Grafenfamilie von Arco, in die Maria-Leopoldine hineingeheiratet hatte, speziell auch ihren Ehemann Ludwig von Arco und nicht zuletzt, wie soeben erwähnt, ihren Berater Joseph von Utzschneider. Dieser war ähnlich wie Johann Nepomuk von Prielmayer wegen seiner vorherigen Beteiligung beim Illuminatenbund aus dem Staatsdienst entfernt worden, ehe er begann, die junge Kurfürstin-Witwe in geschäftlichen Dingen zu beraten.

Dass sich die ehemaligen oder latenten Mitglieder des Illuminatenordens unter einander bestens kannten, kann man unterstellen. So könnte auch über dieses Untergrund-Netzwerk ein Kontakt zwischen der Kurfürstin und Johann Nepomuk von Prielmayer, aber auch zu den Erlanger Verschwörern angebahnt worden sein.<sup>416</sup>

Wahrscheinlich griff das eine ins andere.

Bei so vielen Anknüpfungspunkten halten wir es für abwegig anzunehmen, dass sich Johann Nepomuk von Prielmayer und Maria-Leopoldine erst spät, zufällig und flüchtig anlässlich der geschäftlichen Transaktion zu Freinberg kennengelernt hätten. Vielmehr spricht alles dafür, dass sich beide seit langem gut kannten. Damit avanciert der Freiherr von Prielmayer als Besitzer von Wanghausen zu einer der Schlüsselfiguren im Fall Kaspar Hauser, falls dieser tatsächlich von der Kurfürstin gezeugt und in Wanghausen interniert worden war! Dabei ergibt sich u. a. folgende interessante Frage:

- War es die Kurfürstin-Witwe, die Johann Nepomuk von Prielmayer für seine Dienste den Aufstieg im jungen Königreich Bayern möglich gemacht hatte?

Da Maria-Leopoldine in ihrem Geschäftssinn nichts machte, was nicht auch ihr persönlich einen Vorteil verschafft hätte, stellt man sich eine zweite Frage mit Recht:

---

415 Leopold Engel: Geschichte des Illuminaten-Ordens, Ein Beitrag zur Geschichte Bayerns, Berlin 1906, S. 166ff.

416 Wichtigste Lebensmomente aller königl. baierischen Civil- und Militär-Bedienstigten dieses Jahrhunderts, Erstes Heft, Augsburg 1819, 19ff.

- War Johann Nepomuk von Prielmayer etwa bereit gewesen, ein heimlich gezeugtes Kind der Kurfürstin, von dem niemand etwas wissen durfte, in deren Auftrag bei sich in Wanghausen zu verstecken?
- Oder wusste nur er, nicht aber die Kurfürstin von dieser Aktion?

**Nun: Trotz der beiderseitigen Bekanntschaft und in Abwägung aller möglichen Argumente gehen wir nicht davon aus, dass Kaspar Hauser im direkten Auftrag der Maria-Leopoldine in Wanghausen verwahrt worden wäre, wenn er in der Tat ihr leiblicher Sohn war.**

- Dagegen spricht zum einen die simple Berücksichtigung menschlicher Verhaltensweisen. Wir halten eine noch so abgebrühte und skrupellose Kurfürstin-Witwe für nicht im Stande, 1820 oder 1821 ein Schloss zu besuchen oder auch nur in dessen Nähe zu verweilen, in dem sie ihren eigenen Sohn als Gefangenen elend vor sich hin darben wusste. In jenem Schicksalsjahr 1809 wird vielmehr der Kurfürstin-Witwe vornehmlich daran gelegen gewesen sein, ihr ungewolltes Baby auf Nimmerwiedersehen verschwinden zu sehen, so wie ihr dies auch bei ihrem ersten Sohn gelungen war. Sich später mit ihm freiwillig zu konfrontieren, setzt eine seelische Grausamkeit voraus, die wir Maria-Leopoldine nicht zutrauen.
- Zum anderen deutet in diese Richtung der anzunehmende Weg Kaspar Hausers nach seiner Geburt, so wie er sich aus den Angaben des Johann Samuel Müller und der Caroline von Albersdorf, aber auch den biographischen Eckdaten der Dalbonne und einigen weiteren Indizien ergibt. Damit befassen wir uns im Weiteren noch genauer!

Ganz anders verhält es sich jedoch, wenn Maria-Leopoldine nicht die leibliche Mutter Kaspar Hausers gewesen wäre. In diesem Fall könnte sie durchaus von dessen Aufenthalt in Wanghausen erfahren und ihn sogar gezielt dort untergebracht und später besucht haben können. Dies gibt uns Grund, denn Fall Kaspar Hauser nochmals aus anderer Perspektive zu beleuchten:

#### **Nahm Maria-Leopoldine in Bezug auf Kaspar Hauser nur eine Mittlerrolle ein?**

Dieser Ansatz führt uns unmittelbar zur Beantwortung der Frage, ob der in Vergessenheit geratene und nicht richtige überprüfte Ansatz Trumpps, Kaspar Hauser sei ein Napoleon-Sohn der Stephanie von Beauharnais gewesen, nicht doch richtig ist.

Immerhin hatte Napoleon Bonaparte im Kriegsjahr 1809 bei seiner Anreise zum Kriegsschauplatz in Bayern in Schloss Durlach, wie bereits oben geschildert, zwei Stunden „zum Ausruhen“ in einem Boudoir des Schlosses seiner Stieftochter verbrachte was er nachweislich sonst nie tat! Dies war Zeit genug zur Zeugung eines nicht-gewollten Kindes! Dies sei zur Ehrenrettung des Julius Trumpp ganz klar festgehalten. Im Übrigen passt der von Edmond Bapst aufgrund von zahlreichen Zeugenaussagen gesteckte Rahmen in den Jahren 1809/1810 sehr gut zu einer verheimlichten Schwangerschaft Stephanies, welche dann vermutlich ebenso heimlich in Frankreich beendet wurde.<sup>417</sup>

Gerade am Beispiel dieser Stephanie-de-Beauharnais-Hypothese wird deutlich, dass für eine Anerkennung eines Beziehungskonstruktes zwischen Stephanie und Napoleon plausibel zu erklären ist, durch wessen Vermittlung ein illegitimer Sohn Stephanies auf den Weilhart und nach Wanghausen verbracht worden wäre, um dort später als Napoleonide aus politischen Gründen in Gefangenschaft zu gehen. Dass es sich dabei nicht um den ausgetauschten Erbprinzen von Baden handeln konnte, haben wir bereits dargelegt.

Man muss einräumen: Die Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine von Österreich hätte den notwendigen weiblichen „Mittelsmann“ sehr gut abgeben können! Trumpp selbst hatte übrigens beiläufig auf Maria-Leopoldine hingewiesen, allerdings ohne sich mit ihr näher zu beschäftigen.<sup>418</sup> Was er nicht sah, war ihr großes Potential für eine derartige Vermittlungsaufgabe:

417 Vgl. Edmond Bapst: À la conquête du trône de Bade ..., Paris 1930, Chap. X et XI, S. 171ff. und S. 191ff.

418 Trumpp: Kaspar Hauser – Napoleon und Stephanie – der Tatsachenbericht, Gerabronn 1953, S. 142.

Maria-Leopoldine hatte nicht nur beste Beziehungen zum bayerischen Königs- und zum österreichischen Kaiserhaus, sondern auch zu vielen anderen europäischen Höfen und Fürstenhäusern. Falls z. B. Stephanie de Beauharnais den Mann ihrer Schwägerin, König Max I. von Bayern, in der delikaten Angelegenheit eines unehelichen Kindes um Hilfe gebeten hätte, dann hätte weniger dieser selbst als eine von ihm eingeweihte Maria-Leopoldine ihre Beziehungen spielen lassen können, z. B. zu einem Bekannten namens Johann Nepomuk von Prielmayer. Ein weiterer Draht nach Bayern hätte über Eugène de Beauharnais, einen Cousin Stephanies, laufen können, denn dieser hatte 1805 die Königstochter Auguste von Bayern geheiratet und war von daher mit den Personen und Verhältnissen am bayerischen Hof vertraut. Später, nach Napoleons Entmachtung, erhielt er vom bayerischen König den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg und als eigenes Territorium das Fürstentum Eichstätt, womit er ein unmittelbarer Nachbar der Maria-Leopoldine als Stepperger Schlossherrin wurde. In dieser Zeit, ja selbst noch nach seinem Tod, schenkte ihm Maria-Leopoldine auffallend ihre Sympathie.

Ein illegitimer, mit Napoleon gezeugter Sohn Stephanies musste auf jeden Fall verborgen bleiben, hätte das Bekanntwerden der Affäre doch nicht nur beide Elternteile in unerträglicher Weise persönlich kompromittiert und das fragile Ehebündnis mit dem Haus Baden aufs Spiel gesetzt, sondern ein noch viel wichtigeres Ehebündnis gefährdet, nämlich die geplante Hochzeit Bonapartes mit Maria Luise von Österreich im Folgejahr: Diese raffiniert eingefädelte Entente cordiale wäre wohl unter dem Gelächter ganz Europas geplatzt!

**Wenn im Schlosspark von Wanghausen ein echter Napoleon-Sohn verwahrt wurde, dann darf man auf jeden Fall Maria-Leopoldine die volle Mitwisserschaft, ja sogar eine Vermittlerrolle zutrauen!**

Soweit nochmals zur Trumpp'schen Theorie des Napoleoniden, die u. E. zu früh und ohne echten Gegenbeweis *ad acta* gelegt wurde. Dass diese Theorie auch mit den Zielen des Täterkreises aus der Freimaurer-Szene Erlangens konform geht, haben wir bereits zuvor belegt. Ein echter Napoleon-Sohn rechtfertigte vermutlich in deren Augen ein jegliches Verbrechen, wenn es nur der Befreiungsbewegung dienlich war!

Hierzu am Ende ein Hinweis:

**Wie leicht wäre es, die Frage des Napoleoniden abschließend zu klären: Man bräuchte nur den genetischen Fingerprint Napoleons, der aufgrund seiner sterblichen Überreste und sonstigen Hinterlassenschaft vermutlich leicht zu erhalten wäre, mit Kaspar Hausers bereits erstelltem Fingerprint vergleichen, und das Thema hätte sich ein für allemal erledigt!**

Vielleicht ist abschließend ein weiterer Hinweis angebracht: Es handelte sich bei Kaspar Hauser im Wesentlichen um zwei Verbrechen, welche u. U. getrennt betrachtet werden müssen:

1. um das seiner frühen Beseitigung und Einsperrung,
2. um das seiner Ermordung.

**Beide können, müssen aber nicht zwangsläufig miteinander zu tun haben!**

Wir behalten im Folgenden beide Mutterschafts-Hypothesen im Auge, beschäftigen uns aber schwerpunktmäßig weiterhin mit der möglichen Mutterschaft Maria-Leopoldines, da sich hierfür weitaus mehr Indizien beibringen lassen als für die Geschichte mit Stephanie.

## **Maria-Leopoldine und Napoleon Bonaparte**

Wenn man die verheimlichte Mutterschaft der Maria-Leopoldine von Österreich-Este bejaht, dann stellt sich zwangsläufig die Frage, ob jener Offizier, der die Kurfürstin-Witwe ungeplant geschwängert hatte, nicht Napoleon Bonaparte selbst gewesen sein könnte.

Ein Gerücht darüber, so wie es die fränkischen Verschwörer vielleicht konkret beflügelt hat, war nämlich keineswegs aus der Luft gegriffen: Man kannte sich, und beider Wege kreuzten sich mehrfach, so auch in jenem Kriegsjahr 1809.

Dennoch scheidet eine solche Liebschaft aus. Zu Erklärung müssen wir ein wenig ausholen:

Maria-Leopoldine war nachweislich in ihrer Jugend eine glühende Napoleon-Verehrerin und schätzte sehr zum Leidwesen ihrer österreichischen Familie alle liberalen Entwicklungen in Frankreich, die ihrer Meinung nach durch die Französische Revolution und Napoleon angestoßen worden waren.<sup>419</sup> Eine an sich gute Ausgangslage für eine heimliche Liaison mit dem „Empereur“!

Als Napoleon im Jahr 1804 die Städte Aachen und Mainz besucht hatte, war Maria-Leopoldine *incognito* extra dorthin gereist, um Napoleons persönliche Bekanntschaft zu machen. Nach dem Treffen fühlte sie sich geschmeichelt, „den Beifall Seiner Majestät erhalten zu haben“.<sup>420</sup> Allerdings war dieses Sich-Bekannt-Machen zu kurz und zu offiziell, um ein Tête-à-tête zu rechtfertigen.

Im Jahr darauf hätte sich für die junge Kurfürstin-Witwe eine weitere Chance ergeben, mit Napoleon Bonaparte anzubandeln, und nunmehr wäre die Sache auch besser planbar gewesen, zumindest was die Räumlichkeiten betraf.

Doch sehen wir zu, wie sich Maria-Leopoldine damals verhielt: Zu einem Festakt mit Konzert am Abend des 26. Oktober 1805, den Napoleon und seine schon damals ungeliebte Gattin Josephine für die Damen des bayerischen Hofes gab, war auch Maria-Leopoldine eingeladen.<sup>421</sup> Da Napoleon auch noch den ganzen nächsten Tag in Schloss Nymphenburg blieb, hätte sich die prinzipielle Gelegenheit zu einem heimlichen Treffen ergeben. Allein, der kurze Briefwechsel, welchen die Kurfürstin mit Maximilian I. Joseph in dieser Angelegenheit führte, bringt einige Ernüchterung. Maria-Leopoldine teilte dem bayerischen Kurfürsten und König *in spe* mit, dass sie auf ein Erscheinen in München verzichte, falls der Kurfürst mit Gattin Caroline zum Empfang gar nicht erschiene:

*„Folglich wäre es auffallend, wenn ich wegen des Kaisers Napoleon käme, und sogar embarrassing (lästig) für mich, wenn ich allein da wäre von der Familie, besonders als geborene Erzherzogin.“*

Lediglich für den Sonderfall, dass Kurfürstin Caroline den Empfang allein bestreiten wolle, kündigte sie ihren Auftritt an. Offensichtlich überwog hier die Eifersucht Leopoldines auf diese Frau, die sie nicht besonders mochte, der sie sich aber in Bezug auf Napoleon überlegen fühlte.

**Alles in allem spricht aber die nüchterne Haltung und das politische Rasonieren der Maria-Leopoldine dafür, dass keinem napoleonischen Liebeszauber erlegen war! Gesetzt diesen Fall, hätte die taktische Absprache mit Max Joseph erst gar nicht stattgefunden!**<sup>422</sup>

Die Wege Napoleons und Maria-Leopoldines kreuzen sich ein weiteres Mal im besonders interessierenden Jahr 1809, als der 5. Koalitionskrieg Frankreich/Bayern gegen Österreich ausgebrochen war: Napoleon verbrachte im April bei seiner Anreise aus Frankreich einen Abend in Dillingen an der Donau, wo-

---

419 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 199ff.

420 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 200.

421 Albert Schuermans (Herausgeber): *Itinéraire général de Napoléon*, 2. Auflage 1911, S. 214.

422 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 168.

hin sich der gesamte Bayerische Hof inklusive des Königspaares vor der österreichischen Invasion geflüchtet hatte. Es ist durchaus denkbar, dass auch Maria-Leopoldine mit ihrem erstgeborenen Sohn vor Ort war.

Napoleon hielt sich aber in Dillingen nur eine Stunde auf, wobei er sich die Hälfte der Zeit mit König Max Joseph unterhielt. Noch in derselben Nacht reiste er weiter nach Donauwörth und übernachtete dort ein weiteres Mal, ehe er sein Hauptquartier nach Ingolstadt verlegte. In Ingolstadt blieb Napoleon zwei Tage, dann schlug er am 20. April die Schlacht bei Abensberg.<sup>423</sup>

Wäre Napoleon ungeachtet seiner psychischen und physischen Anspannung unmittelbar vor Ausbruch der Feindseligkeiten wirklich auf die Idee gekommen, mit Maria-Leopoldine einen trauten Abend zu verbringen, so hätte er als Treffpunkt sicherlich Schloss Stepperg, welches zwischen Donauwörth und Ingolstadt am linken Ufer der Donau lag, bevorzugt und diese dort aufgesucht. Doch auch dem war nicht so! Im Gegensatz zu anderen Truppenteilen der Franzosen befuhr Napoleon mit seiner Kutsche den Schnellweg am rechten Ufer der Donau und besuchte während der Anfahrt nach Ingolstadt exakt auf Höhe des Schlosses Stepperg das heute noch verehrte Grabmal des französischen Freiheitshelden **Latour d'Auvergne**.<sup>424</sup> So waren sich Napoleon und die Kurfürstin zwar räumlich sehr nahe, aber unüberbrückbar getrennt durch den Donaustrom und seine Auwälder!



Abb. 122: J.-B. Debret: Napoleon hält eine Rede an die bayerischen Soldaten vor der Schlacht bei Abensberg. Gemälde von 1810.

Maria-Leopoldine brachte unterdessen ein französisches Offizierskorps in ihren Räumlichkeiten unter, welches sie unterhalten und verköstigen musste. Der Generalissimus Napoleon war aber nicht dabei!

An einem Treffen mit der Kurfürstin scheint dem Korsen auch sonst nichts gelegen haben, obwohl diese lange Zeit so frankophil war, dass sie später als „*die Spionin des französischen Gesandten*“ betitelt wurde. Gemeint war hier der französische Gesandte Comte **Auguste de la Garde**, in den sie sich wieder einmal verliebt hatte; allerdings geschah dies spät (1817-1820), sodass ein Kaspar Hauser dieser Schwärmerie nicht entsprungen sein kann.<sup>425</sup>

Was aber Napoleon anbetrifft, so hätte ihm Maria-Leopoldine in jenem Jahr 1809 zumindest eine interessante Gesprächspartnerin abgegeben, denn sie verfügte über Insider-Wissen über den österreichischen Hof wie keine zweite in Bayern. Aber wie gesagt: Der französische Kaiser hatte kein Interesse, was allerdings dann verständlich wird, wenn man berücksichtigt, dass er damals heimlich eine Mätresse mit sich führte. Die Dame wurde bereits im ersten Teil dieser Arbeit erwähnt. Sie war eine Bürgerliche, stammte aus Österreich und hieß Emilia Victoria Kraus. Emilia war es gewohnt, Napoleon auf seinen Kriegszügen zu begleiten, als Page verkleidet, damit sie im Heer nicht auffiel. Diese Mätresse kannte Napoleon seit 1805; er hatte sie zwischenzeitlich bei sich in Paris untergebracht. Was die gute Emilia wiederum nicht wissen konnte, war, dass Napoleon inzwischen auch eine weitere Busenfreundin von seinem Feldzug nach Wien verständigt hatte. Es handelte sich um die Gräfin Maria Walewska aus Polen, mit der er schon vor Jahren intim verkehrt war.

423 Itinéraire, S. 294f. Angaben dazu auch bei C. L. F. Panckoucke: Oeuvres de Napoléon Bonaparte, Bd. 4, Buch 5: Empire 1906, Paris 1811.

424 Auch der angehende Landgerichts-Aktuar Karl Mayer besuchte im November 1809 dieses Denkmal, kurz vor seinen Abschlussprüfungen in Neuburg an der Donau.

425 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 201.

Beiden Frauen müssen tatsächlich während des Krieges mit Napoleon geschlafen haben, denn sie kamen im Mai des darauffolgenden Jahres in Wien mit nur 4 Tagen Unterschied von unehelichen Söhnen des Korsen nieder – Kinder, die später eine eigene Adelskarriere machten.

**In diesem Kriegs-Liebesleben des Korsen wäre also für eine Kurfürstin Maria-Leopoldine einfach kein Platz gewesen, und diese wusste dies wohl!**

Damit lohnt es sich u. E. nicht mehr, der Frage nachzugehen, ob Maria-Leopoldine im Herbst desselben Jahres nach Wien oder München gereist ist, um dort Napoleon zu treffen, selbst wenn die Detektivin Caroline von Albersdorf in ganz anderem Zusammenhang und für einen anderen Zeitpunkt eine Reise in dieser Richtung in den Raum gestellt hatte. Zwar weilte Bonaparte mehrere Monate bei Wien und beim Rückzug zwei volle Tage in Schloss Nymphenburg bei München, aber dafür, dass die Kurfürstin anwesend gewesen wäre und mit ihm etwas gehabt hätte, gibt es nicht den geringsten Hinweis!<sup>426</sup>

**Ungeachtet der Tatsache, dass Ort und Zeit perfekt gepasst hätten: Die Napoleon-Geschichte geht mit Maria-Leopoldine nicht auf!**

So bleibt der Kindsvater weiter im Verborgenen, wir vermuten aber wegen der bereits geschilderten Gesamtkonstellation einen anderen hohen französischen Offizier. In diesen Kriegszeiten war vieles möglich!

---

426 Itinéraire, S. 306f.

## ***Kaspar Hausers Schicksal unmittelbar nach seiner Geburt***

Wir haben bisher versucht, zum Fall Kaspar Hauser einen dichten Dschungel an Indizien und Hinweisen zu lichten, dabei die Spreu vom Weizen, das Brauchbare von Unbrauchbarem zu trennen, und am Ende einen roten Faden zu knüpfen, in dem alle validierten Befunde aus Bayern, Österreich und von woanders her widerspruchlos zusammengehen. Dabei formte sich in ersten Umrissen ein Bild, das wir wie folgt zusammenfassen:

Kaspar Hauser wurde vermutlich im Kriegsjahr 1809 gezeugt. Er kam noch am Ende dieses Jahres oder wahrscheinlicher im darauffolgenden Jahr zur Welt. Der bereits vorgestellten und sofort verworfenen Zeugenaussage von Ansbach, dass in Ansbach eine Herzogin von einem ungewollten Kind entbunden und dieses einer Witwe zu einem ersten Aufziehen mittels einer Leihamme überlassen hätte, eher es nach einem dreiviertel Jahr von einer französisch sprechenden Dame abgeholt wurde, messen wir hohe Bedeutung zu.

Damit konnte, wie gesagt, durchaus Maria-Leopoldine und eine von ihr nach Bayern geholte Dalbonne, die ihrerseits in dieser Kriegszeit eine Liebschaft mit einem Franzosen begonnen hatte, gemeint sein! Und auch ein Entbindungsort Ansbach ist sehr plausibel – und eine Ironie des Schicksals insofern, als Kaspar Hauser genau in diesem Ort ein Vierteljahrhundert später starb!

- Wohin hätte sich eine hochschwängere Kurfürstin-Witwe in diesem schrecklichen Kriegsjahr 1809 zur Entbindung auch wenden sollen? Eine Hausgeburt in ihrem Schloss Stepperg? Diese kam weniger in Frage. Vor allem gab es dort keine ausreichende medizinische Versorgung.
- Zur Entbindung nach Neuburg a. d. Donau, München oder sonst wohin nach Südbayern? Keineswegs! Dort waren die Informanten des Königshauses viel zu nah, und niemand aus diesem Umfeld durfte von der heimlichen Schwangerschaft und Entbindung erfahren. Im Übrigen lag südlich der Donau das Truppenaufmarschgebiet und die Schlachtfelder des Koalitionskrieges, die Kriegskontributionen hatten den Gemeinden unheimlich viel Opfer abverlangt, und die Versorgungslage war in jeder Hinsicht schlecht, die Sicherheitslage miserabel.
- Nach Österreich-Ungarn, wie von Caroline von Albersdorf aufgrund von Gerüchten angenommen? Dies erscheint uns noch viel abwegiger. Von den Wiener Adelskreisen durfte ebenfalls niemand von der Schwangerschaft und Entbindung erfahren. Ganze Österreich war anhaltend Kriegsgebiet, die medizinische Versorgung in der ungarischen Provinz weitaus schlechter als in Bayern, und allein die Reise über mehrere hundert Kilometer in einer holprigen Kutsche hätte die Kurfürstin in Gefahr gebracht, durch eine Früh- bzw. Totgeburt Schaden zu erleiden. Ganz davon abgesehen, dass sie ihr erstgeborenes Söhnlein aus der Ehe mit Graf Ludwig von Arco in Bayern hätte zurücklassen müssen.

**Dass sich Maria-Leopoldine zur Entbindung nach Ansbach in Mittelfranken wandte, wo gar keine Kriegshandlungen stattgefunden hatten und die Versorgungslage unverändert gut sowie der Rückweg nach Stepperg kurz war, klingt dagegen logisch!**

Ebenso logisch ist es, wenn Maria-Leopoldine für dieses Kind, mit dem sie persönlich nichts anfangen konnte und das ihrer Ehe im Weg stand, denselben Weg wählte wie für das erste:

Das erste Kind war 10 Jahre zuvor bei Laibach oder Görz verschwunden. Man munkelte, es sei nach der Entbindung von dort nach Triest und später auf das Schiff eines Seefahrers gebracht worden. Dies war, wie bereits ausführlich weiter oben beschrieben, alles in allem ein sehr plausibler, Erfolg versprechender „Entsorgungsweg“ für ein hochadeliges Kind, sozusagen ein Entlassen in eine unbestimmte, aber letztlich für das Kind doch Chancen enthaltende Zukunft, von der es allerdings kein Zurück in die elterliche Existenz gab. Dabei hatte die Familie Frisacco der Kurfürstin vermutlich die entscheidende Schützenhilfe gegeben; Anna Frisacco war danach direkt in ihre Dienste getreten. Man konnte sich also aus dieser Zeit!

Nach der Besetzung durch die Franzosen 1805 war es mit der Wirtschaftskraft der Hafenstadt Triest steil bergab gegangen, außerdem war die Sicherheitslage alles andere als gut. Mag sein, dass sich Anna Frisacco schon in diesem Jahr erneut in die Dienste Maria-Leopoldines in Bayern trat. Diese Datierung hätte es auch möglich gemacht, dass Anna zuvor ihre Ausbildung als Erzieherin hätte beenden können. Es ist aus der Biographie Maria-Leopoldines gesichert, dass sie auf solche Art und Weise eine ganze Reihe von Kindern und jungen Leuten bei sich aufnahm.

Es ist aber auch gut möglich, dass Anna Frisacco erst anlässlich der Geburt des ersten Sohnes Aloys Nikolaus am 6. Dezember 1808 nach Stepperg kam, oder gar erst dann, als Maria-Leopoldine ein weiteres Mal im Jahr 1809 – und nun absolut ungewollt – schwanger wurde und einer gewissen Hilfe bedurfte.

Schloss Stepperg war im Lauf des Jahres 1809 vor den Schlachten bei Eggmühl und Abensberg von französischen Truppen besetzt worden, im Haupt- und in den Nebengebäuden hatten sich Teile des französischen Offizierscorps einquartiert. Diese Situation mag der einsamen Kurfürstin, deren Mann weit weg in München oder gar selbst im Krieg weilte, Anlass zu einer Liebschaft mit einem hohen Offizier gegeben haben – mit der Folge einer ungewollten Schwangerschaft.

Wollte sie diese Schwangerschaft verheimlichen, dann muss der verheirateten Gräfin Arco das Mädchen Anna Frisacco aus Triest, das nun bereit eine junge Frau von 21 Jahren geworden war, wie der rettende Engel erschienen sein. Vermutlich wurde Maria-Leopoldine auch von Anna Frisacco nach Ansbach begleitet. Damit war diese in eben jene Stellung „seitlich von Nürnberg“ gelangt, wie sie ein Johann Samuel Müller später für sie genau beschrieb.

Was Maria-Leopoldine jedoch vermutlich nicht wusste, dass Anna Frisacco inzwischen ein Doppelleben führte. Durch intime Kontakte mit einem Mann des Widerstandes gegen Napoleon, der selbst Franzose war und sich „Major Dalbon“ nannte, war sie in Triest zu einer Art von Geheimagentin ausgebildet worden. Ober aber sie lernte jenen Dalbon erst in Bayern kennen. Ach das ist möglich.

Maria-Leopoldine schenkte Anna Frisacco Vertrauen und bat sie, sobald das Neugeborene nach der Entbindung reisefähig war, dieses nach Triest und anschließend mittels ihrer Beziehungen auf ein Schiff zu bringen – genauso, wie es eine Dekade zuvor mit einem anderen Kind der Kurfürstin-Witwe bereits stattgefunden hatte. Anna Frisacco sagte ihre Hilfe zu.

Dass es dann ganz anders kam, lehrt uns die Geschichte. Nach dem Sieg Napoleons über Österreich marschierte ein Teil der französischen Truppen als Besatzung in die von Napoleon neu gegründeten, den Österreichern zuvor entwendeten „*Provinces Illyriennes*“ ein: Laibach, Görz und Triest sowie ihr Umland waren ab sofort französisches Staatsgebiet! Ob die Dalbonne – so dürfen wir sie ab sofort nennen – wirklich vorhatte, ihr Versprechen einzulösen und das Kind nach dem Intermezzo in Ansbach auf ein Triestiner Schiff zu bringen, bleibt offen. Auf jeden Fall wäre es mit höchsten Schwierigkeiten verbunden gewesen, denn England hatte inzwischen eine funktionierende Seeblockade vor Triest aufgebaut und unterzog jedes passierende Schiff einer scharfen Kontrolle – auch im Hinblick auf den Personenschmuggel.<sup>427</sup>

Offenkundig ist außerdem, dass die Dalbonne noch in Franken Kontakte zur dortigen Antinapartisten-Szene geknüpft haben muss, die sich aus lokalen, preußischen und englischen Freimaurer-Elementen nährte. So ergab sich schließlich der Kontakt zum Pfarrer Ludwig Würth und seinen Kommilitonen. Es kam wohl damals in den Geheimzirkeln der Studenten und Freimaurer das Gerücht auf, dass der hochadelige Neugeborene zum Faustpfand gegen Napoleon werden könnte, womöglich ein Nachkömmling desselben sei. Oder aber, dass sehr viel Geld im Raum stünde. Gut möglich, dass damals in Absprache mit dem englischen Geheimdienst bald der Entschluss fiel, den Transfer des Kindes nach Triest vorzutauschen, den Jungen zu entführen und stattdessen zunächst in oder an einem Schloss in der Nähe von Ansbach unterzubringen.

In dieser Zeit scheint ein Priesteramtskandidat aus Ödenburg namens Johann Samuel Müller, der of-

---

427 Allerdings hatte England seinerseits Interesse an Kaspar Hauser. Es ist gut denkbar, dass in diesem besonders gelagerten Fall die Hafenkontrollen der Franzosen, die keineswegs etwas davon erfahren durften, die größere Hürde darstellten.



fenkundig im Rahmen eines Erfahrungsaustausches zwischen österreichisch-ungarischer Priesteramtskandidaten und evangelischen Gemeinden in Franken nach Nürnberg gekommen war, zum ersten Mal den Vikar Ludwig Würth und die Dalbonne kennengelernt und dabei von einem entführten Kind Wind bekommen zu haben.<sup>428</sup>

Dass die Krone und die anglikanische, anti-papistisch organisierte Kirche von England, vielleicht schon damals durch die Aktivitäten eines Lords Stanhope vertreten, die Wegsperrung eines Kaspar Hauser unter politischen Gesichtspunkten finanziell unterstützt hätten, liegt auf der Hand: Daher wohl das „Geld auf einer englischen Bank“, von dem hinterher Johann Samuel Müller berichtete.

Die politischen Verbindungen von England reichten in der Tat nach Mittelfranken und hinein in das markgräfliche Erlangen. Im Jahr 1801 hatte ein Henri Stanhope, von der Regierung seines Onkels William Pitt ins geheimdienstliche Rennen geschickt, nicht umsonst seine Ausbildung gerade dort begonnen. Dass er, dessen Vorfahren als Freimaurer eine berühmte Loge in Den Haag gegründet hatten, direkte Kontakte zur Erlanger Freimaurer-Loge und zu einer revolutionär gestimmten Studentenszene pflegte, ist ebenfalls möglich, wenngleich quellenmäßig nicht belegt. Zumindest unterhielt Stanhope zum Logenmeister Ernst Wilhelm Martius, bei dem er in Erlangen 1801 bis 1802 die Arzneidrogenkunde erlernt hatte, lebenslang Kontakt. Stanhopes postulierte Einbindung in die Freimauerei bietet auch eine gute Erklärungsgrundlage dafür, wie sich der Lord später Kaspar Hauser gegenüber verhielt. Hierzu passt z. B. auch sein intensiver Kontakt mit dem Freimaurer Graf von Ungern-Sternfeld.<sup>429</sup>

Damit kommen wir zu einem Gerücht, welches in ganz anderem Zusammenhang<sup>430</sup> nach Kaspar Hausers Tod aufgekommen war:

Im Jahr 1863 hatte ein gewisser Fischer alias „Baron Alexander von Artin“ oder „Philipp von Künsberg“, mit angeblichen Verbindungen zum badischen Hof, in einer Veröffentlichung<sup>431</sup> behauptet, Kaspar Hauser sei als Kind eine Zeit lang im sog. „Roten Schloss“ resp. im „Falkenhaus“ in Triesdorf bei Ansbach verwahrt worden. Das Schloss war dem späteren Kaspar Hauser nicht unbekannt; am 19. Januar 1832 hatte er unmittelbar nach dem letzten Kontakt mit Lord Stanhope zur Ablenkung einem Ausflug dorthin mitgenommen. Fritz Klee fand seinerzeit noch Zeugen, die die Geschichte vom Hörensagen her bestätigten.<sup>432</sup> Der Schlossaufseher namens Kaspar (!), der für den entführten Säugling einst zuständig gewesen sein, sei als Soldat längere Zeit in Ungarn gewesen und habe dort bestens ungarisch und slawonisch fluchen gelernt. Dies ist eine sehr wichtige Bemerkung, denn von der Dalbonne hätte Kaspar

---

428 Für dieses frühe Kennenlernen sprechen zwei voneinander unabhängige, allerdings späte Quellen: ein geheim-polizeilicher Bericht aus Ofen vom 2.3.1830, sowie Nachrichten aus Ungarn, welche über Schmidt von Lübeck an Caroline von Albersdorf gelangten. Vgl. Sittenberger, S.242, und Albersdorf 1, 1837, S. 68f. und Albersdorf 2, 1838, S. 2f. und 6.

429 Allerdings zeigen wir weiter unten die Möglichkeit auf, dass er sich unter Umständen seine späteren Aktionen um Kaspar Hauser vom Bankhaus Simon Seligmann/-von Eichthal in München finanzieren ließ und seine Mittel zu diesem Zeitpunkt nicht mehr von der englischen Regierung kamen. Der Anteil Stanhopes bleibt also undurchsichtig.

430 Mit der von Bayern aus lancierten Erbprinzen-von-Baden-Theorie. Im Jahr 1796 hatte im neutralen Triesdorf der badische Hof vor den Franzosen Zuflucht genommen; damals war die Reichsgräfin von Hochberg hier von ihrem jüngsten Sohn Max niedergekommen.

431 Fritz Klee enttarnte in seiner Veröffentlichung von 1929 den Autor als den am 11. November 1833 in Karlsruhe geborenen Sohn eines großherzoglichen Forstmeisters, mit Namen Ernst Wilhelm Andreas Fischer. Einer seiner Brüder oder Vettern hätte bei Markgraf Wilhelm, dem zweitältesten Sohn der Reichsgräfin Hochberg, die Stelle eines Adjutanten innegehabt und sei der eigentliche Informant gewesen. Das Buch erschien 1883 und 1892-1905 (5. Auflagen!) im Verlag Alfred Copenrath in Regensburg, unter dem Titel „Kaspar Hauser. Seine Lebensgeschichte und der Nachweis seiner fürstlichen Herkunft“ und den genannten Pseudonymen. Dies war derselbe Verlag, in dem auch die Schriften Georg Friedrich Daumers und der Caroline von Albersdorf aufgelegt worden waren. Die Triesdorf-Passage findet sich auf den Seiten 60f. Eine französische Ausgabe soll schon 1870 oder 1872 erschienen sein. Mit Recht wurde diese Veröffentlichung von Fritz Klee wegen einiger Ungereimtheiten als tendenziell und wenig glaubwürdig eingestuft - mit Ausnahme der Triesdorf-Geschichte. Siehe Klee, Kap. 11.

432 Klee, Kap. 11.

Hauser die ungarischen Wörter und Satzbrocken, der er zu kennen angab, nicht erlernen können, und in Ungarn selbst war (abgesehen von seiner späteren Reise) er nie gewesen.

Aufgrund der baulichen Disposition des Schlosses Triesdorf kam Fritz Klee wohl zum richtigen Schluss, dass dort eine längere Verbergung Kaspar Hausers ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sei; „*dagegen wäre es denkbar, dass Hauser ... für kurze Zeit irgendeinem Schlossangestellten in Triesdorf zur Pflege übergeben war.*“

Diese Geschichte bekommt unter Berücksichtigung der fränkischen Entführer, von denen Klee natürlich nichts wusste, eine ungeahnte Aktualität. Es ist in der Tat so:

Kaspar Hauser könnte als Säugling eine Zeit lang in oder bei Schloss Triesdorf bei Ansbach verwahrt worden sein – genauer gesagt im Jahr 1811, als er soeben Ansbach verlassen hatte, denn dieses Schloss liegt in der Gemeinde Weidenbach, und in der zum Schloss gehörigen Hofkirche hatte der angehende Pfarrer Ludwig Würth ausgerechnet 1811 eine Stelle als Vikar erhalten! Kirche und Schloss liegen gerade 200 m Luftlinie auseinander. Das kann kein Zufall gewesen sein!

Das Schloss Triesdorf war erst 1806 an die bayerische Krone gefallen; der Ort und die Bedienstete standen 1811 nach wie vor ganz in Ansbacher, preußischer und protestantischer Tradition, Nachrichten von dort an bayerischen Hof waren eher unwahrscheinlich.

Maria-Leopoldine kann zwar von einem Verbringen ihres unerwünschten Kindes nach Triesdorf erfahren haben, eher war aber das Gegenteil der Fall: Wahrscheinlicher wähte sie in jenem Jahr 1811, in dem sie bereits wieder von ihrem zweiten legitimen Sohn Maximilian Joseph Bernhard schwanger war, längst wohlbehalten in Triest oder auf einem Schiff.

Das Kind aber konnte auf Dauer nicht in Triesdorf bleiben und es ist gut möglich, dass die Dalbonne eines Tages beschloss, es doch von dort mit in ihre Heimat zu nehmen – nicht zuletzt auch deshalb, um seinen Lebensweg weiter zu verschleiern, und weil die männlichen Entführer sich anschickten, sich beruflich zu verändern und in den neuen Salzach-Kreis ins heutige Oberösterreich umzuziehen.

Gut möglich, dass Kaspar bei seiner Reise in den Süden jetzt mit Schlössern des Herzogtums Krain konfrontiert wurde, z. B. in Laibach<sup>433</sup> oder Görz, deren verbliebene Engramme später seine Schlossträume nährten. Triesdorf kommt hierfür jedenfalls weniger in Frage.

In dieser Zeit der ersten Sprachentwicklung könnte der kleine Kaspar von der Dalbonne auch die slavonischen Sprachbrocken, und von ihrem fanzösischen Geliebten Dalbon das „*mon cher*“ gehört haben, das man ihm später als bekannt nachwies.

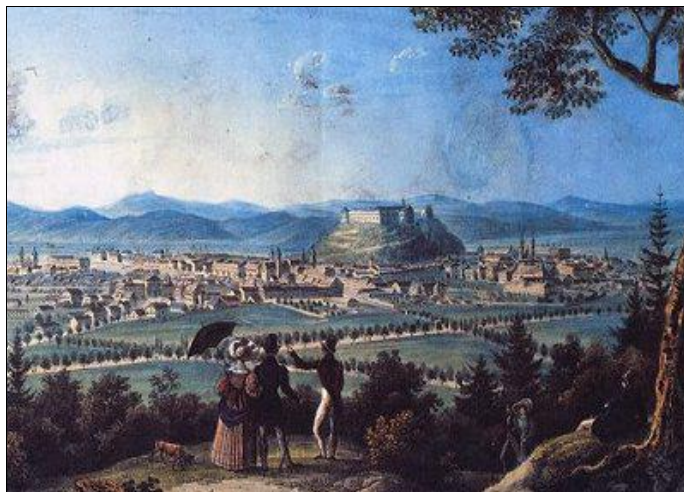


Abb. 123: Stadt und Festung Laibach. Kolorierter Stich, 1820.

Schon seit dem Jahr 1809 wurden in den illyrischen Provinzen im Rahmen der von Napoleon angestoßenen Verwaltungsreform Reihenimpfungen gegen Pocken durchgeführt, und speziell im Jahr 1811 wurde die Impfung mit Schaffung eines zentralen Impfkomitees breit organisiert.<sup>434</sup> Gut möglich, dass Kaspar Hauser, nunmehr ca. 3 Jahre alt und am Beginn seines Erinnerungsvermögens,

433 Das französisch besetzte Schloss Laibach entspräche genau die Beschreibung Kaspars in seinen beiden Schlossträumen, die ja mit Wanghausen nur zum Teil und mit Pilsach oder Beuggen überhaupt nicht korrelieren. Kaspar hatte damals eine mehrflügelige Anlage um einen weiten Innenhof herum vor seinem Auge, ähnlich der Nürnberger Burg, ziemlich weitläufig, mit einem stattlichen Brunnen und zahlreichen, aufwändig möblierten Repräsentationsräumen. Vergl. Pies, Dokumentation, S. 53ff. Siehe hierzu auch das Bild oben.

434 Vgl. Erlass im *Télégraphe officiel*, Provinces illyriennes, Nr. 70, Laibach, den 31. August 1811.

damals seine bekannten Impfnarben bezog.

Im selben Jahr 1811 war übrigens von den Franzosen erstmals der Reiseverkehr in das neu eroberte Staatsgebiet stark erleichtert worden, und speziell für Reisende, die aus Österreich oder Bayern kamen, war nur noch ein einfacher Pass, aber kein besonderes Visum mehr nötig.<sup>435</sup> Dies sollte der Anna Frisacco den Antransport eines Kindes enorm erleichtert haben!

In Zusammenhang mit einem potentiellen Aufenthalt des kleinen Kaspar Hauser in den Illyrischen Provinzen ist es interessant zu erfahren, dass unmittelbar nach der Entmachtung Napoleons und dem Rückfall Illyriens an das Kaiserreich Österreich die Mutter der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine, Erzherzogin **Maria Beatrix von Este**, mit ihren Söhnen Franz und Maximilian in Triest auftauchte. Auch wenn der Anlass dieses Besuches im Jahr 1814 ein offizieller gewesen sollte: Es ist gut möglich, dass die nächste Angehörige Maria-Leopoldines dort heimlich Erkundigungen über einen dort vermuteten, verheimlichten Sohn derselben einzog!

In denselben Zusammenhang könnte man auch einen Besuch des österreichischen Kaiserpaars im April 1818 stellen. Es fällt auf, dass sich nach einigen offiziellen Empfängen die ehemalige Prinzessin **Karoline Auguste von Bayern** (1792-1873), die Tochter des bayerischen Königs Maximilian I. Joseph, die seit eineinhalb Jahren mit Kaiser Franz I. von Österreich in dessen 4. Ehe verheiratet war, sich eigens die Zeit nahm, in Begleitung ihrer Obersthofmeisterin Gräfin Lazansky und ihres Obersthofmeisters Graf Wurmbrand „im strengsten Incognito“ die Mädchenschule von San Cipriano in Triest zu besuchen, in welcher einst Anna Frisacco und danach auch ihre Tochter erzogen worden waren. Was wollte die Kaiserin wohl dort in Erfahrung bringen, als sie einen Tag lang Nonnen und Schüler aushorchte? Erst ganz am Ende des Besuchs deckte sie ihre Identität auf.<sup>436</sup>

Genauere Angaben über einen etwaigen Aufenthalt des kleinen Kaspar Hauser in oder bei Triest und die diesbezüglichen Aktivitäten der Anna Frisacco sind jedoch nicht möglich. Auch die Trennung der Dalbonne von ihrem Geliebten, die angeblich in Laibach stattfand, bleibt im Dunklen. Dass der Russlandfeldzug Napoleons im Jahr 1812 als Anlass für dessen Tod nur ein Vorwand war, ist so gut wie sicher, ob die Anna Frisacco dies durchschaute, schon weniger.

Spätestens als sich abzeichnete, dass nach der Niederlage Napoleons das Herzogtum Krain wieder Kriegsgebiet werden und möglicherweise zurück an Österreich fallen würde, muss der Entschluss gefallen sein, Kaspar Hauser wegen der verschlechterten Sicherheitslage in das bayerische Hausdruckviertel zu bringen, eben zu seinen fränkischen Entführern, die inzwischen dorthin umgezogen waren.

Die Region war in diesem Zusammenhang als Unterbringungsregion nicht schlecht gewählt, Baden und Frankreich waren weit weg, und die frankreichfeindliche Stimmung und der anti-bonapartistische Untergrund in Oberösterreich waren, wie am Beispiel der Geheimprotestanten geschildert, sehr vital. So landete Kaspar an Ende als ca. Vierjähriger nach einem kurzen Intermezzo in einer Kapelle bei Vöcklabruck in seinem Dauerverlies am Schloss Wanghausen.

Alternativ haben wir eingangs die Frage diskutiert, ob Kaspar nicht schon im Herbst 1812 direkt – also ohne den Umweg an die Adria – in den neuen bayerischen Gegenden hinter Inn und Salzach eintraf und sogleich in die Obhut des Abdecker-Ehepaares Anna Maria und Simon Drechsler gegeben wurde. Prinzipiell ist dies möglich, allerdings bleiben bei dieser Sicht der Dinge ein Teil der Schlossträume Kaspars ungeklärt und die Verbrechensbeteiligung der Anna Frisacco wäre stark relativiert.

So oder so muss man sich ungefähr den frühen Weg Kaspar Hausers vorstellen. Vielleicht mag dem einen oder anderen Leser die Hypothesenbildung zu weit gehen. Wir weisen allerdings darauf hin, dass sich nur durch den Umweg Kaspars über die „Illyrischen Provinzen“ Frankreichs alle Phänomene der frühen Beseitigung Kaspar Hausers in einen logischen Gesamtzusammenhang bringen lassen.

Einen weiten Weg des kleinen Kaspar hatte schon der für seinen siebten Sinn bekannte Gerichtspräsid-

---

435 Vgl. Erlass im *Télégraphe officiel*, Provinces illyriennes, Nr. 71, Laibach, den 4. September 1811.

436 Löwenthal, *Geschichte Triest*, S. 138 und 169.

ent Paul Anselm von Feuerbach im Sinn. Er schrieb am 8. April 1830 an König Ludwig I. :

*„Dass Hauser die frühesten Jahre der Kindheit in Freiheit gelebt, auch damals schon etwas sprechen gelernt hat, alsdann aber erst (vielleicht im zweiten oder dritten Jahre) auf die Seite geschafft wurde, ergibt sich durch Kombination mehrerer Umstände als sehr wahrscheinlich, wo nicht als gewiss. Auch ist nicht unwahrscheinlich, dass der früheste Aufenthaltsort des unglücklichen Kindes, während seiner Freiheit von dem Orte, wo es später so lange gefangen gehalten wurde, verschieden, vielleicht sogar weit entfernt sei ...“<sup>437</sup>*

---

437 Pies, Dokumentation, S. 78.

## **Die Bedeutung der Protestanten im Hausruckviertel für den Fall Kaspar Hauser**

Ab einem gewissen Zeitpunkt muss erneut Anna Dalbonne in Kontakt zu Ludwig Würth und Christian Lampert gekommen sein, also jener Kontakt aufgefrischt worden sein, die die Dalbonne schon nach der Entbindung Kaspars in Franken gepflegt hatte. Spätestens jetzt komplettierten Karl Mayer und Adam Leydel das Enbtführer-Quartett, das von Anfang an ganz andere Ziele mit diesem Kind verfolgte als dessen Mutter, der nur an seinem Verschwinden gelegen war.<sup>438</sup> Auch ein Johann Samuel Müller spielte, den übrigens ein Pfarrer Würth noch 1826 in seinem Buch über die protestantische Gemeinde von Vöcklabruck als durchaus erfreuliche Bekanntschaft erwähnte,<sup>439</sup> über längere Zeit dieses Spiel mit, ehe er sich lossagte.

Es steht zu vermuten, dass bei der Übernahme Kaspar Hausers von Anfang an der erklärte Wille bestand, dieses Kind, dem man aufgrund welcher Gerüchte auch immer einem Vater Napoleon oder einer diesem nahestehenden, hohen Persönlichkeit zuschrieb, auf Dauer greifbar zu verwahren, um ggf. später mit ihm ein gutes Geschäft zu machen oder ihn als politisches Druckmittel zu verwenden.

Damit kehren wir nochmals zurück in die Gegend von Vöcklabruck und zum persönlichen Scheitern des Pfarrers Johann Samuel Müller in der Toleranzgemeinde Rutzenmoos im September 1819:

Was sich in den Wiener Geheimakten und in den Kirchenarchiven Österreichs als „*Charakterschwäche*“ und „*mangelnder Leumund*“ Johann Samuel Müllers liest, war vermutlich Folge des Versuchs von Würth, Mayer, Leydel und Lampert, ihn von einem gewissen Zeitpunkt an ganz gezielt mundtot zu machen und aus seiner Stellung zu verdrängen: Müller hatte zuvor die Teilnahme an der sogenannten „*Erweckungsbewegung*“ verweigert, die sich aus der verbotenen Freimaurerei speiste, widersetzte er sich ab 1813 zunehmend standhaft dem Intrigenspiel dieser Männer in der Sache „*Geisel Kaspar Hauser*“

Kein Wunder, wenn man ihn alsbald im Dörflein Rutzenmoos als „*ungarischen Quertreiber*“ durch den Pastor von Neukematen, **Johann Georg Blank**, zu ersetzen versuchte. Blank hatte bereits 1809, also während der französischen Okkupation, in Rutzenmoos ausgeholfen und verfügte offensichtlich über etliche Unterstützer in der Gemeinde. Dass bei diesem Spiel auch Würth und Leydel ihre Hand im Spiel hatten, ehe sie 1816 nach Franken zurückkehrten, liegt auf der Hand: Selbst wenn Blank einige Jahre älter als Würth war und dem vom Freigeist Würth verachteten Pietismus frönte, so war er doch derselben fränkischen Herkunft wie diese und hatte damit auch einen ähnlichen politischen Hintergrund.

Hier ein paar Eckdaten seiner Biographie: Im Dorf Unternbibert bei Ansbach am 4. Februar 1764 geboren, hatte Johann Georg Blank früh seinen Vater verloren. Er absolvierte wie Würth seine Schulausbildung am Gymnasium zu Ansbach, studierte später an der Universität Jena und trat danach in russische Dienste, beim Rat und Oberst von Cancrin, dessen Sohn, den späteren Finanzminister, er erzog. Im Jahr 1808 kam er schließlich nach Österreich. Dort wurde der politisch und weltanschaulich engagierte Mann alsbald der „*Pietistenkönig*“ genannt; er wird in jungen Jahren, so steht zu vermuten, nicht minder als seine beiden Kollegen ein Anti-Bonapartist und vielleicht auch ein preußischer Spion gewesen sein.<sup>440</sup>

---

438 Dies gilt, um es nochmals zu betonen, mit hoher Wahrscheinlichkeit für den Fall der Mutterschaft Maria-Leopoldines. Sollte sie nur als Vermittlerin für eine andere hochadelige Mutter tätig geworden sein, dann war sie in die Wanghausen-Pläne einbezogen bzw. diese stammten sogar von ihr.

439 Würth erwähnt die heitere Seite des Lebens in Vöcklabruck und schreibt: „Hiezu gehörte vorzüglich die Nachbarschaft zweyer protestantischer Pfarrer (freilich Müller und Leydel). Der eine befand sich auf dem österreichischen Pastorat zu Ruzenmoos, und war aus Ungarn dahin gekommen. Die ziemliche Gleichheit unseres Alters und unserer Berufsverhältnisse legte zwischen uns den Grund zu einem fast täglichen Umgang, zumal da wir nur 1 Stunde von einander entfernt waren. Außerdem, daß wir freundlich Freude und Leid mit einander theilten, fand ich zugleich erwünschte Gelegenheit, mit dem Zustande seiner Gemeinde bekannter zu werde...“ J. C. S. F. Ludwig Würth: Die Protestantische Pfarrey Voecklabruck..., Nürnberg 1826, S. 38.

440 Steffen Meier-Schomburg, Dieter Arnold, Wolfgang Fischer, Hans Hubmer, Martin Rößler (Herausgeber): Rutzenmooser Chronik, Selbstverlag, Regau 2009, S. 38ff.

Johann Samuel Müller war sich über diese Zusammenhänge im Klaren: In einem Brief an den Superintendenten Tielisch aus dem Jahr 1816 bezeichnete er Blank als denjenigen, welche die „Rottierer“, also die Mitglieder einer Rotte oder Bande, gegen ihn ausspielten. Wer konnte mit „Rotte“ anderes gemeint sein, als Würth, Leydel und die von ihnen zuvor gezielt aufgestachelten Protestanten von Rutzenmoos?

Die Aversion der vormaligen Geheimprotestanten Oberösterreichs gegen das politische Establishment – erst gegen die katholischen Habsburger in Österreich, dann gegen Napoleon Bonaparte und am Ende gegen beide – machte sich auch das anglikanische England zunutze. Genau hier an der Nahtstelle zwischen Bayern und Österreich lag für England bis 1814 der richtige Nährboden für einen Umsturz gegen Napoleon und den Staatskatholizismus zugleich. So ist es schon ein Schlüsselerlebnis, wenn man erfährt, dass bereits früh, im Jahr 1806, das Konsistorium in Wien an die evangelischen Prediger, die zuvor unter dem Einmarsch der Franzosen gelitten hatten, Entschädigungen aus den Beiträgen „*wohltätiger Menschenfreunde in England*“ auszahlen konnte.<sup>441</sup>

Genau dieselbe Geldquelle vermuten wir auch bei der unglaublich guten Bezahlung von zusätzlich 300 Gulden jährlich, die der Pfarrer Ludwig Würth von Anfang an in Vöcklabruck erhielt.<sup>442</sup> So konnte es sich Würth z. B. schon ganz am Anfang leisten, die für ihn bereitgestellte Dienstwohnung in Vöcklabruck zu verweigern und eine weitaus größere anzumieten! Die erwähnten „*Überschüsse des zentralisierten protestantischen Kirchenvermögens*“ werden gezielte englische Zuwendungen enthalten haben. In diesem englischen Zubrot, das Müller in seinen Briefen nach Ansbach *expressis verbis* erwähnte, findet auch Würths Engagement bei der Beseitigung des geglaubten Napoleoniden Kaspar Hauser seine Begründung.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass das Geld von einer reichen englischen Lady kam, wie man seitens der Verschwörer dem Johann Samuel Müller aus Ablenkungsgründen weiszumachen versuchte, als die Geschichte mit dem reichen Mündel nicht mehr zog.<sup>443</sup> Der englische Adel war wie fast der gesamte Hochadel Europas durch die napoleonischen Kriege in schwere Schulden geraten und hing am Tropf der großen Banken. Keine adelige Engländerin hätte aus ihrem Privatvermögen die Schweigegelder für mehr als 4 Verschwörer über Jahrzehnte bestreiten können. Nein – es kam schon vielmehr auf eine englische Großbank an, welche dahinterstand und nicht nur die evangelischen Protestgemeinden von Österreich unterstützte, sondern mit Kaspar Hauser auch in ein politisches Druckmittel investierte!

Dafür kam im Grund genommen nur eine englische Bank in Frage: Wir gehen davon aus, dass ein Gutteil des Geldes von **Nathan Mayer Rothschild** kam, der sich als Textilhändler in Manchester hochgearbeitet und im Jahr 1808 die später hochberühmte Bank „N. M. Rothschild & Sons“ in London gegründet hatte. Nur diese Bank war imstande, mittels ihrer diversen Handelsbeziehungen im Rahmen eines Familiennetzwerks die Kontinentalsperre gegen England zu umgehen und die weitere Finanzierung des Krieges gegen Napoleon zu finanzieren. Mit Napoleons endgültiger Niederlage bei Waterloo – eine Schlacht, die sie finanziert hatten! - waren Nathan Mayer Rothschild und seine Brüder in den anderen Hauptstädten binnen kürzester Zeit zu den Finanziers aller Fürstenhöfe Europas aufgestiegen!

*„Das große Vermögen der Rothschild ist nun da: es gilt also, es nicht nur zu erhalten, sondern noch auszubauen und möglichst fruchtbringend arbeiten zu lassen. Die Erschütterungen und großen militärischen Anstrengungen aller Staaten Europas im letzten Vierteljahrhundert haben überall Unordnung in die finanziellen Verhältnisse gebracht. Nachdem alle Staaten durch so lange Zeit ihr Gold mit vollen Händen ausgegeben, ist nun die Geldknappheit sehr groß geworden. So müssen die notleidenden Staaten die zur Gesundung nötigen Bargelder bei denen suchen, die die Kriegsverhältnisse auszunützen und große Reichtümer aufzuhäufen verstanden. Dazu gehört vor allem das Haus Rothschild, das seinerseits Fürsten und Staaten gerne leiht, da die Rückzah-*

441 Chronik Rutzenmoos, S. 34.

442 Schimik, Gemeinde Vöcklabruck, S. 25.

443 Johann Samuel Müller beantwortete am 21. März 1830 einen Fragenkatalog des Kreis- und Stadtgerichtes Nürnberg schriftlich. Frage 8 lautete: „Worauf sich die Vermutung gründe, dass Hausers Vermögen in der englischen Bank niedergelegt sei“. Dieser antwortete: „Es ist mir nur wie ein Traum, als wenn im Jahre 1813 beim Pfarrer Wirth wäre gesagt worden, dass des Kindes Mutter eine reiche Engländerin gewesen sei.“ Siehe Linde 1, S. 211.

*lung durch deren Untertanen gesichert ist. Nathan nimmt nun unbestritten die führende Stellung unter den fünf Brüdern ein, obwohl er nur der drittälteste ist. Weit davon entfernt, auf seinen Lorbeeren auszuruhen und sich auf Erhalten und Genießen des großen Vermögens der Familie zu beschränken, ist er bestrebt, die Machtstellung seines Hauses noch zu steigern und vertritt die Ansicht, dass Dukaten genau so wie Soldaten, wenn man einen Sieg gewinnen will, plötzlich, unerwartet und in Masse auf einen bestimmten Punkt geworfen werden müssen. Diese Erwägung bestimmt im großen seine und seines Hauses Politik in den kommenden Jahrzehnten ...“*

Diese treffenden Worte stammen vom Rothschild-Kenner Egon Caesar Corte Conti.<sup>444</sup>

Dass die Exponenten der evangelischen Kirche in Österreich damals nicht immer der reinen Lehre Luthers folgten, sondern sich den politischen Zwängen und vor allem den Einflüsterungen „*schwärmerischer Elemente*“ unterwarfen, entnimmt man der Rutzenmooser Chronik an mehreren Stellen. Damit es an dieser Stelle keinen Zweifel gibt: Gerade Martin Luther hatte die „*Schwarmgeister*“ in der Kirche verurteilt, mit der reinen lutherischen Lehre und dem evangelischen Glauben hat dies also nichts zu tun! Der „*schwärmerische Pietismus der Erweckten*“, das bedeutete in der damaligen Zeit nichts anderes als eine religiös verbrämte, aber radikale Form des nationalen Separatismus, den Luther nicht voraussehen konnte und sicherlich nicht wollte. Diese Spielart einer Befreiungstheologie stellte sektiererisch den Kampf gegen den Materialismus und den leibhaftigen Antichristen Napoleon Bonaparte, solange dieser lebte, in den Mittelpunkt allen religiösen Strebens. Exakt an dieser Stelle mischten sich die Ziele mancher Protestanten in Oberösterreich mit denen der freimaurerischen Widerständler aus Bayern, die gerade zu jenem Zeitpunkt die Schlüsselpositionen in den neuen Pfarrgemeinden weit weg ihrer eigentlichen Heimat besetzten, als Napoleon kurz zuvor im nahen Braunau mit der standrechtlichen Erschießung des Regimekritikers Johann Philipp Palm ein abschreckendes Exempel gegen solche Tendenzen hatte statuieren wollen.

**Dazu brauchte man Geld, viel Geld – und dieses kam eben aus England und nach aller Wahrscheinlichkeit von den Rothschilds.**

Zusätzlich hatte die Gegend von Vöcklabruck unter den Einmärschen der Franzosen 1800, 1805 und 1809 schwer gelitten – mit der Folge inflationärer Preisanstiege und einer weitgehenden Verarmung der Bevölkerung. Direkt zwischen dem Ort Vöcklabruck und seinem Vorort Regau hatte 1800 sogar eine Schlacht am Grenzfluss Ager stattgefunden, die viele Opfer unter den Landleuten kostete. Kein Wunder also, wenn sich in der dortigen Bevölkerung – und gerade in den protestantischen Kreisen – die Stimmung aufgeheizt hatte: Der Anti-Bonapartismus war dort geradezu endemisch – und virulent!

**Vor diesem politischen Hintergrund fällt nun auf die Einsperrung Hausers, die 1810/1811 in Franken begann, aber Anfang 1814 im bayerischen Innviertel bei Wanghausen vollendet wurde, ein neues Licht: Wer auch immer vor Ort in die Entführung Kaspar Hausers eingeweiht war, er dürfte die Tat unter dem Aspekt, dass es sich dabei um die Beseitigung eines Napoleoniden handelte, als notwendige und sinnvolle Befreiungstat aufgefasst haben!**

Von solchen Einstellungen waren gerade die evangelischen Geistlichen in den Landgemeinden nicht frei, bei denen die verschiedenen Untergrundströmungen der „*Erweckten*“ zusammenliefen. Nun wird auch verständlich, warum in Vöcklabruck ein Pfarrer Würth und ein Aktuar Mayer relativ frei über die Gefangenschaft Kaspar Hausers gegenüber einem Johann Samuel Müller zu sprechen wagten. Im internen protestantischen Kreis war dies wohl eine Selbstverständlichkeit. Dass sich Johann Samuel Müller plötzlich einer Beteiligung verweigerte, obwohl ihm sogar Geld in Aussicht gestellt wurde, dürfte für anderen die allergrößte Überraschung gewesen sein! Erst von diesem Zeitpunkt an war er ihr Intimfeind, und man betrieb nun, wie bereits zu vernehmen war, gezielt sein Mobbing.

Die politische Unruhe in den Toleranzgemeinden war allerdings auf lange Sicht auch nicht im Sinn der allmählich erstarkenden Landeskirche bzw. des Wiener „*Konsistoriums A. C.*“ (Augsburger Konfession).

---

444 E. C. Conte Corti: Aufstieg der Familie Rothschild, 1949, verbesserte und erweiterte 2. Auflage, Frankfurt 1962, S. 71. Im Weiteren abgekürzt mit Corte Conti und Seitenzahl.

Als sich dieser hohe Kirchenrat nach dem Sturz Napoleons mit der Staatsmacht in Österreich einigermaßen arrangierte hatte, bemühte er sich zunehmend um eine Entpolitisierung der oberösterreichischen Protestanten. So verlangte z. B. der beauftragte Superintendent Tielisch immer wieder in Sendschreiben die Abschaffung „gefährlicher nächtlicher Zusammenkünfte“ der „erweckten Kreise“. In diesem Zusammenhang kam selbst ein Pfarrer Blank, der Nachfolger Johann Samuel Müllers in Rutzenmoos, mit dem Konsistorium in Konflikt: Im Jahr 1824 rügte man offiziell seine Hinneigung zur pietistisch-schwärmerischen Ideologie, seine Begünstigung von geheimen Konventikeln und die Abhaltung von sogenannten Winkelandachten. Im Jahr 1829 wurde ihm als „*Erweckungsprediger*“ ersten Ranges sogar die Versetzung in die attraktive Gemeinde von Scharten verweigert, was seine weitere Karriere behinderte.

**Alles in allem kommt man, wenn man die wenigen Informationen der Rutzenmooser Ortschronik in Zusammenhang mit dem Fall Kaspar Hauser entsprechend verwertet, zum Schluss, dass in diesen äußerst schwierigen, von Verfolgung, Not und Hunger geprägten Zeiten die evangelische Kirche in Oberösterreich mehr, als ihr lieb sein konnte, von politischen Agitatoren und Freimaurern aus Franken unterwandert war und für den Widerstand – erst gegen die bonapartistische Okkupation und anschließend gegen den reaktionären Katholizismus und Papismus Österreichs – mit ausländischem, resp. englischem Geld der Rothschilds getrimmt wurde.**

Natürlich wäre eine solche Botschaft für die empfindlichen Gemeindeseelen von heute ein starker Tobak. Deswegen kann man es den Herausgebern der Rutzenmooser Chronik nicht verdenken, wenn sie sich über solche Dinge nur in Andeutungen ergingen und stattdessen das unzweifelhaft starke religiöse Engagement der neuen Toleranzgemeinden betonten, das aber, wie soeben erklärt, nach den Drangsalen der Vergangenheit gar kein Widerspruch zur politischen Untergrundaktivität gewesen sein muss. Der enorme Einsatz dieser Diaspora-Gemeinden wirkt bis heute nach und findet augenscheinlich Niederschlag in dem schönen, multimedial gestalteten **Evangelischen Museum von Rutzenmoos**, das die Erinnerung an die harten Zeiten im Untergrund am Leben erhält.

Damit kehren wir zurück zum Fall Kaspar Hauser:

Ab 1813 bestand die leere Chance, im Innviertel bei Wanghausen das Kind, das man zwischenzeitlich einer Dalbonne überlassen hatte, endgültig in einem Geheimverlies zu konservieren – als Faustpfand für spätere Zeiten. Über geheimdienstliche Kontakte mit England, die schon aus der gemeinsamen Erlanger Studentenzeit herrührten und im Salzach-Kreis fortwirkten, übernahm der bei Vöcklabruck installierte Verschwörertrupp im Lauf des Jahres 1813 das Kind und brachte es nach einem kurzen Intermezzo in Vöcklabruck zur definitiven Versenkung in das vom Freimaurer-Kollegen Johann Nepomuk von Prielmayer und seiner Schwester Anna bereitgestellte Verlies beim brachliegenden Schloss Wanghausen. Dies war alles in allem ein genial gewählter Ort – am Rand verschiedener politischer Einflusszonen und im Bereich eines neu entstandenen Verwaltungsvakuums liegend!

**Als Kaspar Hauser in Wanghausen ankam, war er etwa 4 Jahre alt.**

Wenig später wurde er dort „*schlafend in einem dunklen Verlies*“ vom Pfarrer Johann Adam Leydel anlässlich seiner Brautfahrt nach Bayreuth gesehen.



## **Geld regiert die Welt – auch Bayern!**

Machen wir an dieser Stelle in Kaspar Hausers Biographie einen großen Sprung nach vorn, zu seinem Leben unter den Menschen. Anlässlich der Sprachversuche, die mit Kaspar Hauser gemacht wurden, nutzen wir die Gelegenheit, die gewichtige, um nicht zu sagen entscheidende Rolle der europäischen Hochfinanz für den Fall Kaspar Hauser weiter herauszuarbeiten:

Im frühen 19. Jahrhundert litt der dynastische Hochadel in Europa an einem noch gravierenderen Mangel an freier Liquidität als zuvor. Die Finanzierung der Koalitionskriege hatte auf allen Seiten Unsummen verschlungen, in Bayern nicht minder als anderswo, wobei aber in Bayern auch noch die Kosten für die Gründung eines Königreiches von Napoleons Gnaden und den damit verbundenen Austausch des politischen und administrativen Apparates hinzukamen. Hinzu kamen anschließend die Kosten für die Befreiungskriege gegen das Napoleonische Regime. Bei einem immensen Schuldenstand drohte nicht nur vielen kleineren Staatsgebilden, sondern auch den neu gegründeten süddeutschen Königreichen der Staatsbankrott, und dies schlug auf den gesamten Hochadel durch. So begab man sich damals notgedrungen in die Hände privater, meist in jüdischer Hand befindlicher Bankhäuser, hervorgegangen aus den ehemaligen Hoffaktoreien, welche sich nun ihre Dienste mit staatlichen und privaten Anleihen fürstlich entlohnen ließen und dadurch ungeheuren Einfluss auf die Politik gewannen. Ungeachtet des relativ rechtlosen Gesellschaftsstatus der Juden, der erst 1871 durch das Emanzipationsgesetz vollständig beseitigt wurde, entwickelte sich eine zwar kleine, aber umso mächtigere, jüdische Wirtschaftselite:

- Den überragenden Einfluss des Hauses **Rothschild** auf die europäischen Staatsfinanzen haben wir bereits erwähnt. Er wird später noch Gegenstand eingehender Betrachtungen.
- Daneben agierten im Hintergrund diverse andere Bankhäuser wie z. B. **Oppenheim, Westheimer, Bethmann, Hirsch, Seligmann/von Eichthal, Speyer, Stern, von Haber** u. v. a. m., die allerdings mit wenigen Ausnahmen nach und nach unter den Einfluss der Rothschilds gerieten.

Die geballte Wirtschaftskraft dieser sog. „Geldjuden“, die sicherlich nicht mehr als 3 Prozent des Gesamtjudentums und eine verschwindende Minderheit in der Gesellschaft ausmachten, verschob in vielen Fällen die realen Machtverhältnisse mehr als Kriegshändel und diplomatische Bemühungen. Viele der Bankiers-Familien schlossen zur eigenen Absicherung Ehebündnisse, manche konvertierten um des Geschäftserfolgs willen zum christlichen Glauben, einige von ihnen waren aber auch Konkurrenten und trugen heftige Fehden untereinander aus. Was die Länderregierungen Mitteleuropas anbelangt, so befanden sich zu der Zeit, als Kaspar Hauser unter den Menschen lebte, fast alle in Händen der durch die napoleonischen Kriege groß gewordenen Rothschild-Gruppe und ihrer alliierten Bankhäuser – so in England, Frankreich, Österreich, Belgien, Hessen, Preußen, zuletzt auch in Württemberg und Baden.

Lediglich das Königreich Bayern hatte sich eine gewisse Unabhängigkeit von den Rothschilds bewahrt – allerdings um den hohen Preis, sich ganz in die Hände der konkurrierenden Bankengruppe Seligmann/von Eichthal begeben zu müssen. Aron Elias Seligmann hatte bereits dem Kurfürsten Karl Theodor aus finanziellen Engpässen geholfen; dem Kronpräsidenten Maximilian IV. Joseph von Bayern machte er durch Finanzierung fast der gesamten kurbayerischen Staatsschulden die erfolgreiche Gründung des Königreiches Bayern überhaupt erst möglich! Eduard Vehse nannte Aron Seligmann den „*bairischen Rothschild*“ und zitierte den Ritter von Lang mit drastischen Worten, um deutlich zu machen, was dies konkret bedeutete, wobei ein ungueter, antisemitischer Unterton nicht zu überhören ist:

*„Ruder und Segel waren in den bairischen Finanzen verloren und das an der jüdischen Küste gelandete Schiff einer völligen Plünderung preisgegeben. Die Gesandten und das auswärtige Ministerium erhielten ihre Besoldungen unverkürzt und auf den Tag – aus den Händen der dankbaren Judenschaft durch Herrn Hofbanquier Aaron Elias Seligmann, der aber dem König dafür wieder Spesen und Provision aufrechnete. Der König, außer den 1000 Gulden baar, die ihm täglich früh um sechs der Generalkassirer überbringen musste, stellte außerdem noch eine Menge Wechsel aus auf Herrn Seligmann, auf die Schuldentilgungskasse, auf die Lottokasse und die*

Der Bankier, der zu Zeiten Kaspar Hausers nahezu ausschließlich den bayerischen Hof- und Staatshaushalt finanzierte, war der jüngste Sohn des genannten Oberhoffaktors, der 1819 zum katholischen Glauben konvertierte und 1824 verstarb. Er hieß **Simon Aron Seligmann**, wurde aber auf den christlichen „Leonhard“ getauft und wegen seiner Verdienste vom bayerischen König unter dem Familiennamen „von Eichthal“ nobilitiert, zusammen mit 9 weiteren Geschwistern.

Die Familie stammte ursprünglich aus Leimen bei Heidelberg und hatte einen sagenhaften Aufstieg hinter sich: Der Großvater war dort noch einfacher Krämer und Trödler gewesen, doch schon in der nächsten Generation waren die Seligmans durch Tabakproduktion und Übernahme des Salzmonopols in Württemberg (erworben 1759) zu immensem Reichtum gekommen.

Drei der Söhne taten es dem Vater Aron Elias nach, traten aus geschäftlichem Opportunismus heraus in München zum katholischen Glauben über und wurden erfolgreiche Bankleute.

**Simon Leonhard** führte nach seinem Vater das Stammhaus in München, sein Bruder **Arnold** gründete eine Bank in Augsburg, Bruder **Louis** eine weitere in Paris, Bruder **David** übernahm Bankhäuser in Karlsruhe und Baden, eine Schwester hatte den einflussreichen Mannheimer Hoffaktor **Ignaz Mayer** geheiratet. Es dürfte wohl kaum eine größere finanzielle Transaktion in Bayern und Süddeutschland gegeben haben, die an diesem Bankenconsortium der Seligmans/von Eichthal vorbeiging.

**Simon Leonhard von Eichthal war nicht nur einem Lord Stanhope gut bekannt, wie wir weiter unten noch nachweisen werden, er stand vor allem in den Jahren nach 1816 mit der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine auf vertrautem Fuß: Sie zählte den Bankier zu ihren engsten Geschäftspartnern und wahrscheinlich auch zu ihrem Freundeskreis, wie sich an einigen Begebenheiten manifestiert:**

- Zum Geschäftspartner prädestinierte Simon Leonhard von Eichthal allein seine Verbindungen zum Salzhandel, einem Geschäftsfeld, in dem sich auch Maria-Leopoldine und ihr Freund **Joseph von Utzschneider** bewegten.
- Einem weiteren Vertrauten der Maria-Leopoldine, einem gewissen **Karl von Abel**, der gerade um 1832/1833 unter Graf von Armanberg Regentschaftsmitglied in Griechenland geworden war und sich dort mit diesem entzweit hatte, griff der Bankier von Eichthal mit 40000 Gulden Schweigegeld unter die Arme. Entlastet wurde dadurch vor allem Maria-Leopoldine, wegen ihrer finanziellen Spekulationen mit griechischen Staatsanleihen.<sup>446</sup> Karl von Abel wird später bayerischer Innenminister und spielt im Fall Kaspar Hauser noch eine besondere Rolle.
- Als Maria-Leopoldine in München die sogenannte „Schenkergerechtigkeit“ ihres Cafés im „Traiteur-Haus“ wegen Abriss desselben abtrat, trat Simon von Eichmann als Zwischenkäufer auf. Der Bankier, dem bereits das Englische Kaffeehaus in München gehörte (wo vielleicht auch ein Lord Stanhope verkehrt sein mag), stattete damit das neue Münchner Hofgarten-Café an der Ludwigstraße aus, in dem Maria-Leopoldine viel verkehrte. Das renommierte Lokal existiert unter dem Namen „Luigi Tambosi am Hofgarten“ bis heute, benannt nach dem ersten Betreiber, der ebenfalls ein



Abb. 124: Simon „Leonhard“ von Eichthal.

445 Vehse, Geschichte der Höfe ..., S. 285f.

446 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 240f.

guter Bekannter und Landsmann der Kurfürstin-Witwe war.<sup>447</sup>

- Wie eng die Freundschaft zwischen den Familien von Arco und von Eichthal war, erkennt man auch daran, dass eine Tochter des Bankiers namens Anna Sophia 1837 im Alter von 22 Jahren den Grafen Caspar Anton von Berchem (\*1807, +1881) heiratete. Caspar war der Bruder von Maria-Leopoldines Geliebten, Siegmund von Berchem.
- Hierzu noch ein weiteres Beispiel: Rebekka, die Schwester Simon von Eichthals, hatte den adelnten jüdischen Konvertiten Eduard von Weling (vorher Eduard Seligmann) geheiratet, dessen Töchter wiederum die Brüder Andreas (\*1794) und Joseph (\*1800) von Großschedel. Deren Schwester Elisabeth von Großschedel (1787-1833) war von Maria-Leopoldine als Hofdame in ihre engste Umgebung aufgenommen worden; sie war z. B. Vizepatin ihres früh verstorbenen Töchterchens.
- Was Maria-Leopoldine mit Simon von Eichthal noch einte, war die Aversion gegen das Bankhaus Simon Spiro. Maria-Leopoldine hatte zunächst mit Spiro Geschäftsbeziehungen gepflegt, aber im Krisenjahr 1816 mit diesem wegen unvorhergesehener Einbrüche im Lotteriegeschäft gebrochen, worauf Spiro Bankrott anmelden musste und sein Partner Nockher sich sogar erschoss. Schon zuvor hatte Simon Spiro zu den Erzfeinden Simons von Eichthal gezählt; beide unterlagen in München einer Art von Verdrängungswettbewerb. In dem besagten Skandal behielten z. B. durch vorherige Manipulationen die Seligmann-Eichthal'schen Papiere wegen hypothekarischer Sicherung ihren Wert, nicht dagegen die Papiere Spiros. Was nur wenige wissen: Maximilian Graf Montgelas musste wenig später wegen dieser heiklen Sache seine Demission aus Staatsdiensten entgegennehmen.<sup>448</sup>

Dies alles beschreibt vermutlich nur den geringsten Teil der wechselseitigen Beziehungen. Damit ist einigermaßen präzisiert, was der Dichter **August von Platen** in seinen Tagebüchern über die Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine angedeutet hatte:

*„Sie ist sehr reich und hat sich viel durch jüdischen Handel erworben.“<sup>449</sup>*

Die großen Konkurrenten der Familie von Eichthal außerhalb Bayerns war die beim mosaischen Glauben gebliebene Familie Rothschild, die ebenfalls aus kleinen Anfängen in der Frankfurter Judengasse heraus einen schwindelerregenden Aufstieg genommen hatte. Der Stammvater der Familie, **Mayer Amschel Rothschild** (1744-1812), hatte durch Rettung der hessischen Staatskasse vor den Zugriffen Napoleons den Vermögensstock der Familie begründet. Mit seiner Frau **Gutle Schnapper** zeugte er insgesamt 20 Kinder, von denen neben ein paar Töchtern 5 Söhne überlebten, die in der Folge zusammen mit ihrem Vater das bereits erwähnte europaweite Netz an Bankhäusern aufbauten: **Nathan Mayer Rothschild** (1777-1836) begab sich nach London, finanzierte den englischen Krieg gegen Napoleon Bonaparte und stieg dadurch in kurzer Zeit zu sagenhaftem Reichtum auf. **Amschel (Anselm) Mayer Rothschild** (1773-1855) übernahm die Frankfurter Zentrale und damit das Mutterhaus. Er finanzierte u. a. den Haushalt des Hofes von Hessen-Kassel. **Salomon Rothschild** (1774-1855) war der Begründer der österreichischen Linie und finanzierte alsbald das gesamte System Metternich und den Kaiserhof in Wien. **Kalman alias Carl Mayer Rothschild** (1788-1855) ging nach Neapel und übernahm die italienischen Geschäfte. **Jakob alias James Rothschild** (1792-1868) gründete die Rothschild-Bank in Paris. Alle Brüder kooperieren nach den Prinzipien ihres 1812 verstorbenen Vaters sehr eng und erwarben als Staatsfinanziers von England, Frankreich, Preußen, Österreich u. a. sagenhaften Reichtum.

**Bis ca. 1835 waren die konkurrierenden Bankhäuser der Seligmanns/von Eichthal und der Rothschilds nicht gut aufeinander zu sprechen. Man bemühte sich, beim Abstecken der eigenen Claims der jeweils anderen Bankengruppe soviel wie möglich wegzunehmen.**

447 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 251f.

448 Weis, Montgelas, S. 772.

449 Platen, Tagebücher, S. 51.

So spricht Niall Ferguson in seiner Rothschild-Biographie von einer „*hard battle*“, einer heißen Schlacht, die lange Zeit zwischen den beiden Bankhäusern tobte<sup>450</sup>. Die folgenden Zitate aus Originalbriefen belegen z. B. die Vorbehalte der rechtgläubigen Rothschild-Söhne gegen die zum Katholizismus übergetretenen Söhne der Familie Seligmann/von Eichthal:

*„I prefer not to mix with the meshumed families ... - Ich mag mich nicht mit konvertierten Familien gemein machen ...“* *„It is a bad thing when one has to deal with an apostate ... - Es ist schlecht, wenn man mit einem Apostat zu verhandeln hat ...“*<sup>451</sup>

Erst nachdem ein Kaspar Hauser verstorben war, begannen allmählich die früheren Fronten zwischen den Bankhäusern sich zu verwischen, weil sie angesichts einer gewaltigen Aufgabe, nämlich der Erschließung des europäischen Kontinentes durch die Staats-Eisenbahnen, zunehmend zur Kooperation und Konsortien-Bildung gezwungen waren. In Bayern lässt sich dies exemplarisch bei der Gründung der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank am 1. Juli 1834 nachvollziehen, der zwar ein Simon von Eichthal als Hauptaktionär vorstand, in die aber über Umwege (Bankhaus Hirsch) auch Rothschild-Geld floss.

**Über die kompletten Abhängigkeiten der damaligen Regierungen von der jüdischen Hochfinanz als Staats-Kreditoren wird heute mit Rücksicht auf die schlimmen Gräueltaten des Nationalsozialismus verständlicherweise oft hinweggegangen. Wenn wir an dieser Stelle immer wieder darauf hinweisen, dann nur um der Korrektheit der historischen Darstellung willen, aber nicht, um irgendwelchen antisemitischen Ideologien Vorschub zu leisten. Dies wollen wir an dieser Stelle ausdrücklich klarstellen. Es geht uns bei der Einführung der genannten Bankhäuser in den Fall Kaspar Hauser nicht um eine religiöse oder ethnische Einordnung oder gar Abwertung, sondern ausschließlich darum, mit einer Diskussion der Hintergrundaktivitäten einiger Bankhäuser ein generelles Dilemma der traditionellen Hauser-Forschung zu überwinden: Man hat sich in der Vergangenheit viel zu sehr um die Personen aus Adel und Politik gekümmert, aber viel zu wenig um ihre Geldgeber im Hintergrund!**

Der Adel verfügte wohl über Titel, Grundbesitz und politischen Einfluss; freie Geldmittel standen ihm aber nur in den seltensten Fällen erfolgreichen Wirtschaftens zu Verfügung. Ungleich häufiger drückten den Hochadel schwere Schulden.

**Was nun den Fall Kaspar Hauser anbelangt, so bitten wir zu bedenken: Er kostete unbestreitbar sehr viel Geld! Dies gilt nicht nur für Kaspars Entführung und Wegsperrung über viele Jahre, wobei ja inklusive der Nebenpersonen gleich ein Quintett oder Sextett für seine Dienste bezahlt werden wollte, dies gilt auch für sein Leben unter den Menschen, für seine Förderung und Unterbringung, wobei beides nachweislich den Nürnberger Magistrat in erhebliche Bedrängnis brachte. Erst recht gilt dies für seine Beseitigung, denn auch diese musste mit hohem Täterlohn und Schweigegeld finanziert werden.**

Die Rolle des Geldes erkennt man auch beispielhaft an der Tatsache, wie bereitwillig seinerzeit Kaspar Hauser einem in Nürnberg gänzlich unbekanntem und durchaus suspektem englischen Lord überlassen wurde. Dies wollen wir im nächsten Kapitel noch ausführlicher behandeln. Einstweilen genügt die Feststellung, dass es allein Stanhopes offenes, von einem bestimmten Bankhaus gefülltes Portemonnaie war, das 1831 alle Kritiker zum Verstummen brachte. Damals war man in Nürnberg heilfroh, mit Übertragung der Pflegschaft auf Lord Stanhope einen teuren Kostgänger loszuwerden, und kein Hahn krächte in der Folge danach, woher Stanhopes dieses Geld eigentlich bekam, bis auf eine Ausnahme ganz am Schluss.

*„Willst du die Wahrheit finden, folge der Spur des Geldes“*, sagt ein bekanntes Sprichwort.

Auf diese Spur wollen wir uns in den folgenden Kapiteln begeben, so mühselig das Unterfangen bei der generellen Armut an Beweismitteln im Fall Kaspar Hauser auch ist.

---

450 Niall Ferguson: The House of Rothschild, Money Prophets 1798 - 1848, TB, London 1998, S. 256.

451 Ferguson, a. a. O., S. 167.

## Das ungarische Experiment mit Kaspar Hauser

Damit kommen wir zunächst zu den Jahren 1830 und 1831 und zur Frage der ungarischen Abstammung Kaspars Hausers. Dass am Ende bei der ungarischen Spur so gut wie nichts herauskam, ist dem Leser bereits bekannt; dass alle Aktivitäten aber keineswegs Zufallsprodukte waren, sondern Teile in einer gut geplanten und besonders finanzierten Inszenierung, dürfte vielleicht entgangen sein.

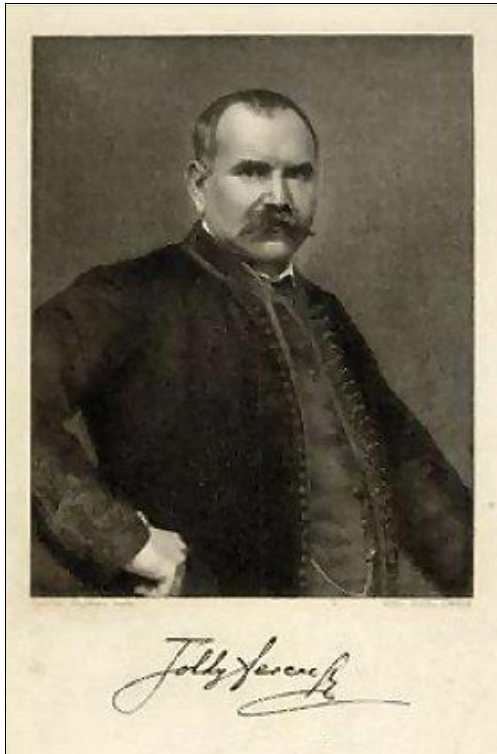


Abb. 125: Ferenc Toldy alias Franz Schedel. Lithografie von J. Ruzs, 1871, Petöfi Literaturmuseum, Budapest.

Eine Vorhut eigener Art bildete ein gewisser Dr. Franz Schedel aus Pest. Er besuchte am 26. September 1829 Kaspar Hauser im Daumer'schen Anwesen in Nürnberg.

Dieser Mann hat bisher in der Hauser-Rezeption keine große Beachtung gefunden. Dabei handelt es sich nicht um eine x-beliebige Person aus Ungarn, sondern um einen hochberühmten Arzt und Literaten, der heute einen festen Platz in der ungarischen Literatur- und Medizingeschichte hat. Selbst ein berühmtes Gymnasium im Budaer Burgviertel und ein Krankenhaus sind nach ihm benannt.

**Franz Karl Joseph Schedel** stammte aus einer alteingesessenen deutschen Familie in Ofen; er wurde dort am 10. August 1805 als Sohn des königlichen Hofbeamten Franz Schedel und seiner Frau Josepha Thalherr geboren. Die Eltern schickten ihren begabten Jungen ganz bewusst in ein auswärtiges, rein ungarisches Gymnasium, um ihm die volle Zweisprachigkeit und Integration zu ermöglichen.

Nicht nur dieser Umstand, sondern auch der ganze Aufwand, mit dem sie den weiteren Werdegang ihres Sohnes gestalteten, spricht für eine außerordentliche Weitsicht der Eltern - lange bevor die Nationalitätenkonflikte in Ungarn ausbrachen, von denen ihr Sohn verschont blieb.

Franz Schedel war noch nicht einmal volljährig, als er bereits mit eigenen Dichtungen und einer ungarischen Übersetzung von Friedrich Schillers „Die Räuber“ auf die Autorenbühne trat. Wenig später studierte er 6 Semester Geisteswissenschaften und machte sich dabei in der ungarischen Literaturszene einen Namen.

Trotz seiner literarischen Begabung scheinen die Eltern darauf beharrt haben, dass der junge Mann einen einträglicheren Beruf als den des Dichters erlernte. So absolvierte Schedel auch noch mit Erfolg ein 10-semesteriges Studium der Humanmedizin, zwischen 1822 und 1827. Noch vor dem Abschluss als Doktor der Medizin legte sich Franz Schedel sein ungarisches Schriftsteller-Pseudonym zu: **Ferenc Toldy**.

Unter dem Namen Franz Toldy gab er 1828, noch als Student, sein erstes „Handbuch der Ungarischen Poesie“ heraus. Dies ist, wenn man so will, die erste zweibändige Literaturgeschichte Ungarns, die gleichzeitig in Pest und Wien erschien. Fast zwanzig Jahre später, im Jahr 1847, wurde der Name Ferenc Toldy sein offizieller Name, womit Schedel sein früheres Deutschtum endgültig ablegte.

Die von Anfang an wohlgeplante Berufskarriere liest sich in etwa so:

- 1830 ordentliches Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften,
- 1833 bis 1844 außerordentlicher Professor für Diätetik an der Pester Universität,
- 1835 ständiger Sekretär der ungarischen Akademie,
- 1836 Gründungsmitglied der Kisfaludy-Gesellschaft, danach deren Direktor und Vizepräsident,
- ab 1843 Präfekt der Universitätsbibliothek Budapest,

- 1842 Ehrendoktor der Universität Jena,
- 1843 bis 1874 Direktor der Universitätsbibliothek Budapest,
- 1848 Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften,
- ab 1850 Dozent für Ästhetik und Literaturgeschichte,
- 1851 Herausgabe des zweibändigen Werkes „Geschichte der ungarischen Nationalliteratur“,
- 1861 ordentlicher Professor für ungarische Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Im Jahr 1871 erhielt Ferenc Toldy 4000 Forint Jahresrente auf Lebenszeit für seine Verdienste. Am 10. Dezember 1875 verstarb der Schriftstellerarzt in Budapest nach einem erfüllten und von zahlreichen Ehrungen begleiteten Leben.

Seine Karriere hatte Franz Schedel alias Ferenc Toldy vornehmlich seinen Eltern zu verdanken. Ob daneben noch ein weiterer Mäzen für ihn tätig war, wissen wir nicht. Denkbar ist es schon, allein im Hinblick auf die sicher sehr kostspielige Veröffentlichung seiner zweibändigen Literaturgeschichte in jungen Jahren. Durch dieselbe Geldquelle wurde ihm nach Abschluss seines Medizinstudiums auch eine zweijährige Studienreise nach Zentraleuropa (1829-1830) finanziert, bei der er Deutschland, Frankreich und England besuchte und in einflussreichen Kreisen sein „Handbuch der Ungarischen Poesie“ vorstellte. In Deutschland lernte Schedel neben Tieck, Schlegel, Hegel und Hufeland am 4. September 1829 auch den 80-jährigen Johann Wolfgang von Goethe kennen, dem er schon im Vorjahr ein Empfehlungsschreiben mit seinem Werk gesandt hatte. Goethe erwähnt Schedel mit Anerkennung in seinem Tagebuch, dem er sogar das persönliche Referenzschreiben beilegte.<sup>452</sup>

Bei der Vorstellung in Weimar hatte den Franz Schedel ein Berliner Professor namens Hecker begleitet, mit dem er mehrere literarische Stätten zwischen Leipzig und Weimar besuchte. Es handelt sich hier um den Medizinhistoriker **Justus Friedrich Carl Hecker**, der wie schon sein Vater Professor an der Universität Berlin war und später durch seine Veröffentlichungen (u. a. als Herausgeber der 33-bändigen „Litterarischen Annalen der gesammten Heilkunde“) hochberühmt wurde.

Dass Hecker für Schedel eine Zufallsbekanntschaft war, wie er selbst in einem Brief angab, halten wir für sehr unwahrscheinlich. Das Treffen der beiden war allein wegen ihrer gemeinsamen beruflichen Interessen mit Sicherheit arrangiert worden! Und es war möglicherweise Hecker, der Schedel nun auf das Findelkind Kaspar Hauser aufmerksam machte. Damit haben wir, wie gleich zu sehen sein wird, einen ersten Preußen, welcher wenigstens indirekt in den Fall Kaspar Hauser eingeschaltet war. Weitere werden folgen, und man fragt sich mit Recht, warum und durch wen vermittelt!

Kurz nach der Stippvisite bei Goethe besuchte Franz Schedel Kaspar Hauser im Daumer'schen Haus auf der Insel Schütt in Nürnberg. Prof. Hecker hatte sich zuvor verabschiedet. Es war der 26. September 1829.

Wir zitieren im Folgenden aus dem „Karlsruher Unterhaltungsblatt 1830“, welches Schedels Tour insgesamt als „*wissenschaftliche Reise*“ apostrophierte, wobei man den Abstecher nach Nürnberg eher als ein Resultat fachlicher oder menschlicher Neugier bezeichnen sollte, wenn nicht ein konkreter Auftrag von dritter Seite dahintersteckte.<sup>453</sup> Nachdem Dr. Schedel am Daumer'schen Hause geläutet hatte, machte Kaspar ihm persönlich die Tür auf und unterhielt sich mit ihm einige Stunden. Caroline von Albersdorf sprach allerdings später in ihrem Werk von 1839 von nur „*etwas über einer halben Stunde*“ Gesprächszeit.<sup>454</sup> Schedel scheint damals einen äußerst positiven Eindruck von Kaspar gewonnen zu haben. Dieser sei höflich, beschlagen, freundlich gestimmt und logisch und präzise in seinen Antworten gewesen:

*„Ich war nun im Fragen ebenso unerschöpflich, als er bereit und befriedigend in Antworten ...“*,

*„So glänzend sich sein Geist von Seite der Auffassung, der Aneignung und selbst des Urtheils in seinen Verhältnissen zeigt, eben so liebenswürdig erscheint sein kindliches Gemüth, das voll*

452 Ludwig Geiger (Herausgeber): Goethe-Jahrbuch 28, Frankfurt 1907, 251ff.

453 Karlsruher Unterhaltungsblatt 1830, 3. Jg., Nr. 1ff., speziell S. 14ff.

454 Albersdorf 2, 1839, S. 84.

*Güte, Liebe und Vertrauen die Welt umfasst, und gegen Jene, die sich Verdienst um ihn erwerben oder ihm Theilnahme schenken, vor Dank überströmt. Schnell war mir mit ihm die Zeit verflossen, und ich grollte der Post, die mich eilen ließ. Als ich ihn umarmte, bat er mich, seiner oft zu gedenken. Ich verließ das Haus, ohne außer ihm irgend Jemand darin gesehen zu haben (Anm.: auch den kranken Daumer nicht, der sich zuvor hatte entschuldigen lassen), und verließ es mit einiger Sorgfalt für seine Sicherheit; aber nie hätte ich's ahnen können, dass ihm so nahe ein Mordanschlag bevorstehe, der sein kaum wieder gewonnenes Leben enden sollte ...“*

Schedel exkulperte sich mit diesen Schlussworten quasi für ein Ereignis, das Kaspar Hauser genau drei Wochen später, am 17. Oktober 1829, traf, nämlich das vielfach erwähnte Hackmesser-Attentat. Caroline von Albersdorf berichtete, Schedel habe den Bericht 3 Wochen nach dem Mordversuch in Berlin verfasst und ihn inklusive seiner „Sorge um die Sicherheit Hausers“ zunächst über Pester Zeitungen verbreiten lassen. Wer Schedel in Berlin bei der Abfassung und in Pest bei der Publikation half, ist nicht bekannt. Von irgendwelchen Sprachtests mit Kaspar ist hier nicht die Rede.

Es ist schwer einzuschätzen, was und wer Schedel dazu motiviert hatte, Hauser überhaupt aufzusuchen. Selbst Professor Hecker spielt hier vermutlich nur eine vordergründige Rolle. Gab es einen politischen Hintergrund? Oder war es Tavernikus **Fidel Pálffy** in Ungarn gewesen, der Schedel vor seiner Abreise dazu aufgefordert hatte, Erkundigungen über Kaspar Hauser einzuziehen? Was bringt uns zu einer solchen Vermutung?

Das Buch über die „Ungrische Poesie“, das Schedel damals bei sich führte, enthält zu Beginn eine panegyrische Widmung für den Grafen Tavernikus – so überschwänglich im Stil, dass man an der persönlichen Bekanntschaft der beiden kaum zweifeln kann. In des Tavernikus Diensten stand wiederum die Dalbonne.

**Vielleicht war es diese Gouvernante und nicht ihr damaliger Dienstherr gewesen, die Schedel zuvor konkret auf Kaspar Hauser aufmerksam machte, weil sie sein plötzliches Auftauchen in Nürnberg aufgeschreckt hatte! Etwas über ihn zu erfahren, muss in ihrem allerhöchsten Interesse gelegen haben.**

Und die Familien auf dem Ofener Burgberg und ihre Bediensteten kannten sich untereinander gut! Vielleicht war Fidel Pálffy auch jener Sponsor im Hintergrund gewesen, der die Reise finanziert hatte. Gab es einen offiziellen Auftrag, Kaspar Hauser auszuforschen?

Einstweilen resümieren wir:

**Franz Schedel ist der erste Ungar – man sollte besser sagen Deutsch-Ungar – aus einer ganzen Reihe von Intellektuellen, die wir bei Kaspar Hauser nachweisen können.**

Für die weiteren Personen aus Ungarn, die wir nun vorstellen, erscheint im Gegensatz zu Franz Schedel eine Allianz mit Graf Fidel Pálffy eher unwahrscheinlich. Dagegen erkennen wir bei diesen erstmals ein gewisses System, und dabei spielt eine bestimmte Großbank eine Rolle!

Die Episode der ungarischen Sprach-Irrungen und -Wirrungen, um die es nun geht, begann im Folgejahr, am 27. März 1830, als in Nürnberg plötzlich ein gewisser **Otto Ferdinand Dubislav von Pirch**, Premier-Lieutenant im Königlich-Preußischen ersten Garde-Regiment (\*1.5.1799 + 20.6.1832), auftauchte, der dem ersten Anschein nach aus reiner Neugier heraus Kaspar einigen Sprachtests mit ungarischen und polnischen Wortbrocken unterzog.

Otto von Pirch kam nicht aus dem Nichts. Als Spross einer renommierten pommerschen Soldatenfamilie wurde er schon in jungen Jahren in den preußischen Generalstab berufen und stand in Kontakt mit so berühmten Leuten wie Gneisenau oder Clausewitz. Im Jahr 1829 wollte der gebürtige Bayreuther nach eigenem Bekunden am russischen-türkischen Krieg teilnehmen, wurde aber stattdessen vom Kriegsdienst suspendiert und mit einer diplomatischen Mission betraut. So unternahm er Ende 1829 und Anfang 1830 monatelange Reisen durch Serbien, Ungarn und Oberitalien. Das über die Serbienreise von Pirch noch persönlich veröffentlichte Reisebuch zeigt, dass es sich hierbei keineswegs um eine Privatreise gehandelt hatte, sondern um eine Mission im Auftrag Preußens, welche ihm in dem jüngst den Türken entrissenen Land Serbien alle Türen öffnete, bis hin zum Fürsten **Milan Obrenowitsch** persönlich. Das zweite Reisebuch über Ungarn und Italien erschien erst posthum, denn Otto von Pirch verstarb früh und unerwartet, am 20. Juli 1832, angeblich an den Folgen eines Reitunfalls. Beide Bücher von Pirchs erfuhren in ganz Europa große Anerkennung und Verbreitung. Wenigstens das erste wurde sogar ins Englische übersetzt.



Abb. 126: Otto von Pirch in seinem Buch „Caragoli“.

Zwischen diesen Reisen war also Otto von Pirch plötzlich bei Kaspar Hauser in Nürnberg präsent, und man darf sicher sein, dass dies nicht „rein zufällig“ geschah, wie Anselm von Feuerbach in einem Schreiben an König Ludwig I. unterstellte. Joseph Hickel berichtete in seinem nachgelassenen Manuskript sogar, Feuerbach habe Herr von Pirch herbeigeholt:

*„Herr von Pirch, preußischer Leutnant, dessen Bekanntschaft ich hier im Feuerbach'schen Hause machte ... wurde vom Präsidenten von Feuerbach aufgefordert, Hauser in Nürnberg bei seiner Durchreise aufzusuchen und die Probe zu machen, ob die ungarische Sprache keinen Anklang und keine Rückerinnerungen hervorrufen würde. An diesen reihte sich der weitere Antrag, er möge seinen in Berlin lebenden Freund, den k. preußischen Kriminal-Direktor v. Hitzig zur Mitwirkung zu einer Subskription veranlassen, durch welche die Mittel erworben werden sollten, a) den Magistrat zu Nürnberg der immer lästiger werdenden Sorge für Hauser zu entheben und letzteren als einen Sohn Europas zu adoptieren, b) die nötig werdenden Untersuchungskosten zu decken. Herr von Pirch versprach beides; er brannte vor Begierde, Hauser zu sehen ...“<sup>455</sup>*

Am 27. und 28. März 1830 testete also Otto von Pirch Kaspar Hauser bezüglich seiner Sprachherkunft, und hinterher sollte er Drittmittel besorgen. Es ging also wieder einmal um Geld!

Bei den Tests stellte sich heraus, dass Kaspar Hauser einige Wörter und Satzteile in Ungarisch und Slawisch (Polnisch) verstand; zu einem komplexeren Verständnis der jeweiligen Sprachen war er jedoch nicht imstande. Allerdings hätte sich sein Tester auch nicht fließend mit Kaspar in den fremden Sprachen unterhalten können, da er diese ja selbst erst kurz zuvor in den Grundzügen erlernt hatte. Auf die Frage, welche Person ihm seine Sprachkenntnisse vermittelt hatte, legte man Kaspar in den Mund: „*Meine Kindsmagd ... meine Kindsfrau*“.

Als Otto von Pirch am 30. März 1830 in einem polizeilichen Verhör nach den Motiven seines Besuchs in Nürnberg befragt wurde, nannte er „*das allgemeine Interesse an Kaspars Hausers unglücklichem*“

455 Julius Mayer (Herausgeber): Caspar Hauser. Hinterlassenes Manuskript v. Joseph Hickel, Gendarmerie-Major, Mitglied der Hauser'schen Untersuchungs-Commission und gerichtlich bestelltem Vormund desselben nebst einer Selbstbiographie Caspar Hausers, Ansbach 1881, S. 58. Im Weiteren abgekürzt mit Hickel und Seitenzahl.



*Schicksal und in Sonderheit die in öffentlichen Blättern aus Ungarn neuerdings erteilten Nachrichten.*<sup>456</sup>

Dass dies nicht der vollen Wahrheit entsprach, entnimmt man dem Umstand, dass sich Pirch auf eine Veröffentlichung bezog, welche erst am Vortag seines Tests in München erschienen war. Nie hätte von Pirch in der knappen Zeit von München nach Nürnberg reisen können!

Der Publizist **Moritz Gottlieb Saphir** hatte am 26. März 1830 in seinem jüngst gegründeten Frühstücksblatt „Der Bazar für München und Bayern“ einen anonymen, laut van der Linde jedoch von einem gewissen Frank stammenden Privatbrief aus Wien zum Fall Kaspar Hauser veröffentlicht:

*„Wien im März 1830. In einer Eile, die nur ein solcher haben kann, der vom Monde auf die Erde fällt, melde ich Ihnen Folgendes: Schon vor sechs Monaten hatte ich die einzig mögliche und wahre politische Vermutung von der Geburt des Caspar Hauser – und sie hat sich nun vollkommen bestätigt! Vor wenigen Tagen ist in Ungarn eine Erzieherin des fürstlich \*\*\*\*schen (Pálffy'schen) Hauses, die sich früher längere Zeit in Gesellschaft des großen französischen Generals (Murat, und/oder Jérôme de Bonaparte) befand, geheimgerichtlich verhaftet worden. Der Mitwisserschaft um die Geburt des Caspar Hauser, so wie daher um die des Mordversuchs, vielleicht gar als Verwandte, beschuldigt, – gab sie sich für wahnsinnig aus, und eine hiesige gewisse Gesandtschaft suchte ihre Freilassung zu bewirken. Ein gewonnener Arzt jedoch entdeckte ihre List durch eine zweite List – – – Übrigens scheint man in Beziehung auf Caspar Hauser mit der Erkauung von Dolchen nicht sparsam umzugehen – die Enthüllung der Wahrheit könnte also wohl auch für mich mit Lebensgefahr verbunden seyn? – – – eine Thatsache an's Licht zu stellen, die vielleicht ganz Europa in eine elektrische Spannung versetzen dürfte! u.s.w.“*

Der aufmerksame Leser weiß bereits, von wem hier die Rede ist: von Anna Frisacco alias Dalbonne. Ein fürwahr bemerkenswertes Schreiben, dessen genaue Analyse wir an dieser Stelle beiseite lassen, weil die meisten Sachverhalte bereits vorgestellt wurden. Das Schreiben trägt insofern prophetische Züge, als in ihm drei Jahre vor dem tatsächlichen Ereignis die Ermordung Kaspars bereits angedacht wurde.

**Uns kommt es an dieser Stelle auf die Feststellung an, dass mit diesem Brief die Dalbonne-Geschichte genau zu einem Zeitpunkt in die bayerische Öffentlichkeit getragen wurde, als sämtliche Ermittlungen Bayerns und Österreichs in dieser Richtung soeben eingestellt worden waren!**

Dass Otto von Pirch schon deutlich vor dem Publikationstermin auf Kaspar Hauser angesetzt worden war, erkennt man auch an der Tatsache, dass sich Vermittlungspersonen einschalten mussten, z. B. ein Uffenheimer Magistratsrat namens **Johann Jakob Scherr** und der k. preußische Major **von Weiterhausen**, ein Verwandter von Pirchs. Diese hatten beim Magistratsrat Biberbach in Nürnberg eigens um einen Gesprächstermin gebeten. Von Feuerbachs Initiative, wie von Joseph Hickel später berichtet, ist nichts bekannt.

**Damit steht definitiv fest, dass Otto von Pirch über Moritz Saphirs anstehende Veröffentlichung bereits geraume Zeit vorher informiert worden war!**

Die Aktivitäten Saphirs und von Pirchs waren also abgestimmt: Es ging offenkundig darum, mit dem Brief und den Sprachtests der bayerischen Öffentlichkeit gegenüber eine Kinderfrau Kaspar Hausers namens Dalbonne in Erinnerung zu rufen, welche etwas Ungarisch und Slawisch sprach, und soeben von den offiziellen Staatsorganen Bayerns und Österreichs zum Vergessen bestimmt worden war.

Der Plan ging auf!

Wer ist als Auftrag- und Geldgeber Saphirs und/oder von Pirchs denkbar? Wer fädelte dieses raffinierte Spiel ein?

---

456 Pies, Dokumentation, S. 7ff.

Es steht zu vermuten, dass die entsprechenden Kontakte über Preußen zustande kamen, denn sowohl Saphir als auch von Pirch kamen mehr oder weniger direkt aus Berlin!

An dieser Stelle wollen wir daran erinnern, dass auch der Reisebegleiter des Franz Schedel, Professor Hecker, ebenfalls aus Berlin gekommen war, und Schedel im Vorjahr nach seinem Aufenthalt in Nürnberg nach Berlin weitergereist war, nachdem er komischerweise zuvor schon bei seinem Besuch bei Goethe die halbe Strecke dorthin zurückgelegt hatte!



Abbildung 127: Moritz Gottlieb Saphir, gedruckt bei Hanfstängl, München, ohne Datum.

Beschäftigen wir uns zunächst ein wenig mit Moritz Gottlieb Saphir. Saphir war ein in Ofen gebürtiger Jude, der sich mit seinem Elternhaus entzweit und nach einem Studium in Pressburg und Pest der Schriftstellerei und dem Journalismus gewidmet hatte. Franz Schedel dürfte ihn von der Pester Studentenzeit her gekannt haben.

Als Saphir 1829 von Berlin nach München umzog, um dort mit Hilfe der Stuttgarter Verleger Johann Friedrich und Friedrich Gottlob Franckh ab 1830 die Zeitschrift „Bazar“ herauszugeben, war er zuvor aus Wien und Preußens Hauptstadt als Pamphletist ausgewiesen worden.

In München ereilte ihn noch 1830 dasselbe Schicksal: Er wurde nach einer kurzen Gefängnisstrafe des Landes verwiesen, offiziell mit der Begründung Majestätsbeleidigung. Hierauf wechselte er nach Wien.

**Es steht zu vermuten, dass Saphirs Agententätigkeit für Fürst Metternich der eigentliche Grund war, ihn zur *persona non grata* in Bayern zu erklären!**

Erst im Nachhinein, am 24. Oktober 1831, teilte Fürst Metternich dem bayerischen Generalfeldmarschall und Diplomaten Carl Philipp von Wrede mit, er habe Saphir für seine informatorischen Dienste mit 1500 Gulden jährlich entlohnt.<sup>457</sup> Was Metternich dazu brachte, diese Information gerade an Wrede weiterzugeben, ist uns nicht bekannt. Vermutlich ging es darum, Saphir in Bayern zu diskreditieren, nachdem er dort im selben Jahr aus gewissen Gründen, die weiter unten noch zur Sprache kommen, plötzlich Gnade gefunden hatte.

Moritz Saphir war eine schillernde Persönlichkeit, die mit spitzer Feder schrieb. Wo immer Saphir auch weilte, er erregte unglaublich viel Aufsehen. Wie wenig objektiv er sich in seinen Texten verhielt, hatte bereits der Zeitgenosse Freiherr **Franz von Andlaw** durchschaut, der zwischen 1826 und 1835 als Sekretär der badischen Gesandtschaft in Wien fungierte und Saphir folgendermaßen charakterisierte (Hervorhebungen durch uns):

*„Durch das Eintreffen Saphirs in Wien erhielt die Tagesliteratur eine andere Richtung; die schwerfällige, langweilige Kritik wurde durch die hell leuchtenden Witzesfunken jenes Humoristen aus ihrer Lethargie geweckt, und alsbald entspann sich, wie allenthalben, wo dieser Blaustein noch erschienen, ein Federkrieg, der nicht selten in Tätlichkeiten überging. Es riss nun ein bitterer Ton der Polemik ein, und wenn es auch nur wenige gab, die sich dem gefürchteten Kritiker anschlossen, so waren doch alle seine Gegner, vereint, nicht im Stande, es mit Saphirs spitzen Waffen aufzunehmen ... Ich habe ihn oft gesehen, viel und gerne gehört, doch mich in seiner Nähe, selbst bei seinen ergötzlichen Vorträgen, nie eines unheimlichen Gefühls erwehren können.*

457 Viktor Bibl: Metternich, der Dämon Österreichs, Leipzig, Wien 1936, 257f.

*Mit seiner äußeren Erscheinung, der eines wahrhaften Satyr ähnlich, verband sich eine in Gift getauchte Feder, von der man nicht nur wusste, dass sie schonungslos, geifernd, gefährlich, sondern auch vor allem käuflich war, und der Meistbietende immer sicher auf Saphirs Lob oder zum mindesten seine Nachsicht rechnen konnte. Mit seinem überwiegenden Geist und unübertroffenen Witz, seine echt ... (Auslassung von Andlaw!) Unverschämtheit beherrschte er durch 20 Jahre das Feld der Wiener Kritik, gab Vorlesungen, veranstaltete zahllose Konzerte zu seinem und anderer Bedürftigen Besten. Oft mit Geld, noch öfter mit Gefängnis bestraft ... Er erheiterte, ärgerte, verletzte, vergriff sich am Heiligsten, und schwieg nur, wo er bestochen war, hatte die Lacher aber meist auf seiner Seite, zahllosen Feinden gegenüber jedoch keinen Freund. Selbst seine entschiedensten Anhänger versicherten, dass es ganz unmöglich sei, sich mit Saphir in die Länge zu vertragen ... Mitten unter unzähligen Fehden ereilte ihn im 64. Jahre (1854) der Tod in Baden, wo er sich immer gerne aufhielt ...*<sup>458</sup>

Wenn dieser „gefährliche“ und „käufliche“ Moritz Saphir im März 1830 gezielt die Geschichte mit der Dalbonne hochspielte, kann er jedoch keinesfalls im Auftrag Fürst Metternichs gehandelt haben, denn dieser war ja soeben dabei, im Einvernehmen mit Bayern die Affäre niederzuschlagen. Hieraus resultiert, dass ein weiterer Auftraggeber Saphirs existiert haben muss, der entgegen der offiziellen politischen Doktrin in Österreich durchaus ein Interesse hatte, die Affäre um die Dalbonne am Köcheln zu halten.

Wer könnte dieser Unbekannte gewesen sein?

Wir haben hier keine schriftlichen Belege. Es spricht jedoch vieles dafür, dass dieser Auftraggeber aus einer Großbank Österreich-Ungarns kam und wahrscheinlich wie Saphir mosaischer Religion war. Damit kommt im Fall Kaspar Hauser erstmals konkret **Salomon von Rothschild** (1774-1855) ins Spiel, der Sohn des legendären Mayer Amschel Rothschild (1744-1812). Unterstützt wurde Rothschild wahrscheinlich von **Samuel und Rudolf Wodianer**, ungarischen Bankiers mit Niederlassung in Pest, die sich im Woll- und Tabakhandel Ungarns engagierten und mit den Rothschilds eng zusammenarbeiteten.

Salomon von Rothschild – er wurde vom Kaiserhof geadelt – fungierte im Familienunternehmen als Leiter der Wiener Filiale und galt an sich als Metternich-treu. Er war es z. B. höchstpersönlich gewesen, der dem Fürsten Metternich den jungen Saphir als Agent anempfohlen hatte, was dieser bereitwillig abgenommen hatte.<sup>459</sup>

Für die Rothschild-Familie war es kennzeichnend, Intellektuelle aller Couleur, Politiker, Künstler, Schriftsteller, Publizisten, um sich zu scharen, diese in ihren Projekten zu unterstützen und ggf. als Agenten zu beschäftigen, um so gesellschaftliche Anerkennung und leichteren Zutritt zu den jeweiligen Staatsorganen zu finden. Nicht zuletzt konnte man durch solche strategischen Bekanntschaften den Zeitgeist und die öffentliche Meinung positiv im eigenen Sinn beeinflussen.

*„Langsam, aber stetig steigen die reichen jüdischen Bankherren auch gesellschaftlich immer höher. Die Rothschild geben große Dinners und sehen bald häufig Träger hochadeliger Namen und Würden aller Art an ihrem Tische. Sie erfahren auf diese Weise so manche Neuigkeit, die sie im geschäftlichen Leben gewinnbringend verwerten können. 'Seitdem ich wieder hier bin', schreibt darüber ein Besucher aus Frankfurt, 'finde ich zu meinem großen Erstaunen, dass Leute wie die Bethmann, Gontard, Brentano usw. mit den ersten Juden essen und trinken und man hat mir auf mein Verwundern darüber geantwortet, man könne nun einmal kein Geldgeschäft von Bedeutung mehr ohne Zuziehung dieser Leute machen, man dürfe es sich nicht mit ihnen verderben. Nach diesen Vorgängen sind die Rothschild demnach von einzelnen Gesandten eingeladen worden.*<sup>460</sup>

---

458 Aus Franz von Andlaw: Mein Tagebuch ..., Bd. 1, Frankfurt 1862.

459 Conte Corti, S. 168ff.

460 Corte Conti, S. 92.

Nicht nur Moritz Saphir, sondern auch der Metternich-Vertraute und Stanhope-Freund **Friedrich von Gentz** (1764-1832) gehörten zu den Rothschild'schen Geld-Vasallen. Gentz arbeitete lebenslang am Wiener Hof für die Rothschilds und erhielt von ihnen immer wieder Zuwendungen für gewisse Dienste, z. B. für die Abfassung eines wohlwollenden Brockhaus-Artikels!

Was Saphir anbelangt, so ging er noch in seiner späten Wiener Zeit im Haus Rothschild ein und aus. Hieraus ergeben sich einige Anekdoten, von denen wir zwei dem Leser nicht vorenthalten wollen, weil sie plastisch den Saphir'schen Wortwitz, aber auch die gegenseitige Vertrautheit deutlich machen:

*„So wurde einmal bei einer Mahlzeit bei Rothschild, zu welcher auch Saphir geladen, köstlicher Lacrymae-Wein aufgetragen. Warum, Freund Saphir, fragte Rothschild, heißt wohl dieser Wein Lacrymae Christi? Weil, Herr Baron, entgegnete Saphir, jeder gute Christ Thränen vergießt, wenn ein Jude diesen Wein trinkt.“<sup>461</sup>*

*„Bei einem Abendbankett bat der alte Rothschild Saphir, etwas besonders Originelles in sein Autogramm-Buch zu schreiben. Zwei Minuten später erhielt der Bankier das Buch mit folgendem Eintrag zurück: 'Verpflichten Sie mich, lieber Baron, mit einem Kredit von 10000 Gulden, und vergessen Sie hinterher Ihren gehorsamen Diener, M. G. Serum.'“<sup>462</sup>*

Saphir stand also im Jahr 1830, als er in München den „Bazar“ herausgab, für die Rothschild'schen Interessen. Nicht in jedem Fall müssen diese den Interessen Metternichs entsprochen haben. Deshalb wäre es kein Wunder, wenn Moritz Saphir im geschilderten Fall eine Art von Doppelagententätigkeit wahrnahm und nun primär für das Bankhaus Rothschild Spitzeldienste leistete bzw. einen Auftrag übernahm, selbst wenn er sich damit in gewissen Gegensatz zu seinem Auftraggeber Metternich brachte. Dieser musste ja nichts davon erfahren.

Salomon von Rothild war innerhalb seiner Familie der einzige, der intensive geschäftliche Kontakte nach Preußen unterhielt; er war es gewesen, welcher in gestaffelten Aktionen seit 1818 preußische Staatsanleihen gezeichnet hatte, um die Finanzen des Königreichs zu entlasten. Als Mittelmann hierzu diente vor allem der preußische Staatsminister **Karl August von Hardenberg** (1750-1822), der sich im Gegenzug schon früh für die Emanzipation der preußischen Juden eingesetzt hatte. Salomons Sohn Anselm Rothschild (1803-1874) studierte eigens in Berlin, um so die Kontakte seiner Familie zum preußischen Hof auch nach dem Tod von Hardenbergs aufrecht zu erhalten.

Nehmen wir einmal an, dass Moritz Saphir den oben zitierten Artikel auf Rothschild'sche Order hin an die Öffentlichkeit brachte. Welches Interesse könnten die im Hintergrund agierenden Bankiers von Rothschild getragen haben, die Metternich-Linie ausnahmsweise zu verlassen und die Herkunftsfrage eines Kaspar Hauser entgegen dem erklärten politischen Willen nicht einschlafen zu lassen?

Obwohl Salomon von Rothschild bereits als offizieller Hoffinanzier Wiens fungierte, hatte er damals noch zahlreiche Widerstände in Österreich und Ungarn zu überwinden, u. a. den Einfluss des griechischstämmigen Bankiers Georg von Sina in Pest. Außerdem sah er sich der Konkurrenz anderer, von außen nach Österreich herein drängender Bankhäuser ausgesetzt.



Abb. 128: Salomon von Rothschild, Lithographie von Friedrich Lieder, ca. 1830, Originallithographie der Albertina in Wien.

461 Artikel „Saphir“ im „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Österreich“, Bd. 28, 1874, S. 213.

462 Übersetzt aus Spectator, 22. Oktober 1887, S. 12.

**Es könnte vor einem solchen Hintergrund durchaus im Kalkül Salomon Rothschilds gelegen haben, im Rahmen der eigenen Expansionsbestrebungen einem unliebsamen Konkurrenten im Königreich Bayern namens Simon von Eichthal eins auszuwischen!**

Notabene: Die Rothschild-Dynastie war zu diesem Zeitpunkt fast überall in Europa, jedoch nicht im Königreich Bayern präsent. Dies wird sich erst 1834/1835, mit der 100-%-ige Vorfinanzierung des Ludwig-Donau-Main-Kanals (9,5 Mill. Gulden!) ändern. Im Jahr 1830 agierte jedoch das Bank-Unternehmen von Eichthal quasi allein als Platzhirsch unter den Banken in Bayern, nachdem es seinerseits Konkurrenten wie den Bankier Spiro aus München verdrängt und fast die gesamte Finanzierung des bayerischen Hofes an sich gezogen hatte.

Doch inwiefern hätte ein Schüren der Affäre „Dalbonne“ dazu beigetragen, die angestrebten Ziele Rothschilds zu erreichen? Dies hätte genau dann funktioniert, wenn es mit öffentlichem Druck gelungen wäre, die politische Widerstände in Wien und München gegen die Aufklärung des Falles Kaspar Hauser zu überwinden und die Gouvernante Dalbonne doch noch zu einem umfassenden Geständnis zu bringen. Dazu musste man aber allerdings subtil und unauffällig vorgehen. So versuchte man jetzt mit Hilfe von eigens beauftragten Intellektuellen, die wenigstens einen gewissen Bekanntheitsgrad genossen und öffentlichkeitswirksam waren, den Skandal aus Bayern allmählich nach Ungarn hinein und wieder zurück nach Bayern zutragen und ihm dabei eine gewisse Eigendynamik zu verleihen.

**Demnach sollte Salomon Rothschild, informiert durch seine Spitzel und Agenten, genau über Kaspar Hausers Elterenschicksal Bescheid gewusst haben!**

Zwar hätte es bei Gelingen des Planes erhebliche Erschütterungen gegeben, bis hin zur Kompromittierung der „bayerischen“ Habsburgerin Maria-Leopoldine von Österreich. Aber noch empfindlicher wäre deren Geldgeber im Hintergrund, eben der bei den Rothschilds unbeliebte Simon von Eichthal, getroffen worden, so er die frühere Beseitigung Kaspar finanziert hätte.

Als alternatives oder ergänzendes Motiv eines Engagements in Sachen Kaspar Hauser käme für die Rothschilds die Verschiebung des inner-ungarischen Kräfteverhältnisses vom erzkonservativen deutschen Beamtenapparat Ofens zu einer aufstrebend-ungarischen, eher dem Geschäftsleben Pests verbundenen Adelschicht in Frage. Hier ist die Gruppe der Banken neben dem Gespann Rothschild/Wodianer um das bereits genannte, in Wien und Pest präsente Bankhaus des Georg Simon von Sina (1783-1856) zu erweitern. Die griechisch-stämmige, katholische Bankierfamilie Sina war über den Tabakhandel im osmanischen Reich groß geworden und konkurrierte in Ungarn vor allem mit den Bankleuten Wodianer um Einfluss und wirtschaftlichen Erfolg. Überwunden wurde diese Konkurrenz erst durch die gemeinsame Finanzierung der Kettenbrücke zwischen Ofen und Pest im Jahr 1838, die auf Initiative des Grafen **István Széchenyi** (1791-1860) zustande kam.

Falls nun jemand Zweifel an einer solchen Sicht der Dinge anmeldet und die Rothschild-Hypothese als zu weit hergeholt ansieht, bitten wir ihn darum, uns wenigstens einen politischen Exponenten in Bayern, Österreich oder Ungarn zu nennen, der es damals mit dem Spitzel-Apparat des Systems Metternich hätte aufnehmen können, und obendrein über die Mittel verfügte, dagegen zu agieren und noch dazu mehrere kostspielige Reisen zu finanzieren.

Es wird sich keiner finden!

**Geld – allein Geld – dürfte dieses Engagement entschieden haben! Geld drehte bedarfsweise auch Agenten um – und dieses Geld kam am wahrscheinlichsten aus der Banken-Szene der beteiligten Länder und vornehmlich aus der Familie Rothschild!**

Das österreichische Regime oder die Regierung Preußens kamen jedenfalls dafür nicht in Frage: Wie wenig die Pirch'schen Versuche dem politischen Willen Österreichs entsprachen, sieht man z. B. an einem Schreiben des Hofkanzlers von Reviczky an Fürst Metternich vom 25. Juni 1830, in dem er jegliche

weitere Nachforschung aufgrund der Tests des Otto von Pirch ablehnte.<sup>463</sup> Und dennoch waren diese Versuche zustande gekommen!

Man kann es drehen und wenden, wie man will:

**Es muss eine von der Regierung unabhängige Kraft in Österreich-Ungarn gegeben haben, die sich damals zur Einmischung in den Fall Kaspar Hauser entschloss und im Folgenden alles daran setzte, die Affäre „Dalbonne“ zum eigenen Vorteil hochzuziehen, nachdem sie einzuschlafen drohte. Diese Kraft sehen wir in der Hochfinanz der Rothschilds. Deren Doktrin, die vornehmlich das konkurrierende Bankhaus von Eichthal in Bayern belasten sollte, galt allerdings nur solange, bis diese Feinde im eigenen Boot saßen, d. h. bis ca. 1834!**

Genau dieser Sachverhalt zieht sich durch die gesamte Ungarn-Geschichte Kaspar Hausers wie ein roter Faden und erhellt viele bislang ungeklärte Phänomene!

*„Geld ist der Gott unserer Zeit und Rothschild ist sein Prophet ...“*, sagte Heinrich Heine.

*„...und Kaspar Hauser sein Opfer!“*, möchte man hinzufügen.

Es handelt sich hierbei um die erste Phase der Rothschild-Einmischung in den Fall des Nürnberger Findelkindes. Weitere schließen sich an.

An dieser Stelle ist es nicht zu umgehen, auf Eduard Maria Oettinger zurückzukommen, gerade auf jenen Mann, welchen der Pressburger Domprediger Johann Samuel Müller in Zusammenhang mit dem Hauser-Entführer Ludwig Würth stellte.

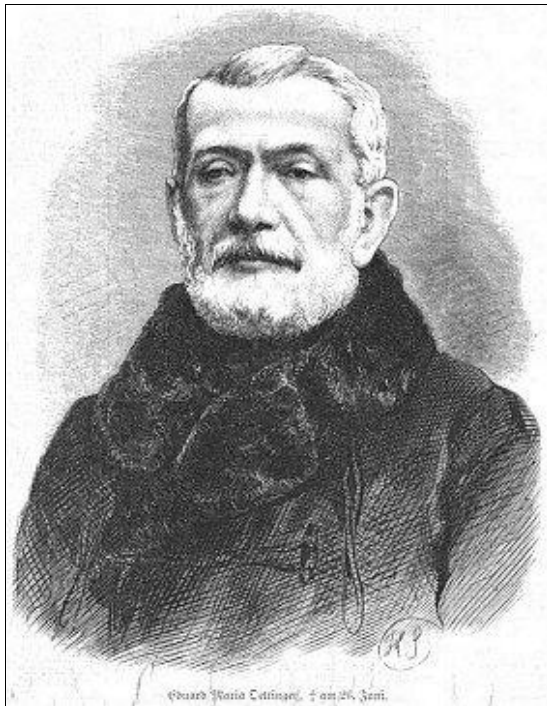


Abb. 129: Eduard Oettinger. Grafik zu seinem Tod, von Hermann Scherenberg von 1872.

**Eduard Oettinger** (1808-1872) stammte aus einer vormals reichen Familie, die durch die napoleonischen Kriege ihr ganzes Vermögen verloren hatte. Sein Abitur machte er in Breslau, wo er auch geboren war; ein nachfolgendes Studium musste er jedoch mangels finanzieller Mittel abbrechen.

Oettinger war 13 Jahre jünger als Moritz Saphir, aber wie dieser war er Jude, und er war gemeinsam mit Saphir in Wien durch die Schule des **Adolph Bäuerle** gegangen, ehe er sich als Journalist und Publizist satirisch-politischer Zeitschriften selbständig gemacht hatte. Beide, Saphir und Oettinger, erwarben ihre ersten herausgeberischen Meriten in Berlin: Ihre Zeitschriften wurden von **Leopold Wilhelm Krause** verlegt, der später in Zusammenhang mit dem Polizeirat Merker noch eine Rolle spielen wird. Beide wirkten im Berliner Publizisten-Club „Der Tunnel“, den sie später gemeinsam wieder verließen, ehe sie aus Berlin und Preußen ausgewiesen wurden. Oettinger betraf das vor allem wegen subversiv-anzüglicher Äußerungen in seiner Zeitschrift „Der Eulenspiegel“.

Prompt wechselten beide wegen der relativen Pressefreiheit nach Bayern, gründeten dort neue satirische Blätter, Oettinger das „Schwarze Gespenst“, Saphir den „Bazar“ und den „Deutschen Horizont“. Die beiden Männer, denen ein Ruf wie Donnerhall vorausging, hatten in Bayern publizistischen Erfolg, d. h. ihre Blätter fanden reißenden Absatz. Aber schon nach kurzer Zeit gerieten sie wegen ihrer losen Sprüche gegen die staatliche Autorität und ihrer ätzenden Persiflage der Münchner Geschehnisse in

---

463 Sittenberger, S. 252.

Konflikt mit dem Königshaus und der Staatsmacht. Am Ende gerieten sie in die Fänge des Geheimdienstes, wurden gemeinsam verhaftet und möglicherweise als Agenten enttarnt. Noch 1830 erfolgte ihre gemeinsame Ausweisung aus dem Königreich Bayern.

**Oettinger und Saphir waren also ein gut eingespieltes Tandem – quasi Schicksalsbrüder, die sich, wenn es nötig wurde, auch gegenseitig deckten und verteidigten. Und kein Zweifel: Beide waren heimliche Auftragschreiber und Agenten der Bankiers Rothschild!**

Auf deren Anweisung hin und unter verlegerischem Flankenschutz des renommierten Verlagshauses Cotta<sup>464</sup> und der Gebrüder Franckh aus Stuttgart hatten sie offensichtlich 1830 den Auftrag erhalten, speziell in Bayern mit den Mitteln der politischen Satire für publizistischen Wirbel und antimonarchische Stimmung in den bürgerlichen und intellektuellen Kreisen zu sorgen.

Kurz: Es ging den Rothschilds darum, in einem Staatengebilde, in dem sie bislang keinen Fuß auf den Boden gebracht hatten, Unruhe zu stiften, das Königshaus in seiner Autorität und speziell den Hausbankier des bayerischen Hofes, Simon von Eichthal, in seiner Exklusivität zu schwächen und so das Terrain für eine spätere feindliche Übernahme vorzubereiten. Vier Jahre später war es soweit: Mit der exklusiven Finanzierung des bayerischen Ludwig-Donau-Main-Kanals durch das Bankhaus Rothschild in Frankfurt war 1834 das jahrzehntelange Eis endlich gebrochen und die Rothschilds ans Ziel gelangt. So viel im Vorgriff.

**Speziell das mit den Rothschilds verfeindete Bankhaus von Eichthal öffentlich durch den Kakao zu ziehen, gelang dem begabten Oettinger bereits zu einem Zeitpunkt, als er noch gar keinen Fuß nach Bayern gesetzt hatte:**

Mit Unterstützung des Buchdruckers Joseph Rösl erschien am 10. Dezember 1829 im Münchner-Conversations-Blatt „Eulenspiegels Trostrede an alle Damen, deren Porträts nicht in der Bilder-Gallerie sind“. Jeder in München wusste, wer der Verfasser war und worum es in dem Artikel ging: Wenige Jahre zuvor hatte der für seine zahlreichen Liebschaften bekannte bayerische König Ludwig I. den Hofmaler Karl Stieler angestellt und durch ihn die Portraits seiner heute so berühmten Schönheiten-Galerie malen lassen.

In dem Schelmenstück Oettingers – sozusagen seine Begrüßungsworte für München – findet sich nun der folgende, bezeichnende Satz:

*„Man hat mir erzählt, dass bereits vier reiche Bankierstöchter, die so eitel waren, sich für die Schönsten ihres Geschlechts zu halten, weil ihr Herr Papa ebenso viel Geld als Arroganz besitzt (und das will viel bedeuten) aus Gram närrisch geworden wären, weil man sie in der Wahl der abzuzeichnenden Schönheiten übergangen habe ...“*

Kein Zweifel, dies war ein ironischer Seitenhieb auf die Damen des Hauses von Eichthal! Uns stellt sich lediglich die Frage, ob hierbei die Schwestern oder die Töchter Simons von Eichthal im Visier waren.

Das war eine Persiflage ganz nach dem Gusto der Rothschilds, sie sollte gewisse Autoritäten untergraben, und Oettinger wurde für solche Bemerkungen genauso wie Moritz Saphir fürstlich bezahlt! Es ist nun gewiss auch kein Zufall, wenn sich Eduard Oettinger genau wie sein Kollege Moritz Saphir nach seiner Ausweisung aus Bayern nach Paris begab. Wenn seine Familie in nach-napoleonischer Zeit nicht Teile ihres früheren Vermögens dorthin gerettet hatten, dürfte sich Oettinger unter die finanziellen Fittiche eines Magnaten wie James Rothschild geflüchtet haben!

In Paris kurz vor der bürgerlichen Revolution soll er plötzlich über eine große Dampf-Druckerei mit 97 Pressen verfügt haben, was ihm ermöglichte, dort sein „Neues deutsches Blatt“ aufzulegen, in das bereits 17000 ganze und 500 halbe Abonnenten eingeschrieben hätten, darunter Mulei Ab-er-Rhaman, der Kaiser von Marokko.

Natürlich waren diese Angaben im Münchner Tagblatt vom 16. Februar 1830 satirische Übertreibungen. Aber solche beruhen meistens auf einem Wahrheitskern!

---

464 Für dessen Enzyklopädie Friedrich Gentz eigens eine Rothschild-Eloge geschrieben hatte!

An den geschilderten Beispielen des journalistischen „Umsturzversuches“ in München durch Saphir und Oettinger, der aus heutiger Sicht fast burleske Züge trägt, scheint eine gewisse Dichotomie Rothschild'scher Strategie auf: Es war der Bankiersfamilie auf der einen Seite möglich, als aristokratie- und monarchie-tragende Kraft und als Rechtsgarant aufzutreten, zumindest in den ihnen gewogenen Staaten. Auf der anderen Seite verschloss man sich nicht den progressiven, z. T. modernistischen Moden im neuen Bildungsbürgertum, also dort, wo sich die gewieften Geschäftsleute vielleicht auf die Dauer mehr Innovation, Fortschritt und Rendite erwarteten als in den verkrusteten Strukturen der Hocharistokratie.

Die Rothschilds erscheinen so je nach Situation und Notwendigkeit einmal als Katalysatoren und Regulative des Fortschritts (und damit letztlich auch als Unterstützer der bürgerlichen Revolution und politischen Union in Deutschland), zum anderen als Bremser und Schützer geordneter Staatsstrukturen, Bewahrer der Monarchie und der spätfeudalen Ständeordnung.

**Nur wenn man beide Seiten bediente, hatte man das ganze Gefüge im Griff und konnte man nach Bedarf bei neuen, unvorhergesehenen Entwicklungen adäquat reagieren!**

Indem sie sich unentwegt als Äquilibranten, als Ausgleich widerstrebender Kräfte betätigten, entwickelten die Rothschilds eine gewisse friedenserhaltende Wirkung in Europa. Das soll hier nicht unerwähnt bleiben, denn angesichts des zunehmenden Aufbegehrens des Bürgertums und der rasanten gesellschaftlichen Veränderungen, die die Industrialisierung und die Verbesserung der Verkehrswege und Kommunikationsmöglichkeiten in ganz Europa mit sich brachten, mit der Folge einer ganz neuen Mittelschicht, hätten neue Kriege und Konfliktherde ungeheure Sprengkraft nach allen Seiten entwickeln können und sicherlich nicht mehr die Gewinne abgeworfen, die noch im Kampf gegen Napoleon möglich waren. Dabei agierten die Gebrüder Rothschild immer in einer subtilen, den direkten Blicken verborgenen, allerdings auch nicht immer ganz legalen Art und Weise. Lieber zog man bei gesellschaftsrechtlich noch immer nicht voll anerkanntem Status die Strippen im Hintergrund, ließ die wirtschaftlich und finanziell abhängigen Marionetten in Politik und Publizistik tanzen, ehe man sich selbst öffentlich in die Waagschale warf und dabei Gefahr lief, sich als wucherische, auf den eigenen Vorteil bedachte Andersgläubige zu kompromittieren.

Wenn Oettinger und Saphir ein journalistisches Agenten-Brüderpaar Rothschild'scher Provenienz waren, die bezüglich ihrer Intentionen zu trennen sich gerade für die Münchner Phase nicht lohnt, dann bekommt nicht nur ein Moritz Saphir, sondern speziell auch ein Eduard Oettinger indirekten Bezug zur Affäre um Kaspar Hauser. Um so frappierender ist es, wenn wir nun durch Johann Samuel Müller gerade im betreffenden Jahr 1830 einen direkten Bezug Oettingers zum Fall Kaspar Hauser vermittelt bekamen. Müller scheint in der Tat einen siebten Sinn gehabt zu haben:

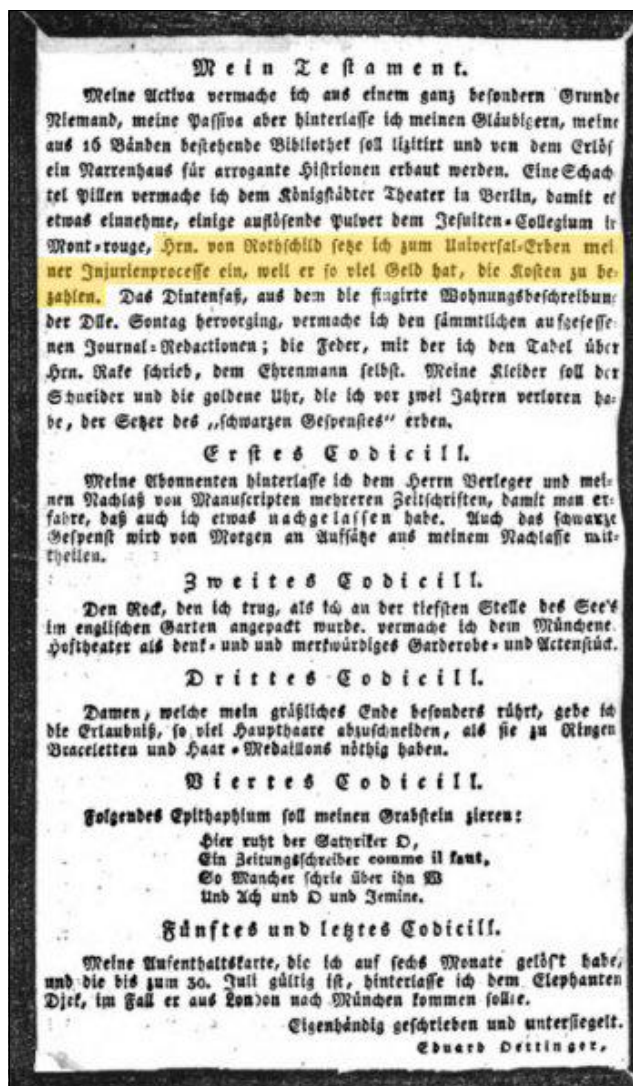


Abb. 130: „Oettingers Vermächtnis“: in „Das Schwarze Gespenst“, redigiert von Eduard Oettingers Schatten, Nr. 21, 24. Januar 1830, S. 84.



- In der Tat musste es auffallen, dass sich Oettinger derselben Nomenklatur bediente wie der Pfarrer Ludwig Würth. Dessen anti-bonapartistische Haltung und Freidenkertum vor 1813 haben wir bereits herausgearbeitet. Oettinger wird speziell in Bezug auf Napoleon eine geistige Nähe zu Ludwig Würth aufgewiesen haben, denn wenn man seinen Biographen trauen kann, dann hatte seine Familie durch Napoleon ungeheuren materiellen Schaden erlitten, was diese wiederum als Glaubensbrüder in die Nähe eines Nathan Rothschild gerückt haben mag. Deshalb würden wir uns nicht wundern, wenn sich der Vater oder auch der eine oder andere Bruder Oettingers zu Napoleons Zeiten der Bewegung eines Pfarrers Würth und seiner Kommilitonen angeschlossen hätte (speziell bei einem Studienort Erlangen). Leider können wir mit dem Mitteln, die uns aktuell zur Verfügung stehen, über Oettingers Familie keine verlässlichen Informationen beibringen, womit auch der Vermögensverlust der Breslauer Familie im Unklaren bleibt.
- Es ist durchaus denkbar, dass Ludwig Würth in jenem Jahr 1828, indem er von Müller in Wien verortet worden war, gerade im Hause Salomon Rothschild in direkten Kontakt mit Eduard Oettinger und zu einem Interessenaustausch mit ihm kam. Dies gilt umso mehr, wenn Oettinger aufgrund seiner Familiengeschichte Würths vormaligen Anti-Napoleonismus geteilt, und Nathan und Salomon Rothschild die protestantische Erweckungsbewegung in Vöcklabruck unterstützt oder gar als vormaliger Geldgeber der Hauser'schen Entführungsaktion fungiert hätte. Wie sonst als durch ein gegenseitiges Kennen- und Schätzenlernen erklärt sich die Tatsache, dass Oettinger und Würth in Bezug auf ihre Weltanschauung einer gemeinsamen Terminologie und Ideenwelt - z. B. gegen Mystizismus, Okskurantismus und Pietismus – präsentierten?

Dass Würth überzeugter Protestant war, Eduard Oettinger aber 1828 formell zum Katholizismus übertrat, tut dieser Sicht der Dinge keinen Abbruch, denn letztlich handelte es sich bei beiden um ausgesprochene Freigeister und allenfalls um Vernunftgläubige (um elende Naturalisten, hätte der orthodoxe Müller gesagt). Eine Konversion Oettingers zum Christentum – ähnlich wie bei von Eichthal oder Saphir – hatte vermutlich rein gar nichts mit religiöser Überzeugung zu tun, sondern begründete sich bei Fortbestehen eines Krypto-Judentums durch geschäftliche Vorteile und eine Art von gesellschaftlichem Mimikri. Österreich, in dem Oettinger als Norddeutscher 1828 wirkte, war durch einen rigorosen Katholizismus geprägt, also bot ihm dort der formelle Übertritt zur Papstkirche eben das beste Fortkommen.

Wenn man diese spezifische Rolle des Vielschreibers Oettinger verstanden hat, dessen Karriere damals erst begann und später um einige Facetten erweitert wurde, dann ist auf jeden Fall der siebente Sinn eines Johann Samuel Müllers zu bewundern, welcher aufgrund weniger Äußerungen in einer einzigen Annonce die Geistesbruderschaft Oettingers und Würths durchschaute und Oettinger intuitiv der Bande Würths zuordnete. Womit er in der Quintessenz unserer Recherche durchaus recht gehabt haben kann!

**Bei Johann Samuel Müller handelte es sich also, wie wir nun schon zum wiederholten Mal belegen konnten, um alles andere als um einen von Verfolgungswahn und religiösem Fanatismus geprägten Spinner, sondern für den Fall Kaspar Hauser um einen Kronzeugen ersten Ranges!**

Nach diesem Exkurs zur Münchner Publizistik kehren wir zurück zur Ungarn-Geschichte Kaspar Hau-sers und konzentrieren uns nun auf den weiteren Ablauf:



Abb. 131: G. Ph. Schmidt von Lübeck, Stich von Bendixen, 1826.

Der dänische Justizrat **Georg Philipp Schmidt von Lübeck** berichtete in seinem Kaspar-Hauser-Büchlein, dass eine Meldung über den Zusammenbruch der Dalbonne den Ort Pest schon am 25. Februar 1830 verlassen hatte. Die Meldung erschien zeitnah im Altonaer Merkur Nr. 50, Jahrgang 1830. Leider konnten wir das genaue Erscheinungsdatum nicht eruieren. Am 31. März 1830 wurde laut dem Hamburgischen Correspondenten Nr. 55 „vom Main“ bereits erste Gerüchte darüber gemeldet, dass die Gräfin von Majthényi Kaspars Mutter gewesen sein soll. Die Kunde von den Pirch'schen Versuchen hatte sich also wie ein Lauffeuer verbreitet!<sup>465</sup>

Was brachte ausgerechnet zwei Hamburger Wochenzeitungen dazu, für Publizität in der Affäre Dalbonne zu sorgen?

Die Sache erfährt am ehesten dadurch eine Erklärung, dass das Bankhaus Rothschild auch in Hamburg eine Agentur mit entsprechenden Verbindungen zur Presse besaß!

Dass nun auch die Frau von Majthény auf der Fahndungsliste stand, dürfte ein zunächst ungeplanter Nebeneffekt gewesen sein, denn immerhin ging ja die eigentliche Stoßrichtung in Richtung des bayerischen Hofes resp. Maria-Leopoldines und des Barons von Eichthal. Schaden konnte dies der Sache, um die es eigentlich ging, nicht. Später mag sogar der gezielte Versuch der Diffamierung dieser Frau hinzugekommen sein, wie noch aufzuzeigen sein wird.

**Wie dem auch sei: Man strickte im Folgenden publizistisch fleißig an der Legende von der ungarischen Herkunft Kaspars.**

---

465 Georg Philipp Schmidt von Lübeck: Über Caspar Hauser, Heft 2, Altona 1832, S. 31f.

## Das „Kind Europas“ ein Kind der Familie Rothschild?

Währenddessen ergaben sich in Nürnberg immer größere Finanzierungslücken, was den Unterhalt und die Ausbildung Kaspar Hausers anbelangt, zumal der Aufwand des Personenschutzes nach dem Hackmesser-Attentat hinzugekommen war.

Am 6. Januar 1830 hatte die Stadt Nürnberg aus dem Fond des Armen-Pflegschaftsrates für die Versorgung Kaspar Hausers 300 Gulden jährlich für Unterhalt und Ausbildung bewilligt. Dieser Betrag reichte aber offensichtlich nicht aus, so dass der Freiherr **Gottlieb von Tucher** ein Gesuch um weitere Unterstützung an König Ludwig I. von Bayern persönlich richtete. Der Antrag wurde von der klammen bayerischen Staatsregierung abschlägig beschieden.<sup>466</sup>

Not macht bekanntlich erfinderisch:

Da Kaspar Hausers Schicksal nach dem Attentat mittlerweile in ganz Europa Anteilnahme gefunden hatte, kam der bedrängte Herr von Tucher auf eine grandiose Idee. In einem Brief vom 26. März 1830 schlug er dem Gerichtspräsidenten Anselm von Feuerbach eine europaweite Geldsammlung zu Errichtung einer Kaspar-Hauser-Stiftung vor, aus der sein weiterer Unterhalt zu bestreiten sei. In seiner Begeisterung lehnte sich der Nürnberger Patrizier ein Stück zu weit aus dem Fenster: Er habe, so schrieb er, in Hamburg, Berlin und Paris Freunde, und in Prag, Wien und Frankfurt Verwandte. Er könne mit deren Hilfe und durch Kaufleute auf allen großen Handelsplätzen Geld sammeln lassen. So stünden ihm auf leichte Weise alsbald große Summen zu Verfügung!<sup>467</sup>

Daraufhin setzte sich Paul Anselm von Feuerbach mit Otto von Pirch ins Einvernehmen, um „*der Angelegenheit eine Wendung ins Große zu geben, um sie von Tucher und Bayern zu lösen*“. Pirch hatte ein weiches Herz für Kaspar Hauser und fragte seinerseits am 4. April 1830 bei Feuerbach nach, „*ob es erwünscht wäre, wenn in Berlin ein vereinter Beitrag veranlasst würde. Es könnten Reisen notwendig werden, und für diese muss doch dann ein Fonds vorhanden sein.*“<sup>468</sup>

Da wollte sich auch ein Gerichtspräsident von Feuerbach nicht länger lumpen lassen. Mit sichtlicher Begeisterung, allerdings auch mit einer gewissen Großspurigkeit schrieb er am 7. April 1830 Kaspars Vor mund:

*„Vom Staat ist nichts zu erwarten ... Meine Gedanken gegen auf nichts Geringeres als auf eine europäische Subskription. Einen bedeutenden Teil von Deutschland, namentlich Berlin, Dresden, Weimar, Württemberg, Frankfurt, dann Frankreich, Holland und Dänemark nehme ich auf mich, und wenn einige Nürnberger und Frankfurter Handelshäuser (von denen Sie für die ersteren sorgen müssen, ich die letzteren mir beigesellen werde) mich gehörig unterstützen, so zweifle ich kaum, dass ein Kapital zusammenkommen werde, dessen Zinsen hinreichend für alle Bedürfnisse Kaspar Hausers sorgen werden ...“*<sup>469</sup>

Jetzt kam tatsächlich, wie schon oben durch ein Zitat Hickels angedeutet, ein gemeinsamer guter Bekannter von Feuerbach und Pirch in Spiel, der Berliner Verleger und Kriminaldirektor **Dr. Julius Eduard Hitzig**. Hitzig gab in Berlin zwei kriminologische Monatsschriften heraus, die „Zeitschrift für die preussische Kriminalrechtspflege“ und die „Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege“, wobei letztere, wie der Titel bereits besagt, europaweit aufgelegt war. Hitzig griff die ihm vorgetragene Idee begeistert auf, versprach seinen publizistischen Einsatz und wollte Sonderdrucke eines Aufsatzes, den Otto von Pirch über Kaspar Hauser verfassen sollte, in alle europäischen Hauptstädte zu versenden.

**Das erste Mal und noch zu dessen Lebzeiten sollte Kaspar Hausers anrührendes Schicksal europaweit vermarktet werden!**

466 Mayer-Tradowksy, S. 107.

467 Mayer-Tradowksy, S. 399.

468 Mayer/Tradowksy, S. 107f.

469 Mayer/Tradowksy, S. 108f.

Wenig später, am 16. Juni 1830, berichtete Otto von Pirch wie verabredet über seine Sprachtests mit Kaspar Hauser in einem Artikel, den er „Skizze der bis jetzt bekannten Lebensmomente des merkwürdigen Findlings Caspar Hauser in Nürnberg“ nannte. Von Pirch rief dabei auftragsgemäß zu einer Spendenaktion auf:

*„...Es ist leicht einzusehen, dass das Gelingen der Untersuchungen (freilich zur Aufklärung der Herkunft Kaspar Hausers) zum Theil von dem Geheimhalten der Maßregeln und der Resultate abhängt. Zwei Jahre hindurch aber beschäftigt Caspar Hauser das gebildete Europa so lebhaft, dass man ihm mit Recht den Namen des Kindes von Europa gegeben hat ...*

*Dass in unserer Zeit, in einer Periode, wo der Friede das Handhaben der polizeilichen Ordnung erleichtert, in dem Mittelpunkt des gesetzlich-geordneten Deutschlands ein Verbrechen, wie das an Caspar Hauser verübte, zwölf Jahre lang unentdeckt fortgeführt werden konnte, steht wie eine fast unglaubliche Sache da ...*

*Ich bin genau genug von der Sache unterrichtet, um mit gewissenhafter Bestimmtheit sagen zu können: Es ist nicht alles geschehen, was hätte geschehen müssen, wollte man das Verbrechen und Hausers Herkunft entdecken. Dies ist kein Vorwurf für die mit der Sache beschäftigten Männer, denn es fehlt nicht an Eifer, sondern an den nötigen Mitteln – mit einem Wort es fehlt an Geld! Bis heute ruht die Last seines Unterhalts, seiner Erziehung und der ganzen Untersuchung auf der Stadt Nürnberg allein ...*

*Dies reicht indessen für den bedeutenden und verwickelten Gegenstand nicht aus, und hier wird es nötig sein, dass Europa seine passive Teilnahme in eine aktive verwandle; es bedarf einer allgemeinen Beisteuer; nur mit bedeutenden Mitteln wird etwas Bedeutendes geschehen können ...*

*Zwei Jahre sind verflossen; geht auch noch das dritte hin, ohne Entdeckung, so dürfte diesselbe kaum mehr zu hoffen sein ...*

*Noch einmal komme ich darauf zurück – vor allem sind Mittel, Geldmittel dazu nothwendig!“<sup>470</sup>*

**Mit dieser Aktion hatte das um Kaspar Hauser bemühte Männer-Trio Tucher, Feuerbach, Pirch und Hitzig den Bogen überspannt – und wir kommen unter Berücksichtigung des Nachfolgenden nicht umhin, auf die Blauäugigkeit des Unterfangens hinzuweisen. Obendrein hatte Hitzig Feuerbach noch versprochen, die damals gerade aufkeimende Erbprinz-von-Baden-Theorie zu verbreiten!**

Wer aus dem politischen Establishment wäre denn zu dieser Zeit als generöser Spender für Kaspar Hauser in Frage gekommen?

Der bayerische König? Fehlanzeige! Dieser hatte schon zuvor abgewunken.

Einer der anderen deutschen Fürsten oder Könige? Der Souverän von Frankreich, England, Polen, Preußen? Der Papst? Ebenso Fehlanzeige! Sie alle litten an der massiven Überschuldung ihrer Staatshaushalte und an fehlender Liquidität.

**Wer auch immer mit Rang und Namen in Europa für Kaspar Hauser hätte Geld spenden wollen – benötigt hätte man für eine Stiftung geschätzt 200 000 Gulden! -, er hätte es zuvor bei einer Bank aufnehmen müssen, und diese hieß in der Regel, wenn man von der Mittlerfunktion ihrer Vasallenbanken absieht – Rothschild!**

Obendrein war in diesem Jahr 1830 auch dieses größte und mächtigste Bankhaus Europas in Bedrängnis geraten. Unter dem Eindruck der Französischen Revolution und der inneren Unruhen in fast allen anderen Staaten war die Kriegsgefahr enorm gewachsen. Rentenpapiere und Aktienkurse standen schlecht. Die vorherige, fast ausschließliche Konzentration der Rothschilds auf die Stützung der maroden Staats-

---

<sup>470</sup> Pirch in Johann F. K. Merker: Caspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger. Dargestellt von dem Polizeirath Merker, Berlin, 1830, S. 50ff. und 90.

haushalte hätte im Fall eines kriegerischen Flächenbrandes sogar diese um ihr immenses Vermögen bringen können! Erst im Folgejahr 1831 war das Allerschlimmste überstanden, die Turbulenzen an den Börsen legten sich und die durch den allmählichen Wiederanstieg der Renten bedingten Erleichterungen gestatten dem Hause Rothschild nach und nach, wieder Vorschussgeschäfte mit Staaten und Privaten aufzunehmen, wenn auch unter besonderen Vorsichtsmaßnahmen und Einschränkungen.

**Kein Staatschef und erst recht keine Bank hätte also Geld für so ein unrentables Projekt wie Kaspar Hauser übrig gehabt!**

Was namhafte Geldgeber aus dem Adel und deren Privatvermögen anbelangte, so war hier erst recht nicht zu holen. Hören wir dazu nochmals die Stimme Corte Contis:

*„Neben den staatlichen Geschäften des Hauses laufen die Bitten zahlreicher Privater um Geldvorstreckung, die insbesondere von Seiten des arg verschuldeten, vielfach über seine Verhältnisse lebenden hohen Adels an die Rothschild'schen Häuser gerichtet werden. Obwohl die Brüder immer bestrebt sind, hochstehenden Familien nützlich zu sein, so gehen sie doch dabei sehr vorsichtig zu Werke, wissen aber trotzdem die Kreditwerber in geschickter Weise so zu behandeln, dass sie sich dem Hause verpflichtet fühlen, auch wenn dieses die vorgebrachten Wünsche nicht erfüllt ...“<sup>471</sup>*

Kaspar Hauser im Jahr 1830 zum „Kind Europas“ erklären, hieß also in der Quintessenz nichts anderes, als ihn auf dem Höhepunkt der Wirtschaftskrise zum Kind der Familie Rothschild zu erklären, eine absurde Idee! Diese investierte gerade zu diesem Zeitpunkt mit Sicherheit nicht zusätzlich in eine Person, in deren Angelegenheiten man bereits zuvor Einiges investiert und nichts zurückerhalten hatte und die nun weiteres Geld gekostet hätte, ohne je eine Rendite einzufahren. Solche Minus-Geschäfte kamen für die Rothschilds nicht in Frage!

**Es war also ein törichtes, von Unkenntnis wirtschaftlicher Zusammenhänge zeugendes Unterfangen, Kaspar Hauser zum Zielobjekt einer europaweiten Stiftung machen zu wollen.**

**Die Reaktion der Brüder Rothschild ließ nicht lange auf sich warten; die ungekrönten Finanzkönige Europas zogen unverzüglich die Notbremse!**

An **Julius Eduard Hitzig** in Berlin kamen sie allerdings nicht heran. Ihn umzudrehen wäre ihnen auch mit einer Geldspritze schwer gefallen, denn Hitzig stammte zwar aus einer jüdischen, aber allezeit Rothschild-unabhängigen Bankiersfamilie, welche gerade durch die Aktivitäten der Rothschild-Brüder ihren Einfluss und ihre alte Stellung am preußischen Hof verloren hatte. Hitzigs Großvater David Itzig war noch königlich-preußischer Hoffaktor und Oberhofbankier gewesen. Seine 13 Kinder machten ausnahmslos Karriere als Geschäftsleute und Wissenschaftler oder gründeten literarische oder musikalische Zirkel, die sie mit einer ganzen Reihe von namhaften Künstlern der damaligen Zeit zusammenführte. Eine Tochter David Itzigs heiratete in die in Bayern etablierte Familie Seligmann ein.

Julius Eduard Hitzig trug eigentlich den Geburtsnamen Isaac Elias Itzig, er war aber – ähnlich den Seligmans in Bayern – schon mit 19 Jahren in Wittenberg zum Christentum konvertiert und hatte dabei seinen Namen gewechselt, zum Spott Heinrich Heines. Seine Karriere begann Hitzig nach einem Studium in Halle und Erlangen beim preu-



Abbildung 132: Julius Eduard Hitzig, Federzeichnung von Adolf Menzel.

<sup>471</sup> Corte Conti, S. 154.

ßischen Staats- und Justizdienst, musste aber diesen 1807 wegen Napoleon demittieren und sich anschließend eine zweite Karriere als Buchhändler, Verleger und Publizist aufbauen, was ihm auch gelang. Im Jahr 1814 konnte Julius Eduard Hitzig in den Dienst am Berliner Kammergericht zurückkehren, er wurde 1815 zum Kriminalrat und 1827 zum Director des Inquisitorats und zum Mitglied des Criminal-Senats ernannt. Als Herausgeber kriminologischer Fachzeitschriften und sonstigen Publikationen genoss Hitzig europaweit einen untadeligen Ruf.

Julius Eduard Hitzig erlaubte sich mitunter sogar das, was sich andere nicht getrauten, nämlich gegen die Rothschilds publizistische Spitzen zu setzen. So liest man in den von ihm verlegten Werken Adalberts von Chamisso ein Bonmot des Dichters:

*„Ein Wort, ein Wort nur im Vertrau'n! Ist's weis', auf Rothschild Häuser zu baun?“<sup>472</sup>*

An anderer Stelle bezeichnete Hitzig die Rothschilds als *„die ersten Kapitalisten Englands“<sup>473</sup>*.

Wenn man von Seiten der Rothschild einen renitenten Julius Eduard Hitzig in seinem Engagement für Kaspar Hauser aushebeln und neutralisieren wollte, dann am ehesten dadurch, dass man eine fachliche Gegendarstellung aus berufenem Munde finanzierte. Uns so geschah es wohl auch.

Zur Verfügung stellte sich ein weiterer Berliner Herausgeber kriminologischer Fachliteratur, der Polizeirat **Johann Friedrich Karl Merker**.

Hören wir zur Person den Hauser-Forscher Johannes Mayer:

*„Johann Friedrich Karl Merker (\*13. März 1775 in Frankfurt/Oder, +1842 in Berlin) war von 1820 bis 1841 Polizeirat im preußischen Ministerium des Innern und der Polizei, Ressort in im Polizeipräsidium zu Berlin unter seinem Präsidenten von Puttkamer, 4. Abteilung Polizei-Sicherheitsamt. Sein Vorgesetzter dort war der Geheime Hofrat Falckenberg. Zuvor war Merker Geheimer Sekretär im königlichen Militärkabinett gewesen, dann - seit 1818 - Polizeirat in Erfurt, wo er auch erstmals publizistisch mit Arbeiten über 'Die Notwendigkeit des Paßwesens zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit ...' (Erfurt 1818) hervortrat; ferner im selben Jahr mit einem 'Handbuch für Polizeibeamte' sowie 'Andeutungen, wie durch eine zweckmäßige Benutzung der bestehenden Einrichtungen in ganz Deutschland bei geringer Belästigung des Publikums eine höhere Stufe der Sicherheit gegen Raub, Diebstahl und ähnliche Verbrechen zu erreichen sein würde'. Rege Mitarbeit entwickelte er außerdem in den 'Mitteilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege' sowie den 'Beiträgen zur Erleichterung des Gelingens der praktischen Polizei', in denen Merker bald als ständiger Autor einen festen Platz einnahm. Beide Fachblätter wurden später von ihm herausgegeben. Ein Karrierebeamter, der schon frühzeitig auf sich aufmerksam machte! Die von Merker herausgegebenen 'Mitteilungen ...' stellten ein Zirkular für alle Polizeidienststellen in Deutschland und den angrenzenden Staaten dar, in denen sämtliche Steckbriefe und Meldungen von Mordtaten und Verbrechen aller Art auf schnellstem Wege verbreitet wurden. Insofern war Merker eine wohl von allen mitteleuropäischen Innenministerien geachtete und bekannte Persönlichkeit. Seit 1821 bezogen auf Anordnung des Innenministeriums sämtliche preußischen Polizeireviere und Grenzposten das Merkersche Blatt und innerhalb weniger Jahre europaweit annähernd jede wichtige Dienststelle, die mit der Verbrechensbekämpfung zu tun hatte. Der Berliner Polizeirat war demnach ein international geachteter Experte, dessen Urteil Gewicht besaß ...“<sup>474</sup>*

**Mit hoher Wahrscheinlichkeit wurde der Polizeirat Merker von den Rothschilds gegen ein entsprechendes Salär veranlasst, publizistisch Kaspar Hausers Ruf zu untergraben bzw. diesen zum Betrüger und Hochstapler zu stempeln – nur, damit ja keine Stiftung für ihn zustande kam. Mit diesem**

---

472 Julius Hitzig: Adalbert von Chamisso Werke, Bd. 3, 1836, S. 104.

473 Julius Hitzig, Annalen..., Bd. 3, 1829, S. 128.

474 Mayer, Stanhope, S. 545f.

**raffinierten Trick schuf man für alle Rothschild-abhängigen Fürsten und Adeligen in Europa quasi einen Freibrief dafür, die Finger von einer Spende für Kaspar Hauser zu lassen, ohne dabei das Gesicht zu verlieren. Dies war die Geburtsstunde der Betrüger-Theorie! Einem potentiellen Betrüger gibt man eben nichts!**

Wahrscheinlich rannte der Rothschild-Agent in Berlin beim Polizeirat Merker offene Türen ein. Hitzig war diesem schon immer ein unliebsamer Konkurrent gewesen, und im Gegensatz zu Hitzig war es Merker auch nicht gelungen, bezüglich Kaspar Hauser an entscheidende Informationen aus Nürnberg zu gelangen. Sowohl der Bürgermeister Binder als auch Herr von Röder aus der k. Kreis- und Stadtgerichtskommission hatten z. B. im Januar 1830 abgelehnt, Merker Akteneinsicht zu gewähren (was bei einem schwebenden Verfahren auch gar nicht gegangen wäre).<sup>475</sup>

*„Nun verdächtigt 1830 Merker in seiner Zeitschrift Hauser als Betrüger, ohne aber diesen je gesehen zu haben und ohne positive belastende Tatsachen gegen Hauser anführen zu können. Er behauptet einfach a priori, dass bei der Seltsamkeit des Falles unbedingt Betrügerei im Spiele sein müsste. Das ging dem Untersuchungsgericht, das aus persönlicher Anschauung von der Schuldlosigkeit Hausers überzeugt war, natürlich gegen die Ehre. Auf amtliche Requisition hin wurde Merker in Berlin gerichtlich vernommen, konnte jedoch auch dort keine irgendwie belastenden positiven Tatsachen vorbringen, sondern verwies lediglich auf die in seiner Zeitschrift (dann auch als Broschüre gedruckt) vorgebrachten Theorien.“<sup>476</sup>*

Das von Pies genannte Büchlein Merkers erschien noch 1830 bei A. Rücker in Berlin. Der Titel: „Caspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger.“ Merker wies, indem er die ihm zugänglichen Quellen, vor allem eine Hauser-Schrift Franz Hanfstengels und den Bericht Ottos von Pirch, benutzte, auf einige berechtigte Dinge hin, und kein Mensch hätte sich dran gestört, wenn er dabei von Ungereimtheit, Klärungsbedarf oder Widerspruch gesprochen hätte – alles Phänomene und Sachverhalte, die heute als geklärt gewertet werden dürfen, z. B. die Früherziehungsphase Kaspars. Daraus jedoch niedere Motive Kaspars abzuleiten und diesen sozusagen aus dem Blauen heraus zum abgefeimten Betrüger zu stempeln, ja sogar das Wort „Betrüger“ selbst in den Titel zu nehmen und mit dem halbseidenen „nicht unwahrscheinlich“ zu versehen – ein solches Vorgehen ist an Gehässigkeit und Perfidie wohl nicht zu überbieten.

Viele haben sich hinterher gefragt, was Merker eigentlich dazu brachte, Kaspar Hauser publizistisch derart fertig zu machen, und dies sogar unter Preisgabe editorischer Grundsätze (keine Originalquellen, keine persönliche Kenntnis). Darüber hat sich Merker kein Blatt vor den Mund genommen. Wir zitieren:

*„Wenn ich gegenwärtig meine Ansicht vor dem Schluss der Untersuchung ausspreche, so bin ich hierzu durch die von dem Herrn Criminal-Direktor Hitzig befürwortete Aufforderung zu einer allgemeinen Geldsammlung für Caspar Hauser veranlasst worden, die noch zu früh erfolgen dürfte, wenn sie dazu dienen soll, dem Findling ein beträchtliches Vermögen zuzuwenden ...“<sup>477</sup>*

**Da war es wieder, das Stichwort Geld! Es ging, wie nach dem Gehörten nicht anders zu erwarten war, nur um das liebe Geld! Dass eine Stiftung zunächst gar kein Privatvermögen war, focht den Verleger eben sowenig an wie die Tatsache, dass er mit dem „zu früh“ in Wirklichkeit ein „nie“ meinte, „um dieses Publikum gegen die Überlistungen eines Gauners zu bewahren ...“**

Ungeniert werden von Feuerbach, von Tucher und von Pirch ohne Namensnennung als Katalysatoren des vermeintlichen Betrugs gebrandmarkt:

*„Wie konnte, fragt man, ein achtzehn Jahr alter Bursche wohl den Plan ersinnen, die Theilnahme von ganz Europa erregen zu wollen? Einen solchen Plan hatte Hauser gewiß nicht. Die versuchte Täuschung beschränkte sich unzweifelhaft auf die Erwerbung mäßiger Vorteile. Erst durch die Art des Verfahrens gegen ihn wurde er ein Betrüger von größerer Bedeutung, so wie er sich sehr wohl darin zu fügen wüsste, wenn der Wunsch, ihn durch Sammlung großer Summen zu ei-*

475 Pies, Fälschungen, S. 15f.

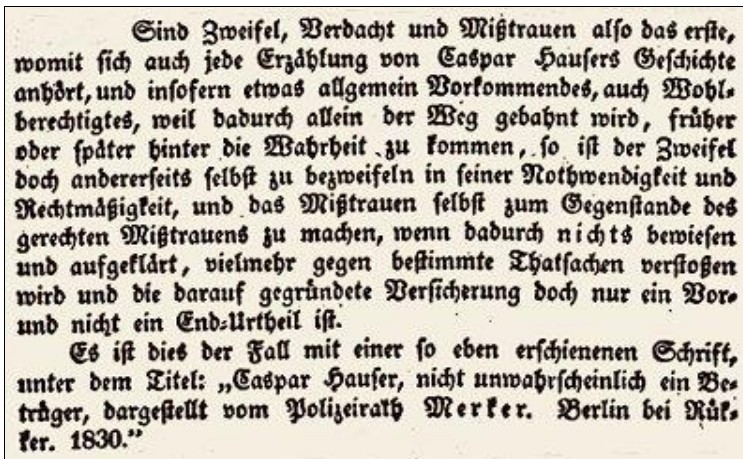
476 Pies, Fälschungen, S. 255.

477 Merker, Betrüger, Vorwort IV.

nem begüterten Jüngling zu machen, den erhofften Erfolg haben sollte ...<sup>478</sup>

„Bei einer Unterredung zwischen dem Herrn von Pirch und mir sind einige Umstände berührt worden, welche meiner Ansicht von einem vorliegenden Betrüge noch mehr Bestimmtheit geben ...“<sup>479</sup>

Bei diesem Textstellen wird klar, dass Polizeirat Merker Kaspar Hauser dem Dunstkreis der ihn bisher betreuenden Personen entzogen wissen wollte, weil sie angeblich die weitere Aufklärung behinderten.<sup>480</sup>



Sind Zweifel, Verdacht und Mißtrauen also das erste, womit sich auch jede Erzählung von Caspar Hausers Geschichte anhöret, und insofern etwas allgemein Vorkommendes, auch Wohlberechtigtes, weil dadurch allein der Weg gebahnt wird, früher oder später hinter die Wahrheit zu kommen, so ist der Zweifel doch andererseits selbst zu bezweifeln in seiner Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit, und das Mißtrauen selbst zum Gegenstande des gerechten Mißtrauens zu machen, wenn dadurch nichts bewiesen und aufgeklärt, vielmehr gegen bestimmte Thatsachen verstossen wird und die darauf gegründete Versicherung doch nur ein Vorurtheil ist.

Es ist dies der Fall mit einer so eben erschienenen Schrift, unter dem Titel: „Caspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger, dargestellt vom Polizeirath Merker. Berlin bei Rückert. 1830.“

Abb. 133: Leserbrief der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung Nr. 296 von 1830.

Auch Julius E. Hitzig gab nicht klein bei, sondern setzte sich mit scharfsinnigen Worten zur Wehr, z. B. mit einem in seinen Annalen von 1830 abgedruckten Leserbrief der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung, desgleichen auch ein Anonymus mit den Initialen A. B., in eigenen apologetischen Schriften gegen Merker.

Es nutzte alles nichts:

### **Die Betrüger-Theorie hatte ihren Zweck erreicht: Die geplante Spendenaktion unterblieb!**

Nach einiger Zeit muss Merker von Seiten der Öffentlichkeit heftiger Gegenwind ins Gesicht geblasen haben. Nachdem in Nürnberg Dr. Osterhausen und Dr. Preu schriftliche Gegengutachten zu seinen Thesen vorgestellt hatten und sich auch Georg Friedrich Daumer zu Wort gemeldet hatte, war Merker zum Erhalt seiner verlegerischen Reputation und zur Untermauerung seiner Objektivität im Folgejahr dazu gezwungen, 1831 diese Gutachten in einer weiteren Veröffentlichung, „Nachrichten über Caspar Hauser aus authentischen Quellen“, vorzustellen und dabei einige seiner vorherigen Behauptungen zu relativieren, ohne allerdings den Betrugs-Vorwurf ganz fallen zu lassen. Im Gegensatz zum Vorjahr, als ihm noch August Rücker als Verleger gedient hatte, übernahm jetzt **Leopold Wilhelm Krause** (+16.1.1846) neben dem Druck auch den Verlag der Merker'schen Publikationen. Krauses Zeitschriften-Verlag hatte in den Zwanziger Jahren durch Übernahme der Litfaß'sche Druckerei geschäftlichen Aufschwung genommen – nicht zuletzt dadurch, dass er sämtliche Berliner Veröffentlichungen Moritz Saphirs übernahm, selbst die der Zensur anheimfallenden. Deshalb dürfen wir mit Recht auch Krause wie Saphir der Rothschild-Seite der Berliner Publizisten-Szene zurechnen.

Wahrscheinlich hatte Merker im Vorjahr etwas über das Ziel hinausgeschossen, wenn nun von Seiten Krauses ein gewisses Korrektiv erforderlich war und speziell die Rufschädigung von Feuerbachs in einem Herausgeber-Wort revidiert wurde. Der Hintergrund ist dabei klar: Wenn man ohne Rücksicht auf Verluste weiter auf der Betrüger-Theorie herumritt, war Kaspars Schicksal für die Rothschilds auf Dauer der Verwendung zu strategischen Zwecken entzogen, was nun sicherlich weider zu weit ging und auch nicht

478 Merker, Betrüger, S. 9.

479 Merker, Betrüger, S. 14, Fußnote.

480 Merker, Betrüger, S. 93.



im Interesse des Bankhauses lag.

„*Aliquid semper haeret – Etwas bleibt immer hängen*“, sagt ein lateinisches Sprichwort.

### **Allen Korrekturen zum Trotz stand ab 1830 der Betrugs-Verdacht im Raum und klebte an Kaspar Hauser wie Pech!**

Bleibt ergänzen, dass Johann F. K. Merker in Berlin im Haus Hausvogteiplatz 5 wohnte.<sup>481</sup> Auf der bei Mayer wiedergegebenen historischen Aufnahme aus dem Bundesarchiv, die von 1889 stammt und auch vergrößert bei Wikipedia einsehbar ist, kann man erkennen, dass Merkers Wohnung mitten in einem Einkaufsviertel lag, welches, wie die Ladenschilder verraten, vom jüdischen Konfektionshandel Berlins dominiert wurde. Wenn Merker gerade hier wohnte, kann man ihm wenigstens Kontakte zur Berliner Judengemeinde unterstellen. Von dort war es zu den Rothschilds nicht mehr weit. Oder sollte Merker gar selbst mosaischer Religion gewesen sein? Wir konnten diese Frage nicht klären.



Abb. 134: Berlin 1889: Der Hausvogteiplatz, anstelle der Bastion III der Memhardt'schen Festungsanlagen des 17. Jhd., entwickelte sich zum Zentrum des Konfektionshandels. Blick auf die Westseite des Platzes mit der Einmündung der Mohrenstraße. Merker wohnte in dem Haus mit der Aufschrift „Gedr. Heller & Horwitz“.

Dass die Betrüger-Theorie nach einer Latenzphase, mit der Jahreswende 1833 und vor allem im Jahr 1834, weiteren Aufschwung erhielt, war nun Lord Stanhope zu verdanken. Unter Mithilfe Merkers installierte er erneut und dauerhaft gegen Kaspar Hauser den Betrugsvorwurf. Diese Rufmordkampagne lag nicht unbedingt im Interesse des Hauses Rothschild, wie wir im Folgenden deutlich machen werden, allerdings dürften die Rothschilds nach Kaspars gewaltsamen Tod auch nichts Grundsätzliches mehr dagegen gehabt haben, denn nunmehr ging es darum, vor allem die Spuren der eigenen Beteiligung zu verwischen, wozu die Betrüger-Theorie allemal taugte. Außerdem war 1833/34 der bayerische Königshof inzwischen zum Geschäftspartner geworden, so dass ein weiterer Vorstoß gegen Bayern und Maria-Leopoldine nicht mehr opportun war.

Vor 1833 galt dies allerdings keineswegs.

Speziell die Aktivitäten eines Staatsrats Johann Ludwig Klüber, den wir weiter unten als Rothschild-Vertreter vorstellen, deuten nicht in diese Richtung. Und so muss es, solange Kaspar lebte, einen weiteren Player im Hintergrund gegeben haben, der vorübergehend die Betrüger-Theorie aufgriff, um sich damit in einen gewissen Gegensatz zur Rothschild-Doktrin zu setzen. Soweit im Vorgriff zum Nachfolgenden!

Zunächst jedoch verfolgen wir dem weiteren Ablauf von Kaspar Hausers „ungarischer Sinfonie“!

---

481 Mayer, Stanhope, S. 549.

## Neuaufgabe: Kaspars Mythos als ungarischer Magnat

Die Rothschilds werden mit dem Merker'schen Notnagel zufrieden gewesen sein, ihr Geldschrank blieb vor „humanitärer Plünderung“ verschont, Feuerbach war in seinem Ruf beschädigt.

Nichtsdestotrotz war Kaspar in der Rolle des Betrügers als politisches Druckmittel gegen Bayern kaum brauchbar. Also fuhr man im Folgenden wieder die zuerst gewählte Schiene und versuchte, gegen Bayern und die Gruppe Seligmann/von Eichthal mit der Ungarn-Geschichte weiteren publizistischen Druck aufzubauen!

Gefördert wurde sie z. B. durch Professor **Dr. Karl Georg Romy** aus Gran, der in einem Artikel der in Ofen erscheinenden, deutschsprachigen Zeitschrift „Der Spiegel“ Kaspars Herkunftsregion ins Neutraer oder Neograder Komitat verlegte. Wenn dieser vielseitige Historiker, der später, 1832, auch mit Anselm von Feuerbach in Briefkontakt stand,<sup>482</sup> aufgrund der Pirch'schen Sprachanalysen im Jahr 1830 schrieb, „das Gefängnis Kaspars scheint nicht in Ungarn oder im Böhmerwald, sondern in Österreich ob der Enns, ungefähr 15 Meilen von Nürnberg gewesen zu sein“, so lag er intuitiv richtig, beschrieb er doch mit dem Land ob der Enns eine Region, der man zwanglos Vöcklabruck und Wanghausen zuordnen könnte, selbst wenn diese Orte am Rand lagen! Auch die „15 Meilen nach Nürnberg“ standen nicht dagegen; damals entsprach einer österreichisch-ungarischen Postmeile die Strecke von 7,585 Kilometern.<sup>483</sup>

Dennoch genügten all diese Aktivitäten und Erkenntnisse nicht, um von Nürnberg aus via Ungarn den Fall des Findlings auf die Dalbonne und damit auf Bayern hinzuwenden; speziell Romy's Schrift wurde geflissentlich nicht beachtet. Es bedurfte also weiterer Lockmittel in Richtung Ungarn.

Am 9. und 10. August 1830 erschien plötzlich der **Rothschild-Agent Moritz Saphir** persönlich in Nürnberg. Man darf sicher sein, dass sein Test Kaspars, zu dem er ohne Überprüfung der Person, aber vermutlich mit Geldmitteln Zutritt fand, nicht aus Lust und Laune heraus stattfand, sondern ebenfalls auf eine klare Order hin. Es war allerdings ein Pech, dass Saphir selbst gar kein Slawisch, sondern nur Ungarisch sprach. Deshalb reagierte Kaspar zunächst auch gar nicht auf sein Kauderwelsch. Erst als er explizit darauf aufmerksam gemacht wurde, meinte er einige von Saphir vorgesagte Sätze und Wörter zu erkennen, und auch das nur mit Mühe. Moritz Saphir war also im Grunde genommen der verkehrte Mann, aber er war eben derjenige, der gerade in Bayern greifbar war und am leichtesten in Nürnberg vorstellig werden konnte. Erst als Saphir ganz gezielt mit dem Satz „*Papa ist fort in Posonyba*“ (Pressburg) sozusagen seinen letzten Joker zog, brachte er Kaspar in Wallung resp. in ein gewisses Erinnerungsvermögen.<sup>484</sup>

Dieses Saphir-Interview erregte das gewünschte Aufsehen in der bayerischen Presse. Vielleicht lohnt es sich, an dieser Stelle zu erwähnen, dass sich Moritz Saphir bei der Titelsuche zu seiner Zeitschrift „Bazar“ zwar eines Gemeinplatzes, aber zugleich auch eines Namens bedient hatte, der sich in München bei dem von Leo von Klenze projektierten und vom Bankhaus von Eichthal finanzierten Kaufhauses „Bazar“ wiederfindet. Dieses Haus am Hofgarten hatte einen großen kommerziellen Erfolg, galt wegen seines vielfältigen und gehobenen Warenangebotes geradezu als Sensation und beispielgebende Innovation. Heute würde man einen solchen Namen schützen und bei der Übertragung des geschützten Namens ein Verfahren wegen Urheberrechtsverletzung ernten. Damals war die Leihgabe des Titels offensichtlich ungestraft möglich, allerdings durfte Saphir sein Blatt alsbald aus anderen Gründen einstampfen.

Was die Belebung der „ungarischen Verbindungen“ Kaspar Hausers im Sommer 1830 anbelangt, so war Saphirs Auftrag erfüllt. Wenig später wurde er in München als Agent enttarnt und aus Bayern entfernt. Die Tatsache, dass er schon im Jahr 1831 mit ausdrücklicher Erlaubnis Königs Ludwigs I. wieder zurückkehren durfte und alsbald als Redakteur des „Bayerischen Beobachters“ zum evangelischen Glauben

---

482 Daumer, Wesen, S. 456.

483 Linde 1, S. 229f.

484 Pies, Dokumentation, S. 90f.

konvertierte, spricht dafür, dass er von bayerischer Seite aus umgedreht worden war. Wendehälsisch wie z. B. ein Joseph Heinrich Garnier in Frankreich/England, verdiente Saphir so als Publizist seine Brötchen am besten! Vielleicht stellte man Saphir bewusst von Seiten des bayerischen Hofes als Mitwisser in der Sache Kaspar Hauser ruhig, in dem man ihn nun zum gut dotierten Hoftheater-Intendantsrat ernannte. Wer weiß, was der Mann alles hätte verraten können! So aber verhielt er sich im Gegensatz zu seinem Voraufenthalt auffallend ruhig und regierungskonform. Allerdings hielt es Moritz Saphir auf Dauer auch diesmal nicht in München; im Jahr 1834 zog er wieder nach Wien um.

Soweit zur an Verwerfungen reichen Karriere eines eher mittelmäßigen Agenten, Schriftstellers und Feuilletonisten, von dem sich einige Werke erhalten haben.

**Mit seinem „Vater ist fort in Posonyba“ hatte jedenfalls Saphir zum richtigen Zeitpunkt die richtige Steilvorlage gegeben und alsbald war das angestrebte Ziel erreicht!**

Im Juli 1831 reiste Kaspar Hauser in Obhut des Barons von Tucher und des Oberleutnants Hickel nach Ungarn, um in der Slowakei hinter Pressburg nach einem Schloss zu suchen, in dem er angeblich verwahrt gewesen sein soll. Der entscheidende Tipp hierzu soll von Staatsrat Klüber aus Frankfurt gekommen sein, dem wir später ebenfalls eine Rothschild-Verbindung zuschreiben. Leider scheiterte die Reise an unvorhergesehenen Widrigkeiten. In der Slowakei bracht die Cholera aus, der um Pressburg gezogenen Sanitäts-Kordon machte die Weiterreise unmöglich, und die Reisegesellschaft musste unverrichteter Dinge nach Nürnberg zurückkehren.

Ein Zufall hatte den Akteuren im Hintergrund erneut einen Strich durch die Rechnung gemacht. Somit bedurfte es eines noch stärkeren Druckmittels, um den ins Stocken geratenen Karren wieder zum Laufen zu bringen.

Über die inzwischen von Stanhope veranlassten Sprachversuche eines **Dr. Manso** möchten wir hinwegsehen. Dieser in Nürnberg lebende Ungar hat mit der hier erzählten Geschichte nichts zu tun. Immerhin erbrachten seine Tests die Erkenntnis, dass sich Kaspar lebhaft an den Eigennamen „Istwan“ (Stephan) erinnerte und dabei angab, er sei in seiner frühesten Jugend so genannt worden. Stanhope selbst dementierte allerdings diese Behauptung.<sup>485</sup>

Nun wird die Situation etwas unübersichtlich:

Im Oktober 1831 erschien beim Bürgermeister Binder in Nürnberg ein „auf der Flucht vor der Cholera befindlicher“ ungarischer Graf namens **Ladislau Mérey** mit seinem „hoffnungsvollen“ Sohn und seinem Hofmeister (wohl sein Bruder). Dieser Graf wollte Kaspar Hauser unbedingt erneut testen. Die Motive des Grafen bleiben zunächst im Dunkeln, aber selbstredend war er gezielt angereist; zuvor hatte er sich in München aufgehalten.<sup>486</sup>

Dies waren nun erstmalig autochthone Ungarn aus adeligem Geschlecht, die bei Kaspar auftauchten. Bürgermeister Binder sprach über das Eintreffen der Gruppe in einem Brief an Gottlieb von Tucher am 10. Oktober 1831 und drängte diesen zum Empfang, weil „diese Vögel, deren Pässe nach bayerischem Gesetz nicht einmal bei der Polizei liegen ... schnell entfliegen könnten.“<sup>487</sup>

Damit ist klar, dass auch diese Adelligen in geheimer, jedenfalls nicht-offizieller Mission unterwegs waren, also bereits in Ungarn bestens über den Fall instruiert worden sein mussten. Drei Tage später berichtete von Tucher von dem stattgehabten Gespräch mit Kaspar. Dieser sei bei dem Satz „Istvan Szalakuszra vidd – trage den Stefan nach Szalakusz“ in höchste Aufregung geraten, er habe am ganzen

---

485 Philip H. Earl Stanhope: Materialien zur Geschichte Kaspar Hausers, Heidelberg 1835, S. 26. Im Weiteren abgekürzt mit Stanhope und Seitenzahl.

486 Meyer, Mitteilungen, S. 554.

487 Mayer-Tradowsky, S. 496.

Leib gezittert.<sup>488</sup> Als ihm der Name Bartakovics zusätzlich genannt wurde, soll er nach tiefem Besinnen gesagt haben: „Das ist nicht so deutlich, gerade wie die Mutter.“<sup>489</sup>

Stanhope behauptete nach Hickels Bericht später, Kaspar habe sogar geschrien: „Die ist meine Mutter und der Name, nach dem ich solange gesucht habe ...“<sup>490</sup> Auch den Ortsnamen „Neutra“ soll er in auffälliger Weise reflektiert haben.

Ob dieses Interview des Grafen Mérey in dessen Absteige „Bayerischer Hof“ in Nürnberg unter Zeugen stattfand, ist nicht gesichert, wenngleich die Berichte Tuchers es in den Raum stellen. Wahrscheinlicher ist es, dass bei diesem Sprachtest niemand dabei war, und der ungarische Graf hinterher nur von seinen



Abb. 135: Das Dorf Szalakusz heute. Im Hintergrund rechts die Anhöhe mit den Ruinen des Schlosses der Bartakovics.

Ergebnissen erzählte. Dies entnimmt man einer Stellungnahme Stanhopes, der wir glauben wollen: Die Herren hatten Kaspar allein sprechen wollen! Kaspar habe paradoxerweise schon nach seinem Eintreffen zuhause die ihm scheinbar so wichtigen Begriffe auf Nachfragen nicht mehr erinnert.<sup>491</sup>

#### **Nun endlich standen ganz spezifische Begriffe für die Öffentlichkeit im Raum: Szalakusz – Neutra – Bartakovics.**

Wiederum verbreitete sich die Neuigkeit wie ein Lauffeuer. Und erstmalig ging die Stoßrichtung nicht nur gegen die Gouvernante Dalbonne, deren Name gar nicht gefallen war, sondern vor allem gegen Frau von Majthényi, geb. Bartakovics! Vom Prinzip her hätte diese tatsächlich in ihrem ehelosen Jahr 1809 ein Kind zeugen und austragen können, nur war dem nicht so.

Wenn aber Mérey diesen Teil der Gerüchte gezielt förderte, dann muss auch dies eine spezielle Bedeutung gehabt haben. Im Vaterschloss Szalakusz bei Neutra hielt sich Frau von Majthényi sicherlich des Öfteren in den Sommermonaten mit ihren Kindern auf, und die Dalbonne war als angestellte Kinderdame jeweils dabei!

Damit schloss sich der Reigen, der mit dem Brief in Saphirs „Bazar“ im Vorjahr eröffnet worden war. Recht viel mehr an Publizität hätte man von Rothschild'scher Seite aus der „ungarischen Herkunft“ Kaspar Hausers nicht mehr verleihen können, wobei es ja für die Bank im Hintergrund darauf ankam, selbst im Unverfänglichen zu bleiben. Deshalb mussten die Informationen über Umwege wie Norddeutschland gestreut oder in den Mund des Findlings gelegt werden!

Zum Grafen **László Mérey de Kaposméré** – so lautet die ungarische Schreibweise – konnten wir ermitteln, dass er hoher Richter und k. k. Kämmerer war. Er wurde 1784 in Dunapentele geboren und starb am 12. Juni 1851 in Pest. Er vermählte sich am 1. August 1813 mit einer gewissen Terézia Földváry aus Pest. Der Graf selbst scheint jedoch ein Magnat aus Ofen gewesen zu sein, wie die Ofener Subskribentenliste zu einem National-Schauspiel von 1827 ausweist. Insofern war er über die Verhältnisse der Marianne von Majthényi bestens informiert; er muss in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft gewohnt haben. Den Namen seines Sohnes, der 1831 in Nürnberg dabei war und damals noch unter 18 Jahren gewesen sein sollte, konnten wir nicht in Erfahrung bringen.

Über den Grafen selbst ist weiter nicht viel bekannt. Berühmter als er selbst war sein Bruder **Sándor (Alexander) Mérey** (\*20.09.1778 + 19.10.1848). Dieser tat sich nicht nur mit den Titeln „k. k. Geheimrat“

488 Mayer-Tradowsky, S. 497.

489 Sittenberger, S. 265ff.

490 Meyer, Mitteilungen, S. 554. Stanhope, S. 27.

491 Meyer, Mitteilungen, S. 554. Stanhope, S. 28.

und „k.k. Kämmerer“ hervor, sondern auch als Repräsentant des Königs im Obersten Gerichtshof. Sandort Mérey war Übersetzer mehrerer Dramen und ein hoch erfolgreicher Geschäftsmann mit Verbindungen zur ungarischen Banken-Szene. Damit gehörte er zur politischen und kulturellen Avantgarde in Ungarn.

**Eines ist sicher: László Mérey hatte etwas gegen die Dalbonne, aber er hatte auch etwas gegen die Maria Anna Bartakovics, verwitwte Majthényi!**

Dass er die Dalbonne im Visier hatte, entnehmen wir der Tatsache, dass einer seiner Freunde aus dem Stand der Barone – in der Quelle leider ungenannt – die wertvolle Information gab, nach dem Verhör habe die Dalbonne eine geistige Umnachtung simuliert und sich in das Pressburger Rochus-Spital geflüchtet. Wir haben darüber bereits oben berichtet.

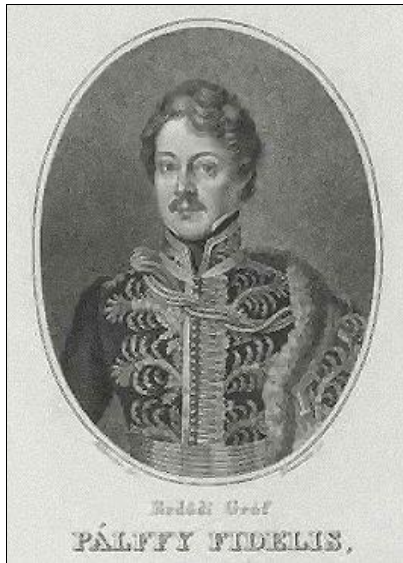


Abb. 136: Fidel Pálffy, Jugendbildnis.

Damit steht auch fest, dass sich der Ofener Graf mit seinen Aktivitäten einem Tavernikus Regalium Magister Fidel Graf Pálffy widersetzte. Den königlichen Schatzmeister, der als einer der vier Reichsbarone zu den höchsten Würdenträgern in Ungarn von des Kaisers Gnaden (neben dem Palatin, dem Judex Curiae und dem Ban von Kroatien) zählte, haben wir am Anfang dieses Kapitels schon in Zusammenhang mit dem Dichterarzt Franz Schedel erwähnt.

**Fidel Graf Pálffy deckte nachweislich die Dalbonne – wohl aus der Erkenntnis heraus, dass andernfalls nicht nur sein eigener Ruf, sondern auch der seiner Familie Schaden genommen hätte.**

Wenig später, im Jahr 1837, machte Fidel Pálffy aufgrund seiner streng konservativen Haltung am Wiener Hof eine Karriere als Hofkanzler. Dies rief allerdings den heftigen Widerstand der Opposition in Ungarn hervor. Da es wegen seiner Person und seiner reaktionären Entscheidungen beinahe zum Aufstand gekommen wäre – er wollte u. a. die berühmte Kettenbrücke über die Donau verhindern, um die Ofener Adels-Clique vor den aufstrebenden Pestern zu schützen –, musste Kaiser Ferdinand II. ihn kurzerhand wieder absetzen. Zu dieser ungarischen Opposition darf man wohl auch einen László Mérey zählen.

Bei Betrachtung des politischen Umfeldes tun sich also beiderseits der Donau, in Ofen (später Buda) und Pest, inner-ungarische Fronten auf. So ist es gut möglich, dass ein László Mérey neben persönlichen Zielen auch einen Auftrag von dritter Seite wahrnahm, wobei nunmehr nicht nur die Bankhäuser Rothschild/Wodianer in Frage kommen, sondern letztlich auch ein Georg von Sina, je nachdem wie die aktuelle Interessenlage damals beschaffen war. Wer von beiden Seiten welche konkreten Absichten verfolgte, und wie dabei der Graf Mérey einzuordnen ist, wagen wir wegen der brüchigen Informationslage nicht zu entscheiden.

Nur eines scheint sicher zu sein:

Während sich in der aufstrebenden Stadt Pest die Kaufleute und die Gewerbetreibenden, die Bank- und Wechselhäuser sowie eine authochthon-ungarische Adelschicht mit einem Grafen Széchenyi an der Spitze als ausgesprochen reformfreudig, zukunftsorientiert und kulturbeflissen erwiesen, herrschte auf der Festung Ofen und in der Ofener Oberstadt unter den konservativen, meist deutschstämmigen Hochadeligen, die den strengen ungarischen Verwaltungsapparat stellten, die Angst vor dem Neuen.

Zu dieser älteren Adelschicht, die sich längst mit der österreichischen Fremdherrschaft zu eigenen Gunsten arrangiert hatte und sich jeglichem ungarischen Nationalgefühl verweigerte, zählte vor allem die Familie Pálffy.<sup>492</sup> Der Tavernikus Fidel Pálffy sprach nicht einmal Ungarisch! Zu seinen Unterstützern

492 Ursprünglich „Hedrich“, dann „Paul Kont“; Pálffy = „Pauli filius“.

wird man die Familie Majthényi (ehemals „Milbich“) zählen, die in Ofen und im Ofener Bergland residierte. Deren Verwandter (vermutlich Schwager der Witwe Majthény) war wiederum Graf **Joseph Brunswick**, ebenfalls ein hoher Ofener Staatsbeamter. Er hatte Johann Samuel Müller um 1825 den Posten im Haus Majthényi verschafft. Nur die Schedels hatten sich, wie oben erwähnt, von dieser Clique frühzeitig abgesetzt, zumindest, was die Erziehung ihres Sohnes anbetrifft.

Kein Wunder, wenn clevere Geschäftsleute wie die Familien Rothschild, Wodianer oder Sina instinktiv ihre Fühler zur geschäftstüchtigen, politisch-fortschrittlichen Seite der künftigen Donaumetropole Budapest hin ausstreckten, selbst wenn dies zunächst gewisse Risiken barg. Dabei mussten sie allerdings mit Rücksicht auf das Kaiserhaus und Fürst Metternich mit äußerster Vorsicht vorgehen.

Soweit zu den politischen Hintergründen, ohne die Kaspar Hausers Ungarn-Geschichte nicht verstanden werden kann.

#### **Wir fassen zusammen:**

**Selbst so unverfänglich und heiter wirkende Episoden im Leben Kaspar Hausers wie die genannten Sprachtests können nicht richtig verstanden werden, wenn man nicht den soziokulturellen Hintergrund in Ungarn und die politischen, wirtschaftlichen und persönlichen Interessen der agierenden Personen berücksichtigt. Im Fall des „ungarischen Experimentes“ verbanden und ergänzten sich preußische, inner-ungarische (und damit anti-österreichische) sowie finanzpolitische Interessen in eigenartiger Weise und übten ihren ungunstigen Einfluss auf Kaspar Hausers Leben aus. Kaspar wurde über die Bankenszene für Zwecke instrumentalisiert, die mit seinem Wohlergehen nicht das Geringste zu tun hatten und wovon er nicht die geringste Ahnung hatte!**

## Die zweite Ungarnreise Hickels und ihr planmäßiges Scheitern

Veranlasst durch die Erkenntnisse, die sich aus den Mérey'schen Sprachtests ergeben hatten, konnte Lord Stanhope nicht anders, als im Frühjahr 1832 den inzwischen zum „Spezialkurator“ Kaspar Hausers ernannten Joseph Hickel ein zweites Mal nach Ungarn zu schicken, nunmehr allein.

Dabei agierte Stanhope mit Sicherheit nicht im Sinne der bisherigen Rothschild-Strategie, sondern nach einem neuen Frankfurter Konzept, das wir im nächsten Kapitel besprechen. Der bayerische Hof hatte an dieser Reise verständlicherweise kein Interesse; König Ludwig I. von Bayern lehnte eine finanzielle Beteiligung *expressis verbis* ab.

Angesichts der politischen Umtriebe in Deutschland kurz vor dem Hambacher Fest hatte sich im Jahr 1832 speziell bei den deutschen Großbanken die Erkenntnis durchgesetzt, dass jede weitere Beunruhigung der Fürstenthümer in Deutschland unabsehbare Folgen hätte zeitigen können. Insofern könnte man nun erstmals von Rothschild-Seite Stanhope nahegelegt haben, die ungarische Spur zunächst nicht weiter zu verfolgen. Das traf sich bestens mit dessen heimlichen Aktivitäten für Maria-Leopoldine und den Bankier von Eichthal in Bayern, auf die wir im folgenden Kapitel noch ausführlich eingehen werden.

### Jedenfalls sollte Hickels zweite Reise 1832 kein Ergebnis zeitigen – und genau dies tat sie auch nicht!

So behauptete Stanhope hinterher, „*der ungarische Edelmann, der im Oktober vorigen Jahres nach Nürnberg kam, sagte (Hickel), es wäre ihm und seinem Sohne augenscheinlich gewesen, dass Kaspar Hauser mit Ihnen Komödie spielte, und sie hätten sehr oft darüber gelacht ...*“<sup>493</sup>

Die Mitteilung Hickels kann sogar der Wahrheit entsprochen haben. László Mérey vermutete, dass Stanhope für die wittelsbachische und letztlich wegen der Familienzugehörigkeit Maria-Leopoldines auch für die habsburgische Sache stand und u. U. über die Achse Gents-Metternich ein gefährlicher Informant dem Kaiserhaus gegenüber war. Also galt es für die Méreys, als Stanhopes Adlatus Hickel bei ihnen unvermutet auftauchte, jeden Verdacht von sich selbst abzulenken, indem man die Sache Hickel gegenüber einfach ins Lächerliche zog. Andernfalls hätte es für Mérey brenzlich werden können!

Doch konnte Joseph Hickel László Mérey damals überhaupt sprechen?

Der Hauser-Forscherin Sylvia Kemming verdanken wir den wertvollen Hinweis, dass nach geheimen Berichten der Wiener Kriminalpolizei Joseph Hickel in Ungarn auftragsgemäß sehr säumig ermittelt haben muss.

In Pest suchte er lediglich den Tabakgroßhändler und -fabrikanten **Fuchs** auf und traf sich mit diesem zu mehreren gemeinsamen Mahlzeiten.<sup>494</sup> Dieses vermutlich von Stanhope eingefädelt Aufeinandertreffen schlug laut Amelie Lanier zunächst die Brücke zum Bankhaus Georg von Sina: Die Firma „Fuchs, Philipps und Compagnie“ war zum damaligen Zeitpunkt das einzig größere tabak-verarbeitende Unternehmen in Ungarn, das eng mit dem österreichischen Tabak-Monopol und damit mit von Sina zusammenarbeitete.<sup>495</sup> Dass hierin eine klare Front zur Gruppe Rothschild/Wodianer aufscheint, ist indes nicht sicher, denn auch ein Samuel Wodianer engagierte sich nachhaltig im Tabakgeschäft. Insofern gelingt es nicht, Fuchs eindeutig einem der beiden Lager zuzuordnen, zumal die Bankhäuser nach und nach zusammenarbeiteten.



Abbildung 137: Zigarrenbinde der österreichischen Tabakregie, gegründet 1784.

493 Mayer, Stanhope, S. 29.

494 Information aus einem Brief des Freiherrn Johann Nepomuk von Malonyay, Obergespan des Neutrer Comitats und Hofvizekanzler Ungarns, an den Fürsten Mitternich, in: <http://www.robl.de/hauser/wienerakten.html>.

495 Amelie Lanier: The Budapest Chain Bridge, S. 32.

Auch die Hintergründe der Parteinahme eines László Mérey gegen das Haus Majthényi bleibt im Unklaren. Dass Joseph Hickel in jenem Frühjahr beim Tabakhändler Fuchs in Pest László Mérey getroffen hätte, ist unwahrscheinlich, denn dieser wohnte in Ofen, und die Donau war damals von Pest aus nur per Schiff und unter gewissen Risiken zu überwinden: Im Februar war der Schiffsponton, der die Städte verband, abgebaut und die Fährüberfahrt wegen des Treibeises sehr gefährlich.

Zum günstigen Augenblick muss dann Joseph Hickel doch in Richtung Stuhlweißenburg (heute Székesfehérvár) abgefahren haben. Hickel konnte an unbekanntem Ort Méreys berühmten Bruder, wohl den k. „Personal“<sup>496</sup> Sándor (Alexander) Mérey, auch k.k. Kämmerer und wirklicher Geheimrat, sprechen. Vielleicht hatte dieser die „Komödie um die Sprache Kaspar Hausers“ inszeniert. Obendrein besagte der Brief Malonyays, dass Laszló Mérey damals auf einer Gesandtschaftsreise gewesen sei. Wenn dies stimmt, dann hätten Hickel bzw. Stanhope in seinem Buch von 1835 klar gelogen!

Von Stanhope hatte Hickel ein Empfehlungsschreiben an den Stuhlweißenburger Bischof **Johann Horvath** in der Tasche, von dem er, wenn man seinem Briefroman folgt,<sup>497</sup> zu einem kurzen Gespräch vorgelesen wurde, das der Geheimpolizei entging. Außerdem wollte er die Dalbonne treffen, die sich gerücherteweise im Ort befand. Dasselbe gilt auch für den inzwischen als geisteskrank erklärten Johann Samuel Müller, der nach Stuhlweißenburg versetzt worden war. Hickel wird diese beiden Besuche nicht ansatzweise versucht haben; er verließ laut Geheimpolizeibericht sein Hotel in Stuhlweißenburg überhaupt nur für eine halbe Stunde und machte weder Besuche, noch empfing er welche!

Insofern bleibt es auch fraglich, ob sich Hickel auf die weitere Spur der Dalbonne in das Komitat Neutra hinein begab, selbst wenn er behauptete, er habe die dort gelegenen Bartakovics-Schlösser S. (wohl Szalakusz) und P. (wohl der weitere Familiensitz Bartok in der Nähe) besucht und von einer Geburt Hausers nichts erfahren. Wie hätte er auch? Wenn hinterher sein Urteil lautete *„Hauser ist kein geborener Ungar; diesbezügliche Behauptungen seien 'thörichte Fasseleien'!“* und er dieses allein damit begründete, dass bei Szalakusz nicht der Mais wachse, der beim Kukuruz-Test Kaspar Hausers eine Rolle gespielt hatte, dann war Hickel klar von Stanhope beeinflusst. Welch oberflächliche Argumentation!<sup>498</sup>

Dennoch hinderte die dünne Argumentationsbasis Lord Stanhope nicht daran, Kaspar Hauser hinterher in Bausch und Bogen als Lügner abzustempeln, womit Merkers Betrüger-Hypothese wieder ans Licht gezogen war. In der Folge arbeiteten Merker und Stanhope diesbezüglich über Kaspar Hausers Tod hinaus eng zusammen – und auch dies wahrscheinlich mit Hilfe einer Großbank, die aber nun weder den Namen „Rothschild“ noch den Namen „Eichthal“ trug, sondern den Namen „Bethmann“! Wir werden darauf zurückkommen.

Stanhope berichtete zunächst triumphierend, dass ihm Hickel nach seiner Reise am 23. Mai 1832 einen Bericht zugesandt habe,

*„...der mit voller Gewissheit zeigte, dass alle die anscheinenden Rückerinnerungen von Kaspar Hauser nichts als Irrwische waren. Das Schloss, dessen Name er 'so lange gesucht hatte', musste ihm ganz fremd gewesen sein, wie auch die Dame, die er für seine Mutter hielt.“*

Woher wusste Hickel das eigentlich, wenn Kaspar Hauser doch gar nicht dabei gewesen war?

**Für uns besteht kein Zweifel: Der Spezialkurator Joseph Hickel sollte als treuer, weil gut bezahlter Diener seines Herren Stanhope über die Dalbonne und die Herkunft Kaspar Hausers nichts Wesentliches herausbekommen!**

Sein Ermittlungsauftrag, zu dem noch ein König Ludwig sein Plazet erteilt hatte, war also nichts anderes als ein Scheinauftrag gewesen! Möglicherweise hatte inzwischen auch Moritz Saphir der bayerischen Geheimpolizei gegenüber „gepiffen“, so dass man Stanhope gerade von bayerischer Seite aus die rasche

496 Vertreter des Kaisers/Königs in Gerichtssachen.

497 Julius Meyer (Hrsg.): Caspar Hauser. Hinterlassenes Manuscript von Josef Hickel, k. b. Gendarmerie-Major, Mitglied der Hauser'schen Untersuchungs-Commission und gerichtlich bestelltem Vormund desselben, nebst einer Selbstbiographie Caspar Hausers. C. Brügel und Sohn, Ansbach 1881, S. 90ff.

498 Meyer, Mitteilungen, S. 559.



Beerdigung der Angelegenheit dringend ans Herz gelegt hatte.

Der Plan ging auf:

**Die Pseudo-Informationen Joseph Hickels brachten die Aufklärungsversuche zur Herkunft Kaspar Hausers via Ungarn gänzlich zum Versiegen!**

Nur einmal noch kam es zu Sprachtests, nunmehr durch Feuerbach persönlich durchgeführt. Im Sommer 1832 schickte Staatsrat **Johann Ludwig Klüber** aus Frankfurt 50 magyarisches Schlüsselwörter aus einem Fachbuch über europäische Sprachen<sup>499</sup> nach Ansbach. Kaspar verstand erneut keines dieser Wörter, so dass seine Ungarn-Geburt definitiv *ad acta* gelegt wurde.

Klüber berichtete davon Lord Stanhope in einem Schreiben vom 2. August 1832, der hierauf triumphierende Gefühle entwickelt haben dürfte.<sup>500</sup>

**Damit hatten sich am Ende die Vertuschungsstrategie der Staatsmacht in Bayern und Österreich mit dem Verleumdungsfeldzug Lord Stanhopes vereinigt, und ein zuvor mit Unterstützung progressiver ungarischer und österreichischer Kräfte begonnener, durchaus hoffnungsvoller Weg der Aufklärung endete im Leeren. Die Méreys mussten wohl alsbald in Deckung gehen, die weitere Finanzierung von Ermittlungsreisen zwischen Nürnberg und Ungarn fand nicht mehr statt. Von politischer Seite war in Bezug auf die Aufklärung erst recht nichts zu erwarten!**

Am Schluss dieser Ausführungen möchten wir mögliche Missverständnisse ausräumen:

- Wir selbst gehen selbstverständlich nicht davon aus, dass Kaspar Hauser längere Zeit auf dem Landsitz in Szalakusz weilte.
- Wir gehen auch nicht davon aus, dass die Wörter „Szalakusz“ oder „Bartakovics“ für ihn überhaupt eine größere Bedeutung hatten.
- Wir gehen lediglich davon aus, dass in den Jahren 1830 und 1831 mit dem Ort Szalakusz eine erfolgversprechende Spur zur endgültigen Aufklärung der Verbrechensbeteiligung der Dalbonne alias Anna Frisacco gelegt war. Dort in Szalakusz (heute Podhorany, 8 km nördlich von Neutra) hätten wichtige Informationen fließen können – weit weg von den Höfen Münchens oder Wiens.

Wer kam als Informant in Frage?

In Szalakusz gab es eine größere Judengemeinde mit eigener Synagoge. Wäre bei der ersten Ungarn-Reise ein Kontakt mit ihr erfolgt, dann hätten von Tucher und Hickel vielleicht über die Achse Samuel Rothschild/Wodianer von den Szalakuszer Juden interessante Dinge in Erfahrung bringen können!

Im Jahr 1832 gab es diese Chance definitiv nicht mehr! So verlief die Sache im Sand – und Kaspar Hausers Verhängnis nahm seinen Lauf!

Damit blenden wir erneut zurück und beschäftigen uns etwas näher mit Lord Stanhope und seinen Geldgebern. Insbesondere ist die Frage zu klären, wie er mit der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine und Teilen des bayerischen Hofes in Kontakt und in Geschäftsbeziehungen hatte kommen können. Diese Verbindung ist nirgends *expressis verbis* dokumentiert – und zieht sich dennoch wie ein roter Faden durch seine Aktivitäten.

---

499 C. G. von Arndt: Ursprung und Verwandtschaft der europäischen Sprachen, Frankfurt 1818, S. 351ff.

500 Linde 1, S. 254.

## Die Agententätigkeit Lord Stanhopes für Maria-Leopoldine

Wir können es nicht explizit beweisen, aber zumindest vermuten, dass die Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine, falls sie in der Tat die Mutter Kaspar Hausers war, trotz ihrer Bekanntschaft mit Johann Nepomuk von Prielmayer über fast 2 Jahrzehnte nichts Konkretes über den Verbleib ihres zweiten weggegebenen Kindes wusste und dieses vielleicht sogar ganz vergessen hatte – bis zu jenem 26. Mai 1828, als der Findling Kaspar Hauser plötzlich auf den Nürnberger Unschlitt-Platz auftauchte.

**Wenig später muss Maria-Leopoldine ihren Mann, Graf Ludwig von Arco, in ihre frühere Affäre eingeweiht haben, vielleicht auch ihren erstgeborenen Sohn Aloys.**

Dass sich nach Kaspars Auftauchen im Haus Arco zunehmend eine innere Unruhe breit machte, ist verständlich. Spätestens seit dem Hackmesser-Attentat auf Kaspar Hauser bestand zunehmend die Gefahr der Enttarnung, außerdem drohte in diesem Fall für die legitimen Kinder Maria-Leopoldines der Verlust von großen Teilen des Familienvermögens. Es muss nicht das Tattenbach-Erbe gewesen sein!

Die brenzlige Situation mag nun auch Maria-Leopoldines engste Vertraute am bayerischen Hof und ihre Geldgeber und Geschäftspartner auf den Plan gerufen haben!

**Genau zu diesem kritischen Zeitpunkt trat erstmalig ein Lord Stanhope in Aktion! Dies ist sicher kein Zufall.**

Nicht nur sein zwiespältiges Verhalten gegenüber Kaspar Hauser, sondern auch bestimmte Koinzidenzen in den Reise- und Aufenthaltsorten brachten Lord Stanhope früh in den Verdacht, weitaus mehr als nur ein idealistischer Gönner Kaspar Hausers gewesen zu sein. Kam er auch als Mitwisser oder Mittäter des an Kaspar verübten Verbrechens in Frage, so gelang es dennoch bis heute nicht, ihn dessen konkret zu überführen. Noch viel weniger wurde der englische Lord dahingehend überprüft, ob er in Sachen Kaspar Hauser direkte oder indirekte Kontakte zur Kurfürstin Maria-Leopoldine und/oder zur Arco-Familie pflegte, selbst wenn ihn eine Caroline von Albersdorf in diesem Zusammenhang schlimmster Machenschaften verdächtigt hatte.

Wurde Lord Stanhope von Maria-Leopoldine persönlich oder einem ihr nahestehenden Mitglied des bayerischen Hofes auf Kaspar Hauser angesetzt?

An den Haaren herbeigezogen sind solche die Verdachtsmomente nicht:

- Als diplomatischer Tausendsassa muss Stanhope schon seit seiner Dresdner Zeit (vor 1816) Kontakte zum bayerischen Königshof gepflegt haben.<sup>501</sup>
- Bereits im Juli 1829 soll Stanhope mehr als 30 Unterredungen mit dem Metternich-Vertrauten und Rothschild-Agenten Friedrich von Gentz in Wien geführt<sup>502</sup> haben. Dabei orderte er aus England am Parlament vorbei Gelder für eine wichtige, streng geheime Aktion. Nach einem einwöchigen Intermezzo in Karlsruhe (aus welchen Gründen?) weilte Stanhope im Herbst 1829 ein weiteres Mal in Wien, anschließend ausgerechnet in Pressburg (bei Johann Samuel Müller?) und dann erneut in Wien! Ehe er am 16. Oktober 1829 nahezu überstürzt Wien in Richtung Nürnberg verließ, erhielt er von Gentz einige Blätter aus der Wochenschrift „Hesperus“, Kaspar Hauser betreffend, und dazu die geheimnisvolle Mitteilung „...*ich gehe, ehe Sie Wien verlassen, mit Ihnen noch einmal zum Kasperl ...*“<sup>503</sup> Es handelte sich dabei möglicherweise um eine Art von chiffrierter Botschaft; es ging vielleicht um die Beseitigung Kaspars, im Sinne Maria-Leopoldines und ihrer österreichischen Habsburger-Verwandtschaft, finanziert mit Geldern Englands. Das einzige,

501 Mayer, Stanhope, S. 201.

502 Dabei sei 8mal der badische Gesandte von Tettenborn anwesend gewesen. Die Angaben Mayers sind leider ohne Referenz, insofern ungewiss. Vgl. Mayer, Stanhope, S. 271ff.

503 Mit „Kasperl“ war formal eines der drei Vorstadttheater Wiens gemeint, kann aber hier durchaus den Charakter eines Losungswortes in Bezug auf Kaspar Hauser annehmen.

das uns dabei stört, ist die Tatsache, dass man für die Planung eines politisch motivierten Mords wohl kaum ein so großes diplomatische Parkett gewählt haben würde, wie es Mayer angegeben hat. Aber vielleicht ging es dabei ja auch noch um andere Dinge.

Als nun am 17. Oktober 1829 in Nürnberg auf Kaspar Hauser das Hackmesser-Attentat verübt wurde, war der aus Wien herbeieilende Stanhope schon nicht mehr fern. Vier Tage später, ab 21. Oktober, traf er in Nürnberg ein und logierte im Gasthof „Wildeman“ am Kornmarkt. Tags darauf vereinbarte er mit dem Bankier **Johann Merkel**, dass er ihm künftig genaueste Informationen über Kaspar Hauser liefern solle. Johann Merkel hatte eine ähnliche Familientradition wie Stanhope: Er war der Sohn des Begründers der Nürnberger Freimaurer-Loge „Zu den drei Pfeilen“ und war selbst Freimaurer!<sup>504</sup> Stanhopes Sondieren in Sachen Kaspar Hauser geschah also lange Zeit, bevor er mit dem Findling in persönlichen Kontakt kam (erst am 28. Mai 1831).

- Dass zur Zeit des Attentats Kurfürstin Maria-Leopoldine und ihr Mann, Graf Ludwig von Arco, sowie ein weiterer „Kavalier“ (vermutlich Sohn Max) in Nürnberg weilten, haben uns u. a. Heinrich Ritter von Lang und Caroline von Albersdorf verraten (siehe oben). Diese Angabe wird durch unabhängige Quellen bestätigt!

**Den 17. Oktober reiste die verwitwete Kurfürstin von Bayern  
von Kassel kommend nach München durch Nürnberg.**

Abb. 138: Auszug aus: G. A. Hammerbacher: *Historische Beschreibung der Stadt Nürnberg...*, Bd. 2, Heft 17, Nürnberg 1867, S. 810.

Maria-Leopoldine war mit Mann und Sohn nach langer Reise durch die mittel- und norddeutschen Fürstenhöfe über Kassel und Bad Brückenau nach Nürnberg gekommen. Sie hatte hierzu extra einen Umweg gemacht, denn ihre nächsten Ziele am 18./19. Oktober (Schloss Ellingen, Fürst Wrede) und 19./20. Oktober (Stepperg und München) wären via Würzburg und Ansbach viel schneller zu erreichen.<sup>505</sup>

Ob das Paar im selben Gasthof wie Stanhope logierte, ist aktuell nicht bekannt; ein Kontakt über das Bankhaus Merkel ist denkbar, allerdings nicht zwingend. Lediglich Caroline von Albersdorf sprach später davon, dass man sich nicht nur zu dieser Gelegenheit, sondern auch nachfolgend getroffen hätte! Höchst auffallend und verdächtig ist diese Präsenz am Tatort aber deshalb, weil Maria-Leopoldine und ihr Mann zuvor in Nürnberg nie gesichtet worden waren, was wiederum sogar den Bürgermeister Binder dazu veranlasste, in dieser Sache ermitteln zu lassen.<sup>506</sup>

- Am 13. Juni 1831 brach Lord Stanhope nach dem ersten Kennenlernen Kaspar Hausers von Nürnberg nach München auf, um dort die für die angepeilte Übernahme der Pflugschaft notwendigen Bonitäten zu besorgen. In seiner Begleitung war Graf **Alexander von Ungern-Sternberg** (1806-1868). Dieser Poet war ein weiterer Freimaurer, den es von seinem Geburtsland Estland bis nach Bayern verschlagen hatte, und der übrigens später in einer seiner obskuren Erzählungen auch von einem untergeschobenen Kind berichtete. Wie die Bekanntschaft Ungern-Sternbergs mit

504 Mayer, Stanhope, S. 282.

505 Die Biographin Krauss-Meyl berichtet ausführlich von dieser 81-tägigen Reise mit 125 Poststationen, 500 Ortschaften und 23 Gasthäusern, welche die Kurfürstin-Witwe gemacht deshalb habe, „um neue Erfahrungen zu schöpfen, um daraus soviel Gewinn als möglich zu ziehen“. Aus unklaren Gründen bleibt gerade der belastende Nürnberger Aufenthalt vom 17. Oktober unerwähnt. Maria-Leopoldine habe an sich über diese Reise ein detailliertes Reisetagebuch geführt (BHStA NL Gundelinde71). In Kassel muss Maria-Leopoldine Kontakte mit Wirtschaftsleuten, eventuell sogar zu Vertretern des Bankhauses Rothschild gehabt haben, denn sie sprach in ihrem Tagebuch von „außergewöhnlichen Einkünften des Kurfürstentums Hessen-Kassel, wo 'als Meister der Kunst, Einnahmen aufzutreiben', die Frankfurter Bankiers Rothschild in die Bresche gesprungen seien und sich auf diese Weise beträchtlichen politischen Einfluss verschafft hätten“. Vgl. hierzu Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 347ff.

506 Albersdorf 2, 1839, S. 117.

Stanhope zustande kam, ist nicht näher bekannt.

- Nach Johannes Mayer habe Stanhope in München mehrere Wochen damit zugebracht, erst bei König Ludwig und anschließend auch bei der Königin Mutter Caroline in Tegernsee zu antichambrieren (ab dem 10. Juli) – ohne Erfolg.<sup>507</sup>

Wichtiger als diese Dinge, die Mayer aus dem existierenden Briefwechsel erschloss, erscheint uns die Frage, in welcher Bank Stanhope die Kreditbriefe erhielt, die er später für den Erhalt der Pflugschaft Kaspar Hausers in Nürnberg den Gerichten vorlegte. Dabei wollen wir vorausschicken, dass der zuhause in England relativ mittellose Stanhope selbst keinerlei Sicherheiten von höherem Wert anbieten konnte. Mit anderen Worten:

**Das Bankhaus in München (oder anderswo), welches Stanhope in Sachen Kaspar Hauser unterstützte, muss eigene, von der Situation des Lords nicht zwingend abhängige Motive zur Kreditvergabe gehabt haben!**

Bei der Suche nach Stanhopes Finanziers sind wir wie schon im Vorkapitel auf das sorgfältige Registrieren diskreter Hinweise und auf Analogieschlüsse angewiesen, denn gerade die Bankhäuser haben uns nicht den Gefallen getan, beweisende Dokumente zu hinterlassen.

Speziell von der Bank-Dynastie Rothschild ist bekannt, dass sie vor Einführung der Telegraphie zur Mitte des 19. Jahrhunderts alle wichtigen Nachrichten doppelt-chiffriert und über ein eigenes Netz an Flugtauben-Stationen versandte und hinterher alle etwaigen Beweisstücke sorgfältig vernichtete. Ähnliches dürfte für ihre bayerischen Konkurrenten aus der Familie Seligmann/von Eichthal gegolten haben. Perfekte Diskretion ist gerade bei Bankhäusern das A und O jeglichen Geschäftserfolgs! Dennoch wäre es, das wollen wir nochmals betonen, angesichts der Quellenarmut äußerst blauäugig anzunehmen, dass Geld bei Kaspar Hauser keine Rolle gespielt hätte.

**Wir sind uns dessen sicher: Geld spielte im Fall Kaspar Hauser die alles entscheidende Rolle – und damit auch die dahinter stehenden Banken!**

Den entscheidenden Hinweis, mit welchem Bankhaus Lord Stanhope im Sommer 1831 in München in Verbindung stand, entnehmen wir einem seiner Schreiben, welches er erst zwei Jahre später abfasste. Es handelt sich um den Nachtrag zu seinem letzten Brief an Kaspar Hauser vom 16. Dezember 1833, erstellt unmittelbar vor der Abreise aus Wien am 17. des Monats.

In ihm gab Lord Stanhope Kaspar Hauser den Tipp, er solle künftige Briefe nicht an ihn, sondern „zu der Besorgung des Herrn von Eichthal, Banquier in München“ adressieren!<sup>508</sup>

Interessanterweise gibt Hermann Pies, welcher den Brief 1928 veröffentlichte, an anderer Stelle seiner Werke den Text ganz anders und ohne die betreffende Passage wieder. Welche Fassung des Briefes lag Pies damals vor? War das der Text des Julius Meyer? War die Passage mit dem Bankier von Eichthal inzwischen gezielt aus den Akten entfernt worden?<sup>509</sup>

**Das besondere Vertrauensverhältnis Stanhopes zum Münchner Bankier Simon von Eichthal ist von essentieller Bedeutung. Diesem Hausbankier des bayerischen Hofes und der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine traute Stanhope offensichtlich das Wissen zu, wo er sich in und um München aufhielt!**

Wenn Lord Stanhope und Maria-Leopoldine mit der Ermordung Kaspar Hausers zu tun haben, was wir aufgrund zahlreicher Verdachtsmomente annehmen, dann ist in unseren Augen der Bankier von Eichthal das entscheidende Bindeglied zwischen den beiden, d. h. derjenige, der Stanhope für die Durchführung der Projekte zugunsten Maria-Leopoldines mit dem notwendigen Kleingeld versorgte und wichtige Mitteilungen entgegennahm und weitergab! Dabei muss Stanhope allerdings den Namen Maria-Leopoldines nicht *expressis verbis* erfahren haben!

---

507 Mayer, Stanhope, S. 341ff.

508 Pies, Tod, S. 126.

509 Pies, Fälschungen, S. 62.

Die Verbindung Stanhopes zu Seligmann/von Eichthal überrascht insofern, als zunächst alles dafür sprach, dass Stanhope wie so viele Engländer in europäischer Mission vom Eichthal-Konkurrenten Nathan Mayer Rothschild in London finanziert wurde! Dies liegt allein deshalb auf der Hand, weil der mächtige englische Ableger der Rothschild-Gruppe, der letztlich durch seine Aktivitäten die Schlacht von Waterloo entschieden, den Sturz Napoleons herbeigeführt und den Wiener Kongress entscheidend beeinflusst hatte, die gesamten englischen Staatsfinanzen und einen Großteil des verschuldeten englischen Hochadels in der Hand hatte.

So betätigte sich z. B. der frühere „Joint Secretary to the Treasury“, **Charles Arbuthnott**, 1832 wie zuvor sein Vorgänger John Charles Herries als Rothschild-Agent. Das war exakt jener Charles Arbuthnott, der 1829 nachweislich mit Lord Stanhope einen geheimdienstlichen Briefwechsel in Sachen Gentz/Metternich pflegte.<sup>510</sup> Der Metternich-Vertraute **Friedrich Gentz** befand sich, wie bereits geschildert wurde, bei einer erheblichen Last persönlicher Schulden ebenfalls in der Hand der Rothschilds. Er war unzählige Male für die Familie tätig, z. B. dadurch, dass er für sie jenen Brockhaus-Lexikonartikel schrieb, der den Rothschilds Anerkennung in ganz Europa verschaffte. Mit Friedrich Gentz wiederum stand Lord Stanhope auf vertrautem Fuß. Die beiden verkehrten, wie wir wissen, sehr eng und häufig. Einmal, im Jahr 1829, lässt sich sogar eine Anweisung Stanhopes an die Bank Rothschild zugunsten des finanziell angeschlagenen Gentz nachweisen.<sup>511</sup>

**Wenn Stanhope als englischer Geheimdienstler eigentlich Rothschild-Interessen zu vertreten hatte, aber eine Verbindung zum konkurrierenden Bankhaus Seligmann/von Eichthal pflegte und dessen Ziele verfolgte, dann können wir uns dies vorderhand nur dadurch erklären, dass Stanhope eben ein Doppelagent war, der auf dem internationalen Parkett jeweils die Interessen dessen vertrat, der ihm am meisten dafür bot – und dies nicht nur hintereinander, sondern manchmal auch gleichzeitig. Einen solchen zweiten Auftrag-/Geldgeber sehen wir bis kurz vor Kaspars Tod in Bayern in der Entourage der Kurfürstin Maria-Leopoldine.**

Eingedenk dessen wenden wir uns nun dem genaueren Verlauf der Taktik Stanhopes in Bezug auf Kaspar Hauser zu:

Im Lauf seines Lebens schrieb Lord Stanhope einige hundert Briefe, die der Stanhope-Biograph Johannes Mayer in den Kent-Archiven auswertete. Zwei davon aus dem Jahr 1831 befassen sich mit der vergeblichen Reise Kaspar Hausers nach Ungarn. Wir greifen sie exemplarisch heraus, um deutlich zu machen, wie Stanhope innerhalb eines Jahres grundlegend seine Strategie wechselte.

Im Sommer 1831 hatte Stanhope über geheimdienstliche Kontakte mit dem Wiener Polizeiminister, Graf von Sedlnitzki, die erste Reise nach Ungarn vorbereitet und sich in einem Schreiben an denselben insofern verraten, als er seiner Überzeugung Ausdruck verlieh, Kaspar sei der „*rechtmäßige Erbe vermutlich einer hohen Familie und gewiss eines sehr großen Vermögens*“.

Man beachte den Ausdruck: Erbe einer hohen Familie und eines großen Vermögens!

Das war nomenklatorisch auf Maria-Leopoldine, auf die Familie Arco und/oder auf das Tattenbach'schen Erbe gemünzt und passte kaum zur Theorie über den badischen Erbprinzen, bei dem es vornehmlich um den Verlust landeshoheitlicher Primogenitur-Rechte, also um einen politischen Skandal ging, und allenfalls nachrangig um Geld!

**Stanhope hatte also zu dieser Zeit noch nichts dagegen, dass ein Mitglied des bayerischen Königshauses resp. Maria-Leopoldine ganz im Sinne der Rothschilds belastet worden wäre.**<sup>512</sup>

---

510 Conte Corti, S. 162. Mayer, Stanhope, S. 272.

511 Mayer, Stanhope, S. 242.

512 Mayer-Tradowsky, S. 127.

In einem nachfolgenden Brief vom 7. August 1831 schlug Stanhope dann dem Freiherrn Tucher vor,

*„...der öffentlichen Meinung eine irrige Leitung zu geben und zu sagen, dass man Spuren in Bayern gefunden hat (welches wirklich der Fall ist mit der Gegend, wo das Gefängnis liegen müsste) und dass man die erste Überzeugung hat, Kaspar ist nicht so weit als von Ungarn nach Nürnberg gebracht worden ...“*<sup>513</sup>

Stanhopes Stoßrichtung hatte sich geändert! Durch einen zweiten Besuch in Ungarn hätte die Affäre „Dalbonne“ zu Lasten Maria-Leopoldines nochmals hochgekocht werden können, falls diese wirklich in ihrem Vorleben mit der Dalbonne zu tun hatte, was wir bereits weitgehend dingfest gemacht haben.

#### **Zu ihrem Schutz lenkte Stanhope nun plötzlich Gottlieb von Tucher von Ungarn ab!**

Wenn Stanhope zu diesem Zeitpunkt bereits wusste, das Kaspars Verlies in Wanghausen gelegen war, dann konnte er ruhig auf Bayern verweisen, weil ja Wanghausen zu diesem Zeitpunkt dem Königreich gar nicht mehr angehörte und deshalb in Bayern ein Verlies nicht gefunden worden wäre. Der Verweis auf Bayern war also eine Nebelkerze, um seinen Seitenwechsel Tucher gegenüber zu kaschieren.

Im Dezember 1831 war bei Stanhope – vermutlich unter dem Einfluss des Bankhauses Seligmann/von Eichthal in München – bereits eine neue Stoßrichtung zementiert, die nun eindeutig gegen das Haus Baden ging:

**Ab sofort ging es Stanhope keineswegs mehr darum, den Münchner Hof und Maria-Leopoldine zu belasten, sondern vielmehr subtil die Erbprinz-von-Baden-Theorie zu fördern und damit ein urbayerisches Anliegen voranzubringen! Allein dieser Seitenwechsel hatte ihm ja die Pflugschaft für Kaspar Hauser gebracht, die der bayerische König persönlich bewilligt und gutgeheißen hatte!**

Deshalb musste auch die zweite Ungarnreise Hickels erfolglos verlaufen! Wir haben darüber bereits berichtet.

Stanhope versuchte nun sogar, die badische Großherzogin Stephanie die Beauharnais persönlich auf Kaspar Hauser zu konditionieren, indem er ihr z. B. ein geheimes Treffen mit diesem vorschlug – ein raffiniertes Ansinnen, das er später noch mündlich wiederholte!<sup>514</sup>



Abb. 139: Das Bankhaus und Palais von Eichthal in der sogenannten Max-Vorstadt Münchens heute.

Einen Tag nach seinem Schreiben an Stephanie erhielt Stanhope eine Note des Wohlwollens von König Ludwig I., ausgerichtet durch den Regierungspräsidenten des Rezat-Kreises, Arnold von Miegl!<sup>515</sup> Von Miegl wird weiter unten in anderem Zusammenhang noch eine gehörige Rolle spielen!

**Damit besteht kein Zweifel: Ab sofort arbeitete Stanhope nicht mehr dem Haus Rothschild zu, sondern dem bayerischen Hof und damit Maria-Leopoldine, vor die sich Baron Simon von Eichthal mit seinem Münchener Bankhaus gestellt hatte!**

Am 24. Dezember schrieb Stanhope an König Ludwig I. zurück. Er sprach dabei zwar weiterhin vom „*Erbe eines glänzenden Vermögens*“, fügte allerdings im Nachsatz hinzu, es sei ein „*Erbe, das mehr ist als von einem Untertan*“, und bat den König, sich dafür einzusetzen, dass Kaspar wieder in seine Rechte eingesetzt wurde (freilich im Großherzogtum Baden)!

513 Mayer-Tradowsky, S. 490.

514 Mayer, Stanhope, S. 394f.

515 Mayer, Stanhope, S. 395.

### **Damit war von Stanhopes Seite das Haus Baden unverblümt ins Spiel gebracht!**<sup>516</sup>

Nun dürfte einem jeden klar sein, auf wessen Betreiben hin Stanhope im Herbst 1831 mit hohem finanziellen Aufwand die Pflugschaft für Kaspar Hauser an sich gezogen hatte!

Blenden wir dazu kurz zurück in den Sommer 1831:

Schon aus Zeiten des Salzhandels unterhielten die Bankiers Seligmann/von Eichthal eine Dependence in Stuttgart, der Hauptstadt des Königreichs Württemberg. Nachdem die Ungarnreise Kaspar Hausers, die er zusammen mit Freiherrn von Tucher und Oberleutnant Hickel unternommen hatte, am 10. Juli 1831 an formalen Widrigkeiten (Cholera-Kordon bei Pressburg) gescheitert war, und man sich im Rahmen der Rückreise über Braunau am 16. Juli noch kurz mit Stanhope in München getroffen hatte, brachen der Lord und der Graf von Ungarn-Sternfeld am 21. Juli 1831 gerade in Richtung Stuttgart auf, mit Zwischenstationen in Weilheim, Kaufbeuren, Lindau, Friedrichshafen und Tübingen. Am 30. Juli trafen sie in der württembergischen Landeshauptstadt ein, um dort für drei Wochen zu bleiben. Von Stanhope selbst erfährt man so gut wie nichts über den Zweck dieses Aufenthaltes, aber man darf sich sicher sein, dass er gerade in Stuttgart jene Kreditbriefe „aus anderen deutschen Häusern“ erwarb, die ihm hinterher in Nürnberg dazu dienten, die Vorschüsse des Bankhauses Loedel und Merkel abzusichern, mit denen Stanhope Kaspar Hauser seinem bisherigen Vormund Baron von Tucher entfremdete und am Ende dessen Pflugschaft an sich zog.<sup>517</sup>

Als Stanhope in Stuttgart anlangte, war seine eigene Reisekasse relativ leer, denn er hatte allein bis zum 12. Juni 1831 bereits 3000 Gulden für Kaspar Hauser ausgegeben. In Stuttgart konnte er nun diskret und von der bayerischen Öffentlichkeit unbemerkt seine Kasse wieder auffüllen, wobei wohl der größere Teil der Mittel bargeldlos in Form von Kreditbriefen floss. Wenn man das nachfolgende Einschwenken Stanhopes auf die bayerische Linie im Fall Kaspar Hauser und die Vehemenz berücksichtigt, mit der er nun die Erbprinz-von-Baden-Theorie vorantrieb, dann dürfte es sich bei der kreditgebenden Instanz viel eher um die Stuttgarter Zweigstelle der Eichthal'schen Bank gehandelt haben als um das Karlsruher Bankhaus von Haber, welches unter Rothschild-Einfluss stand und von Johannes Mayer favorisiert wurde.<sup>518</sup> Die Geldwäsche hätte allerdings in beiden Fällen gleich funktioniert!

Bleibt an dieser Stelle zu ergänzen, dass Stanhope zwei Jahre später, bei seiner Anreise 1833 von Frankfurt nach Konstanz, erneut den Umweg über Stuttgart nahm, möglicherweise aus denselben Gründen.

Dass das Stanhope finanzierende Bankhaus die Kreditbriefe Stanhopes in Stuttgart ausstellte, war insofern sinnvoll, als Stuttgart als neutraler Boden für die Ausführung der Transaktion ein weitaus unverfänglicheres Pflaster darstellte als München, wo sich Stanhope zuvor aufgehalten hatte, und wo man aber die notwendige Diskretion nicht unbedingt hätte gewährleisten können. Ein anonymes Brieffragment in der Hinterlassenschaft Stanhopes verweist übrigens in Zusammenhang mit Kaspar Hauser nicht nur auf Stuttgart, sondern auch auf Paris, wo die Eichthals nachweislich eine weitere Zweigstelle betrieben, wenngleich weitaus unbedeutender als die dortige Rothschild'sche Repräsentanz. Auch diese konnte u. U. als Zwischeninstanz fungieren. Mayer veröffentlichte dieses Schreiben und sprach dabei von der eindeutigen „Textgestalt konspirativer Mitteilungen“ (Hervorhebung durch uns):

*„Milan, Dec., 31., Teuerster S(tanhope), ich bin sehr enttäuscht, nichts von Ihnen gehört zu haben, seit Sie S(tuttgart) verlassen haben. Vielleicht werde ich einen Brief in Genf vorfinden, wo ich morgen auf der Reise eine Nacht schlafen werde. Ich hoffe, Sie werden mir bald schreiben und mir alle Einzelheiten über C(asper) Hauser geben – verwickeln Sie sich nicht selbst da hinein, ich habe Furcht, dass Sie auch einen Schlag abbekommen, binnen kurzem würde ich gern hören, dass Sie sicher sind. Ich füge einen Brief bei, den ich gestern von Lord R. erhalten habe ... Frau R. hat in*

516 Mayer, Stanhope, S. 396.

517 Mayer, Stanhope, S. 352.

518 Mayer, Stanhope, S. 353ff.

*der letzten Zeit nicht ihren Lohn bekommen, noch irgend etwas von dem so dringend benötigten Gehalt, seit sie Engl. verlassen haben, ich habe nicht alle meine Bezüge aufgebraucht, so müssten auch Sie einen großen Kassenbestand haben, aber ich nehme an, in Paris werden sie ihr Geld zählen. Es gibt auch noch meine 200 bei Coutts, die mir P. gegeben hat. — Auf Wiedersehen, ich wünschte ich könnte notfalls etwas über Sie erfahren, ich könnte Sie treffen, wenn ich über ...? ... nach Genf fahre, auch von Baden nach Frankfurt eine ausgezeichnete Straße.“<sup>519</sup>*

Die hier aus Sicherheitsgründen nur mit dem Anfangsbuchstaben des Namens gekennzeichneten Personen R. und P. bleiben im Dunklen. Der Schreiber wusste offensichtlich, dass Stanhope seinen Kassenbestand in Stuttgart erheblich aufgebessert hatte, dass aber demnächst wieder Ebbe sein würde – in Paris (?). Mit den Orten Milan und Genf erscheint eine geographische Achse durch Länder, entlang welcher Stanhope zwei Jahre später, im Jahr 1833, tatsächlich reiste, angeblich frustriert, was die Reisequalität anging, wie er Kaspar Hauser kurz vor dessen Tod persönlich mitteilte.

Mit Mailand ist auch ein Ort bezeichnet, zu welchem Maria-Leopoldine wegen der vormaligen Hofhaltung ihrer Eltern Zeit ihres Lebens beste Beziehungen und viele Kontakte unterhielt, zumal sie dort geboren war. Im Jahr 1832 hatte sie mit Ehemann Ludwig von Arco und Sohn Max ihren Urlaub in ihrer Geburtsstadt Mailand verbracht; ob dies auch 1833 der Fall war, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Stanhope reiste in diesem Jahr 1833 über die Schweiz nach Oberitalien und vom 5. September 1833 an weilte er tatsächlich für einige Tage in Mailand, ehe er sich durch die Po-Ebene nach Friaul und Kärnten begab, also in die Nähe der Adriaküste, wo einst eine Dalbonne ihren Ursprung genommen hatte. Dort blieb Stanhope fast den ganzen Oktober. Was er in dieser Ecke Italiens und Österreichs tat, wissen wir nicht. Erst danach reiste er nach Wien, um den Winteranfang und schließlich Kaspars Tod in Ansbach abzuwarten.<sup>520</sup>

Zurück ins Jahr 1831. Wir fassen zusammen:

**Angesichts der vielfältigen Bezüge ist es plausibel, dass Maria-Leopoldine resp. ihre Hausbank als Geldgeber für Lord Stanhope fungierten, wobei der Mittelzufluss unverfänglich nicht über Bayern, sondern über externe Deckadressen erfolgte, und der Bankier Simon von Eichthal, ein Mann von untadeliger Reputation in Bayern, die Geldströme durch Gewährung von anonymen „deutschen“ Kreditbriefen so gestaltete, dass sie nur schwerlich hätten zurückverfolgt werden können.**

In Nürnberg oder München wären bei einem solchen Vorgehen selbst im Fall korrekter gerichtlicher Ermittlung die eigentlichen Geldgeber nie aufgedeckt worden. Dies war wohl der Zweck der ganzen Angelegenheit:

**Stanhope sollte mit dem Geld Kaspar Hauser an sich zu ziehen, um ihn anschließend in Richtung England „lebend zu entsorgen“, d. h. aus der unmittelbaren Gefahrenzone für die Familie von Arco bringen!**

Hier mögen sich die früheren Ziele des Hauses Rothschild noch mit den bayerischen Zielen gekreuzt und vereinigt haben. Denn seit der Zeit der Einkerkung hatte man von englischer Seite aus in Kaspar Hauser einen Napoleoniden gesehen und vermutlich sogar dessen Beseitigung durch den Pfarrer Würth und seine Bekannten im Salzach-Kreis finanziert! Dass selbst ein nach England verbrachter Findling für das Haus Baden weiterhin eine ständige Drohkulisse abgeben würde, mag nun wiederum für Bayern ein angenehmer Nebeneffekt gewesen sein!

Einer aufmerksamen Privatdetektivin namens Caroline von Albersdorf fiel später auf, dass 1831 bei Stanhope nicht alles mit rechten Dingen zuging: Sie schrieb in ihrem Büchlein von 1839, Stanhope habe im Sommer 1831 zunächst in München und Innsbruck logiert, ehe er mit „enormen Creditbriefen“ – wohlgermerkt deutscher, nicht englischer Provenienz! - nach Nürnberg zurückgekommen sei. Dennoch

---

519 Mayer, Stanhope, S. 352.

520 Mayer, Stanhope, S. 470.



habe Stanhope in Nürnberg angegeben, er sei aus London eingetroffen! Das machte seine Landsmännin misstrauisch!

*„Die großen Creditbriefe waren nicht sein Eigentum, sondern ihm von Jenen anvertraut, denen er den Kaspar in die Hände liefern wollte ...“*<sup>521</sup>

Damit hatte Frau von Albersdorf haarscharf ins Schwarze getroffen! Mit Innsbruck mag sich die Gräfin allerdings getäuscht haben, falls Stanhope nicht wirklich von Tegernsee aus dorthin einen Abstecher gemacht hatte; denn erst im Folgejahr suchte Stanhope Innsbruck wirklich auf. Mit allem anderen hatte die Spürnase der Albersdorf den Braten in Bayern richtig gerochen!

Im Januar 1832 war Anselm Feuerbachs Werk „Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen“ erschienen. Wenig später, am 15. Januar, schickte es Lord Stanhope höchstpersönlich an König Ludwig I. mit der wärmsten Empfehlung.<sup>522</sup> Vier Tage später verließ der Lord Ansbach und damit auch Kaspar Hauser, den er nie mehr wiedersehen sollte.

Seine Reiseroute führte ihn zunächst über Schwäbisch Hall nach Mannheim, wo er auch der Großherzogin Stephanie de Beauharnais ein Exemplar der Feuerbach'schen Schrift übergab und, wie Johannes Mayer schildert, in mehreren Vier-Augen-Gesprächen weiterhin raffiniert am Baden-Mythos strickte, so dass sich Stephanie immer mehr als Mutter Kaspar Hausers fühlen musste. Wiederum schlug Stanhope ein geheimes Treffen mit Kaspar vor und berichtete hinterher Anselm von Feuerbach davon per Brief.

Dieses Schreiben macht deutlich, dass es letztendlich Stanhope gewesen war, der auf beiden Seiten die Erbprinz-von-Baden-Theorie zu Realität verdichtete. Zwischen Stanhope und Feuerbach ist hier noch nicht die geringste Kluft erkennbar!<sup>523</sup>

**Doch dann kommt es zu einer geradezu dramatischen Wende!**

---

521 Albersdorf 2, 1839, S. 10f.

522 Mayer, Stanhope, S. 399.

523 Mayer, Stanhope, S. 404ff.

## Johann Ludwig Klüber und der Fall Kaspar Hauser

Stanhope reiste nach Frankfurt weiter und weilte einige Tage zu Gast im Haus des Staatsrats und Professors für Staatsrecht, Johann Ludwig Klüber. Vermutlich kannte er den Mann noch von seiner Erlanger Studienzeit her, denn Klüber hatte bis 1804 in Erlangen öffentliches Recht gelehrt. Klüber berichtete am 24. Februar 1832 seinem Fachkollegen Paul Anselm von Feuerbach von mehreren mehrstündigen Treffen mit Stanhope zwischen dem 27. Januar und 5. Februar 1832:

*„Durch mich erhielt Stanhope volle Überzeugung, dass der Argwohn auf Mannheim völlig grundlos sei!“<sup>524</sup>*

Diese Äußerung Klübers war ein Volltreffer gegen seinen „hochgeschätzten Freund“ von Feuerbach, der fünf Tage zuvor Joseph Hickel sein Mémoire Königin Karoline von Bayern hatte überreichen lassen, in dem er glatt das Gegenteil behauptete!

Es folgt nun, was uns Johann Ludwig Klüber so nicht mitgeteilt hat, was aber aufgrund der jüngsten politischen Entwicklung im Frühjahr 1832 zu vermuten steht:

**Der dringende Rat Klübers an Stanhope, die Erbprinzen-Theorie fallen zu lassen, kam nicht von Klüber allein, dem Stanhope wahrscheinlich auch gar nicht gefolgt wäre, sondern er kam vor allem aus der Frankfurter Zentrale des Hauses Rothschild, für das der Professor sprach! Vor den mächtigen Rothschilds wird Stanhope nach wie vor einen Heidenrespekt gehabt haben, selbst wenn er zwischenzeitlich auftragsgemäß „fremdgegangen“ war!**

**Dr. Johann Ludwig Klüber** (\*1762, + 16. Februar 1837) war kein x-beliebiger Mann, sondern einer der bedeutendsten europäischen Juristen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Beschäftigen wir uns ein wenig mit seinem Leben, um am Ende deutlich zu machen, dass man ihn getrost als Sprachrohr der Gebrüder Rothschild auffassen kann, selbst wenn von ihm kein Wort darüber zu vernehmen ist.

Der aus dem Raum Fulda stammende Klüber begann nach einer Gymnasialaufbahn in Schweinfurt und einem Jurastudium in Gießen und Leipzig seine berufliche Laufbahn 1786 als Professor der Rechte in Erlangen, wo er zuvor noch studiert und im Alter von 23 Jahren seinen Dokortitel erworben hatte.

Während seiner Lehrtätigkeit in Erlangen war Klüber vor allem mit dem schon erwähnten preußischen Minister **Karl August von Hardenberg** eng befreundet, der wiederum eng mit dem Haus Rothschild verbunden war und als eingefleischter Freimaurer und Mitglied mehrerer Logen auch in Erlangen Freimaurer-Aktivitäten an den Tag legte, in der bereits vorgestellten Loge „Libanon zu den drei Cedern“.<sup>525</sup>

Im Hinblick auf die intime Freundschaft der beiden Männer wäre es Unfug anzunehmen, dass Klüber dieser Loge nicht angehört hätte. Das Gegenteil wird der Fall gewesen sein!

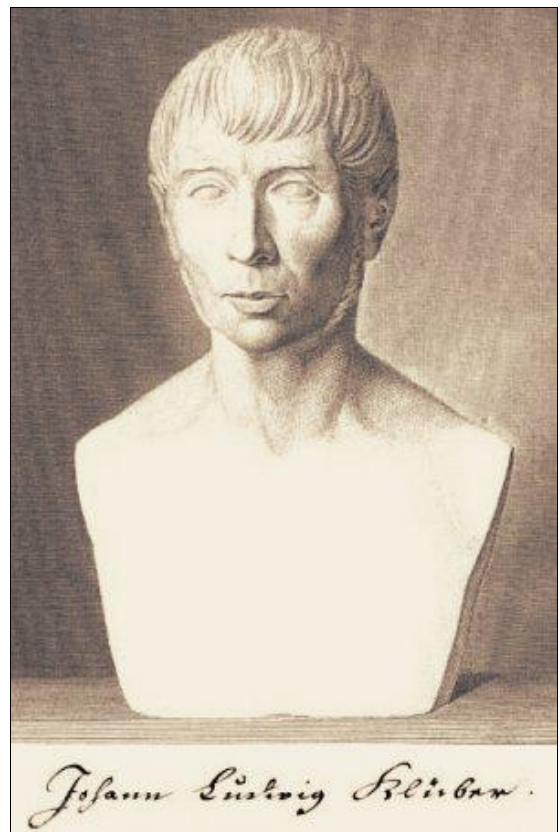


Abb. 140: Marmorbüste Klübers. Stich von Chr. Hoffmeister. Aus Klübers „Öffentliches Recht des deutschen Bundes...“, Ausgabe 1840.

<sup>524</sup> Mayer, Stanhope, S. 408.

<sup>525</sup> E. W. Martius: Erinnerungen aus meinem Leben, Leipzig 1847, S. 304.

Unter von Hardenberg, der damals wie ein Vizekönig in Ansbach, Triesdorf (!) und Bayreuth residierte und Hof hielt, ging die Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth nach Resignation des letzten Markgrafen in den Besitz der preußischen Krone über.

Der makellos glänzenden Fassade des noch jungen Jura-Professors Klüber steht eine Aktivität entgegen, die man ihm nicht zutrauen würde, wenn nicht ein kürzlich editiertes Büchlein aus seinem Nachlass so trefflich darüber Auskunft gäbe: Andreas Deutsch: Ein Geheimbund mit Lizenz zum Töten. Der Anti-Illuminaten-Orden des Johann Ludwig Klüber, Edition der Geheimbundsatzung mit Einleitung, Wiesbaden 2010.

Dieser Veröffentlichung zufolge hatte Klüber, der als Prorektor und Prokanzler um 1800 höchste Universitätsämter in Erlangen bekleidete, entweder selbst oder eine ihm sehr nahe stehende Person einen quasi staatstragenden Geheimbund in Erlangen gegründet, der sich gegen Jakobiner, Illuminaten, Theophilanthropen und andere antimonarchische Umstürzlergruppen richtete. Bei diesem Geheimbund, dessen schriftliche Satzung Klüber entwarf, ging es darum, die Staatsfeinde sozusagen mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Dazu waren letztlich alle Mittel recht, sogar politischer Mord!

Mit diesem Werk aus dem Klüber'schen Nachlass, das die Handschrift des versierten Juristen verrät, bestätigt sich eindrucksvoll, was wir weiter oben anlässlich der Schilderung der Erlanger Freimaurer-Aktivitäten eines Karl von Soden, Ludwig Würth und Christian Lampert vermutet hatten:

**Es gab zur damaligen Zeit in Erlangen diverse Gruppen im Untergrund, die sich z. T. aus der Professorenriege, z. T. aus den Studentenverbänden, z. T. aus der Freimaurer-Szene rekrutierten und politische Ziele außerhalb jeglicher Legalität verfolgten!**

Klübers Geheimbund steht für eine Anti-Umsturz-Organisation, bei der es um Stabilisierung des politischen Establishments geht und nicht etwa um dessen Beseitigung, wie bei anderen radikal-aufklärerischen Untergrundvereinigungen. Der Bund reflektiert damit die nach Ausbruch der Französischen Revolution 1789 immens gestiegene Angst vor revolutionärer Anarchie im eigenen Land. Zwar wissen wir nicht, was aus diesem Projekt konkret geworden ist. Es muss aber beeindruckend sein, dass es neben diversen Geheimhaltungsklauseln auch ein Vermummungsgebot bei Versammlungen vorsah – analog zum Ku-Klux-Klan in Amerika -, sowie die faustrechtliche Liquidation von Verrätern und Feinden. Und dies alles aus der Hand eines renommierten Juristen!

Solche Statuten als Jux und Tollerei bzw. klüber-fremd abzutun, wie kürzlich durch einen Illuminatenforscher geschehen,<sup>526</sup> steht uns schon deshalb nicht an, weil wir, wie bereits geschildert, einen ähnlich strukturierten Erlanger Bund von Napoleon-Gegnern als verantwortlich für die ersten Verbrechen an Kaspar Hauser ansehen. Auch hier war die Bereitschaft zur Anwendung von physischer oder psychischer Gewalt an einem Kind beeindruckend – und dies umso mehr, als sogar evangelische Geistliche an diesem Komplott beteiligt waren. Im Übrigen wissen wir aus den Aufzeichnungen von Ernst Martius, dass ein nicht unerheblicher Teil der Erlanger Logenmitglieder damals auf eine schiefe, den Ursprungszielen der Freimaurer zuwiderlaufende Bahn geraten war.

Was speziell Klüber anbelangt, so hatte dieser bereits 1788 einen sogenannten „Clubb“ – den ersten in Erlangen! - gegründet, der sich zunächst als Gesellschaftsverein konstituierte, bald aber in den Sog der politischen Ereignisse anlässlich der Okkupation Bayerns durch die Franzosen geriet und im Untergrund verschwinden musste.<sup>527</sup>

Die Freimaurerei in Europa wird wiederum von vielen Forschern sowieso mit dem Haus Rothschild assoziiert. Hierbei ist nicht annähernd auch nur die Spitze des Eisbergs bekannt, was leider Anlass zu unbegründeten Spekulationen und vor allem antisemitischen Lehren gibt, von denen wir uns nochmals ausdrücklich distanzieren. Speziell die Unterstützung der ursprünglich umstürzlerischen Illuminaten durch Rothschild, wie oft unterstellt, erscheint uns im vorliegenden Fall undenkbar, da ein Flächenbrand von

---

526 Reinhard Markners Rezension in: Wege der Lichtsuche, Freimaurerei zwischen Renaissance und Enlightenment, Jahrbuch für Freimaurerforschung, Nr. 48, 2011, S. 260ff.

527 Martius, Erinnerungen, S. 225f.

Revolutionen über ganz Europa im Gegensatz zu einem bilateralen Krieg das gesamte Finanzimperium der Rothschilds auf einen Schlag hätte zum Einsturz bringen können. Dies wurde bereits weiter oben deutlich gemacht. Hier sind die Rothschilds u. E. viel eher staatstragend als umstürzlerisch wirkmächtig geworden, und dazu passt der Klüber'sche Bund schon viel eher!<sup>528</sup> Wenn anlässlich der Entführung Hausers nach 1809 von Erlangen aus englisches Geld geflossen ist (z. B. an seine Entführer bzw. die „erweckten“ Kreise in Oberösterreich), dann liegt ein maßgeblicher Anteil des Hauses Rothschild am Klüber'schen Geheimbund ebenfalls nahe.

Es lässt sich nicht ausschließen, dass Klübers Gruppierung in der eines Pfarrers Würth und seiner Komilitonen aufging – oder umgekehrt -, denn die sich ursprünglich gegen Obskurantismus im Allgemeinen und bayerisch-österreichischen Jesuitismus im Besonderen richtende Aktivität der letzteren Clique konnte ja angesichts der napoleonischen Okkupation in einen gemeinsamen Anti-Bonapartismus gemündet sein, dem sich auch ein staatstragender Geheimbund eines Klübers verpflichten konnte, zumal in Erlangen damals viele Exil-Franzosen lebten und ein Anti-Jakobinismus bei steigender Invasionsgefahr problemlos zum Anti-Bonapartismus erweitert werden konnte. Letzterer liegt bei Klüber auch deshalb nahe, weil er wiederum von Frankreich aus mit Argwohn beäugt und sogar seinerseits den napoleonfeindlichen Illuminaten zugerechnet wurde, wie ein französisches Mémoire wiedergibt:

*„Kluber, professeur d'Histoire, ancien chef de cotteries révolutionnaires à Claugen... - Klüber, Professor für Geschichte, ehemaliger Chef revolutionärer Cliques in Erlangen ...“<sup>529</sup>*

Als anti-bonapartistisch sind auch Teile der Klüber'schen Geheimbundsatzung selbst zu werten. So liest man in Kapitel 2, § 18:

*„Jedes Mitglied der Vereinigung dessen Stand, Alter und Umstände es ihm gestatten, muss, wenn es möglich ist, bei einem feindlichen Einfall, dem angegriffenen Theile zu Hülfe eilen. Zugleich muss jedes Mitglied, wenn es immerhin es thun kann, nicht durch stärkere Macht vertrieben wird, und der Bund ihm Hülfe versprochen hat, wenn der Feind sein Vaterland erobert, in demselben verbleiben; in dem es auf diesen Fall, auf die Beihülfe und den Schutz der ganzen Vereinigung zählen darf.“<sup>530</sup>*

Welcher „Feind“ hätte damals das „Vaterland“ erobert, wenn nicht Napoleon mit seinen Truppen? Allerdings ist hier nur von Selbstschutz die Rede, nicht von einer subversiven Tätigkeit gegen das französische Regime, was jedoch nicht viel bedeuten muss, da ja zum Abfassungszeitraum der Statuten der Einmarsch Napoleons noch nicht unmittelbar bevorstand und Geheim-Aktivitäten sowieso nichts in den Statuten zu suchen hatten.

**Bei diesen Anspielungen und Bezügen kommen sich u. E. der Klüber'sche Geheimbund, welcher nach dessen Weggang aus Erlangen noch dazu eine Eigendynamik erfahren haben kann, und die Anti-Hauser-Clique eines Würth et. al. doch sehr nahe, falls nicht sowieso Identität besteht!**

In diesem Zusammenhang erinnern auch spezifische Begriffe aus der Klüber'schen Geheimbund-Satzung an die Geschichte Kaspar Hausers: Hier ist von einem Dolch als Mitgliedswaffe die Rede, und nicht etwa von einem Degen, der viel mehr zu Studenten passen würde; hier findet man die Begriffe „Rotte“ und „Rottenmeister“. „Rottierer“ hatte wiederum Johann Samuel Müller die Würth'sche Clique genannt, was nach einem zeitgenössischen Handbuch „Glieder einer Rotte oder lasterhaften Versammlung“ bedeutet.<sup>531</sup>

Klüber selbst zeigte in der anderen Hälfte seines Doppellebens, d. h. in seinen staatspolitischen Veröffentlichungen, allenfalls eine verdeckte, keinesfalls eine offene franzosen-feindliche Haltung. Etwas ande-

---

528 Hierzu mehr bei Corte Conti und Ferguson, an diversen Stellen.

529 Unter Revolution wird hier selbst verständlich die Auflehnung gegen Napoleon verstanden, nicht die Französische Revolution. Zitat aus Andreas Deutsch: Ein Geheimbund mit Lizenz zum Töten. Der Anti-Illuminaten-Orden des Johann Ludwig Klüber. Edition der Geheimbundsatzung mit Einleitung, Wiesbaden 2010, S. 43.

530 Deutsch, Geheimbund, S. 84.

531 Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, Bd. 3. Leipzig 1798, S. 1182.

res wäre bei ihm als interstaatlich operierenden Diplomaten, zu dem er sich nach seiner Erlangener Zeit machte, auch nicht opportun gewesen.

Den Gegner mit gleichen Waffen schlagen, das war auch ganz im Sinne des Klüber-Intimus von Hardenberg. Wir zitieren hierzu nochmals Andreas Deutsch:

*„Im September 1807 schrieb Hardenberg in einer Denkschrift über die aufgrund der napoleonischen Bedrohung dringliche Reorganisation des preußischen Staates, dass 'in solcher Zeit Geheimbünde unentbehrlich' seien, und zwar 'zur Verbreitung guter politischer Grundsätze'. Schließlich bediene sich Napoleon gleichfalls der Freimaurerei zur Durchsetzung seiner Interessen. Hardenberg meinte auch, man könne die 'Maurerei' gleich einem Nachrichtendienst zur Beschaffung politischer Geheiminformationen gebrauchen ...“*

Dieses Zitat besagt eigentlich alles!

Mit dem Weggang seines Freundes von Hardenberg aus Erlangen änderte sich auch für Johann Ludwig Klüber einiges: Er wandte er sich zunächst dem badischen Herzogshaus zu, das er schon 1796 bei dessen Flucht nach Ansbach kennengelernt hatte. Im Jahr 1804 folgte er einem Ruf als „Geheimer Referendar“ nach Karlsruhe, unterrichtete dort persönlich den Kurprinzen Karl und begleitete diesen im April 1806 auch zur Vermählung mit Stephanie de Beauharnais nach Paris. Es folgten Beförderungen zum Staats- und Kabinettsrat. Im Jahr 1807 erhielt Klüber die Stelle des ersten Professors der Rechte zu Heidelberg, Ende des Jahres wurde ihm von der badischen Regierung die Aufsicht über die Sternwarte Mannheim übertragen. Das dazugehörige Intrigenspiel und die Empörung der Studenten über die dirigistisch-reaktionären Personalentscheidungen schildert Andreas Deutsch.<sup>532</sup>

Später, an der Seite von Hardenbergs beim sog. Aachener Kongress, wird sich Klüber für die Sekundogeniturrechte des Hauses Hochberg bei der Sukzession im Großherzogtum Baden einsetzen. Seit dieser Zeit galt Klüber stets als treuer Sachwalter badischer Interessen, was für den Fall Kaspar Hauser ebenfalls nicht ohne Bedeutung ist.

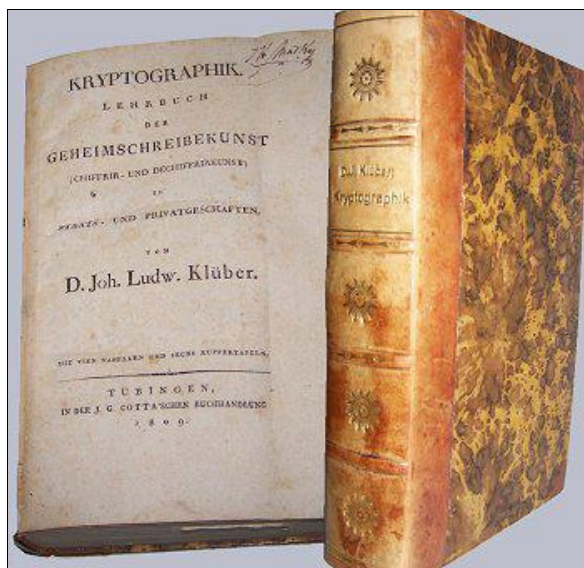


Abb. 141: Klübers Lehrbuch der Verschlüsselungskunst von 1809.

Dass Klüber indes weiterhin ein „Geheimer“, nunmehr sogar ein „Geheimdienstler“ im badischen Auftrag war, erkennt man an der Publikation des „Lehrbuchs der Geheimschreibekunst in Staats- und Privatgeschäften“ (1809), in dem er sich umfassend und scharfsinnig mit der Kryptographie, mit der Chiffrierung und Dechiffrierung von Dokumenten befasste.

Kein Wunder also, wenn man über Klübers dunkle Seite so wenig erfährt. Der Mann wusste bestens, was man sich diskret mitzuteilen hatte, und vor allem, dass hinterher alle Beweisstücke beseitigt werden mussten. Die versehentliche Hinterlassenschaft der obigen Geheimbundstatuten blieb vermutlich sein einziger Lapsus.

Am Wiener Kongress nahm Johann Klüber, vom Haus Baden beurlaubt, ohne offizielle Funktion teil. Dennoch liefen – man höre und staune! - bei ihm als

Privatmann sämtliche Beschlussdokumente zusammen, so dass er in den Jahren zwischen 1815 und 1819 die Akten in einem Sammelwerk von 9 Bänden veröffentlichen konnte. Dem Klüber-Biographen Klaus-Peter Schröder zufolge erschien es schon den Zeitgenossen unbegreiflich und rätselhaft, wie Klüber dies schaffen konnte.<sup>533</sup>

532 Deutsch, Geheimbund, S. 28.

533 Deutsch, Geheimbund, S. 29f.

Wenn man aber weiß, dass damals in Wien nahezu ausschließlich Regierungen beieinandersaßen, die finanziell am Tropf des Rothschilds-Imperiums hingen, und deshalb dieser „Kongress der zwei Kaiser und fünf Könige“ im Grunde genommen als reine Rothschild-Veranstaltung unter der Ägide eines Metternich und Gentz apostrophiert werden kann, wenn man außerdem weiß, dass in Wien rein gar nichts ohne Zustimmung der Rothschilds beschlossen wurde, dann kann man auch annehmen, dass die Rothschild-Brüder damals den Privatier Klüber beauftragt haben, in ihrem Sinn publizistisch tätig zu werden. Allerdings streute Klüber in seine damaligen Bücher mitunter noch leise juden-kritische Untertöne ein, was jedoch nichts bedeuten muss, da man es als reines Mimikri auffassen kann. Die Kongressreihe erschien, wie könnte es anders sein, bei Palm und Enke in Erlangen.

Klüber wurde durch Minister von Hardenberg protegiert und unter ihm im Jahr 1817 „Geheimer Legationsrat“ von Preußen, er musste allerdings nach dessen Tod und einer Intrige gegen seine Person Preußen unverzüglich wieder verlassen. Die Hintergründe hierzu sind uns aktuell nicht bekannt; es muss aber in Preußen auch rothschild-skeptische Kreise gegeben haben. Klüber nannte sich selbst *„Gegenstand eifriger politischer Verketzerungen“*.<sup>534</sup> Was von Hardenberg anbelangt, so hatte er sich 1812 im Rothschild'schen Auftrag sehr für die Judenemanzipation im Königreich Preußen eingesetzt.

Im Jahr 1822 setzte sich Johann Ludwig Klüber im Alter von 60 Jahren als Privatmann in der nach wie vor freien, zur europäischen Geschäftsmetropole aufgestiegenen Stadt Frankfurt zur Ruhe und lebte dort noch 15 Jahre. Klüber soll ein großes Vermögen erworben haben, das er nachweislich über Jahrzehnte von Bankhaus Rothschild in Frankfurt verwalten ließ. Man fragt sich unwillkürlich, ob dieses Vermögen allein aus seiner edukatorischen, politischen und publizistischen Tätigkeit kam. Eine diesbezügliche Akte im Generallandesarchiv Karlsruhe (Best. 69, Nr. 22) harret noch ihrer Auswertung. Im selben Archiv hat sich auch ein persönlicher Briefwechsel Klübers mit Anselm<sup>535</sup> und Karl von Rothschild erhalten.

Klübers Bruder **Johann Samuel Klüber**, selbst ein Rechtswissenschaftler, tat sich übrigens mit mehreren Schriften hervor, die sich der gesellschaftlichen Anerkennung der Juden widmeten und deshalb ebenfalls von den Rothschilds gesponsert gewesen sein dürften. So lesen wir in seinem Werk über die Juden-Emanzipation von 1838, das ebenfalls bei Palm und Enke in Erlangen erschien:

*„Sprösslinge aus diesem Volke (freilich Juda) leiten jetzt die europäischen Geldgeschäfte und geben aus ihrem Talente, Einflusse und ihrer Geldmacht Staatsmännern Finanzregeln, z. B. die in den Freiherrnstand emporgekommene Familie von Rothschild ...“*

An der Bedeutung der Rothschilds ließ aber im Jahr 1830 auch ein Johann Ludwig Klüber keinen Zweifel, wenn er sie in einem seiner Bücher als *„Fünfer im Lotto“* betitelt:

*„Die fünf Brüder Rothschild sind in der Finanzwelt eine Erscheinung wie eine Quine in dem Lotto di Genova.“*

**Unter Berücksichtigung seiner Lebensumstände bleibt kein Zweifel daran, dass Johann Ludwig Klüber in Frankfurt, wie ein Friedrich Gentz in Wien, über Jahrzehnte für die Rothschilds als Berater und Informant tätig war. Allein seine Niederlassung in der Rothschild-Zentrale, zu der er sonst gar keinen speziellen Bezug hatte außer einen vorherigen Aufenthalt, legt diese Tätigkeit nahe!**

*„Er war zweifellos der führende Staatsrechtler seiner Zeit, ein fruchtbarer Schriftsteller, ein gesuchter (und hochbezahlter) Gutachter und Agent!“*

So urteilt Wolfgang Leiser analog in einem geschichtlichen Sammelwerk über Erlangen.<sup>536</sup>

---

534 Deutsch, Geheimbund, S. 31.

535 Alias Amschel, dem Sohn von Salomon Rothschild.

536 Alfred Wendehorst: Erlangen, Geschichte der Stadt ..., München 1984, 133f.

**Es kam sicher nicht von ungefähr, sondern aus einer ganz bestimmten Ecke der Bankenwelt, wenn sich Johann Ludwig Klüber plötzlich in den Fall Kaspar Hauser einmischte und auf seinen Verlauf Einfluss nahm!**

Dass ihn bei diesem Unterfangen niemand von offizieller Seite aus beauftragt hatte, spielte keine Rolle: Johann Ludwig Klüber hatte als europaweit anerkannte Kapazität solches nicht nötig. Auch seine Bekanntschaft mit Feuerbach, wie so oft apostrophiert, dürfte eher eine Nebensache gewesen sein.

Schon am 6. Dezember 1829 hatte Klüber anonym ins „Frankfurter Journal“ einen Artikel über Kaspar Hauser, „*das Kind von Nürnberg*“, lanciert und dabei geschrieben:

*„Der Ort der Einkerkung ... scheint vorzüglich nach der Richtung hin zu liegen, wo in der Sprache des Volks die von Hauser bei seiner Ankunft in Nürnberg gesprochenen Wörter und ihre Aussprache üblich sind, z. B. hoam statt heim, Ross statt Pferd ...“*<sup>537</sup>

Damit wäre der Herr Staatsrat von Wanghausen gar nicht so weit entfernt gewesen und er hätte alles in allem richtig gelegen, wenn er nicht fast im selben Atemzug dazu aufgerufen hätte, 10 Wegstunden um Nürnberg herum alle Schlösser, Burgen und Burgverliese zu inspizieren. Dabei hätte Klüber, der in Schweinfurt seine Gymnasialzeit zugebracht hatte, an sich genau den Unterschied zwischen einem fränkischen und einem altbayerischen Idiom kennen müssen.

Und woher wusste er eigentlich, dass Kaspar bei einem Schloss eingesperrt war?

So richtig ins Spiel kam Klüber allerdings erst, als im Frühjahr 1832 Lord Stanhope bei ihm auftauchte, um für die Erbprinzen-von-Baden-Theorie zu werben. Dass er dabei angesichts der bekannten Vorliebe Klübers für das Haus Baden an den Falschen geriet, hätte er sich denken können. Dennoch gaben Klübers Vorbehalte nicht den Ausschlag dafür, dass Stanhope nach Frankfurt seine Taktik grundlegend wechselte, denn diese kamen von dritter Seite. Wir dürfen sicher sein:

**Erst durch den Wink mit dem Zaunpfahl eines Amschel Mayer Rothschild wurde Stanhope in Frankfurt das Festhalten an der für Bayern so günstigen Erbprinzen-Theorie ausgetrieben! Woraufhin Stanhope, wie Klüber andeutete, sofort eine 180-Grad-Kehrtwende nahm!**

Was war der unmittelbare Anlass?

Wie wir schon im Vorkapitel kurz gestreift haben, war nach der französischen Juli-Revolution 1830, der belgischen Revolution und dem polnischen Novemberaufstand von 1830/31 auch in Deutschland in der ersten Jahreshälfte 1832 die politische Lage sehr instabil, ja hochexplosiv geworden. Überall hatten sich Zirkel der nationalen Erhebung gebildet, die von der Aristokratie lauter und lauter nationale Einheit, Freiheit und Volkssouveränität forderten. Diese für die Rothschilds bedrohliche und vor allem unkontrollierbare Entwicklung, bei der schon der kleinste Anlass eine Lawine des Umsturzes mit unabsehbaren Folgen für die Bankenwelt hätte auslösen können, ließ es den Rothschilds alles andere als opportun erscheinen, auch nur in einem einzigen deutschen Kleinstaat, wie z. B. Baden, die politische Führung in Frage zu stellen.



Abb. 142: Zug zum Hambacher Fest. Zeitgenössische Darstellung.

---

537 Linde 1, S. 165 und 256, Fußnote.

Außerdem werden gerade zu dieser Zeit die verwandtschaftlichen Beziehungen zu Abraham Oppenheim geknüpft worden sein, die in die Einheirat desselben in das Haus Rothschild im Jahr 1834 mündeten. Oppenheim hatte wiederum einen guten Draht zum Hoffinanzier Badens, Salomon von Haber und seinen Söhnen, und damit zum Herzogshaus Baden. Dieses musste also aus Sicht der Rothschilds, die selbst in Baden noch nicht präsent waren, aber über die genannten Umwege gute Aussichten hatten, den Fuß in die badische Tür zu bekommen, umgehend aus der Schusslinie der Bayern genommen werden, was ganz im Sinne Klübers war.

**Damit galt es ab jetzt (und im Gegensatz zu zuvor) für die Rothschilds, für Ruhe im Herzogshaus Baden zu sorgen!**

Dafür gibt es weitere, triftige Indizien: Als z. B. im Jahr 1834 der Vormärz-Publizist Joseph Heinrich Garnier von Paris aus die 2. Auflage seines Kaspar-Hauser-Pamphletes plante (in einer Auflage von 2000 Stück; die Erstauflage hatte vor allem in Rheinbayern und Baden aus den genannten Gründen heraus reißenden Absatz gefunden), wurden gerade von Frankfurt aus 800 Exemplare geordnet und sofort vorausbezahlt.<sup>538</sup> Das war kein Zufall!

Selbstredend ging es damals den Interessenten nicht darum, diese Schrift, die besonders die Erbprinz-von-Baden-Hypothese propagierte, in Frankfurt weiter zu verbreiten, ganz im Gegenteil: Es ging darum, einen gehörigen Teil der Auflage, fast die Hälfte, unverzüglich aus dem Verkehr zu ziehen! Wer wäre damals im Stande gewesen, aus dem Ärmel heraus das Geld dafür hinzulegen, wenn nicht eine Großbank? Die Privatschatulle eines Klüber kam für einen solchen Aufkauf sicher nicht in Frage, der Tresor der Rothschilds durchaus!<sup>539</sup>

Und was Stanhope anbelangt: Es gibt zwar kein beweisendes Dokument darüber, aber man darf guten Gewissens davon ausgehen, dass Stanhope, der früher von den Rothschilds (in England) alimentiert worden war, inzwischen aber als Agent zu Simon von Eichthal in München gewechselt war, in Frankfurt nun erneut von der Rothschild-Seite aus an seine früheren Verpflichtungen erinnert wurde und unmissverständlich – vielleicht sogar unter Drohungen im Fall der Zuwiderhandlung, vielleicht aber auch unter Gewährung einer Gratifikation im Falle der Umkehr – dazu motiviert wurde, die Verdächtigungen gegen das Haus Baden sofort einzustellen!

Stanhope reiste nach den Gesprächen mit Klüber nachdenklich zurück in seine englische Heimat – über Mainz, Bingen, Bonn, Bergheim, Aachen, Brüssel, Tournai, Calais und Dover. Zunächst richtete er noch relativ liebevolle, wenn auch zunehmend belanglose Briefe an Kaspar Hauser.<sup>540</sup> Wenig später hörte auch dies auf.

**Stanhope ließ nicht nur den Auftrag der bayerischen Krone resp. Maria-Leopoldines wie eine heiße Kartoffel fallen, sondern ab sofort auch seinen Pflegesohn Kaspar Hauser!**

---

538 Die Information entnimmt man einem Brief Ernst Dieffenbachs an Joseph Garnier vom 30. April 1834. Im nächsten Brief Dieffenbachs steht: „In Frankfurt ist das Paket angekommen, wird aber nun wahrscheinlich kassiert sein ...“ Vgl. Kemming, Ferdinand Sailer, S. 113ff.

539 Ein gehörte geradezu zum Konzept der damaligen Pamphletisten, sich ihre durchaus gefährliche Arbeit doppelt bezahlen zu lassen, einmal von den Lesern, und dann von denjenigen, die die Verbreitung der Schriften verhindern wollten. Geld war mit beidem verdient, nur darum ging es letztendlich. So plante Garnier, der sich inzwischen in London niedergelassen hatte, im Jahr 1847 ein weiteres Kaspar-Hauser-Buch und ließ schon zuvor in William Howitts „Journal of Literature and Popular Progress“ öffentlich durchblicken, dass er nun auch Amschel Mayer Rothschild und den badischen Bankier Moritz von Haber auf der Kimme habe. Das angekündigte Enthüllungsbuch erschien nie. Dafür, dass dem so war, nahm Garnier mit Sicherheit größere Summen von den Londer Rothschilds entgegen!

540 Linde 1, S. 250.



Eine erste Saat des Misstrauens gegen Kaspar Hauser, das nun Stanhope für den Rest seines Lebens zur persönlichen Maxime erhob, muss allerdings schon zuvor in Ansbach aufgegangen sein, denn der Lord hatte zuletzt noch versucht, Kaspars Tagebuch an sich zu bringen – sicher nicht ohne triftigen Grund.<sup>541</sup> Vermutlich wollte er damit über seine vorherigen bayerischen Auftraggeber bzw. deren Drahtzieher im Hintergrund mehr Klarheit gewinnen!

Hatte also Stanhope schon vor Frankfurt einen gewissen Stimmungsumschwung erlitten?

Spezialkurator Joseph Hickel deutete in einem Brief vom 31. März 1832 einen solchen Vorgang an und bezog sich dabei auf „*einen Brief des Grafen aus Haag*“.<sup>542</sup>

Was hat es mit diesem Brief und dem erwähnten Ort Haag auf sich?

Zunächst sollte man meinen, es handle sich hier um ein Schreiben Stanhopes aus England, da es sich mit inner-englischen Dingen befasst. Wurde der Brief etwa in Den Haag aufgegeben? Philip Dormer, ein Vorfahr Stanhopes, hatte in Den Haag eine berühmte Freimaurer-Loge gegründet, die ganze Familie Stanhope stand im Grunde genommen unter dieser Freimaurer-Tradition.<sup>543</sup> Dass Philip Henry Stanhope jedoch in diesem Frühjahr 1832 in Den Haag gewesen wäre, dafür gibt es nicht den geringsten Hinweis. Auch war er, wie oben zu vernehmen war, nicht über die Niederlande, sondern über Belgien nach Hause gereist und hatte anschließend England für längere Zeit gar nicht verlassen.

Als plumpe Fälschung wollen wir diesen Brief dennoch nicht abtun. Der Hauser-Forscher Ivo Striedinger unterstellte bei den spät aufgetauchten Briefen Hickels eine Art von Memoiren-Literatur, bei der Hickel die Briefform nur benutzte, um zum Ende seines Lebens seine Eindrücke zusammenzufassen.<sup>544</sup> Selbst wenn dieser Brief aus einem von Julius Meyer gefälschten Briefzyklus stammen sollte, wie von Hermann Pies unterstellt, behält er für uns seinen Wert. Denn auch Meyer dürfte sich die eigenartige Ortsangabe nicht einfach aus den Fingern gezogen, sondern vielmehr auf eine bestehende Quelle zurückgegriffen haben.

Somit könnte es sich unter Akzeptanz der Prämissen Striedingers um einen Brief handeln, der zwar inhaltlich Stanhopes Eindrücke in England rekapituliert, sich aber bei der Definition des Aufenthaltsortes auf einem Ort bezieht, in dem Stanhope zeitnah gewesen war, und dann womöglich nicht auf Den Haag, sondern auf den Markt Haag in Oberbayern! Dies müsste noch im Winter 1831 gewesen sein – zu einer Zeit, als Stanhope noch relativ eindeutig für die bayerische Seite, d. h. für Seligmann/von Eichthal arbeitete!

**Haag in OB war fest verbunden mit einem bekannten Namen, nämlich mit Maria-Leopoldine von Österreich!**



Abb. 143: Schloss und Markt Haag in Oberbayern, Stich von Michael Wening, 1750. Rechts unterhalb der Burg die Brauerei der Kurfürstin Maria-Leopoldine.

Im November 1813 hatte die Kurfürstin-Witwe als Investorin das Haager Braun- und Weißbierbrauhaus aus dem königlichen, vormals kurfürstlichen Fundus übernommen. Dort saßen ihre Angestellten, dort saß ihr Verwalter, von dort konnten Kontaktleute wegen der durchziehenden Hauptpostlinien von West nach Ost, von Süd nach Nord und umgekehrt Nachrichten aus allen Teilen Bayerns und aus Österreich absenden und empfangen. Haag stellte also so etwas wie einen Dreh- und Angelpunkt auf der Achse München-Wien und Regensburg-Innsbruck

541 Pies, Tod, S. 127f.

542 Meyer, Mitteilungen, S. 543.

543 Mayer, Stanhope, S. 22.

544 Striedinger, S. 429f.

dar, es war ein äußerst geeigneter Ort dafür, diskret und außerhalb der Klatsch-Zone Münchens mit Stanhope Kontakt aufzunehmen, ohne dass die Kurfürstin selbst mit einem Treffen kompromittiert werden musste.

Maria-Leopoldine hatte übrigens schon vor der Akquise des Brauhauses für den Ort eine Schwäche entwickelt und wahrscheinlich dorthin auch Beziehungen gepflegt. Als im Jahr 1796 die Franzosen heranrückten, war sie mit ihrem ersten Gatten Karl Theodor *incognito* als „Graf und Gräfin von Haag“ zu Verwandten nach Sachsen geflohen.<sup>545</sup> König Ludwig I. wird später dasselbe tun.

**Wenn Joseph Hickels Angaben stimmen, hätte sich gerade in Haag bereits ein erster Stimmungsumschwung Stanhopes gegenüber Kaspar Hauser ereignet. Hatte Stanhope etwa um die Jahreswende 1831/1832 in Haag in Oberbayern durch Agenten von Eichthals erfahren, dass die weitere Finanzierung für Kaspars Daueraufenthalt in England von bayerischer Seite aus nicht mehr gesichert war?**

Aus der Luft gegriffen ist eine solche Vermutung nicht!

Es ist gut möglich, dass man von Seiten der Kurfürstin-Witwe und von Eichthals ab sofort auf die kostspielige Versorgung Kaspars in England zu eigenen Lasten verzichten wollte, weil sich die Erbprinz-von-Baden-Theorie inzwischen so festgesetzt hatte, dann man nun in Bayern nichts Weiteres zu Lasten des Hauses Arco mehr befürchtete. Oder man scheute jetzt ganz einfach die immensen Kosten, die damit verbunden gewesen wären.

Dies würde auch erklären, was Heinrich von Lang später in seinem Artikel in der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung behauptete, dass Stanhope schon damals plötzlich beschloss, Kaspar Hauser „den Händen des Freiherrn von Feuerbach zu entziehen und ihn zu einer ernsthaften zur Erforschung dem Herrn Staatsrat Klüber zu Frankfurt zuzuführen.“<sup>546</sup>

Klüber sollte jetzt im Rothschild'schen Auftrag das weitere Schicksal Kaspar Hausers moderieren, nachdem die Geldquelle von Eichthal so schnöde ausgefallen war. Dass dies für Stanhope ein Schuss war, der wegen der Erbprinz-von-Baden-Geschichte nach hinten losging, konnte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen. Aber immerhin mag Stanhope bereits damals so konditioniert worden sein, dass er hinterher in Frankfurt seine Kehrtwendung in Bezug auf Kaspar Hauser umso reibungsloser hinlegte!

Als der Lord nach dem Klüber'schen Denkkettel bei sich zuhause in Chevening angekommen war, war es auch mit der vorherigen Freundschaft zu Kaspar Hauser aus, der Lord zog sich sichtlich von ihm zurück, scheute alle weiteren Kontakte und beließ es bei einigen läppischen Briefen.

Als nach dem Hambacher Fest vom 27. Mai bis zum 1. Juni 1832 die Protestwelle der nationalen Erhebung in Deutschland wieder etwas abgeebbt war, und gewaltsame Umstürze wie in Frankreich ausblieben, mögen die Rothschilds ihre Doktrin „*Kein Flächenbrand! Keine Schwächung der regierenden Geschäftspartner! Ruhe an allen Fürstenhöfen!*“ wieder etwas gelockert haben.

**Jedenfalls registriert man beim Staatsrat von Klüber eine gewisse Öffnung der Hauser-Problematik, wobei er aber weder der Erbprinzen-Theorie noch der nun von Stanhope favorisierten Betrüger-Theorie weiteren Vorschub gab!**

Die entscheidende Information entnehmen wir einigen Briefen des Metternich-Vertrauten und österreichischen Gesandten in London, **Johann Freiherr von Wessenberg** (1773-1855), welche dieser zwischen dem 9. Juni, dem Todestag Gents', und dem 9. Juli 1832 an seinen Freund Lord Stanhope in Chevening richtete, um ihn zu warnen.<sup>547</sup>

---

545 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 58 und 253.

546 Karl Heinrich Ritter von Lang: Anonym vorgetragene Invektive gegen Kaspar Hauser, in: Jena'sische Allgemeine Literatur-Zeitung, Nr. 101 bis 106, Juni 1834, S. 352.

547 Mayer, Stanhope, S. 423f.

**Zu einem Zeitpunkt, an dem man es an sich gar nicht mehr erwartet hätte, wird nun plötzlich an Stelle des Hauses Baden ganz konkret das Königreich Bayern und vor allem auch die Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine belastet! Mit dieser Breitseite hatte man auf Seiten von Maria-Leopoldine und den von Eichthal sicher nicht gerechnet!**

Wir zitieren:

**9. Juni 1832:** *„Ein wichtiger Mann hat mir geschrieben, dass er sicher zu sein glaubt, dass Kaspar Hauser nichts anderes ist als die heimliche Frucht einer illegitimen Liebe zwischen einer bayrischen Dame und einem Offizier, und dass der Mann, bei dem er untergebracht war, es leid war, ihn zu hüten. Mein Korrespondent, der Feuerbach kennt, beteuert, dass alles übrige nur Mystifikation ist. Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen von dieser Mitteilung Kenntnis zu geben. Das Beste wäre vielleicht, den armen Elternlosen in ein Kavallerie-Regiment zu tun, indem man ihm so eine kleine Pension sichert. Ich hätte nicht gewagt, Ihnen das zu sagen, wenn der Mann, der mir davon geschrieben hat, sich nicht der höchsten Achtung erfreute. Ich teile Ihnen mit, dass ich das niemanden gegenüber erwähnt habe ...“*

Hier stößt man genau auf die Albersdorf-Geschichte! Es ist unschwer zu erkennen, dass mit dem „wichtigen Mann, der Feuerbach kennt“, Staatsrat Klüber gemeint war! Die Information passt gut zur Wanghausen-Theorie und zu unseren Annahmen in Bezug auf Maria-Leopoldine! Und dies kam jetzt aus berufenem Mund!

**22. Juni 1832:** *„Ich habe noch keine weitere Antwort von meinem Korrespondenten in Bayern bezüglich Casparum H. erhalten, aber eine Dame schreibt mir aus München mit Datum vom 13., dass ich sicher sein könne, dass er nur der nicht anerkannte Sohn irgendeiner fröhlichen Bayerin ist, wie sie hie und da existieren ...“*

Hatte die „Dame“ Maria-Leopoldine persönlich einen Brandbrief an von Wessenberg gerichtet? Von wem hatte sie vom neuen Sachstand erfahren, der sich gegen sie selbst richtete und sie nun auf die Idee gebracht haben mag, von sich selbst abzulenken und auf eine „fröhliche Bayerin“ aus dem einfachen Volk zu verweisen? Fragen über Fragen!

**27. Juni 1832:** *„Ich wollte Ihnen sagen, dass ich gestern, nachdem ich Sie gesehen habe, einen Brief von einer Person erhalten habe, die mit Klüber befreundet ist, den Sie kennen, und die mir sagt, dass dieser von der Mystifikation überzeugt ist und dass sie mir bald mehr schreiben würde. Ich beeile mich, Ihnen von diesem Hinweis Mitteilung zu machen, was Ihnen vielleicht Anlass gibt, noch ein wenig mit der Veröffentlichung, von der Sie mir gestern erzählt haben, zu warten. Klüber ist eine große Autorität für mich. Auf jeden Fall bin ich neugierig auf das, was Feuerbach aus dem jungen Mann selbst herausbringen konnte ... Denn der junge Mann weiß mehr als jene, die Bücher über ihn schreiben, aber er will nicht sprechen – da liegt die ganze Frage. Wenn er in Wien wäre, würde er vielleicht sprechen ...“*

Klüber wird erstmals *expressis verbis* ins Spiel gebracht! Die Veröffentlichung, von der hier die Rede war, bezog sich auf die englische Übersetzung von Feuerbachs Kaspar-Hauser-Schrift. Sie galt es nun um jeden Preis zurückzuhalten! Und genau dies geschah! Der genannte „junge Mann“ war zweifelsohne Kaspar Hauser, von dem wir weiter unten erfahren, dass er hier ganz korrekt eingeschätzt wurde. Paul Anselm von Feuerbach scheint kurz vor seinem Tod noch Entscheidendes von Kaspar selbst erfahren zu haben, Dinge, die leider anderweitig nicht dokumentiert sind und die ihm selbst womöglich das Leben kosteten. Wir werden darauf zurückkommen. Aufgrund von Kaspars Äußerungen auf dem Sterbebett, die wir am Schluss dieser Arbeit noch vorstellen, bezogen sich diese Erkenntnisse klar auf München!

**Notabene:**

**All diese Informationen, von einem österreichischen Gesandten in Richtung Stanhope lanciert, verweisen nach Bayern, nach München, zu einer großen Dame und zu einer Banalität, was die vorherige Freilassung Hausers betrifft: Der Mann, „bei dem er immer gewesen“, hatte ihn ganz einfach nicht mehr bei sich behalten wollen!**

Wir meinen:

**In diesen Briefen des Johann von Wessenberg scheint als Schlüsselfigur erneut Staatsrat Klüber auf! Die Stoßrichtung ging nun ganz eindeutig gegen Bayern. Die Rothschilds hatten über ihr Sprachrohr von Klüber den alten Kampf gegen die rothschild-freie Zone Bayern wieder aufgenommen!**

Sehr aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang ein Brief Klübers vom 2. August 1832, den von Wessenberg zur Warnung an Stanhope weitergab.<sup>548</sup> Klüber dementierte in diesem langen Schreiben wie schon zuvor die Erbprinz-von-Baden-Theorie, schilderte viele interessante Aspekte zum Leben Kaspar Hausers, beerdigte allerdings auch die ungarische Geburt Kaspar Hausers nach Sprachtests mit eigens ausgesuchten, ungarischen Testwörtern. Vor allem aber wies er die Betrüger-Theorie, die nun vornehmlich Stanhope vorantrieb, klar von sich.

Damit war die weitere Aufklärung des Falles Kaspar Hauser von Klübers Seite aus wieder offen. Die weiteren Ermittlungen konnten sich durchaus gegen das Haus Bayern resp. Maria-Leopoldine richten, wenngleich nicht mehr über die Schiene Ungarn!

**Wenn dahinter erneut eine Rothschild-Order stand, was wir annehmen, dann wick Lord Stanhope allerdings mit seiner unerhörten Impertinenz, Kaspar weiterhin und unaufhörlich als Trickser, Täuscher und Lügner darzustellen, deutlich von dieser Doktrin ab!**

---

548 Mayer, Stanhope, S. 425ff.

## Stanhope in der Zwickmühle

Was mag den englischen Lord umgetrieben haben? Stand er nicht von Seiten der Rothschilds unter gehörigem Druck?

Stanhope befand sich in der Tat in einer schlimmen Zwickmühle:

- Die Rothschilds hatten offensichtlich sein Doppelspiel durchschaut, und speziell der englische Zweig der Familie wird nun dem Lord alle früheren Geldhähne zugedreht haben. Nathan Mayer Rothschild war an einer Finanzierung von Kaspar's Aufenthalts in London sicherlich nicht mehr interessiert, zumal sich auch die Napoleoniden-Geschichte nach der französischen Julirevolution von 1830 und der Einsetzung Louis' Philippes von Orléans als Bürgerkönig Frankreichs vorläufig erledigt hatte.

Stanhope wusste die Angelegenheit ...

*„...zur Zufriedenheit der vormundschaftlichen Gerichte in der Art definitiv zu ordnen, dass für Hauser eine jährliche fixe Rente auf Lebenszeit fundiert und auf das pünktlichste quartalsweise, allenfalls durch das Haus Rothschild ausbezahlt werde ...“<sup>549</sup>*

Wenn so der Fürstlich-Wallerstein'sche Hofrat **Eugen Hofmann** aus Ansbach an Staatsrat Johann Ludwig Klüber am 1. Juni 1833 schrieb, dann schwang in diesen Worten eine gehörige Portion beißenden Sarkasmus' gegenüber dem finanzschwachen Lord mit. Denn mit einer Rothschild-Zahlung für Kaspar rechnete wohl selbst in Ansbach keiner ernstlich. Wenngleich eine derartige Leibrente für das Bankenkonsortium nur „peanuts“ gewesen wäre: Kein Rothschild gab unnötig Geld für Projekte aus, die sich erübrigt hatten und die nur Geld kosteten, aber keines einbrachten! Ausbezahlt hätte vielleicht Rothschild, doch der Lord hätte dazu sicherlich Schulden machen müssen!

- Aber auch die bayerische Geldquelle in Sachen Kaspar Hauser war für Stanhope seit jenem Tag in Haag vermutlich ausgefallen oder floss nur noch als kleines Rinnsal. Dennoch konnte sich Stanhope einen offenen Anti-Bayern-Pro-Baden-Kurs, wie dies nun von Klüber und die Rothschilds bevorzugten, nicht leisten, zu groß wäre für ihn die Gefahr der Enttarnung bzw. Bestrafung durch seine vorherigen, bayerischen Auftraggeber gewesen.
- Stanhope allein hätte wiederum Kaspar Hauser nicht, wie zuvor besprochen, ein Leben lang in Chevening alimentieren können, wenn von keiner Seite aus mehr für ihn Geld floss. Eines ist sicher: Stanhope und seine Familie verfügten mit Sicherheit nicht über die immensen Mittel, die er in Ansbach zuvor vorgetäuscht hatte. Bei einer lebenslänglichen Leibrente für Kaspar Hauser wäre einiges zusammengekommen, falls dieser bis ins hohe Alter gesund blieb. Der erforderliche Betrag hätte den Stanhopes geradezu das finanzielle Genick gebrochen!

Stanhope befand sich also plötzlich in echter Not. Doch Not macht bekanntlich erfinderisch!

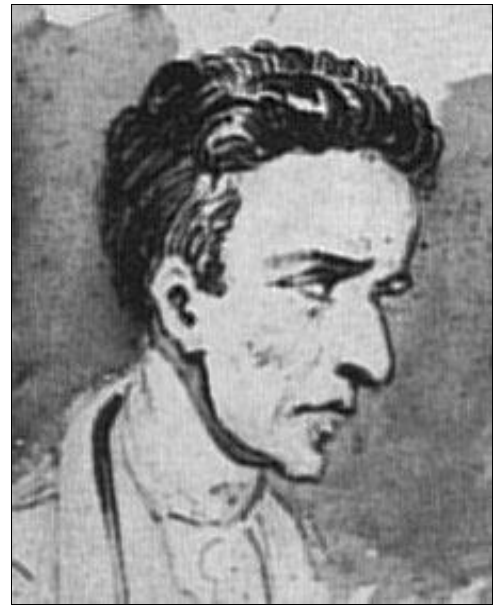


Abb. 144: Philip Henry Stanhope. Zeitgenössische Karikatur von Isaac Robert Cruikshank.

---

549 Linde 1, S. 292.

Eingedenk der Tatsache, dass er letztlich beiden Seiten entgegenkommen musste, wenn er es nicht definitiv mit ihnen verscherzen wollte – den Rothschilds mit Fallenlassen der Erbprinzen-Theorie und dem bayerischen Hof mit weiterer Deckung Maria-Leopoldines –, kam Stanhope auf die grandiose Idee, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen und Kaspar Hauser künftig ganz einfach als Gauner und Hochstapler hinzustellen.

**Wenn Kaspar sein Schicksal nur vorgetäuscht hatte und ein Betrüger auf der ganzen Linie war, dann stand eben weder das Haus Baden noch das Haus Bayern unter irgendwelchem Verdacht! Und weitere Verpflichtungen zur Rentenzahlung gab es im Grund genommen nicht mehr!**

Daher also der eigenartige Kurswechsel des englischen Lords!

Dabei musste Stanhope seine Sicht der Dinge gar nicht neu erfinden, sondern nur mit Hickel und dem Lehrer Meyer im Schlepptau auf einen bereits fahrenden Zug aufspringen, denn die Betrüger-Theorie hatte schon zuvor an Fahrt aufgenommen, ab 1830 durch die Veröffentlichung des Polizeirats Merker in Berlin, und dies sogar paradoxerweise auf Betreiben der Rothschilds. Wir haben davon berichtet. Damals hatte diese Geschichte allerdings für das Haus Rothschild nur eine Art Notnagel dargestellt, um dem Finanzierungszwang bei einer Kaspar-Hauser-Stiftung zu entgehen.

Sollte allerdings sein weiteres Vorgehen zur Diskreditierung Kaspars von Erfolg gekrönt sein, dann war auch in Zukunft für das Propagieren der Betrüger-Theorie nicht unerheblicher publizistischer Einsatz nötig, und auch das kostete Geld. Und nicht nur ein Polizeirat Merker, der sich nun bereitwillig ein weiteres Mal vor den Betrüger-Karren spannen ließ, sondern auch ein Oberleutnant Hickel, ein Lehrer Meyer, der übrigens als Protestant an der israelitischen Schule Ansbach unterrichtete, sowie neue „alte Zeugen“ wie z. B. die Schuster Weickmann und Beck in Nürnberg, sie alle wollten entlohnt werden!



Abb. 145: Simon Moritz von Bethmann, Ölgemälde von Johann Jakob de Lose, von 1812.

So wird sich Stanhope noch in Frankfurt der früheren Beziehung zu einem weiteren Bankhaus erinnern haben, mit dessen inzwischen verstorbenen Chef ihn ein dunkles Geschäftsgeheimnis verband, und von dem er gerade deshalb Hilfe und finanzielle Unterstützung erwarten konnte.

**Es handelt sich um das renommierte Bankhaus Bethmann in Frankfurt.**

Die Bethmanns waren sephardische Juden, welche allerdings schon vor der Reformation zum Katholizismus und nach derselben zum Protestantismus konvertiert waren. Im 19. Jahrhundert wurden sie deshalb ausschließlich als christliche Bankleute wahrgenommen, die sich für viele wohltuend von den sog. „Geldjuden“ Frankfurts abhoben. Allein dieser Umstand brachte ihnen eine gewisse Reputation.

Schon im Jahr 1748 hatten Johann Philipp Bethmann und sein Bruder Simon Moritz Bethmann sen. die Bethmann Bank in Frankfurt gegründet. Unter **Simon Moritz von Bethmann junior**, dem Sohn Johann Philipps, entwickelte sich dieses Bankhaus zur Zeit der Jahrhundertwende zu einer weiteren, wichtigen Geldquelle der deutschen und europäischen Fürstenhäuser.

Allerdings hielt dieser Effekt nicht lange an, denn in demselben Maße, wie sich die benachbarten Rothschilds mit ausgefeilter Strategie in die Schlüsselpositionen der Staatsfinanzierung drängten, ging es mit der finanzpolitischen Bedeutung der Bethmann Bank bergab. Dazu mag auch beigetragen haben, dass Simon Moritz von Bethmann nicht jenen geschäftlich hoch erfolgreichen Kurs gegen Napoleon wie die Rothschilds seit der Schlacht von Waterloo fuhr und sich eher um Neutralität gegenüber Frankreich bemühte, was ihm sogar das Vertrauen Napoleons einbrachte, der nach der Völkerschlacht bei Leipzig persönlich Quartier bei ihm

nahm. Dabei gelang es Bethmann, den verheerenden Beschuss Sachsenhauses durch die Franzosen auf diplomatischem Weg zu beenden, was ihm die besondere Anerkennung der leidenden Bevölkerung einbrachte. Aber auch am preußischen, österreichischen und russischen Hof war von Bethmann sehr geschätzt; alle Fürstenhäuser verliehen ihm Ehrentitel, und Österreich sogar das Adelsprädikat.

Simon Moritz von Bethmann war ein kluger Mann, der nachweislich die Potenz der Familie Rothschild früh und treffend erfasst hatte und sich in der Folge – u. a. als Erfinder der sog. „Partialobligationen“ – auf die Finanzierung von Handelsgeschäften und privater Investoren verlegte und den Rothschilds das lukrativere Feld der Staatenfinanzierung überließ. Die Konkurrenz zu den Rothschilds trieb von Bethmann von sich aus nie auf die Spitze, sondern er bemühte sich sogar um eine Art friedlicher Koexistenz, er besuchte u. a. ein Bankett der Rothschilds und unterstützte sie sogar ideell und finanziell in gewissen Projekten, z. B. bei der Gründung des „Philantropin“, einer jüdischen Realschule in Frankfurt.

Wegen des politischen Einflusses und der noblen Haltung, wegen des unermüdlichen Einsatzes für die Stadt Frankfurt und wegen wissenschaftlicher, sozialer und künstlerischer Projekte wurde die Familie Bethmann von der Öffentlichkeit im direkten Gegensatz zu den Rothschilds gesehen, was sogar auf die Folgegeneration durchschlug, nachdem Simon Moritz von Bethmann 1826 im Alter von 58 Jahren bei einem Theaterbesuch plötzlich verstorben war - angeblich wie Feuerbach am Schlaganfall.

Zur Außendarstellung der Bethmanns und Rothschilds besagt die beistehende Karikatur, die das reziproke Verhältnis zwischen aristokratischer Haltung und Geschäftssinn beider Familien widerspiegelt, wohl mehr als viele Worte:

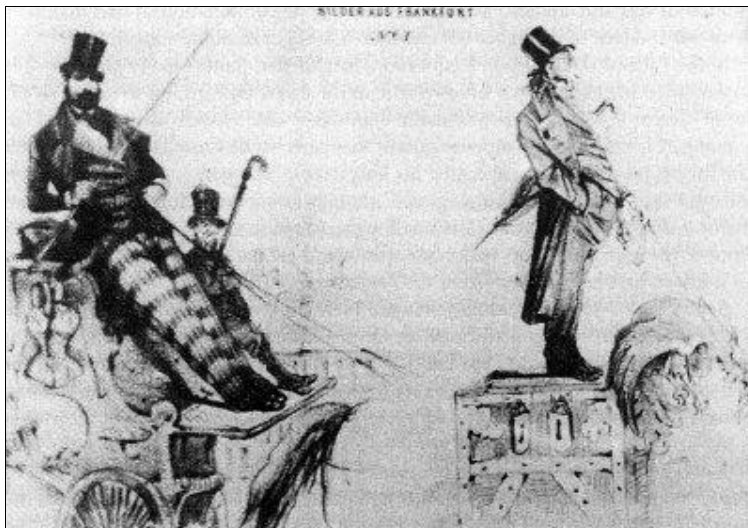


Abb. 146: E. Schalk & Ph. Herrlich, Baron Moritz von Bethmann, der Sohn Simon Moritz' von Bethmann, und Baron Amschel von Rothschild. Bilder aus Frankfurt Nr. 1, 1848. Ersterer zur Linken auf hohem Bock als Lenker der Adelskutsche, wohingegen Amschel Rothschilds Kutsche zur Rechten die Geldkiste ist, worauf er steht.

**Der Name Bethmann stand für Noblesse und Ansehen, der Name Rothschild stand für Geld und Gewinnsucht!**

Was verband nun einen Lord Stanhope mit Simon Moritz von Bethmann?

Darüber geben uns zwei Briefe des Jahres 1825 aus dem Frankfurter Stadtarchiv (Sammlung Bethmann) Auskunft, über die kürzlich ein Artikel des Frankfurter Instituts für Stadtgeschichte im Internet erschien. Leider hatten wir bislang nicht die Gelegenheit, die Briefe selbst einzusehen.<sup>550</sup>

Demnach hatte sich Lord Stanhope im Jahr 1823 – nicht 1822, wie in besagtem Text steht –, von einer Frankfurter Lebedame namens **Susanna Elisabeth Schüttler** um den Finger wickeln lassen, worauf er versprach, ihr die Eröffnung eines Damenhutgeschäftes zu ermöglichen, um sie aus der Abhängigkeit eines gewalttätigen Freiers zu lösen. Daraus wurde allerdings wegen der charakterlichen Qualitäten der besagten Dame nichts. Dummerweise muss ihr Stanhope per Brief auch noch wichtige Geschäfts- oder Staatsgeheimnisse verraten haben, Dinge, die auch Simon von Bethmann betrafen, denn die Dame war hinterher im Stande, Stanhope und Bethmann wegen eines ihr versprochenen Schweigegeldes, deklariert als jährliche Pensionszahlung, zu erpressen. Bethmann wurde zwar von Stanhope erst im Jahr 1825 per Brief als „Beichtvater“ eingeweiht, als dieser nicht mehr wie versprochen zahlen konnte. Da er

550 Sylvia Goldhammer: Ein mysteriöser englischer Lord auf der Durchreise in Frankfurt: Philip Henry 4. Earl of Stanhope, online [hier](#).

aber bereitwillig die weiteren Verpflichtungen übernahm, muss er seinerseits dringende Motive gehabt haben, die Affäre zu vertuschen.

Im Jahr 1826, kurz vor Bethmanns unerklärlichem Tod, kam es deshalb zu einem schriftlichen Vertrag, der die weitere Abwicklung der Zahlungen über das Bankhaus Bethmann sicherstellte. Dass das Bankhaus Bethmann hier nur als Vermittler fungierte, wie im oben genannten Artikel formuliert, kann nicht sein. Denn das Bankhaus war, wie ein zweiter Prozess von 1835 wiedergibt, wenigstens Bürge für die Zahlungen und im Grunde genommen der eigentliche Finanzier des Schweigegeldes, weil Stanhope weiterhin nicht selbst über das nötige Bargeld verfügte. Dies ging sogar soweit, dass in den Jahren 1839 und 1840, als Madame Schüttler bereits verstorben war, ihre Erben Ansprüche gegen das Bankhaus geltend machen konnten. Erst nachdem die Forderung der Erben bis auf den letzten Heller beglichen war, konnte die Angelegenheit mit einem Vergleich beendet werden. Dies geschah 7 Jahre, nachdem Moritz von Bethmann die Bank seines Vaters übernommen hatte. Zuvor hatten Karl Friedrich Pfeffel, der Sohn des Dichters Pfeffel, und Georg von Saint-George(s) als Vormünder des minderjährigen Moritz das Bankhaus Bethmann geführt, wobei letzterer mit einer Cousine Simons von Bethmann verheiratet war.<sup>551</sup>

Karl Friedrich Pfeffel schrieb 1839 verärgert, dass sich Lord Stanhope ...

*„in dieser Angelegenheit wahrlich sehr ungentlemanlike benimmt“ und ihm „... dünke, der Herr Lord und Peer hätte Motive genug, es nicht bis zur Öffentlichkeit kommen zu lassen ...“*

**Die heikle Affäre mit der Schüttler verfolgte also Stanhope weit über sein Intermezzo mit Kaspar Hauser hinaus.**

Dass mit Stanhope auch das Bankhaus Bethmann erpresst worden war, steht außer Zweifel. Warum sonst hätte es für Stanhope die Schweigegeldzahlungen übernehmen sollen?

**Es tun sich damit dunkle Seiten in einem weiteren und nun besonders renommierten Bankhaus auf! Man erfährt: Illegale Aktivitäten wie Bestechung und Erpressung gehörten nicht nur zu Stanhopes, sondern auch zu Bethmanns operativem Geschäft!**

Vielleicht handelte es sich bei der Susanna Elisabeth Schüttler gar um eine auf Stanhope und Bethmann angesetzte Agentin der Rothschilds. Aus der Luft gegriffen ist eine solche Vermutung nicht, wenn man bedenkt, wie raffiniert und zielgerichtet die Dame gegenüber Stanhope vorgegangen war, wobei sie offenbar wenigstens den Inhalt eines Briefes in irgendeiner Weise doch verraten haben muss, ehe sie starb.

Das Haus Bethmann und Lord Stanhope waren also durch obskure Machenschaften aneinander gebunden. Wenn man schon voneinander abhing, was liegt dann näher als die Vermutung, dass Stanhope die Bank Bethmann bzw. den jungen Moritz von Bethmann auch in Sachen Kaspar Hauser um Geld anpumpt? Wir beziehen dies auf das Jahr 1832 und die nachfolgenden Jahre, als Stanhope Geld brauchte, um die Verbreitung der Betrüger-Theorie voranzutreiben! Dem Bankhaus Bethmann kam er mit einem solchen Ansinnen sicher dahingehend entgegen, dass dieses damit die Strategie der konkurrierenden Rothschilds hintertreiben konnte, die sich inzwischen darauf versteiften, erneut Bayern, Maria-Leopoldine und damit das Bankhaus von Eichthal in München aufs Korn zunehmen.

Interessanterweise schildert der Artikel aus dem Frankfurter Stadtmuseum die Tatsache, dass Moritz von Bethmann Zeit seines Lebens hohes Interesse am Fall Kaspar Hauser hatte:

*„Abschließend sei noch erwähnt, dass die Kaspar-Hauser-Affäre auch im Hause Bethmann verfolgt wurde. Das zeigt ein Band aus der Mitte des 19. Jahrhunderts von Moritz von Bethmann (1811-77) angelegten über 300 Bände umfassenden zeitgeschichtlichen Sammlung. Der Band enthält Druckschriften und Zeitungsausschnitte zur Kaspar-Hauser-Affäre aus den Jahren 1859, 1872 bis 76. Er dokumentiert einen kurzen Ausschnitt der heftig geführten Debatte zwischen Hauserianern und Antihäuserianern über die Frage, ob Hauser ein Betrüger oder doch ein badi-scher Prinz sei ...“*

---

551 Neues Rheinisches Conversationslexikon, Köln 1832, S. 563.



**Philip Henry Stanhope befand sich also ab 1832 mit den eingegangenen Verpflichtungen gegenüber Kaspar Hauser in einer Zwangslage, woraus er sich sinnvollerweise nur mit finanzieller Unterstützung des Bankhauses Bethmann, aber nicht der Rothschilds oder der von Eichthals, einigermaßen befreien konnte, um im Weiteren die moralische Demontage seines Zöglings zu betreiben.**

Den Auftakt machten seine Briefe, in denen er nach der 2. Ungarnreise Hickels Kaspar Hauser folgendermaßen diskreditierte:

*„Wie wäre dies alles zu erklären, als durch Verstellung?“*

Klüber und Feuerbach begegnete Stanhope allerdings mit Vorsicht: Erst nach Monaten, am 5. und 6. Oktober 1832, richtete er an beide Briefe, sprach Klüber gegenüber davon, er handle ...

*„...ohne Rücksicht auf Parteigeist, auf persönliche Verhältnisse oder auf den Vorurteilen, die z. T. die Welt regieren.“*

Genau das Gegenteil war der Fall! Ungeniert schürte Stanhope in diesen Briefen seine neuerlichen Aversionen gegen Kaspar. Davon, dass er „*seinen lieben Pflegesohn*“ zu sich nach England zu nehmen wolle, war nun nichts mehr zu vernehmen, was schließlich auch Kaspar Hauser selbst erfuhr. Dieser wollte es lange Zeit nicht wahrhaben und richtete in seiner Not sogar an den britischen Geschäftsträger in Frankfurt, Mr. Cartwright, ein Bittschreiben – umsonst. Schließlich bemerkte er:

*„Mich kann's ärgern, wenn jemand etwas verspricht und nicht Wort hält!“*

Und:

*„Ich weiß, der Herr Graf hält mich für einen Betrüger.“*

Kaspar war also am Ende ein Licht über Stanhope aufgegangen.

In dieser Phase setzten sich Hofrat **Eugen Hofmann** und Appellationsgerichtsrat **Friedrich Schumann** in Ansbach zunehmend für Kaspars weitere Versorgung durch Stanhope ein, wobei sie dessen Betrugs-  
theorie heftig dementierten. Und Staatsrat Klüber in Frankfurt unterstützte sie dabei!<sup>552</sup> So verging der Rest des Jahres 1832. In Ansbach ließ sich ein Stanhope nicht mehr blicken, dagegen richtete er immer wieder Briefe dorthin, die Kaspar ins schlechte Licht rückten.

Vielleicht lohnt sich an dieser Stelle der Hinweis, dass die Vormundschaft für Kaspar Hauser an sich gar nicht bei Stanhope lag. Dieser hatte mit Beschluss vom 2. Dezember 1831 und dem Plazet von König Ludwig I. nur die „*Erziehung und Ernährung*“ und Sicherstellung der Person im gerichtlichen Auftrag übernommen. Die Vormundschaft lag allerdings auch nicht mehr beim Freiherrn von Tucher, der sie am 7. Dezember 1831 abgegeben hatte.

Bis kurz vor Kaspars Tod hatte die Kuratel-Behörde, d. h. das k. Kreis- und Stadtgericht Nürnberg, schlichtweg versäumt, einen neuen amtlichen Vormund zu ernennen; erst ganz am Ende, genau am 26. November 1833, trat der Bürgermeister Jakob Friedrich Binder in Nürnberg formal in die Vormundschaft ein. Anselm von Feuerbach fungierte wiederum, solange er lebte, nur als Vertreter des „*Pflegevaters*“ Stanhope bei dessen Abwesenheit. Nach seinem Tod übernahm der Hofrat und Advokat Eugen Hofmann in Ansbach diese Aufgabe.<sup>553</sup>

Hofmann wurde von Pies, Mayer, Tradowsky u. a. mit einem gewissen Andreas Hofmann verwechselt, der um 1826 als gebürtiger Ansbacher im Personalstamm des Appellationsgerichtes Ansbach als Assessor aufgeführt ist, dagegen nie Advokat war oder den Titel Hofrat trug.<sup>554</sup>

---

552 Mayer, Stanhope, S. 434ff.

553 Meyer, Mitteilungen, S. 287.

554 Vgl. M. Jäck: Übersicht Justizorganisationen ..., Bamberg 1826.

Der um 1777 gebürtige Ansbacher **Eugen Hofmann** schrieb sich am 18. Oktober 1797 an der Universität Erlangen ins Fachgebiet Jura ein, zeitgleich mit **Karl Heinrich von Fahnenberg**, jenem Mann, der später großherzoglich badischer Kammerherr wurde und als Bekannter Stanhopes an der Betrüger-Theorie mitstrickte, wobei beider Bekanntschaft mit Stanhope durchaus auf die gemeinsame Erlanger Studentenzeit zurückgehen konnte. Aus dieser Zeit rührt wohl auch Hofmanns Bekanntschaft mit Staatsrat von Klüber her, der damals als Professor der Rechte in Erlangen lehrte, und es lässt sich nicht einmal ausschließen, dass Hofmann wie u. U. auch Fahnenberg sogar mit Klübers Geheimbund in Berührung gekommen waren. Da sich aus derselben Zeit der Eintrag Hofmanns in ein studentisches Stammbuch mit einem Scherenschnitt erhalten hat, kennen wir wenigstens seine Handschrift und sein Konterfei.

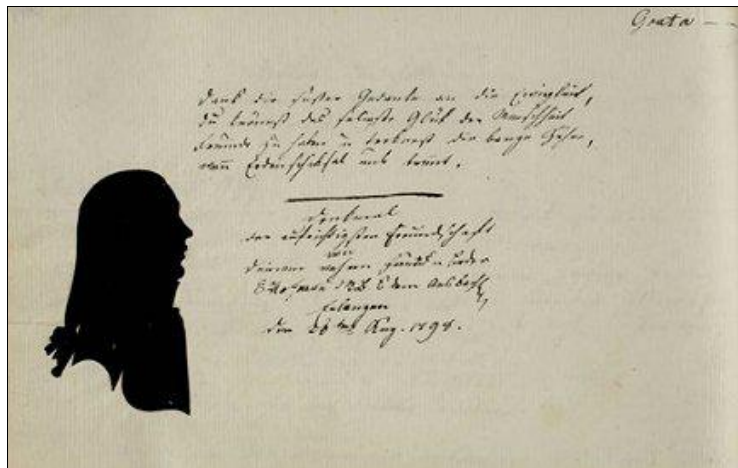


Abbildung 147: Aus dem Stammbuch eines unbekanntes Studenten (1795-1804) - Eintrag vom 26. August 1798 - MS 2822 UB Erlangen.

Nach dem Studium muss Eugen Hofmann als Advokat in die Dienste des Fürstentums von Oettingen-Wallerstein getreten sein, das ab 1803 sukzessiv mediatisiert resp. zwischen Bayern und Württemberg aufgeteilt wurde. Vielleicht hatte Hofmanns berufliche Tätigkeit, die ihm bereits früh den Titel Hofrat einbrachte, gerade mit den damit verbundenen, komplizierten Rechtsgeschäften zu tun. Im Jahr 1813 ist Hofmann dann als Rechtsanwalt bereits in Ansbach nachweisbar, 1814 im Angestelltenverhältnis am dortigen Stadt- und Landgericht, im Jahr 1825 auch als Wechselnotar des Wechselgerichts Ansbach, 2. Instanz. In ersterer Funktion dürfte er nach Feuerbachs Tod, u. U. im Auftrag des Appellationsgerichtes, die Kuratel für Kaspar Hauser übernommen haben.

Erst lange nach Kaspar Hausers Tod, ab dem 16. Februar 1838, wechselte Hofmann als Advokat ans Kreis- und Stadtgericht Nürnberg und ersetzte hier den verstorbenen Advokaten Wagler. Hofmann blieb allerdings trotz seiner neuen Aufgabe in Nürnberg weiterhin auch als Notar in Ansbach tätig. Ab ca. 1840 bis zu seinem Tod am 4. Dezember 1842 vertrat Hoffmann juristisch den Fürsten Franz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, was mit seiner früheren Mediatisierungsaufgabe zu tun gehabt haben dürfte und worüber sich mehrere Akten im Landesarchiv Baden-Württemberg erhalten haben.

Im Jahresbericht der Maximilians-Augenanstalt für Arme in Nürnberg von 1842 fand Eugen Hoffmann posthum eine ehrende Erwähnung:

*„Herr Eugen Hofmann, königlich-bayerischer Appellationsgerichts-Advokat und fürstl. Oettingischer Hofrath, (verstorben) in Nürnberg“<sup>555</sup>*

Wenn Eugen Hofmann in den letzten Tagen Kaspar Hausers häufig mit Staatsrat Johann Ludwig Klüber in Frankfurt konferierte, dann hat dies u. U. mit der beiderseitigen Erlanger Bekanntschaft zu tun. Diese Bekanntschaft mit Klüber sollte Hofmann allerdings nicht dazu gereicht haben, diesem Amtsgeheimnisse zu Kaspar Hauser auszuplaudern.

Wer oder was Hofmann zu seiner Kompetenzüberschreitung autorisiert hat, bleibt letztlich unklar. Eine nähere Beziehung seiner Person zum Haus Rothschild lässt sich nicht nachweisen, allerdings auch nicht ausschließen.

555 Jahresbericht der Maximilians-Augenheilstalt für Arme in Nürnberg , Jg. 29. 1842/43, IV.

Damit kehren wir zurück ins Jahr 1833:

Im Frühjahr, genau am 7. April 1833, hatte Hofrat Hofmann an Anselm von Feuerbach in Frankfurt geschrieben, es sei nun Pflicht, „die Sicherstellung der Subsistenz des Hauser auf Lebenszeit nachdrücklich und nötigenfalls gerichtlich zu betreiben.“<sup>556</sup> Wenig später muss er Stanhope das Messer direkt auf die Brust gesetzt haben, wie van der Linde berichtet, wobei er nun sarkastisch das Haus Rothschild als Bürgen ins Spiel brachte (siehe das Zitat bei van der Linde weiter oben). Auf der Gegenseite scheint sich Stanhopes Freund von Wessenberg nochmals eingeschaltet und dem Lord geraten zu haben, die Ausgaben für Kaspar zu drücken.<sup>557</sup>

**Dies alles belegt, dass es ausschließlich ums liebe Geld ging! Kaspar Hauser war zum finanztechnischen Problemfall geworden, für welche Seite auch immer!**

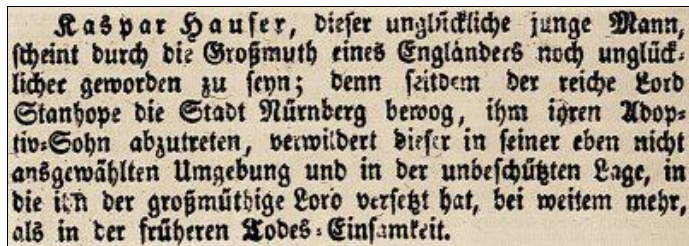
Anzeigeklausel in einer typographischen Schrift, die Kaspar Hauser als unglücklich beschreiben und seine Adoption durch Lord Stanhope in Nürnberg erwähnen. Der Text lautet: „Kaspar Hauser, dieser unglückliche junge Mann, scheint durch die Großmuth eines Engländers noch unglücklicher geworden zu seyn; denn seitdem der reiche Lord Stanhope die Stadt Nürnberg bewog, ihm ihren Adoptiv-Sohn abzutreten, verwildert dieser in seiner eben nicht ansgewählten Umgebung und in der unbeschützten Lage, in die ihn der großmüthige Lord versetzt hat, bei weitem mehr, als in der früheren Todes-Einsamkeit.“

Abb. 148: Anzeig Klübers im Frankfurter Journal. Mayer, Stanhope, S. 450.

Stanhope plante noch zwei Schreiben an König Ludwig in Bayern, die er jedoch wohlweislich nicht abschickte. Von Seiten der bayerischen Krone war für ihn nichts mehr zu holen.

Dem Druck, der inzwischen auf ihm lastete, gab er erst nach, als Staatsrat Klüber am 8. Mai 1833 im Frankfurter Journal nebenstehende Notiz über die Vernachlässigung

Kaspar Hausers durch den Lord veröffentlichte, was Stanhope nun definitiv in Zugzwang brachte.

**Einen öffentlichen Rufmord in Deutschland konnte sich Stanhope keineswegs leisten!**

Stanhope brach umgehend von England aus nach Deutschland auf, setzte wohl bei der Bank Bethmann die schnellen Gelder frei, von denen oben die Rede war, und begab sich anschließend direkt zu Klüber. Dieser unterbreitete Stanhope eine Nachricht, die ihn erleichtert haben mag, mit der er aber unter Umständen bereits hatte rechnen können:

**Wenige Tage zuvor, am 29. Mai 1833, als Stanhope noch im nahen Andernach und damit in der preussischen Rheinprovinz weilte, war Paul Anselm von Feuerbach bei Frankfurt einen mysteriösen Tod gestorben!**

Hatte Stanhope im Wissen um das, was nachfolgte, bewusst Preußen nicht verlassen?

Klüber hatte den Ansbacher Gerichtspräsidenten noch kurz zuvor in Frankfurt getroffen und daraufhin an Eugen Hofmann in Ansbach geschrieben, Feuerbach habe sich seit fünf Jahren nicht mehr so kräftig und gesund gefühlt!<sup>558</sup> Allein wegen dieser Äußerung kann man Klüber mit einer Ermordung Feuerbachs kaum in Verbindung bringen, wie es später der bayerische Innenminister Fürst **Ludwig von Oettingen-Wallerstein** tat.<sup>559</sup>

Wem war der Gerichtspräsident im Weg gestanden?

556 Mayer, Stanhope, S. 443.

557 Mayer, Stanhope, S. 448.

558 Mayer, Stanhope, S. 451.

559 Linde 2, S. 131.

## Das Leben des Gerichtspräsidenten Paul Anselm von Feuerbach

Ohne Kenntnis des beruflichen und privaten Werdegangs ist es nur schwer möglich, den Ansbacher Gerichtspräsidenten Paul Anselm von Feuerbach und sein Engagement für Kaspar Hauser richtig zu verstehen. Wir beschränken uns im Folgenden auf die wichtigsten Eckdaten.

Der aus einer Hochbegabtenfamilie stammende, in Thüringen geborene und in Hessen aufgewachsene **Paul Anselm von Feuerbach** (1775-1833) hatte von Anfang an in Bayern keine berufliche Fortune gehabt. Als er nach wenig einträglichen Professuren in Jena und Kiel mit Wirkung des Jahres 1804 als Dozent für Zivil- und Kriminalrecht an die noch neue Landesuniversität nach Landshut berufen wurde, war er zwar vorgewarnt, aber letztlich dem Lockruf eines vielfach gesteigerten Gehalts erlegen.

Die Virulenz der Landshuter „Schlangengrube“ hätte allerdings kein Auswärtiger erraten können. Noch immer war hier unter den Studenten und Lehrern der Kampf zwischen Illuminaten und Obskuranten nicht ausgekämpft; nur in der Ablehnung der norddeutschen, meist protestantischen Wissenschaftler, die vom leitenden Minister Maximilian von Montgelas (1759-1838) im Rahmen der Aufklärung ins Land gerufen wurden, waren sich alle einig. Was Feuerbach anbelangt, so besorgte den Rest die Missgunst des Juristen **Nikolaus Thaddäus von Gönner** (1764-



Abb. 149: Universität Landshut um 1805, Kupferstich von Heinrich Adam (1787-1862).

1827), der Feuerbach als Konkurrenten neben sich nicht ertragen konnte und diesem mit den Mitteln des Rektors und Prokanzlers das akademische Leben so schwer wie möglich machte. Zum offenen Ausbruch kamen die Feuerbach betreffenden Intrigen anlässlich der Invasion der Österreicher im Jahr 1805, wobei auch Landshut besetzt wurde. Zuletzt öffentlich bei einem Doktoranden-Examen bloßgestellt, beendete Feuerbach abrupt seine akademische Laufbahn und trat wenig später unter dem Titel eines „Geheimen Referendärs“ ins Münchner Justiz- und Polizeidepartement über – wenige Tage vor Proklamation des Königreichs Bayern.

In den folgenden achteinhalb Jahren erarbeitete Feuerbach das erste moderne Strafbuch Bayerns, welches u. a. die Folter abschaffte, und begann mit einer Umsetzung des „Code Napoléon“ in den bayerischen „Codex Maximilianeus“. Wegen des 1811 ebenfalls nach München versetzten und ihm quasi als Supervisor vor die Nase gesetzten Intimfeindes Gönner geschah auch dies zuletzt unter misslichen Umständen. Schon 1808 hatte Feuerbach in einem Brief an seinen Vater geklagt, dass er derart in den Brennpunkt politischen Umbruchs geraten war:

*„Unser Staat ist in einer völligen, wiewohl unblutigen Revolution begriffen: das Alte wird eingerissen und eine neue Ordnung der Dinge begründet. Aufhebung des Feudalismus, Aufhebung aller Fundamente, Rechte und Privilegien des Erbadels, eine neue Volkspräsentation, eine neue Constitution: das sind die politischen Gegenstände, woran ich mitarbeite und wobei ich beinahe mich die Hauptperson nennen kann ...“<sup>1560</sup>*

Mit welcher Wucht und Intriganz sich die reaktionären Kräfte, die sich aus dem alten Patrimonial-Adel rekrutierten, zur Wehr setzten, konnte weder ein Montgelas noch ein Feuerbach ahnen. Mit dem Wechsel von Ingolstadt nach München war Feuerbach im Grunde genommen vom Regen in die Traufe gekom-

560 Ludwig Feuerbach: Anselm Ritter von Feuerbach's Biographischer Nachlass, in 2 Bänden, Leipzig 1853, Bd. 1, S. 152. Im Weiteren abgekürzt mit Feuerbach, Biographie 1 oder 2 und Seitenzahl.

men: Während des Koalitionskrieges 1809 gerieten alle norddeutsch-protestantischen Gelehrten Münchens, darunter eben Anselm Feuerbach und seine Freunde **Friedrich Heinrich Jakobi** und **Friedrich Wilhelm Thiersch**, direkt ins Visier der reaktionären Kräfte. Gustav Radbruch, Juraprofessor und Justizminister der Weimarer Republik, begründete diese Aversion in seiner berühmten Feuerbach-Biographie mit ...

*„...dem Gegensatz von Süddeutschen zu Norddeutschen, von Katholiken zu Protestanten, von Romantikern zu Aufklärern. Erbitterte Gegner, Franzosenfreunde und Deutschtümler, Illuminaten und Obskuranten fanden sich in gemeinsamem bajuwarischem Patriotismus gegen die Eindringlinge. Vielfach verbarg sich hinter der patriotischen Fassade der platte Neid gegen die gut besoldeten und vielfältig ausgezeichneten Ausländer. Aber auch der Eifer und Übereifer der 'Nordlichter' hatte Anteil an den Verstimmungen.“<sup>561</sup>*

Feuerbach und seine „*protestantische Fremdenkolonie*“ wurden in Kürze zur Zielscheibe anonymer Pamphlete, gehässiger Pasquillen, falscher Gerüchte und öffentlicher Anschläge; man unterstellte ihnen mehr oder weniger unverhohlenen Antibonapartismus, dann wieder Kollaboration mit Österreich und/oder Preußen – kurz alles, was sie in ihrer Position diskreditierte und schwächte.

Interessanterweise erhielt Feuerbach in dieser Zeit eine größere Zuwendung von König Max Joseph, kaschiert als Zuschuss für eine Erholungsreise. Dies war ein Geldsegen, welchen der Ex-Illuminat und Domkapitular von München, Lorenz von Westenrieder, in seinen Tagebüchern erwähnte, und welchen dessen Editor als Entschädigung für widerfahrene Unbill entlarvte, aber genauso gut als Schweigegeld für einen Geheimnisträger verstanden werden kann.<sup>562</sup>

Die Angriffe, hinter denen z. T. der erzkonservative Hofbibliothekar, Freiherr **Christoph von Aretin** (1773-1824) steckte, hörten indes nicht auf. Am Ende drohte man nach manch makabrem Schabernack, der sie zermürben sollte, den norddeutschen Protestanten sogar offen mit der baldigen Ermordung! Nach einigen Monaten, am Rosenmontag 1811, wurde in der Tat auf Friedrich Wilhelm Thiersch das lange erwartete Attentat verübt. Nur mit viel Glück überlebte Thiersch einen Dolchstich in die Halsweichteile! Auch das geschah mit juristischer Deckung, wie Feuerbach unterstellte.

*„Die norddeutschen Gelehrten fühlten sich nach diesem Attentat von Meuchelmördern umlauert. Feuerbach ging nur noch schwerbewaffnet und von einem Bedienten begleitet aus, auf seinem Nachtsische lagen zwei neue Pistolen.“<sup>563</sup>*

Feuerbach sprach sich in dieser Bedrängnis in einem Brief an seinen Vater selbst Mut zu:

*„Meine politische Lage ist nicht die beste. Ich würde sie gefährlich nennen, wenn ich mich fürchtete ...“* Und dann (Original auf Lateinisch) *„Im Bewusstsein meiner aufrechten Gesinnung lache ich über dieses Lügengeschwätz!“<sup>564</sup>*

Selbstverständlich fürchtete sich Feuerbach – und er fürchtete um sein Leben! Spätestens mit dem Anschlag auf seinen Freund resignierte er und wollte schleunigst aus München weg. Irgendetwas bleibt immer hängen: Die Gerüchte, er kollaboriere heimlich mit Preußen und/oder Österreich, wurden nie bewiesen, aber sie standen im Raum und blieben selbst dann valide, als Feuerbach Freiherr Christoph von Aretin als Rädelsführer enttarnte. Während dieser straffrei blieb und sogar noch befördert wurde, fand

---

561 Gustav Radbruch: Paul Johann Anselm Feuerbach – ein Juristenleben, Wien 1834, 3. Auflage Göttingen 1969, S. 94. Im Weiteren abgekürzt mit Radbruch und Seitenzahl.

562 Zwischen dem 18. April und 4. Mai 1810: „Item Sr. Majestät der König schenkten dem Feuerbach (izt geheimen Rath) eine beträchtliche Summe Gelds, um eine Erholungsreise machen zu können ... Fußnote Kluckhohns: W. setzt nicht hinzu, dass die Veranlassung zu dieser Gnadenbezeugung die „Bübereien“ waren, die an dem Reformator der bayerischen Justiz, Anselm Feuerbach ..., zu derselben Zeit verübt wurden, als der Präsident der Akademie Jacobi durch die Polizei vor den Insulten der aufgebrauchten Menge geschützt werden musste. Vgl. August Kluckhohn: Aus dem handschriftlichen Nachlasse L. Westenrieders, 1. Abtheilung: Denkwürdigkeiten und Tagebücher, in: Abhandlungen der Historischen Classe der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 17, München 1882, S. 93.

563 Radbruch, S. 99.

564 Feuerbach, Biographie 1, S. 187.

die üble Nachrede am Ende auch bei Graf Montgelas, der Feuerbach ins Land geholt hatte, Gehör.

Seit Napoleons Russlandfeldzug im Winter 1812, der bekanntlich nicht nur das Schicksal des großen Korsen und seiner Nation, sondern ganz Europas wendete, trat Feuerbach allerdings zunehmend offen und intensiv, mit mehreren rechtsphilosophischen Schriften, als Napoleon-Gegner und Befürworter einer neuen politischen Ordnung auf den Plan. Er entwarf das Modell eines mittleren Fürstenbundes unter Bayerns Führung, sozusagen eingespannt zwischen den militärischen Großmächten Preußen und Österreich. Radbruch meinte, dies sei mehr unter den Aspekten der Freiheit, weniger des Nationalismus geschehen. Selbst wenn sich auch Bayern am Schluss von Napoleon lossagte, Feuerbach traf mit seinen theoretischen Überlegungen zunächst nur die heimlichen Vorlieben des Kronprinzen Ludwig. Die Gesinnung der Regierung blieb jedoch noch lange dieselbe wie zuvor; Feuerbachs Vorpreschen fand dort nicht den geringsten Gefallen.

*„Bayerns Allianz mit Österreich und Abfall vom Rheinbunde. Jubel des Volks; Kälte des Ministeriums; Erbitterung und stille Hoffnung der französischen Partei ...“<sup>565</sup>*



Abbildung 150: Stich aus „Anselm Ritter von Feuerbachs Biographischer Nachlass“, Bd. 1, Leipzig 1853.

So fasste Feuerbach selbst im Telegrammstil die damalige Stimmung in München zusammen. Als er mit dem preußischen Gesandten in München, **Johann Emanuel von Küster** (1765-1833), Kontakt aufnahm, um eine berufliche Veränderung in Richtung Norden auszuloten, geriet er erneut in den Verdacht, Preußens Spion zu sein. Man munkelte sogar, er habe zuvor dem preußischen Tugendbund angehört. Da ließ Graf Montgelas Feuerbach endgültig fallen und setzte beim König durch, dass dieser aus den Regierungskreisen entfernt und in die Provinz versetzt würde. So ernannte der König Feuerbach am 21. Juni 1814 zum 2. Präsidenten des Appellationsgerichts Bamberg.

Der Bamberger Gerichtspräsident **Carl August von Seckendorf** (1774-1828) stellte indes Feuerbach in Bamberg so kalt, wie er nur konnte, so dass dieser am Ende seine dortige Zeit resigniert in einer „Freistellung vom Dienst“ verbrachte und wieder oft nach München zurückpendelte – diesmal allerdings in einer Privatangelegenheit. Denn in der kritischen Umbruchsphase war auch Feuerbachs Ehe mit der zwei Jahre älteren **Eva Wilhelmine Tröster** (1774-182), die ihm immerhin 8 Kinder geschenkt hatte, zerbrochen. Kurz nach der Geburt seiner Tochter Elise hatte Feuerbach ein heimliches Verhältnis mit **Nannette Brunner** begonnen, einer Buchhaltersgattin, welche ebenfalls von ihm schwanger wurde und ihr Kind unter einem Decknamen in Bamberg austrug. Am 24. Juni 1815 kam es zur offiziellen Trennung Feuerbachs von seiner Frau, die erst nach dem Tod der Nannette Brunner im Jahr 1822 wieder aufgehoben wurde.

Während die Liebschaft Nannette Brunner künftig mehr für das „leibliche Wohl“ Feuerbachs zuständig war, begann dieser noch im selben Jahr eine weitere, nunmehr platonisch-geistige Beziehung zur baltischen Gräfin **Elisa von der Recke** (1754-1833). Die Herzensfreundschaft der beiden hielt über viele Jahre an und gestaltete sich von Seiten Feuerbachs wegen der doch seltenen Zusammenkünfte mehr als Brieffreundschaft zu einer Art von geistiger Mutter.

Über die Gräfin von der Recke und ihren Gesellschafter, den Dichter **Christoph August Tiedge** (1752-1841), bahnte sich für Feuerbach eine weitere Verbindung zum preußischen Hof an. Feuerbach bekam vom dortigen Innenminister zunächst das unverbindliche Angebot einer Redaktion des preußischen

<sup>565</sup> Feuerbach, Biographie 1, S. 271f.

Strafgesetzbuches, verbunden mit einer Professur an der Universität Berlin. Feuerbach bat sich Bedenkzeit aus und nahm erst dann die Verbindung wieder auf, als seine vorherigen Pläne, sich in den Dienst eines großen hanseatischen Handelshauses zu begeben oder sogar das Oberappellationsgericht in Lübeck zu übernehmen, nach längeren Verhandlungen fehlgeschlagen waren. Am Ende zerbrachen auch die Pläne mit Preußen: Staatskanzler Carl August von Hardenberg (1750-1822), von dem wir bereits wissen, dass er Freimaurer und Rothschild-Mann war, machte im Jahr 1816 von sich aus den entscheidenden Rückzieher. Offensichtlich hatte man Feuerbach inzwischen auch in Preußen wegen manch unbedachter Äußerung als „politisch riskant“ eingestuft. Damit blieb Feuerbach sozusagen in bayerischen Händen.

*„Er weiß zu viele Scandala aus einer gewissen Zeit, als dass man nicht fürchten müsste, ihn außer Bayern an einem unabhängigen Platze zu sehen. Selbst Montgelas fürchtete sich vor ihm.“*

So räsionierte 1818 der Lübecker Syndicus Curtius über das Scheitern dieser Pläne.<sup>566</sup>

Die Absicht der bayerischen Regierung, Feuerbach nun als Generalkommissär in den kurz vor der Auflösung begriffenen bayerischen Salzach-Kreis abzuschicken und ihn sozusagen den Österreichern auszuliefern, konnte dieser mit vielen Mühen und Vortäuschung schwerer Krankheit gerade noch abwehren.

Der Tiefpunkt in seiner beruflichen Laufbahn war erst überwunden, als der leitende Minister Montgelas am 2. Februar 1817 plötzlich in den Ruhestand versetzt wurde – nicht zuletzt auf Betreiben des eher deutsch-national gesonnenen Kronprinzen Ludwig, des späteren Königs **Ludwigs I.** (1786-1868). Dieser war Feuerbach gewogen. Schon drei Tage nach der Demission Montgelas' richtete Feuerbach an ihn eine Bittschrift und erinnerte daran, wie er mit seinen politischen Schriften die Sache des künftigen Königs zu der seinen gemacht hatte. Wenige Wochen später konnte Paul Anselm Feuerbach schließlich nach vielen stürmischen Jahren in jenen Hafen der Ruhe einlaufen, in dem er fast bis zu seinem Ende blieb: Am 18. März 1817 wurde er von König Max Joseph zum 1. Präsidenten des Appellationsgerichtes für den Rezatkreis in Ansbach ernannt. Seinen begabten Söhnen Anselm und Karl genehmigte der König ein Stipendium in der Landeshauptstadt.

Soweit in aller Kürze zu den ersten beiden Lebensdritteln des Paul Anselm Feuerbach.

Es bleibt am Ende anzumerken, dass sich Paul Anselm Feuerbach in seinen zahlreichen Briefen fast regelhaft als schwerkrank, von zahlreichen Brethaftigkeiten in Mitleidenschaft gezogen bezeichnete. Dieses für heutige Ohren melodramatisch klingende Lamento begann schon in seiner frühen Studienzeit und setzte sich bis in seine letzten Tage fort. Die Biographen haben dies u. E. allzu ernst genommen, und Feuerbach in seinen letzten Dekaden als körperlich schwerkranken und geistig erschöpften Mann gezeichnet. Nachdem wir berufsbedingt Einiges von der Materie verstehen und gut zwischen den Zeilen lesen, legen wir Wert auf die Feststellung, dass nur das allerwenigste von den Feuerbach'schen Krankheiten als bare Münze genommen werden kann.

Seine Lebensweise scheint allerdings über Jahrzehnte mit exzessivem Rauchen und Trinken alles andere als gesund gewesen zu sein. So berichtete z. B. Feuerbach, dass er während einer Sitzung beim Justizminister einen halben Liter Burgunder und einen viertel Liter Rheinwein konsumiert habe, dazu drei Gläser Champagner, ein paar Gläser „Eremitage“ und ein bis zwei Gläschen Malaga.<sup>567</sup> Es ist kein Wunder, wenn Feuerbach unter diesen Umständen an Gicht litt, einer Krankheit, welche von ihm selbst oft mit einem Gelenkrheumatismus in einen Topf geworfen wurde. Die Chiragra aber scheint ihm tatsächlich im Lauf der Zeit seine Schreibhand so schwer beeinträchtigt zu haben, dass er am Schluss kaum noch schmerzfrei schreiben konnte und seine Briefe diktieren musste. Ansonsten aber war Feuerbach relativ robust. Umso mehr neigte er zur Hypochondrie, wie er mehrfach eingestand. Er war ein von Stimmungsschwankungen und irrationalen Krankheitsängsten geplagter Mann, der in seinen depressiven Episoden gerne „somatisierte“, d. h. nicht weiter begründbare körperliche Symptome vorgab, mit denen er bei seinen Adressaten um Mitleid und Aufmerksamkeit heischte und sich selbst aller Verantwortung enthub,

---

<sup>566</sup> Radbruch, S. 124.

<sup>567</sup> Feuerbach, Biographie 1, S. 192.

wenn ihm etwas zu viel wurde:

*„Bei meiner zärtlichen Körperbeschaffenheit, äußersten Nervenreizbarkeit, hypochondrischen Beschwerden und häufigen rheumatischen Anfällen ... darf ich kein Unternehmen wagen, welches eine ... Anstrengung des Geistes und des Körpers fordert ...“* klagte z. B. Feuerbach 1828 in einem Brief an den Ministerialrat von Spies.<sup>568</sup>

Nicht selten kam es vor, dass Feuerbach aus taktischen Gründen eine Krankheit sogar simulierte, z. B. damals, als es für ihn um die Verhinderung der Versetzung in den Salzach-Kreis ging. Die Radbruch'sche Biographie schildert hier eine ganze Serie von eigenartigen „Anfällen“ und „Paroxysmen“.<sup>569</sup>

**Feuerbach scheint im Simulieren selbst schwieriger Symptomenkomplexe ziemlich gewandt gewesen zu sein!**

Soweit zu den privaten Schwächen eines großen Geisteswissenschaftlers.

Wir ersparen uns im Folgenden eine Schilderung der Jahre zwischen 1817 und 1829, in denen Feuerbach weiterhin mit seinen Widersachern etliche Gefechte in seinem juristischen Fachgebiet ausfocht, die jedoch hier nichts weiter zur Sache tun. Wir übergehen auch die Details der Krisen seiner Söhne, die ihm schwere Sorgen bereiteten. So war sein Sohn Anselm zeitweise in schwere Depression verfallen, aus der er nur mit Mühe wieder befreit werden konnte, und Sohn Karl, ein hochbegabter Mathematiker, strandete in geistiger Umnachtung als Einsiedler und Sozialfall in Erlangen.

In Zusammenhang mit Kaspar Hauser, der gerade im schlimmsten Krisenjahr des Anselm Feuerbach entführt und in einem Kerker versperrt wurde, interessieren vor allem die dunklen Flecke auf der ansonsten weißen Weste des Staatsrechtlers, speziell die Frage des Hochverrats. Mit den zur Verfügung stehenden Quellen ist es äußerst schwierig zu entscheiden, ob sich Feuerbach wirklich in irgendeiner Weise an der anti-bonapartistischen Untergrundbewegung von 1806 bis 1813 beteiligte, ob er wirklich der österreichischen und/oder preußischen Seite gezielt zuarbeitete. Unterstellt wurde ihm seitens der Patrioten-Bewegung alles zugleich.

Es ist nur sicher, dass Feuerbach um 1811 von französischen Agenten ohne sein Wissen beschattet und von diesen wie sein Freund Thiersch zu den verkappten Illuminaten gezählt wurde. Man entnimmt dies einem Bericht des französischen Geheimdienstes vom 27. April 1811:

*„Feuerbach, jurisconsulte célèbre, l'un de nos plus acharnés antagonistes s'est totalement emparé de l'esprit de Mr. de Reigersberg, ministre de la Justice ... - Feuerbach, berühmter Rechtsgelehrter und einer unserer erbittertsten Gegner, nimmt massiv auf den Justizminister (Heinrich Alois) von Reigersberg Einfluss ...“*<sup>570</sup>

Eine Beweislage lässt sich aus dieser vagen Unterstellung nicht ableiten. Zumindest war ein Mitstreiter Feuerbachs und Thiersch's, **Friedrich Heinrich Jakobi**, Philosoph, Jurist und Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zwischen 1807 und 1812, auch Mitglied des 1790 aufgelösten Illuminatenordens Adam Weishaupts gewesen. Und Thiersch machte im besagten Jahr eine Reise nach Paris, um mit dem dortigen Ordenszweig Kontakt aufzunehmen.<sup>571</sup>

**Es gibt also durchaus Indizien für eine Untergrundaktivität Feuerbachs in dieser Zeit, aber keine schlagenden Beweise.**

Feuerbach selbst machte in keiner seiner zahlreichen Schriften auch nur die geringste Erwähnung oder Andeutung davon, er distanzierte sich vielmehr ausdrücklich von allen fanatischen Aufklärern, und das nicht nur früh in seiner bayerischen Laufbahn, sondern auch spät: Man findet entsprechende Anmerkun-

---

568 Feuerbach, Biographie 2, S. 294.

569 Radbruch, S. 125ff.

570 René le Forestier: Les Illuminés der Bavière, Paris 1914, S. 711.

571 Forestier, Illuminés, S. 711ff.



gen schon am 6. Juni 1804 in einem Brief an seinen Vater, genauso aber 20 Jahre später, als er am 20. Oktober 1824 dem Justizminister von Zentner eine Replik auf die früheren Machinationen des Christoph von Aretin schickte.<sup>572</sup>

Was also soll man glauben?

Es gibt allerdings auch keine Gegenbeweise, d. h. keine hieb- und stichfesten Belege dafür, dass Feuerbach nicht untergrund-aktiv gewesen wäre. Wenn Biograph Gustav Radbruch mit einem Brief Feuerbachs vom 25. April 1809, in welchen der Sohn seinem Vater gegenüber die Niederlage Österreichs ausdrücklich begrüßt hatte, in dieser Richtung argumentierte, so ist das nicht stichhaltig. Da Feuerbach wusste, dass seine Briefe von den Geheimdiensten mitgelesen wurden, konnte er die gegen Österreich gerichtete Bemerkung ganz gezielt eingefügt haben, um von seiner wahren Gesinnung abzulenken.<sup>573</sup> Feuerbach berichtete selbst an diversen Stellen seines Briefwechsels von der lästigen „Brieferebrechung“ durch die Geheimdienste.<sup>574</sup>

**Wenn wir am Ende bei Anselm von Feuerbach im Gegensatz zu seinem aalglatten Frankfurter Kollegen Johann Ludwig Klüber eine Unschuldsvermutung äußern, dann aus ganz anderen Gründen:**

- Zum einen ist es durchgängig in allen Schriften von politischer Relevanz zu bemerken, dass bei Anselm Feuerbach am Ende immer der rechtschaffene, unbescholtene Vollblutjurist durchschlug, der Verfechter einer rechtsstaatlichen Verfassung, der Garant von Recht und Ordnung – und damit ein Mann, der seinem Souverän, dem Königshaus, gegenüber allezeit loyal war. So chaotisch Feuerbachs berufliches und privates Leben auch verlief, es wäre vermessen, ihm bei dieser Amtstreue auch nur einen latent-subversiven oder antimonarchischen Charakter zu unterstellen.
- Im Gegensatz zu manchen Leuten seiner Entourage – bei Gönner angefangen und bei Montgelas aufgehört – zeigte Feuerbach auch keine große politische Wendigkeit und diplomatische Raffinesse, sondern lief in seiner Prinzipien- und Linientreue lieber in die aufgeklappten Messer seiner politischen Gegner, zu denen übrigens auch Graf Karl von Arco, der Schwager Montgelas' und der Kurfürstin Maria-Leopoldine, gehörte.
- Am wichtigsten erscheint jedoch die Tatsache, dass es bei Feuerbach keinen konkreten Hinweis dafür gibt, dass er sich trotz zeitweise hoher Verschuldung auf Dauer in die Fänge bzw. Abhängigkeit einer Großbank begeben hätte. So wandte er z. B. in einer äußerst schwierigen Phase Anfang 1814, in der er sich von der Regierungspolitik bereits entfremdet hatte und obendrein in Privatschulden geraten war, anstatt an eine Bank direkt an den bayerischen König Maximilian I. Joseph, der ihm prompt 500 Dukaten bewilligte.<sup>575</sup> Feuerbach sah sich allerdings zu solchen Bittstellungen berechtigt, denn die Regierung hatte das Honorar für seine legislativen Arbeiten – durch von Feuerbach auf ursprünglich 12000 Gulden hoch-, dann nach Abzug erhaltener Posten auf 8000 Gulden wieder heruntergerechnet – nie korrekt ausbezahlt.<sup>576</sup>

Laut einem Brief an Elise von der Recke war es Feuerbach bis 1815 sogar geglückt, einige Ersparnisse anzusammeln. Das war keine Selbstverständlichkeit in dieser Zeit! Er schrieb damals, er müsse nach München reisen, „wegen eines dort anliegenden kleinen Kapitals, worin mein ganzes mir erworbenes Vermögen besteht.“<sup>577</sup> Bei Reisen musste sich Feuerbach mitunter von kleineren Bankhäusern Geld leihen, in Abhängigkeit einer Bank aus dem Rothschild-Orbit scheint er jedoch nie gekommen zu sein. Gegenüber den die Finanzwelt dominierenden Frankfurter Bankleuten

---

572 Feuerbach, Biographie 2, S. 218ff.

573 Radbruch, S. 100.

574 Feuerbach, Biographie 1, S. 185, und Biographie 2, S. 78.

575 Radbruch, S. 108. Feuerbach, Biographie 1, S. 199.

576 Feuerbach, Biographie 1, S. 262.

577 Feuerbach, Biographie 2, S. 5.

verhielt er sich indifferent bis wohlwollend, ohne sich anzubiedern.<sup>578</sup> Vielleicht kostete ihn gerade diese innere Distanz, die er sich ganz im Gegensatz zum weitaus wendigeren Klüber, mit dem er in Frankfurt oft verkehrte, über lange Zeit bewahrt hatte, die avisierten Posten in Berlin. Staatskanzler Hardenberg, der die Absage mitteilte, war, wie gesagt, eng mit den Rothschilds verknüpft und arbeitet diesen zu.

---

578 Feuerbach, Biographie 2, S. 89, 93ff. Und 161.

## Paul Anselm Feuerbach und der „Erbprinz“ Kaspar Hauser

Dennoch war Feuerbachs Unabhängigkeit von den rivalisierenden Großbanken nicht total, denn ab 1817 stand er zwar nicht in der pekuniären, aber wenigstens psychologischen Schuld des Bankhauses Seligmann/von Eichthal in München:

Wie Feuerbach in einem Brief an Freund Tiedke am 14. Dezember 1817 berichtete, sei er *„noch zu München ein nicht unbedeutendes Kapital bei dem Bankier Seeligmann (jetzt Baron Eichthal) schuldig“* gewesen. Zur größten Überraschung habe König Max Joseph ohne sein Zutun persönlich den ausstehenden Betrag beglichen und Feuerbach damit in München entschuldet.<sup>579</sup> Dieses erneute Königsgeschenk erhöhte zwar Feuerbachs formale Unabhängigkeit gegenüber der Bank Simons von Eichthal, aber zur Dankbarkeit gegenüber König und Bankier war Feuerbach umso mehr verpflichtet! Wir denken, dass diese einnehmende Geste von 1817 für Feuerbachs Verhalten in Sachen Kaspar Hauser und die von ihm propagierte, nachfolgend geschilderte Erbprinz-von-Baden-Theorie eine nicht unbedeutende Rolle spielt!

Erst im fortgeschrittenem Alter, also gerade zu der Zeit, als er sich in Ansbach um Kaspar Hauser kümmerte, scheint Feuerbach hautnah die zwischenzeitlich eingetretene Verquickung zwischen Politik und Hochfinanz erfahren zu haben – in einer Weise, die er so sicher früher nicht gekannt hatte und die ihm nun sehr unangenehm wurde.

Denn gerade mit dem Fall Kaspar Hauser geriet Feuerbach in seinen beiden letzten Lebensjahren zwischen die Fronten der rivalisierenden Bankhäuser, und er wurde alsbald abwechselnd, erst von der einen, dann von der anderen Seite, gehörig unter Druck gesetzt.

Wie ein aufgescheuchtes Huhn legte er am Ende einen Schlingerkurs hin, den keiner so recht verstehen kann, wenn er nicht jene Todesangst als Ursache ins Kalkül zieht, der sich Feuerbach schon einmal zwischen 1809 und 1812 in München ausgesetzt gesehen hatte.



Abb. 151: Feuerbach im Alter. Kreidezeichnung von F. R. Hahn.

**Lassen wir die Ereignisse zwischen 1829 und 1833 in Bezug auf das eigenartige Verhalten des Präsidenten Anselm von Feuerbach noch einmal Revue passieren:**

- Was von bayerischer Seite aus geschah, darüber haben wir schon in einem früheren Kapitel berichtet. Was Anselm von Feuerbach betrifft, so hatte er sich in Sachen Kaspar Hauser noch 1828 strikte Zurückhaltung auferlegt:

*„Zudem habe ich der Neider und Feinde so viele, dass besonders ich alle Ursache habe, zumal bei solchen Dingen (freilich der Herkunft Kaspar Hausers) mich hinter den Verschanzungen meines Amtes zu halten ...“<sup>580</sup>*

- Aber auch in den Folgejahren, 1829 und 1830, war Feuerbach noch indifferent. So hielt er die zwischenzeitlich aufgekommene Erbprinz-von-Baden-Theorie für nicht verifizierbar, er verwies sie trotz Beeinflussung durch Gottlieb von Tucher als romantisches Gerücht ins Reich der Fabel und berichtete sogar König Ludwig I. von Bayern darüber. Diese ablehnende Haltung galt auch noch, als der Nürnberger Unternehmer *Georg Zacharias Platner*, übrigens ein weiterer aktiver

579 Feuerbach, Biographie 2, S. 83f.

580 Brief an Elise von der Recke, vom 13. Oktober 1828, in: Feuerbach, Biographie 2, S. 279.

Freimaurer der Loge „Joseph zur Einheit“ und Begründer der ersten Eisenbahnstrecke Deutschlands zwischen Fürth und Nürnberg, eine angebliche Äußerung Moritz Saphirs mit nach Hause gebracht hatte, derzufolge sich ausgerechnet die badische Gesandtschaft in Wien für die Dalbonne eingesetzt hätte, womit eine weitere Spur zum Haus Baden gelegt war! Feuerbach warnte damals Tucher davor, sich nicht mit diesem Unsinn zu „*compromittieren*“.

- Spätestens 1830 muss sich Feuerbach dennoch mit der Erbprinzen-Theorie befasst haben. Er ließ Kaspar seinen Schloss-Traum aufzeichnen, der ja zum Hochadel hinführte. Unvermutet und abrupt ließ er im Frühjahr 1830 den Zeugen Johann Samuel Müller fallen, dem er zuvor noch geglaubt hatte, und drohte nun sogar mit einem Prozess gegen ihn. Anfang Juli 1830 unterstellte der Verleger Julius Hitzig in einem Brief an Feuerbach, dass dieser die Erbprinzen-Version „*bestens*“ kenne. Für diesen abrupten Kurswechsel gibt es keine andere Erklärung, als dass Feuerbach von Seiten des bayerischen Königshauses und/oder des Bankiers Simon von Eichthal gezielt für die weitere Verbreitung der Erbprinz-von-Baden-Theorie angeworben worden war. Der Druck kam aber auch aus dem Königshaus selbst, wie wir weiter vorne bereits ausführlich dargestellt haben. Feuerbach war, wie oben geschildert, beiden Kräften zu äußerstem Dank verpflichtet, dennoch scheint die Entscheidung, entgegen allen früheren Vorsätzen jetzt einseitig Partei zu ergreifen, ihm einige innere Konflikte bereitet zu haben, denn er flüchtete sich in den Briefen an seine Kinder vermehrt in Krankheit und beklagte z. B. seinen „*nachlassenden Verstand*“, an dem er nicht im Geringsten litt, wie gerade seine nachfolgende Kaspar-Hauser-Schrift beweist.

Im Herbst 1831 machte sich Feuerbach an die Abfassung dieses Buches und strickte nun ganz fest an der von ihm zuvor noch verpönten Baden-Geschichte. So zog Feuerbach Anfang 1832 nachweislich Erkundigungen über die verstorbenen badischen Prinzen und ihre Geburts- und Sterbe-Daten ein, sogar bei Klüber und Stanhope. Wenn dem so war, dann muss Feuerbach bereits ab 1830 einem festen Auftrag aus Bayern gefolgt sein.

Am 21. Februar 1832 übergab dann Joseph Hickel vor seiner Ungarn-Reise Feuerbachs Mémoire in dessen Auftrag der Königin Karoline in München, wobei er sich später in seinen Briefmemoiren mit Recht wunderte:

*„Wie konnte ein solcher Vergleich zwischen den Geburts- und Sterbejahren der badischen Prinzen und dem Alter Hausers gezogen werden, da sich letzteres nur approximativ angeben ließ?“*

Das Mémoire soll eine Auftragsarbeit gewesen sein. Dass allerdings die Königin-Mutter die Auftraggeberin war, wollen wir bezweifeln, zumal diese von Feuerbachs Ansichten in dieser Sache nichts hielt. Das kam schon aus einer ganz anderen Ecke des bayerischen Hofes! Joseph Hickel soll hierzu ein weiteres Schriftstück hinterlassen haben, erst 1875 Julius Meyer mitgeteilt, durch den Domkapitular Pflaum in Bamberg.<sup>581</sup>

- In seinem Werk „*Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen*“ erging sich Präsident Feuerbach u. E. in einem konkreten, wenn auch dichterisch-metaphorisch ausgestalteten Seitenhieb auf die Bankiers Rothschild! Wir zitieren wörtlich (Hervorhebung durch uns):

*„Wenn nun aber die Neu- oder Wissbegier des Lesers noch mehr von mir zu vernehmen wünscht ..., wenn er gern wissen möchte, nach welchen Richtungen hin jene Spuren geführt haben, an welchen Orten die Wünschelrute wirklich ausgeschlagen hat ..., so bin ich im Falle antworten zu müssen, dass ... ich dem Schriftsteller nicht erlauben darf, öffentlich von Dingen zu reden, welche vorderhand nur noch dem Staatsbeamten zu wissen oder zu vermuten erlaubt sind ...*

*Allein dem Arme der bürgerlichen Gerechtigkeit sind nicht alle Fernen noch alle Höhen und Tiefen erreichbar, und bezüglich mancher Orte, hinter welchen sie den Riesen eines*

---

581 Brügels Onoldina: Heimatkundliche Abhandlungen für Ansbach und Umgebung. Begründet von Julius Meyer. Neu bearbeitet, ergänzt und vermehrt von Adolf Bayer, IV. Heft, Ansbach 1923, 1955, S. 62

*solchen Verbrechens zu suchen Gründe hat, müsste sie, um bis zu ihm vorzudringen, über Josuas Schlachthörner oder wenigstens über Oberons Horn gebieten können, um die mit Flegeln bewehrten hochgewaltigen Kolosse, die vor goldenen Burgtoren Wache stehen und so hageldicht dreschen, dass zwischen Schlag und Schlag sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen mag – für einige Zeit in ohnmächtige Ruhe zu bannen ...*<sup>582</sup>

Auf dem zugehörigen Manuskript-Blatt war übrigens auch folgender Nachtrag festgehalten:

*„... Geboren 30. April 1812/Gelegt 7. Oktober – Wann starb der letzte Großherzog? Wann wurde die Hochberg anerkannt?/ Der Gemahl der Stephanie starb im Dezember 1818.“*<sup>583</sup>

Dennoch beziehen wir obiges Zitat nicht auf das Haus Baden, das als politisch und finanziell relativ schwache Institution beileibe nicht das Substrat für Feuerbachs drastische Formulierungen abgegeben hätte.

Wenn der Gerichtspräsident im gedruckten Text seines Buches aus dem „*eisernen Tor*“ seines Manuskriptes ein „*goldenes Burgtor*“ machte, wenn er vom „*Riesen eines solchen Verbrechens*“ und von „*Kolossen mit Dreschflegeln*“ sprach, dann zielte er klar auf das Banken-Imperium der Rothschilds ab, das sich auf die Seite des Hauses Baden gestellt hatte!

**Kein Zweifel: Feuerbach hatte inzwischen die Knute der Frankfurter Rothschild-Zentrale zu spüren bekommen, er war vermutlich ernsthaft verwarnt worden, vielleicht sogar unter Todesandrohung!**

- Feuerbach entwickelte in der Folge enorme Ängste! Darauf deutet sein nachfolgendes Verhalten hin, aber auch seine Anmerkungen über eine Gefahr in diversen Briefen,<sup>584</sup> besonders auch ein Brief an den Hof- und Kabinettsprediger Schmidt in München, in dem Feuerbach den Schutz des bayerischen Königs geradezu beschwor, um seine eigene Verunsicherung und Unruhe zu überspielen.

*„Das Vertrauen auf heiliges Königswort gewährt mit sichere Bürgschaft und Beruhigung gegen die Gefahren, welche unter anderen Voraussetzungen Mitteilungen solcher Art unvermeidlich über mein Haupt zusammenhäufen würden ...“*<sup>585</sup>

- Am 24. Februar 1832 erfuhr Feuerbach von Staatsrat Klüber, dass sich inzwischen Lord Stanhope unter Druck von der Erbprinz-von-Baden-Theorie verabschiedet hatte, was ihn nunmehr bei einem Antwortschreiben vom 20. März 1832 dazu brachte, plötzlich Zweifel am eigenen eingeschlagenen Weg zu äußern und darüber zu spekulieren, ob „*vielleicht ... der Zufall uns einmal vor die Füße wirft, was allem Scharfsinn nicht gelingen sollte.*“

**Welch ein Understatement des Juristen, wenn er nun behauptet, dass ihm und seinem Scharfsinn nichts gelänge! Man darf sich dessen sicher sein: Feuerbach hatte Angst, massiv Angst sogar, und speziell seinem „*Freund*“ Klüber, der u. E. alles andere als ein echter Freund war, durfte er, soviel verspürte er intuitiv, ja nichts auf die Nase binden!**

- Wenig später muss Feuerbach von bayerischer Seite aus Druck verspürt haben und aufgefordert worden sein, gefälligst bei der Stange und damit bei der Erbprinzen-Theorie zu bleiben. So gewann er in der Folge wieder einen forschenden Ton. Am 12. Mai 1832 setzte er Stanhope von seinem Mémoire in Kenntnis und davon, dass Hickel „*höchstmerkwürdige*“ Dinge bei seinen Audienzen bei Königin Karoline von Bayern kommuniziert habe. Wörtlich findet sich hier das Zitat „*Sie werden staunen und schaudern*“, und: Klüber sei eine „*schwache Autorität*“ und spräche im

---

582 Feuerbach, Kaspar Hauser, S. 138.

583 Mayer-Tradowsky, S. 408.

584 Pies, Fälschungen, S. 345f.

585 Pies, Wahrheit, S. 272.

Interesse der Familie, die durch die Tötung der Prinzen gewonnen habe.<sup>586</sup>

- Hickel schrieb übrigens später in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ (Jg. 1858, Nr. 290), Feuerbach habe ihn anlässlich seiner Ungarnreise gebeten ...,

*„...bei dieser Gelegenheit mit Rücksicht auf die damals öffentlich besprochene Hindeutung gegen B... Recherche zu pflegen, wozu mir in ... die beste Quelle offen stand.“*

„B...“ bedeutete wohl Baden. Feuerbach hätte demnach Hickel in Bezug auf Baden nach Ungarn geschickt, obwohl dort nach der Maria-Leopoldine-Theorie nur etwas gegen Bayern zu finden gewesen wäre, was Feuerbach offensichtlich nicht klar war. In einem Zusatz belegt allerdings Hickel, dass Feuerbach mehr oder weniger von Rothschild-Seite unter Druck gesetzt worden sein muss, nämlich, wenn er behauptete:

*„Die wegen B(aden) gepflogene Recherche wurde vom Präsidenten von Feuerbach genügend befunden und nicht mehr weiter fortgesetzt.“*

- Was für einen anderen Grund hätte von Feuerbach für sein unverständliches Verhalten gehabt, als Angst vor der Rache der Rothschilds? Tatsächlich gibt es nach dem 12. Mai 1832 bis zu seinem Tod keine überlieferte Textstelle mehr aus Feuerbachs Feder, in der er auf die Baden-Theorie zurückkommt, was sich mit Hickels Aussagen in den Jahren 1858 und 1881 deckt. Hickel schrieb:

*„...die lockeren Fäden einer Vermuthung ... gingen wie Spinnengewebe auseinander.“*

- Am 20. Juni 1832 berichtete Feuerbach seiner alten Freundin Elise von der Recke über eine Szene mit Kaspar, und dass er ihm „eine bittere Medizin eingegeben“ habe. Vermutlich hatte er ihm mitgeteilt, er habe bei der Aufklärung seiner Herkunft als Erbprinz und auch von Stanhope nichts Wesentliches mehr zu erhoffen!

**Rothschild locuta, causa finita! Ein Machtwort Rothschilds und die Angelegenheit war beendet! So möchte man an dieser Stelle knapp und bündig Bilanz ziehen.**

- Im Mai 1833 reiste Paul Anselm von Feuerbach in seine eigentliche Heimatstadt Frankfurt – angeblich, um sich dort mit seiner Schwester Rebekka, verheiratete Ruland, mit der er zuvor in Streit gelegen war, zu versöhnen. Wahrscheinlicher war der Wechsel nach Hessen eine Art von Flucht aus Ansbach, und die Versöhnung mit seiner Schwester nur ein Vorwand!

Trotz seines offenkundigen Rückziehers in Sachen Erbprinz-von-Baden-Theorie erlitt Paul Anselm Feuerbach dort am 25. Juli 1832 eine später als „zweiter Schlaganfall“ apostrophierte, aber wohl eher durch eine **Vergiftung** hervorgerufene Erkrankung.

U. E. hatte Paul Anselm von Feuerbach allenfalls 1829 einen Schlaganfall erlitten, und selbst dies ist aus den oben genannten Gründen nicht ganz sicher.<sup>587</sup> Dass es sich beim Zwischenfall vom 25. Juli 1832 sowie wie beim todbringenden Ereignis vom 27. Mai 1833 nicht um Apoplexien im medizinischen Sinn gehandelt haben kann, belegt allein die Tatsache, dass Feuerbach beide Male unter massiven Schmerzen litt. Dies ist ein Phänomen, welches bei Schlaganfällen nie auftritt. Beim ersten Anschlag soll Feuerbach so gebrüllt haben, dass auf der Straße die Leute zusammenliefen, und über Nacht seine Haare grau wurden. Beim zweiten Anschlag kurz vor seinem Tod war der Leib massiv schmerzhaft aufgetrieben. All dies hat mit der Diagnose Schlaganfall nicht das Geringste zu tun!<sup>588</sup>

---

586 Mayer, Stanhope, S. 416.

587 Radbruch, S. 184.

588 Anselm Johann Ludwig Feuerbach: Hinwegschaffung von Persönlichkeiten, 1908, in: Johannes Mayer, Jeffrey M. Masson: Anselm von Feuerbach, Georg Friedrich Daumer, Eduard Feuerbach: Kaspar Hauser, Frankfurt 1995, S. 316f. Im Weiteren abgekürzt mit Feuerbach, Hinwegschaffung und Seitenzahl.

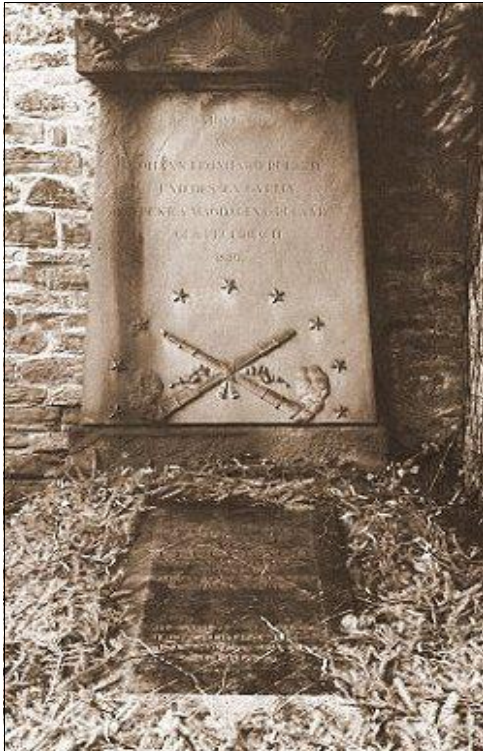


Abb. 152: Anselm von Feuerbachs Grabplatte auf dem Frankfurter Hauptfriedhof, zu Füßen des Grabmals seines Schwagers Johann L. Ruland und seiner Schwester Rebekka M. Feuerbach (mit Freimaurer-Symbolik!)

Der Version Radbruchs, Anselm von Feuerbach sei Opfer eines erneuten Schlaganfalles geworden, möchten wir uns auch deshalb nicht anschließen, weil sich der Jurist in Frankfurt, wie Klüber bestätigte, erholt hatte und zuletzt wieder körperlich gut belastbar war.

Auch das verschollene Protokoll der Obduktion seines Leichnams soll in Richtung Schlaganfall keinerlei Phänomene beschrieben haben, was zwingend zu erwarten gewesen wäre (Infarkt oder Blutung); alle „edlen Teile“ sollen als „gesund befunden“ worden sein. Vermutlich wurde das verräterische Protokoll gerade deshalb gezielt beseitigt.<sup>589</sup>

Die Angabe der Diagnose „*rheumatischer Schlafanfall*“ beim Ereignis von 183 – eine Diagnose, die von seinem Hausarzt Dr. Albert stammte, die es aber so gar nicht gib – spricht nur dafür, dass Feuerbach zuvor an seiner alten schmerzhaften Funktionsbehinderung der rechten Hand durch die Gicht gelitten hatte. Dafür gibt es sogar einen klaren Beleg: In einem Brief vom 16. November 1831 spricht Feuerbach von „*einer sehr leidenden geschwellenen rechten Hand*“, die ihn am Schreiben hindere.<sup>590</sup> Was hätte eine schmerzhaft Schwellung mit einer apoplexie-bedingten Lähmung zu tun? Nichts!

Kurz vor seinem Ende schrieb Feuerbach nach Angaben seiner Angehörigen mit der verbliebenen schreibfähigen Hand auf einen Zettel:

„Man hat mit etwas gegeben!“

Dazu legte er einen badischen Gulden. Außerdem soll er gezielt um seine Obduktion gebeten haben.<sup>591</sup>

**Rothschild acta, causa finita? Hat eine entscheidende Aktion das leidige Problem Feuerbach ein für alle Mal erledigt?**

**Der Verdacht ist alles andere als aus der Luft gegriffen!**

- Hatte Feuerbach vor seinem Tod Versprechungen gegeben, die er dann nicht einhielt?
- War er dafür mit dem Tod bestraft worden?
- War er etwa nach Frankfurt zitiert worden, um vielleicht Rechenschaft abzugeben?
- Oder war die Reise nach Frankfurt eine Flucht?
- Der bayerische Innenminister Ludwig von Oettingen-Wallerstein hatte Feuerbachs Tod unmittelbar mit einem Besuch bei Klüber assoziiert. Hatte beides miteinander zu tun?
- War Feuerbach für die Rothschild-Seite wegen seines vorherigen Schlingerurses zu einem unkalkulierbaren Risiko geworden, dessen man sich entledigen musste?

Fragen über Fragen – und leider alle berechtigt! Am Ende muss man sie – so nahe am eigentlichen Geschehen – unbeantwortet lassen!

589 Feuerbach, Hinwegschaftung, S. 317.

590 Mayer-Tradowsky, S. 499.

591 Feuerbach, Hinwegschaftung, S. 315, 317.

**Wie brandgefährlich die Situation damals gewesen sein muss, belegen auch Äußerungen der Feuerbach-Söhne nach dem Tod ihres Vaters:**

- Am 16. Oktober 1834 berichtete der Archäologie-Professor Joseph A. Feuerbach seinem Bruder Eduard von einem Klüber'schen Artikel im Frankfurter Journal, der als „*besonders in Frankfurt als entscheidend angesehen wird*“, und dass deswegen „*doch große Vorsicht geboten*“ sei.
- Der Philosoph und Anthropologe Ludwig A. Feuerbach schrieb im März 1835 an seinem Freund Professor Christian Kapp folgende Zeilen, erhalten in einem 1988 veröffentlichten Brieffragment:

*„Sie möchten wenigstens die von ihm (d. h. Eduard Feuerbach) mit Bleistift eingeklammerten Stellen weglassen, da diese Voraussetzung als eine ganz grundlose von dem Lord selbst und allen andern in jener Zeit, wo er noch nicht diese Rolle wie jetzt spielte, aufgegeben worden sei ...“*<sup>592</sup>

Übrigens setzte sich die Reihe ungeklärter Todesfälle bei den Söhnen Feuerbachs fort, und zwar genau bei denen, die gerade den Nachlass ihres Vaters verwalteten:

- Der Rechtsprofessor **Eduard Feuerbach**, der als erster den Nachlass seines Vaters übernommen hatte, starb am 25. April 1843 unerwartet nach Genuss eines Glases Bier. Wegen vorangehenden rezidivierenden Erbrechens und aufsteigender Lähmungen wurde mit Recht eine Vergiftung mit Arsenik vermutet.<sup>593</sup>
- Der bereits genannte **Joseph Anselm Feuerbach** übernahm von seinem verstorbenen Bruder Eduard den Feuerbach'schen Nachlass. Er starb unvermutet am 8. September 1851 an einer Hirnblutung, allerdings wurde auch hier früh eine Arsenik-Vergiftung in den Raum gestellt.<sup>594</sup>
- Nur **Ludwig Feuerbach**, der als Dritter den väterlichen Nachlass in Händen hielt, überlebte. Er konnte nun 1853 wenigstens das bislang geheime Mémoire an Königin Karoline von Bayern veröffentlichen – zu einem Zeitpunkt, als Johann Ludwig Klüber längst verstorben war, gerade das Verbrechen an seinem Vater verjährte und auch ein Mayer Amschel Rothschild seinem Ende zuzuging. Zuvor wäre es wohl brandgefährlich gewesen!
- Dessen Neffe und Eduards Sohn, der Arzt **Anselm von Feuerbach**, machte schließlich 1908 den ganzen Skandal publik. Dies geschah zu einer Zeit, als der Erste Weltkrieg begann und den Dynastien in Bayern und Baden endgültig ein Ende bereitet war. Nachhall fand aber auch diese Veröffentlichung nicht, geschweige denn, dass sie Ermittlungen angestoßen hätte.<sup>595</sup>

Dass der gewaltsame Tod Paul Anselms von Feuerbach trotz klarer Indizien bis heute so beharrlich negiert wird, haben wir nicht zuletzt seinem Biographen **Gustav Radbruch** zu verdanken. Radbruch zielte, wenngleich er zuvor – ganz klar sich selbst widersprechend – von der relativen Gesundheit Feuerbachs vor seinem Tode berichtet hatte, hinterher ganz auf die vermeintlichen Schlaganfälle Feuerbachs als natürliche Todesursache ab und verheimlichte alle Informationen, die dieselben in Frage und einem Giftanschlag in den Raum stellten.

Dass Radbruch dies nicht von ungefähr tat, sondern aus Kalkül heraus und vermutlich auf höheren Wink hin, ergibt der simple Blick auf den Herausgeber seines Werkes: **Julius Springer** in Wien arbeitete eng mit **Walther Rothschild** in Berlin zusammen. Beide Radbruch bestens bekannten Verleger standen der Bankiersfamilie Rothschild sehr nahe. Spuren, die das Haus Rothschild belasten, sind in einer so verlegten Biographie nicht zu erwarten!

Auf Verleger-Wink hin wird Radbruch in Hinblick auf Kaspar Hauser auch folgendes Vorweg-Resümee gezogen haben:

---

592 Ludwig Feuerbach - Werke, ed. W. Schuffenhauer, Bd. 18, Berlin 1988, S. 544.

593 Feuerbach, Hinwegschaftung, S. 320ff.

594 Feuerbach, Hinwegschaftung, S. 331ff.

595 Feuerbach, Hinwegschaftung, S. 311ff.



*„Es kann die Aufgabe einer Feuerbach-Biographie nicht sein ..., zu der unendlich schwierigen Frage Stellung zu nehmen, ob Kaspar Hauser ein Prinz, ein Schwindler, ein Hysteriker war oder was sonst. Die Frage ist nach keiner Richtung hin bisher eindeutig beantwortet worden und wird vielleicht für immer unbeantwortet bleiben. Gerade die Unmöglichkeit einer eindeutigen Erklärung verleiht dem Kaspar-Hauser-Geschick die Natur eines Mythos, eines Symbols, einer Legende, die den wechselnden Geschlechtern in immer neuer Beleuchtung erscheint, die sich von ihnen mit immer neuem Sinn und Tiefsinn erfüllen lässt ...“<sup>596</sup>*

Eines ist sicher:

**Paul Anselm Feuerbach, der ebenso Kriminalist wie Strafrechtler war, hätte sich bei freier Willensentscheidung mit einer derartigen Augenauswischerei zu Kaspar Hauser und seinem Tod nicht zufrieden gegeben!**

Soweit unsere Überlegungen zu Anselm von Feuerbach. Wir können am Ende zusammenfassen:

**Der Ansbacher Gerichtspräsident Paul Anselm von Feuerbach verzettelte sich in seinem Einsatz für Kaspar Hauser zunehmend zwischen mächtigen Interessensgruppen im Hintergrund, sodass er unter immer höheren Druck geriet. Schließlich bezahlte seine Parteinahme mit dem Leben!**

Damit zurück ins letzte Lebensjahr Kaspar Hausers und zu den weiteren Umständen seines Todes.

---

<sup>596</sup> Radbruch, S. 196. Gustav Radbruch spricht hier im Originalton des jüdischen Schriftstellers Jakob Wassermann, der 1908 die Hauser-Geschichte in einem viel gelesenen Roman veröffentlichte. Dieses Nebelkerzen-Stück besprechen wir bezüglich seiner wenig lauterer Intentionen in einem längeren Nachtrag am Ende dieser Arbeit.

## **Lord Stanhope und der Tod Kaspar Hausers**

Staatsrat Klüber hatte Lord Stanhope im Rothschild-Auftrag die Baden-Theorie ausgedreht. Einige Monate später zwang er ihm das Versprechen ab, nichtsdestoweniger weiter für Kaspar Hauser zu sorgen.

Notgedrungen stellte Stanhope eine Leibrente für Kaspar in Aussicht, die er wohl zuvor mit der Bank Bethmann abgesprochen hatte. Diese Rente kam nie zur Auszahlung.

Kurz zuvor war in Ansbach, wie man einem Brief Eugen Hofmanns an Johann Ludwig Klüber vom 1. Juni 1833 entnimmt, der Entschluss gefallen, Kaspar aus humanitären Gründen nicht nach England gehen zu lassen, selbst für den Fall, dass es sich Stanhope anders überlegt hätte. In England würde sich wirklich niemand nach Kaspar sehnen, schrieb der Hofrat. Es war derselbe Brief, in dem er konkret auf die Rothschilds als potentielle Rentenzahler verwiesen hatte! Dass dies inhaltlich keine Substanz hatte, sondern eher als sarkastischer Seitenhieb auf Stanhope gedacht war, haben wir bereits erwähnt.

Inzwischen legte Klüber nach einer eingegangenen Anzeige eine neue Spur nach Bayern, zu einem gewissen Oberst Tischleder in Kronach, saß dabei aber einem Irrtum auf, der bald aufgeklärt wurde.<sup>597</sup>

### **Zu dieser Zeit fiel insgeheim ein zweites Todesurteil – nunmehr gegen Kaspar Hauser.**

Kaspar Hauser hatte inzwischen in Ansbach angefangen, intensiver nach seiner Abstammung zu forschen, und das konnte weniger für Stanhope als für Maria-Leopoldine und ihre Familie brandgefährlich werden! Und mit einem Verbringen nach England war nun nicht mehr zu rechnen.

In Baden lagen ebenfalls Motive, Kaspar als lästige Drohfigur Bayerns zu beseitigen. Ob sie zum Tragen kamen, wissen wir nicht. Speziell dem großherzoglichen Paar von Baden, Sophie von Schweden und Leopold von Hochberg, mag der Erbprinz Kaspar ab 1830 ein zunehmend schmerzender Dorn im Auge gewesen sein.

Dass man es von Seiten des Herzogshauses Baden bei den vagen, indirekt über von Wessenberg kommunizierten Andeutungen Klübers beließ und keinen eigenen Gegenstoß in Richtung Bayern unternahm – dorthin, wo das erste Verbrechen an Kaspar Hauser eigentlich angesiedelt war und wo man wirklich hätte fündig werden können -, bleibt allerdings ein Rätsel! Aber wahrscheinlich hatte sich die Erbprinz-von-Baden-Theorie in dieser Zeit bereits so in den Köpfen des Hauses Baden festgesetzt, dass sie zur akzeptierten Realität wurde – allerdings eine Realität, über die man nur hinter vorgehaltener Hand munkelte oder sich schriftlich allenfalls in diskreten Andeutungen erging.

**Neben Bayern und Baden gab es auch im Haus Bethmann, ja sogar im Haus Rothschild Motive, Kaspar zu beseitigen, und wir können beim Stand der Dinge nicht einmal ausschließen, dass einige von ihnen zusammenwirkten, zumal Stanhope durch seine wechselseitigen Kontakte ein treffliches Bindeglied abgegeben hätte.**

Dass Stanhope persönlich das Mordkomplott gegen Kaspar Hauser schmiedete, nehmen wir jedoch nicht an, sondern nur, dass er ab einen gewissen Zeitpunkt über den anstehenden Tod Kaspars informiert war.

Nach dem definitiven Abschied von Kaspar Hauser Anfang 1832 richtete Lord Stanhope insgesamt 13 Schreiben an seinen Zögling. Was es mit den beiden letzten für eine Bewandnis hat, wollen wir kurz schildern:

Im Herbst 1833 hatte sich Lord Stanhope, von Venedig kommend, zunächst zu einem „längeren Aufenthalt“ nach Laibach begeben, also gerade in jene Gegend, die wir mit Kaspars frühem Schicksal eng

---

597 Linde 1, S. 296f.

verknüpft sehen. Leider wissen wir nicht, was Stanhope dort zu schaffen hatte.

Kurze Zeit später, am 9. Oktober 1833, richtete er von Klagenfurt aus seinen vorletzten Brief an Kaspar und bat darin seinen Pflegesohn, ausgerechnet an Klüber in Frankfurt und an Freiherrn von Wessenberg Portraits von ihm zu schicken, wobei es sich nach dem erhaltenen Posteinlieferungsschein um Zeichnungen aus Kaspars Hand gehandelt haben dürfte.<sup>598</sup>

Was sollte diese Geste der Eitelkeit?

Und warum sollte Kaspar gerade jetzt mit Personen Kontakt aufnehmen, zu denen er selbst gar keine persönliche Beziehung hatte?

Umso eigenartiger ist dieses Ansinnen Stanhopes, da es sich bei den beiden, wie soeben zu erfahren war, um Rothschild-Leute handelte.

Der treuherzige Kaspar tat wie befohlen, und schon am 22. Oktober hatte Klüber Kaspars Anschreiben mit der Kopie einer Zeichnung in Händen, die Kaspar eigens hatte anfertigen lassen.

Nun sollte man erwarten, dass Klüber sich umgehend bei Kaspar bedankt hätte.

Doch weit gefehlt! Klüber ließ sich mehr als einen Monat Zeit, ehe er an Kaspar eine briefliche Antwort schickte, wobei er sich mit Höflichkeitsfloskeln und inhaltsleeren Lobhudeleien förmlich überschlug. Z. T. waren das Formulierungen, die er von Stanhope übernommen haben dürfte, da sich dieser schon zuvor entsprechend geäußert hatte (z. B. der Verweis auf die schöne Handschrift).<sup>599</sup>

Das Klüber'sche Schreiben wurde am Sonntag, den 1. Dezember 1833, in Frankfurt verfasst. Sollte es am darauffolgenden Montag dort aufgegeben worden sein, dann dürfte es Kaspar etwa 3 Tage später, frühestens am Donnerstag, den 5. Dezember 1833, in Ansbach erreicht haben. Es war übrigens unseres Wissens der einzige Brief, den der Staatsrat und Rothschild-Mann je an Kaspar gerichtet hat.

### **Etwas mehr als 1 Woche später erhielt Kaspar Hauser seinen tödlichen Stich!**

Was sollte dieser von Stanhope kurz vor Kaspars Tod induzierte, auffallend spät eintreffende Brief Klübers, der vielleicht in ähnlicher Form auch von Wessenberg abgeschickt wurde?

Wir finden aktuell für diese höchst überflüssige Briefaktion keine andere Erklärung, als dass ein solcher Brief, so er im Nachlass des ermordeten Kaspar aufgefunden worden wäre, den Absender perfekt entlastet hätte! Gerade darauf sollte es einem Klüber angekommen sein!

Mit menschlicher Zuwendung hatte das Klüber'sche Schreiben, dessen sind wir uns sicher, jedenfalls nichts zu tun. Klüber hatte sich zu keinem Zeitpunkt zuvor bemüht, Kaspar persönlich kennenzulernen, obwohl er ständig über ihn urteilte. Womit nun im Raum steht, dass nicht nur Stanhope, sondern auch Klüber und u. U. auch von Wessenberg über das anstehende Attentat auf Kaspar Hauser und den avisierten Tod desselben bereits vorinformiert waren! Was wiederum einen Attentäter aus dem Rothschild-Orbit in den Raum stellt, da u. E. nur das Frankfurter Haus Rothschild für die drei Männer das bindende Glied darstellt!

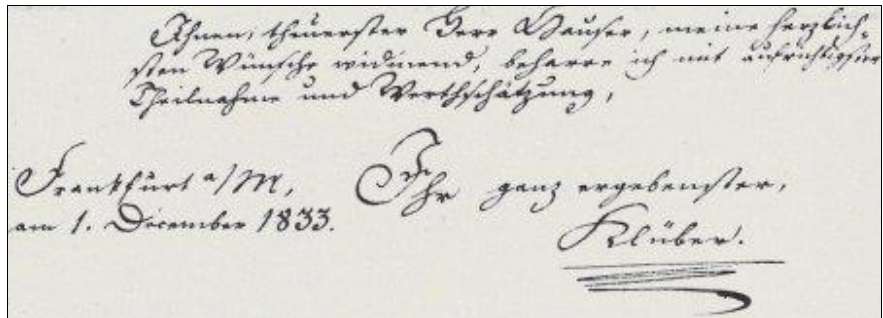


Abb. 153: Schluss-Satz des Klüber-Briefes vom 1. Dezember 1833: „Ihnen, teuerster Herr Hauser, meine herzlichsten Wünsche widmend, beharre ich mit aufrichtiger Teilnahme und Wertschätzung, Ihr ganz ergebener Klüber.“

598 Mayer-Tradowsky, S. 618 und 521.

599 Mayer-Tradowsky, S. 620f.

Speziell Stanhope belastet aber noch ein weiterer Umstand, und hier kommt nun der Ort Haag in Oberbayern nochmals ins Spiel:

Bei Wintereinbruch hatte sich Stanhope von Laibach und Klagenfurt aus nach Wien begeben, wo er laut Fremdenliste der Wiener Zeitung am 8. November eintraf und sich als „aus Venedig kommend“ ins Gästebuch einschrieb, was nur bedingt stimmte. In Wien blieb Stanhope ganze 40 Tage, ohne dass wie zuvor in Laibach ersichtlich geworden wäre, was ihn dort hielt. Währenddessen wartete Kaspar Hauser ungeduldig auf sein Eintreffen in Ansbach.

Am Abend des 16. Dezember – drei Tage, nachdem Kaspar Hauser die tödliche Wunde empfangen hatte und zum Zeitpunkt seines Todeskampfes – schrieb Stanhope seinen letzten, scheinbar liebevollen Brief an Kaspar Hauser, in dem er sein baldiges Kommen in Ansbach ankündigte. Den Nachtrag hierzu, in dem sein Bankier von Eichthal erwähnt wird, haben wir bereits weiter oben vorgestellt.

Zur Post gegeben wurde dieser Brief allerdings erst in München und erst acht Tage nach Kaspars Tod, am 25. Dezember 1833. Dies war lange, nachdem sich dort nach erster öffentlicher Bekanntmachung die Kunde vom gewaltsamen Ende des Findlings wie ein Lauffeuer verbreitet hatte (seit dem 20. Dezember). Dass Stanhope spätestens am Weihnachtsabend Bescheid wusste, wissen wir von seiner Tochter, der Duchess of Cleveland – aus ihrer Vater-Apologie „The true story about Kaspar Hauser“ (1893):



Abb. 154: Einen solchen „Einspänner“ dürfte Lord Stanhope gefahren sein. Auf dem Bock sein deutscher Kutscher und Leibdiener Anton Heinrich.

„My father, who was then travelling, received the news on Christmas Eve, at a post-station on the road between Vienna and Munich.“<sup>600</sup>

Wenn Stanhope den Brief erst am 1. Weihnachtstag bei der Post aufgab, obwohl das Schreiben gänzlich sinnlos geworden war und der Feiertag den Posttransport zusätzlich verzögerte, dann war dies ein höchst merkwürdiges, um nicht zu sagen verdächtiges und zynisches Vorgehen des Lords. Dabei hätte Stanhope nach seiner dokumentierten Abreise aus

Wien am 18. Dezember an sich schon am 21. Dezember in München eintreffen können, hätte er den planmäßigen Eilwagen genommen! Doch Stanhope reiste mit eigenem Gespann und Klepper – im Schneckentempo.

Der Stanhope-Apologet Ivo Striedinger meinte, der Lord habe eben in Wien den Brief der Eilpost nach München mitgegeben, im Übrigen hätte man als Datum des Poststempels auch den 22. Dezember 1833 lesen können.<sup>601</sup> Man könnte dieser Ansicht diametral entgegensetzen, Stanhope habe den Brief überhaupt erst in München verfasst und einfach rückdatiert, um sich mit diesem Trick in Ansbach ins rechte Licht zu setzen. Richtig weiter kommt man mit solchen Spekulationen nicht; insofern bleiben wir bei der ersten Version als der wahrscheinlichsten.

Bei dieser Gelegenheit verweisen wir auf von diesem Brief unabhängige Phänomene, welche die von Striedinger unterstellte Humanität und Pietät Stanhopes sehr in Frage stellen: Hätte Stanhope wirklich Herzensbildung und auch nur den geringsten Funken Anstand und Achtung gehabt, so hätte er seinem Schützling durch Teilnahme an seiner Beerdigung die letzte Ehre erwiesen und posthum nach der Maxime „de mortuis nil nisi ben – über Tote nur in einem guten Ton“ über denselben wenigstens geschwiegen, wenn ihm schon kein guter Ton über die Lippen ging. Das Gegenteil war leider der Fall, wie die Geschichte lehrt. Das sind die Dinge, die u. E. einen Lord Stanhope am meisten belasten!

600 Catherine Lucy Wilhelmina Stanhope, the duchess of Cleveland: The true satory of Kaspar Hauser, London, New York, 1893, S. 58.

601 Striedinger, S. 425f.

Doch nun zurück zu den Sachverhalten:

Laut Tochter hatte Lord Stanhope in einer Poststation an der Straße zwischen Wien und München die Nachricht vom Tod Kaspar Hausers erhalten. Lag in dieser Poststation der Verzögerungsgrund seiner von ihm zuvor als „*unverzüglich durchgeführt*“ bezeichneten Reise, zu der er dann aber mehr als doppelt so lange brauchte wie normal? Wo könnte Stanhope die für ihn wichtige Nachricht abgewartet und entgegen genommen haben?

Übersetzt wurde der oben stehende Satz später fälschlich mit „*eine Poststation vor München*“, außerdem hatte Hickel von Garching gesprochen,<sup>602</sup> also setzte man diese Station mit Garching gleich. Doch warum hätte Stanhope gerade dort, in Sichtweite von München, seine Reise nochmals unterbrechen sollen?

Der Hauser-Forscher Johannes Mayer meinte, Stanhope habe nicht den kürzesten Weg nach München genommen, sondern sei in Bayern einen deutlichen Umweg über das Tal der Rott, via Karpfham, Pfarrkirchen und Landshut gegangen. Trotz Aufforderung durch Rudolf Biedermann – Biedermann hielt diese längere Route für ein von Metternich gezielt gestreutes Gerücht – gab Mayer hierzu keine Quelle an.<sup>603</sup>

Wir wollen uns nicht dezidiert dazu äußern, ob Mayer mit seiner Annahme Unrecht hatte oder nicht, aber „*the road between Vienna and Munich*“ führte in der Tat als Post-Eilweg nicht über das Rott- und Isartal, sondern als Parallele über Braunau und die Flanken des Inntals, und gerade im Winter bot dieser Weg die weitaus bessere Infrastruktur, was Wegbeschaffenheit, Reparatur- und Übernachtungsmöglichkeiten anbetrifft.

**Damit ist letztlich ein Zwischenaufenthalt Stanhopes in der letzten Mittagsstation vor München nicht minder wahrscheinlich als ein solcher in Landshut! Und diese Poststation lag im Markt Haag in Oberbayern!**

Ein Kurzaufenthalt in Haag hätte sich auch insofern gelohnt, als es dort nicht nur ein Rentamtschloss, sondern auch eine renommierte Gastronomie gab, die bei den Durchreisenden des Hochadels und der Politik als Raststation hochbeliebt war (siehe Bild). So hatte der Ort schon lange vor Stanhope viele illustre Gäste gesehen, z. B. die Generäle Wrangel und Turenne, Josepha Antonia von Bayern als Braut des österreichischen Kaisers Joseph II., ihren Bruder, Kurfürst Max Joseph III., den kaiserlichen Obergeneral Baron von Kray, Zar Alexander von Russland und Kaiser Franz von Österreich, Charlotta von Bayern als Braut Kaisers Franz' von Österreich, König Max Joseph I. von Bayern u. v. a. m.



Abb. 155: Links der heute verwaiste Gasthof Zeller an der Kreuzung der Fernstraßen, einst Anlaufstelle der Eilpost und Pferdewechselstation. Verwittertes Schild an der Rückseite: „Gast- und Weinwirtschaft Kaspar Zeller“. Rechts das wichtige Brauhaus der Kurfürstin Maria-Leopoldine, heute Bauruine. Ebenfalls erhalten aus ihrer Zeit sind ein Lager- und ein Verwaltungsgebäude.

602 Meyer, Mitteilungen, S. 572.

603 Mayer, Stanhope, S. 476. Mayer-Tradowsky, S. 668. Biedermann, S. 87.

Es besteht der dringende Verdacht, dass Haag und damit die Seite Maria-Leopoldines für Stanhope kurz vor dem Tod Kaspar Hausers nochmals ins Spiel kam. Hatte Stanhope seine Kontakte zu seinen vorherigen Auftraggebern nochmals aufleben lassen oder versucht er es gerade jetzt? Wartete er hier auf die Vollzugsmeldung der Ermordung Kaspar Hausers oder eine zugehörige Order oder Nachricht?

Auch der von Mayer referierte Ort Landshut, so er als Zwischenstation Stanhopes doch stimmen sollte, ist in diesem Zusammenhang nicht ganz „ohne“. Zur Erinnerung: Hier residierte der Freimaurer und Schlossbesitzer von Wanghausen, Johann Nepomuk von Prielmayer, hier lief über das Haus des Professors Mannert die Spur bis hin zum Pfarrer Würth nach Leipheim, hier gab es u. U. eine Kontaktstelle zum Mann, der Kaspar Hauser gefangen gehalten hatte, wie eine Caroline von Albersdorf später vermutete.

**Wie dem auch sei: Wir haben Grund zur Vermutung, dass Lord Stanhope sein Treffen mit Kaspar Hauser in diesem Jahr 1833 solange hinausgezögerte, bis er aus erster Hand vom erfolgreichen Mord an Kaspar erfuhr. Und dies geschah am wahrscheinlichsten bei einem Zwischenaufenthalt in Haag oder alternativ in Landshut, und jedes Mal war die Kurfürstin Maria-Leopoldine von Österreich nahe!**

Fünf Jahre später, bei einer nochmaligen Reise im Jahr 1838/1839, die ihn über Italien, Innsbruck und München führte, versuchte Stanhope, wie bereits oben geschildert, die bayerische Regierung und König Ludwig dazu zu bewegen, durch Aktenfreigabe den Gerüchten um ihn selbst und um Maria-Leopoldine von Österreich ein Ende zu setzen. Stanhope stieß jedoch am bayerischen Hof auf taube Ohren; selbst die Königinmutter Caroline ließ ihn abblitzen. Damals soll sich die Episode zugetragen haben, von der uns Caroline von Albersdorf berichtete: Von ihr selbst zum Gespräch gebeten, entzog sich Stanhope quasi durch Flucht seiner Verantwortung!

Dem Stanhope-Biograph Mayer zufolge habe Stanhope anlässlich dieser Reise „*Gegenden in Österreich, die damals als deutsch galten*“, aufgesucht.<sup>604</sup> Wir haben schon eingangs über diese Reise berichtet. Es steht zu vermuten, dass es sich dabei um den ehemaligen Salzach-Kreis, um die Gegenden um Burghausen und Wanghausen und das Hausruck-Viertel bei Vöcklabruck handelte, und dass Stanhope bemüht war, dort letzte Spuren zu verwischen. Leider erfahren wir von Mayer nicht die Namen der Orte, die Stanhope aufsuchte, und erst recht nicht die Absichten, die er mit seiner Reise dorthin verband.

**In all den genannten Indizien und Begebenheiten scheint die Möglichkeit einer Komplizenschaft zwischen Lord Stanhope und der Kurfürstin-Witwe auf, die sich im Jahr nochmals 1833 reaktivierte und vielleicht sogar über Kaspars Tod hinaus andauerte. Dies gilt selbst für den Fall, dass sich beide gar nicht persönlich kannten und nur mittelbare Kontakte, z. B. über die Agenten des Bankhauses von Eichthal, pflegten. Eine Betrüger-Theorie kam ja nach Hausers Tod auch einer Maria-Leopoldine zu gute. Vielleicht versuchte Stanhope dies der Kurfürstin-Witwe bzw. ihren Mittelsmännern zu verkaufen! Dass diese Beziehung bei Stanhope inzwischen von Bethmann-Interessen überlagert wurde, tut dieser Sicht der Dinge keinen Abbruch.**

Damit wollen wir jedoch nicht behaupten, dass Stanhope der eigentliche Initiator des Mordes an Kaspar Hauser gewesen sei, zu komplex und unübersichtlich gestaltet sich die Situation. Am Ende wirkt auch ein Stanhope nur wie ein Befehlsempfänger, und die Drahtzieher im Hintergrund können wir zwar grob verorten, aber letztlich *ad personam* nicht genau definieren. Die Informationsstrategie der Großbanken via Chiffre-Meldungen und Brieftauben-Systeme kannte im Gegensatz zur Politik so gut wie keine verräterischen Lecks!

Schließen wir mit einer Angelegenheit, die nunmehr nur noch Lord Stanhope allein, die direkten Todesumstände Kaspar Hausers und das Ausmaß seiner üblen Nachrede gegen seinem toten „Pflegetsohn“ betrifft. Es geht konkret um die Unverfrorenheit, mit welcher der englische Lord versuchte, Kaspar Hauser nach seinem Tod nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern sogar am Königshof in München als Selbstmörder anzuschwärzen und durch den Schmutz zu ziehen.

---

604 Mayer, Stanhope, S. 554.

An das Grab seines vormaligen Schützlings hatte sich der Lord nicht bequemt. Stattdessen griff er von München aus sofort die Selbstmord-These auf und verlangte vom Spezialkurator Joseph Hickel die unverzügliche Zusendung zweier lithographierter Faksimiles des Spiegelschrift-Zettels.<sup>605</sup> Dies geschah offensichtlich in der Absicht, der Königin Mutter Caroline einzureden, Kaspar Hauser haben diesen Zettel selbst geschrieben. Ob dabei auch der Hintergedanke bestand, dieser das „M.L.Ö.“ unter die Augen zu reiben?

In seiner dritten Münchner Vernehmung zum Mordfall Kaspar Hauser spielte Stanhope erstmals konkret auf seinen Verdacht der Vorspiegelung falscher Tatsachen durch den Spiegelbrief-Zettel an.<sup>606</sup> Dass indes die Urheberschaft Kaspar Hausers an diesem Zettel nicht anderes als eine plumpe Unterstellung ist, darauf haben bereits frühe graphologische Gutachten ausreichend hingewiesen.<sup>607</sup> Welche Ähnlichkeit aber vergleichsweise Stanhopes eigene Handschrift mit den Schriftzügen des Zettels hat – im Gegensatz zu Kaspar Hauser, wollen wir den Lesern dieses Artikels mit einem eigenen Schriftvergleich vor Augen führen. Das erste Bild zeigt oben die Schrift Kaspar Hausers, in der Mitte diejenige des Spiegelschriftzettels (mit Rückspiegelung und Achsenkorrektur zur besseren Vergleichbarkeit), unten das Schriftbild Stanhopes:

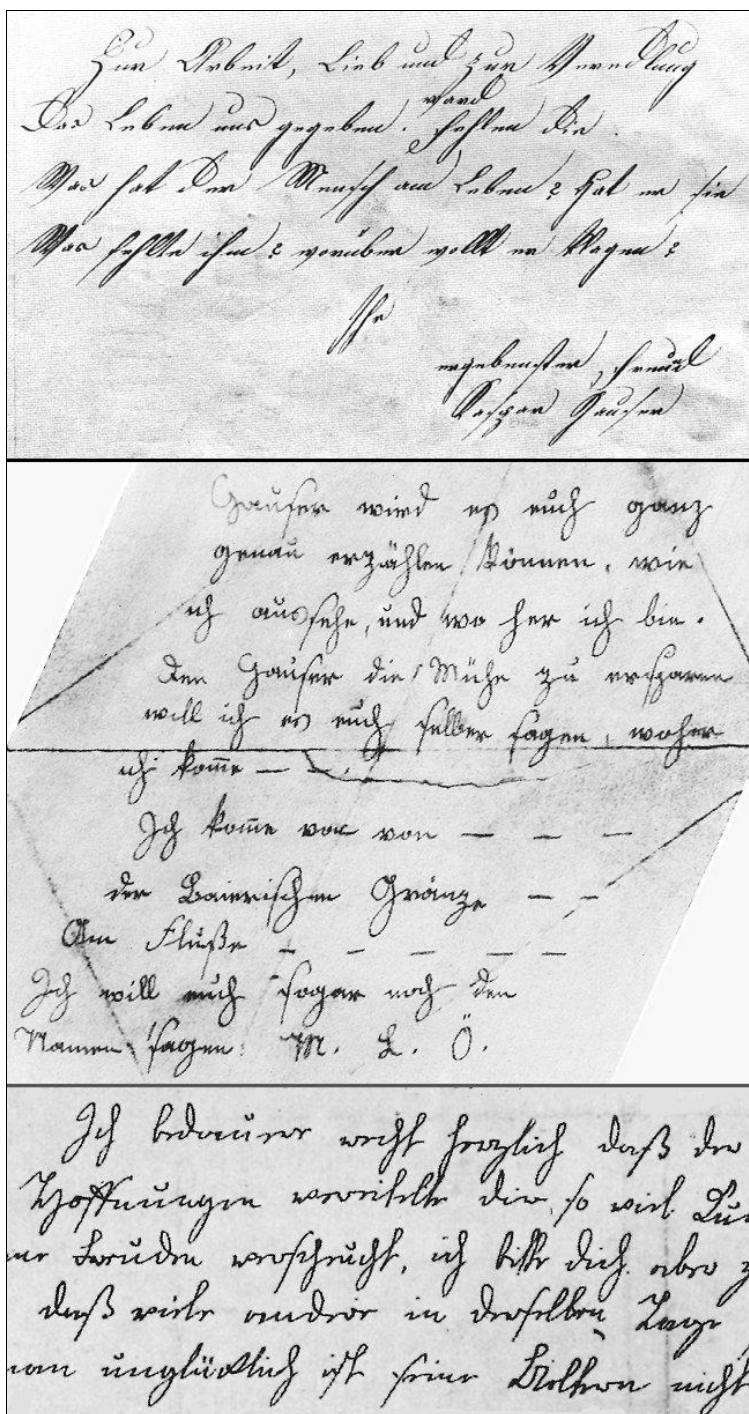


Abb. 156: Schriftvergleich: Oben Briefpassage von Kaspar Hauser, mittig der abgepasste Spiegelschriftzettel, unten Briefpassage von Lord Stanhope.

Das zweite Bild zeigt eine gleich gestaltete Abbildung des Spiegelschriftzettels, nunmehr ergänzt durch Buchstaben-, Silben- und Wortbeispiele aus den Briefen und Schreiben Stanhopes (in hellgrauer Farbe) und Kaspar Hausers (in Sepia-Tönung):

605 Pies, Tod, S. 123.

606 Pies, Tod, S. 139.

607 Luise Bartning (Herausgeber): In Memoriam Adolf Bartning, Altes und Neues zur Kaspar-Hauser-Frage aus dem literarischen Nachlass des Verstorbenen, Ansbach 1930, S. 89f. und 143ff.





posthum unterstellte.

**Selbst wenn Kaspar seine Schrift hätte verstellen wollen: Er kommt als Verfasser des Spiegelschrift-Zettels definitiv nicht in Frage!**

Stanhope musste es am besten wissen, hatte er doch Kaspar zuvor geschrieben:

*„Es freut mich recht herzlich zu sehen, dass du so große Fortschritte in der Rechenkunst machst und eine außerordentlich schöne Handschrift hast ...“* (Originalsatz oben im Bild)

Es steht nicht in unserer Absicht, im Gegenzug die Urheberschaft des Zettels Lord Stanhope unterzuschieben, wenngleich sie aufgrund vieler Parallelen in keiner Weise ausgeschlossen ist und nahe liegt. Darüber mögen Graphologen das letzte Wort haben. Vorauf es uns ankommt, ist Folgendes:

**Stanhopes Schrift ist der des Spiegelschriftzettels hundertmal ähnlicher als diejenige Kaspar Hau-sers, und dennoch besaß dieser „fürsorgliche Pflegevater“ die Unverfrorenheit, einer König Caroline Lügen aufzutischen und aufgrund der Schriftzüge seinen toten Schützling als Urheber des Zettels hinzu-stellen!**

Offensichtlich ist Stanhope diese Aktion nicht geglückt. Es kamen zwar mehrere Audienzen bei der Kö-nigin-Mutter zustande, aber im Verlauf der gemeinsamen Gespräche *„verwandelten sich die anfänglichen Sympathien ... bald in das Gegenteil.“*<sup>608</sup>

Welch ein Glück, möchte man hinzufügen!

---

608 Tagebuch der Königin, in Pies, Fälschungen, S. 82.

## Die Familien von Arco und von Berchem in der Mordsache Kaspar Hauser

Interessanterweise tauchen Freunde und Familie der Kurfürstin Maria-Leopoldine, die Familien von Berchem und von Arco, ganz konkret in Zusammenhang bei den Ermittlungen zum Mordfall Kaspar Hauser auf!

Es war Dr. Fritz Klee, der erstmalig folgende Geschichte veröffentlichte:

Im Jahr 1853, exakt im Jahr der Verjährung des Mordes an Kaspar Hauser, gab der wegen Majestätsbeleidigung in der Justizvollzugsanstalt Ebrach einsitzende, ehemalige Chevauleger und Gastwirt des „Drechselsgarten“ in Ansbach, **Ferdinand Dorfinger** (\*1803 in Regensburg, Gastronom in Ansbach 1828-1832), die Selbstanzeige ab, am Mordkomplott gegen Kaspar Hauser indirekt beteiligt gewesen zu sein. Er kenne die Mordbeteiligten und habe ihnen persönlich den Hofgarten als Tatort vorgeschlagen, als ihm ein Lohn von 100 bis 200 Louisdor in Aussicht gestellt wurde.

Die Selbstanzeige Dorfingers wurde nach kurzem polizeilichen Verhör als unglaubwürdig eingestuft und nicht weiterverfolgt – ein Phänomen, wie es der kundige Leser von einer Caroline von Albersdorf und einem Johann Samuel Müller her bereits bestens kennt. Wenn später ein Archividirektor namens Ivo Striedinger die Sache um Dorfinger ins Lächerliche zog – „*risum teneatis amici – verkneift Euch das Lachen, Freunde!*“ -, weil ihn die bekanntermaßen überbordende Fantasie Fritz Klees ein Dorn im Auge war, dann nimmt es kein Wunder, wenn die ganze Angelegenheit über lange Zeit aus dem Blickwinkel der Hauser-Forschung geriet.<sup>609</sup>

Klee war, wie wir am Beispiel der Pilsach-Theorie deutlich machen konnten, ein äußerst einfallsreicher Interpretator, der sich nicht selten die Wahrheiten so hinbog, wie er sie brauchte. Deswegen war er aber noch lange kein schlechter Rechercheur. Den Informationsschatz dieses unermüdlichen Suchers in Sachen Kaspar Hauser generell zu verwerfen, halten wir deshalb für kontraproduktiv. Was das Mordkomplott an Hauser anbelangt, so war sicher mehr daran, als Striedinger zu erkennen bereit war, und speziell die Aussagen des Ferdinand Dorfinger sind viel zu gut dokumentiert, um sie von vornherein in Bausch und Bogen zu verdammen. Insofern stimmen wir Kurt Kramer und Hans Scholz zu, welche Striedinger zum Trotz die Klee'sche Geschichte wieder aufgenommen haben.<sup>610</sup>

Speziell handelt es sich um folgende Informationen:

- Dorfingers Vater (+ 1829) war Leibkutscher der Königin Caroline gewesen, der Witwe des bayerischen Königs Maximilian I. Joseph. Dorfinger selbst war bis zu einer Verletzung zwischen 1825 und 1826 Chevauleger im 2. Chevauxlegers-Regiment in Ansbach gewesen.
- Dorfinger nannte zunächst als Mittäter einen gewissen „Baptist“ aus München, einen Mann, der exakt so aussah wie der unbekannt Fremde, der Kaspar Hauser kurz vor seinem Tod im Foyer des Ansbacher Appellationsgerichtes die Einladung in den Hofgarten übermittelt haben soll. Er soll ca. 30 bis 40 Jahre alt gewesen sein, den Vornamen Friedrich getragen und einen altbayerischen Dialekt gesprochen haben. Baptist war dabei sicherlich ein Deckname, denn Dorfinger meldete, dass im 1852 ein Taxi'scher Angestellter in Regensburg davon berichtet hätte, dass Baptist nun unter ganz anderem Namen in Niederbayern als Ökonom lebe.

Das Wichtigste an der Geschichte Dorfingers ist aber Folgendes:

**Friedrich Baptist war vor dem Attentat auf Kaspar Hauser bei Graf von Arco in München angestellt!**

Es handelte sich demnach um eine heiße Spur, die damals nicht weiterverfolgt wurde!

---

609 Striedinger, S. 447f.

610 Klee, Kap. 12. Kurt Kramer: Kaspar Hauser - Kein Rätsel unserer Zeit, Ansbach 1978, Kap. 8, online-Ausgabe unter <http://www.kaspar-hauser-infos.de>. Hans Scholz: Kaspar Hauser, Protokoll einer modernen Sage, Hamburg 1964, TB-Ausgabe 1985, S. 425ff.

Dass Fritz Klee den Mann mit dem Decknamen Baptist sogleich mit einem gewissen Friedrich Horn (1799-1861) aus Bechhofen bei Ansbach gleichsetzte, war unnötig und entsprach seiner Neigung zu verschlungenen Deutungspfaden, deren Wahrscheinlichkeit von Glied zu Glied schon aus formalen Gründen abnehmen muss. Hier bezog sich Klee auf eine Geschichte, die um nicht weniger als sechs Ecken zurückreicht: Über Klee zu einem Studienrat Ries in Triesdorf, von diesem zu einem gewissen Herrn Blank aus Sommersdorf, dann zu dessen Vater, von diesem zu dessen Großmutter, der eine Magd Verdächtiges berichtet hatte. Der Vater des Herrn Blank erstattete 1880 gerichtliche Anzeige in Ansbach. Es war einmal mehr der Gerichtsassessor Dr. Julius Meyer, eben der Sohn des bekannten Oberlehrers Meyer, welcher der neuen Spur damals nicht nachging und sie stattdessen im Hauser'schen Aktenberg vergrub.<sup>611</sup>

Auch wenn die Blank'sche Geschichte wenig belastbar erscheint, zumal Baptist später in Niederbayern, Horn aber in Franken verortet wurde, so wollen wir sie doch der Vollständigkeit halber kurz abhandeln: Der Freund der Magd sei eben jener Baptist gewesen und habe seiner Geliebten von der Affäre Hauser berichtet. Deshalb setzte Klee Friedrich Baptist und Friedrich Horn kurzerhand gleich. Letzterer stand nach einem Intermezzo in Baden lange Jahre seines Lebens, bis 1850, in Diensten des bayerischen Diplomaten Graf Karl von Spaur, allerdings nicht zwischen dem April 1832 und dem Januar 1834. Speziell zur Mordzeit Kaspar Hausers soll er als Beschäftigungsloser in Ansbach gewelt haben. Damit hätten wir noch eine Spur, die nach München führt: Die Familien Arco und Spaur, beide Südtiroler Ursprungs, waren dort unmittelbar benachbart, sicherlich auch gegenseitig bekannt. Zwei Exponenten der Familien waren allerdings wegen Glaubensfragen in publizistischem Streit gestanden.<sup>612</sup>

- Dorfinger nannte zwei weitere Namen, zunächst einen badischen (wohl eher schwäbischen) Förster namens Friedrich, der später mit einem gewissen Johann Jakob Friedrich Müller gleichgesetzt wurde. Dieser Lehrersohn aus Hohenstaufen bei Göppingen war eine Spielernatur und kam früh mit dem Gesetz in Konflikt. Später erklomm er in badischen Hofdiensten die Karriereleiter und brachte es bis zum Kontrolleur der Generalkriegskasse, aus der er allerdings Gelder veruntreute, weswegen er als 41-jähriger in vorzeitige Pension geschickt wurde. Die Tatsache, dass er nicht korrekt bestraft wurde, spricht in der Tat für ein gewisses Doppelleben. Müller wird von den genannten Autoren vor allem wegen seines Republikaner-Aussehens (schwarzer Schnurr- und Backenbart) mit dem Mörder Kaspar Hausers assoziiert.
- Ebenfalls genannt, wenn auch nicht von Dorfinger angezeigt, wurde ein gewisser Sailer (mit -ai-), welcher nur im Vorfeld des Mordes logistisch tätig gewesen sein soll und mit jenem verkrachten und später geheimpolizeilich gesuchten Apotheker Ferdinand Sailer gleichgesetzt wird, der in dem Buch des gleichnamigen Sebastian Seiler (mit -ei-): „Kaspar Hauser, der Thronerbe von Baden, Paris 1840“, breiten Raum einnimmt. Die Hauser-Forscherin Sylvia Kemming hat inzwischen eine detaillierte Lebensbeschreibung dieses Vormärz-Emigranten vorlegt und ist mit Hilfe seines Briefwechsels und vieler anderer Archivalien seiner Beziehung zum badischen Flügeladjutanten Johann Heinrich David von Hennenhofer und der Frage einer Mordbeteiligung nachgegangen. Belastbare Indizien für eine Beteiligung des einen oder anderen am Mordkomplott gegen Kaspar Hauser liegen u. E. nicht vor.<sup>613</sup>

---

611 Klee, Kap. 12.

612 Siehe hierzu die Streitschriften Karls von Arco und des Freiherrn von Spaur aus dem Jahr 1821. Carl von Arco: Schreiben an Fr. von Spaun (so!) über dessen neueste Flugschrift betitelt: Über die Thaumaturgen des neunzehnten Jahrhunderts, München 1821.

613 Vgl. Sylvia Kemming: Der Apothekergehilfe Sailer: Komplize im Mordfall Hauser? Ein Vormärz-Emigrant im Verdacht, Book on demand, Norderstedt 2016. Die Tatsache, dass das Würzburger Stadtkommissariat im Januar 1834 aus Mannheim Einsicht in die Akte Sailer beantragte, kann u. E. nicht als Indiz dafür gewertet werden, dass Sailer in dieser Zeit in Mittelfranken weilte, sondern begründet sich durch die Tatsache, dass der damalige, wohl von München aus dazu bestimmte Würzburger Regierungspräsident August von Rechberg wenig zuvor Ermittlungen auch gegenüber Major Hennenhofer in Bezug auf sein Alibi am Mordtag aufgenommen hatte. Die Informationen hierzu kamen wohl von einem badischen V-Mann namens Wilhelm Becht im Einraffshof bei Bad Brückenau. Am 10. Januar 1834 erstattete dieser Mann gegen Hennenhofer offiziell Anzeige. Der unterfränkische Regierungssitz Würzburg hat als Ermittlungsort sicherlich mit der relativen Nähe zum Einraffshof und zu

**Bedeutsamer als die Geschichten um Sailer und Hennenhofer erscheint uns die Tatsache, dass in Zusammenhang mit der Ermordung Kaspar Hausers nicht nur der Name des Grafen Arco in München auftaucht, sondern auch ein Mitglied der Familie von Berchem!**

- Es handelt sich nicht um ein Mitglied der gräflichen Linie, deren Exponenten zuvor besprochen wurden, sondern der freiherrlichen, welche allerdings nahe verwandt war. Wenn man die von Hermann Pies herausgegebenen amtlichen Akten zum Mord an Kaspar Hauser genauer studiert, stößt man auf die interessante Information, dass aller Wahrscheinlichkeit nach der Mörder Hausers auf dem Postamt in Nürnberg am 17. und 18. Dezember 1833 von zwei Soldaten des 5. Linieninfanterie-Regimentes nach dem inzwischen veröffentlichten Steckbrief erkannt wurde. Dieser gab dort zwei Briefe auf, die am 19. mit der Eilpost von Nürnberg nach Ansbach abgingen.<sup>614</sup> Jakob Friedrich Binder leitete damals als Bürgermeister persönlich die Vernehmung der beiden Zeugen und gab den Ermittlungsbehörden ins Ansbach eindeutige Hinweise zur Nachverfolgung der Briefe. Der Brieflauf zwischen Ansbach und Nürnberg wurde genau rekonstruiert, doch die beiden hochverdächtigen Schreiben verschwanden. Binders Hinweise waren so genau, dass ein zufälliger Verlust unterwegs weitgehend ausscheidet. Mit Recht wies Hans Scholz darauf hin, dass es nur der Postmeister persönlich (den er allerdings falsch identifizierte) gewesen sein konnte, der die Briefe verschwinden ließ!

**Dieser Leiter der Poststelle Ansbach hieß damals – im Gegensatz zu Scholz' Angaben – Freiherr Ludwig von Berchem!**

Auch in dieser heiklen Angelegenheit unterblieben ernsthafte Ermittlungen. Die Vermerke „*Citissime*“ und „*Conclusum*“ (erst Eilsache, dann Aktenschluss), die sich auf dem Beschluss des Untersuchungsgerichtes Ansbach finden, sprechen eine eindeutige Sprache!<sup>615</sup> Das Gericht hatte sich trotz Nachhakens der Nürnberger Seite aus fadenscheinigen Gründen erst gar nicht dazu entschlossen, irgendwelche Ermittlungen zu starten, geschweige denn, den Postmeister von Berchem ins Gebet zu nehmen. War auch hier ein entsprechender Wink von oben erfolgt?

Vielleicht sollte man an dieser Stelle erwähnen, dass Freiherr Ludwig von Berchem am Bayerischen Hof kein Unbekannter war; zusammen mit Graf Kajetan von Berchem hatte er im Jahr 1818 die Kämmerer-Würde erhalten! Vermutlich wohnten nicht nur Ludwig von Berchem, sondern bereits seine Eltern oder andere nahe Anverwandte in Ansbach. Außerdem müssen beide Zweige der Familie von Berchem eng verbunden gewesen sein. Ansonsten hätte der Ansbacher August von Platen für den Herbst 1812 nicht über seinen Pagen-Kollegen Graf Kajetan von Berchem vermerken können:

*„Die Rückreise machte ich mit Graf Berchem, der in Ansbach Verwandte besuchte ...“<sup>616</sup>*

Den Namen und die Funktion des Postmeisters Ludwig von Berchem fanden wir in diversen Publikationsorganen, besonders wichtig erscheint uns jedoch ein Eintrag in der Nürnberger Ausgabe der „Allgemeinen Zeitung von und für Bayern“ vom 14. März 1836:

Am 11. und 12. März 1836, d. h. zu einer Zeit, als die Gerüchte um die Kurfürstin Maria-Leopoldine und die Familie von Arco bereits auf einem ersten Höhepunkt angekommen waren, trafen sich damals als Gäste im sogenannten „Wittelsbacher Hof“ am Josephsplatz in Nürnberg „*Baron von Berchem, Postmeister aus Ansbach*“ (tags darauf richtiggestellt als „*Freiherr von Berchem*“) sowie „*Graf von Arco aus München*“! Der „Wittelsbacher Hof“, das war die Adresse in Nürnberg, unter der nach Kaspar Hausers Tod auch ein Lord Stanhope zu logieren pflegte.<sup>617</sup>

---

Bad Brückenau, die ins einem Zuständigkeitsgebiet lagen zu tun. Es handelte sich also um eine von längerer Hand her vorbereitete, konzertierte Aktion. Mehr hierzu weiter hinten, ab S. 282.

614 Pies, Tod, S. 69ff., 121, 211, 242, 287. Hans Scholz: Kaspar Hauser, Protokoll einer modernen Sage, Hamburg 1964, TB-Ausgabe 1985., S. 470f.

615 Pies, Tod, S. 72.

616 Platen, Tagebücher, S. 56.

617 Pies, Wahrheit, S. 219.

Was die Herren von Arco und von Berchem wohl damals zu verhandeln hatten?

**Wir erinnern uns: Graf Ludwig von Arco hatte bereits in Nürnberg Quartier bezogen, als dort ein erster Mordanschlag auf Kaspar Hauser stattfand, wahrscheinlich sogar mit seiner Gattin Maria-Leopoldine!**

Beenden wir diesen Abschnitt mit dem Hinweis, dass der Gendarmerie-Oberleutnant Joseph Hickel, der für die Hauser-Affäre eigens vom regulären Dienst freigestellt worden war, bei den Vernehmungen zum Mordfall Hauser angab, eigene Ermittlungen gegen einen Sattlergesellen **Guardian Ott** aus Freising angestellt zu haben. Dieser sei noch am Todestag Hausers in seiner Heimat Rohr, in 8 Poststunden Entfernung von Ansbach, angekommen. Als Mörder Kaspar Hausers schied er deshalb nach Meinung Hickels aus, weshalb er die Sache nicht weiterverfolgte.<sup>618</sup>

Uns ist es interessant zu erfahren, dass mit diesem Ott in Ansbach ein Mann unter Mordverdacht stand, der aus einer Ortschaft stammte, welche dem Freiherrn Johann Nepomuk von Prielmayer, dem Schlossherrn von Wanghausen, unterstand: Die Hofmark Rohr! Es hätte sich u. E. durchaus gelohnt, auch diese Fährte weiterzuverfolgen. Ott musste gar nicht die Postkutsche genommen haben; er wäre im Stande gewesen, aus Alibi-Gründen mit geliehenen Pferden, die er unterwegs wechselte, in weitaus kürzerer Zeit nachhause zu reiten! Dies war alles nur eine Frage der Organisation. Als Sattlergeselle in Freising war dieser Ott vermutlich auch für das Geschirr der Freisinger Brauereirösser zuständig, die der Kurfürstin Maria-Leopoldine gehörten!

**Eigenartigerweise werden gerade die Familiennamen von Arco und von Berchem in Zusammenhang mit der Mordsache Kaspar Hauser genannt – und das zu einer Zeit, in der nach einer Nobilitierungswelle die Adelsfamilien und -namen Bayerns bereits in die Hunderte gingen. Ein weiterer Hinweis ergab sich, wie soeben zu vernehmen war, in Richtung der Familie von Prielmayer. Hatte Maria-Leopoldine inzwischen von der Rolle des Johann Nepomuk von Prielmayer in Bezug auf Kaspar Hauser erfahren? Dies ist gut möglich.**

Es fällt schwer, hier noch an irgendwelche Zufälle zu glauben! Und dennoch bleibt eine etwaige Beteiligung dieser Leute am Mordgeschehen unklar.

Was übrigens Backenbart und Schnurrbart anbelangt, einen solchen trug unseres Wissens auch ein Ludwig von Arco! Aber sollte man ihm zutrauen, einen Zettel mit dem Akronym seiner Frau verfasst zu haben? Doch wohl nicht!

---

618 Pies, Tod, S. 122.

## Arnold von Miege und das große Arrangement in Bayern

Eines Tages war der jahrelange Grabenkrieg zwischen den Rothschilds und dem Königreich Bayern mit dem Bankhaus von Eichthal als Financier zu Ende. Man hatte sich arrangiert!

Folgt man den offiziellen Terminen, so wären da vor allem die Jahre 1835 und 1836 zu nennen, die bereits deutlich hinter Kaspar Hausers Tod liegen und zunächst mit seinem Tod kaum in Verbindung gebracht werden können.

Lediglich der Deutsche Zollverein, der die Binnenzölle zwischen dem Königreich Preußen mit der Rheinprovinz, dem Großherzogtum Hessen, Kurhessen und den Königreichen Württemberg und Bayern fallen ließ, wurde noch zu Lebzeiten Kaspar Hausers beschlossen und kurz nach seinem Tod, am 1. Januar 1834, in Kraft gesetzt. Die Fürstentümer Baden und Nassau sowie die freie Stadt Frankfurt folgten im Jahr 1836. Mit dem Zollverein fielen 1800 historische Zollgrenzen. Es entstand ein homogener, weitgehend zollfreier Binnenmarkt, was nun wiederum weitreichende Konsequenzen für die wirtschaftliche Entwicklung in den Mitgliederstaaten hatte und ab sofort Projekte zuließ, die zuvor so gar nicht möglich gewesen wären. Der Zollverein dürfte im höchsten Interesse des Rothschild-Imperiums und auch anderer Geschäfts-/Bankleute gelegen haben.

Mit einer Reihe von Vorschaltgesetzen, die jeweils von König Ludwig I. ratifiziert wurden, ermöglichte die bayerische Regierung jetzt erstmals die systematische Gründung von Aktiengesellschaften zur Verwirklichung von Großprojekten. So entstand z. B. auf Aktienbasis die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, die Ludwigsbahn- und die Ostbahn-AG und nicht zuletzt die Ludwig-Donau-Main-Kanal-Gesellschaft.

In der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank hielt nun plötzlich das Frankfurter Bankhaus Rothschild mit seinen Vasallen-Banken 15 Prozent des Stammkapitals, in der bayerischen Ludwig-Donau-Main-Kanal-Aktiengesellschaft, die sich 1836 konstituierte, sogar 75 Prozent des Stammkapitals – versus Übernahme einer 25-prozentigen Garantiesumme durch die bayerische Krone.

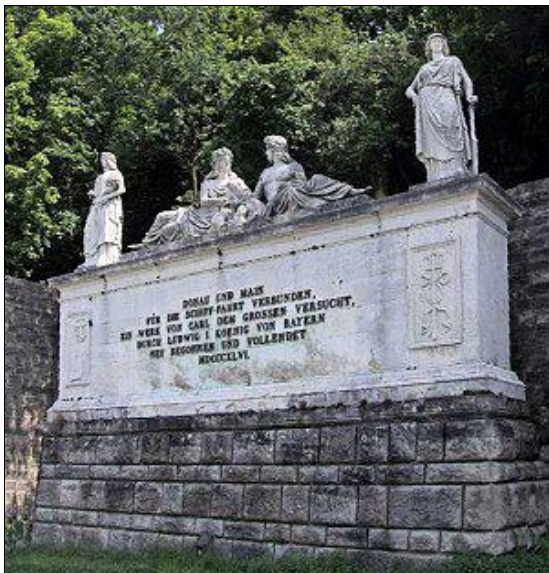


Abbildung 158: Gründungsmonument des Ludwig-Donau-Main-Kanals von Klenze und Schwanthaler, errichtet 1846 bei Erlangen.

Fokussieren wir zunächst auf die Aktiengesellschaft für den Donau-Main-Kanal, der man zu Ehren des bayerischen Königs das Präfix „Ludwig“ voranstellte:

Wenn man sich in der Mitgliederliste der Kanal-Gesellschaft etwas genauer umsieht, findet man neben den Exponenten der beteiligten Staaten und Städte inklusive des Fürsten Metternich auch einige bayerische Unternehmer. Dies ändert aber nichts daran, dass es sich um eine von den Gebrüdern Rothschild handverlesene Gesellschaft mit nur geringem bayerischen Privatkapitalanteil handelte, wobei sie selbst die höchsten Stimmen-Anteile hielten und das Heft in der Hand hielten.<sup>619</sup>

Interessanterweise bestand unter den einbezogenen Frankfurter Banken (z. B. Belli-Gontard, Hertz) auch eine geringe Beteiligung der Gebrüder Bethmann (mit nur 3 von 226 Stimmen), was darauf hindeutet, dass man innerhalb der Bankenszene von Frankfurt auf einen gewissen Konkurrenzschutz und auf eine wenigstens formelle Zusammenarbeit geachtet hatte.

619 Siehe z. B. Geschäftsordnung des Ausschusses der Actien-Gesellschaft für den Ludwig-Donau-Main-Canal 1836. Und: Auszüge aus dem Protocollen der ersten Generalversammlung der Actiengesellschaft für den Ludwig-Donau-Main-Kanal, 1836.

Das Haus Rothschild streckte für den Bau des Kanals die gesamte projektierte Bausumme von 8,530 Millionen Gulden ganz allein vor (verzinst mit 4 % nach Ablauf der Garantiezeit) und besetzte deshalb selbstredend die entscheidenden Posten:

- Erster Präsident der Gesellschaft wurde **Amschel Mayer von Rothschild** aus Frankfurt, erster Direktor derselben sein Bruder **Karl Mayer von Rothschild**. Beiden Herren wurde im November 1835 – auch wegen ihres Engagements für die neue Bayerische Hypotheken- und Wechselbank – von König Ludwig I. zu königlich-bayerischen Hofbankiers ernannt, womit sie nun auch formell mit dem traditionellen Haus von Eichthal gleichzogen.

Wie nicht anders zu erwarten, zeichneten in der Folge weitaus mehr Aktionäre in Frankfurt und im Großherzogtum Baden die Aktien der Gesellschaft als in Bayern (4 Mio. Gulden Baden, 3 Mio. Gulden Frankfurt/Rothschild versus 1 Mio. Gulden Bayern und nur 100 000 Gulden König Ludwig selbst).

- Wenn laut Protokoll der 5. Gesellschaftssitzung nun neben einem Nathan Mayer von Rothschild und einem Dr. Hornthal aus Bamberg (mosaischen Glaubens) ein Staatsrat **Johann Ludwig Klüber** als drittes Ehrenmitglied in den Lenkungsausschuss der Gesellschaft gewählt wurde, dann ist wohl der letzte Zweifel daran beseitigt, dass Klüber in der Tat ein ausgesprochener Rothschild-Mann war, wie zuvor aus diversen anderen Begebenheiten abgeleitet!

Die anderen erwähnten Aktiengesellschaften blieben allerdings Domänen des Hauses von Eichthal:

- Bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank hielt das Augsburger Bankhaus von Eichthal 29 Prozent des Stammkapitals (bei 75 Subskribenten), allerdings räumte man zur beiderseitigen Befriedung dem Haus Rothschild und seinen assoziierten Banken den oben erwähnten 15-prozentigen Anteil ein. Simon von Eichthal übernahm den Vorsitz der alsbald prosperierenden Bank.

- Die Ludwigsbahn, d. h. die erste Bahnstrecke Deutschlands zwischen Fürth und Nürnberg mit dem legendären „Adler“ als Zugmaschine, war in erster Linie ein Projekt fränkischer Unternehmer und Kaufleute, allen voran **Georg Zacharias Plattner**, jener Freimaurer, welcher in Nürnberg anlässlich einer Veröffentlichung Moritz Saphirs im Auftrag der Rothschilds das Baden-Gerücht zu Kaspar Hauser geschürt hatte (siehe oben).



Abbildung 159: Die moderne Nachbildung des „Adler“ auf der historischen Fahrstrecke zwischen Fürth und Nürnberg.

Auch der Hauser-Tutor **Jakob Friedrich Binder** war hier mit von der Partie, in seiner Funktion als erster Bürgermeister von Nürnberg, des Weiteren das Nürnberger Bankhaus **Loedel und Merkel**, welches Stanhope auszahlte, dann Graf **Maximilian von Arco-Valley**, der reiche Neffe der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine, der das Tattenbach-Erbe übernommen hatte, und nicht zuletzt auch die Augsburger Seitenlinie des Bankhauses von Eichthal unter **Arnold von Eichthal**, dem Bruder Simons, um nur einige der Protagonisten unserer Hauser-Geschichte zu nennen.

Mit diesem Kurzstrecken-Pilotprojekt nach englischem Vorbild setzten sich die bayerischen Unternehmer und Bankhäuser in gewissen Kontrast zur Donau-Main-Kanal-AG, wobei schon vor Baubeginn darüber gestritten wurde, welchem Projekt wohl die glücklichere Zukunft beschieden sein würde. Wie wir heute wissen, sollten die Eisenbahn-Verfechter recht behalten – der Kanal war schon nach wenigen Jahrzehnten wieder am Ende, die Eisenbahn wurde erst zu Ende des 20. Jahrhunderts als Massen-Transportmittel übertrumpft.

Allerdings dominierten beim Bau des Ludwig-Kanals auch politische Ziele: Das Bankhaus Rothschild brauchte den Kanal als Einfallspforte nach Bayern (mit guter Rendite!), und König Ludwig I. denselben als Renommee-Projekt, mit dem er sozusagen als der Vollender eines Werkes in die Geschichte einging, welches 1000 Jahre zuvor kein Geringerer als Karl der Große begonnen hatte, in Form der „*fossa carolina*“.

Die bayerischen Unternehmer schritten nach erfolgreichem Betrieb des „Adlers“ alsbald zu größeren Projekten, z. B. zu Etablierung der Ostbahnen und zum Bau der Bahnstrecke zwischen München und Augsburg, auch dieses mit umfangreichen Mitteln des Bankhauses von Eichthal und gutem wirtschaftlichen Erfolg.

**Beide Seiten, sowohl von Rothschild als auch von Eichthal, hatten also von der plötzlichen Öffnung des Marktes in Bayern profitiert.**

Soweit in aller Kürze zur Wirtschaftsgeschichte Bayerns nach dem Tode Kaspar Hausers, wobei diese nur so weit geschildert wurde, als sie mit dem Auftauchen bereits bekannter Personen für das Verständnis des Falles Kaspar Hauser wichtig ist.

Es stellen sich entscheidende Fragen:

**Wie war dieser gigantische Deal, dieser plötzliche Frieden zwischen den zuvor verfeindeten Blöcken möglich geworden, der nun auch erwarten ließ, dass alle früheren Feindseligkeiten und publizistischen Grabenkämpfe um Kaspar Hauser eingestellt wurden? Und wer hatte von bayerischer Seite aus das Ganze eingefädelt?**

Was die Querverbindungen zum Fall Kaspar Hauser anbelangt, so wurden wir gleich doppelt fündig:

Zum einen fällt auf, dass die Bedingungen, zu denen die Rothschilds so scheinbar mir nichts dir nichts das Kanalprojekt stemmten, bereits exakt im Vorschaltgesetz vom 1. Juli 1834 fixiert waren, was wiederum den Schluss nach sich zieht, dass schon zuvor bilaterale Geheimverhandlungen stattgefunden haben müssen.

Bei der vorherigen Lesung des Gesetzes in der Abgeordnetenkommission hatte sich ausgerechnet **Joseph von Utzschneider** als Vorsitzender des 2. Ausschusses für ein paar kleinere Änderungen stark gemacht. Utzschneider war jener Mann, welchen wir schon zu diversen Gelegenheiten eng verknüpft mit der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine kennengelernt haben.

Zum andern klärt uns ein interessantes Werk von Joseph Held und Heinrich Brüschwien (Rhein-Main-Donau, Geschichte einer Wasserstraße, Regensburg 1929) darüber auf, dass schon im Jahr 1833, also vor dem Tode Kaspar Hausers, die Geheimverhandlungen mit dem Bankhaus Rothschild in Frankfurt begonnen und wahrscheinlich noch im selben Jahr zum erfolgreichen Abschluss gebracht worden waren.

Diese Verhandlungen hatte auf bayerischer Seite der Gesandte beim Deutschen Bundestag in Frankfurt, **Arnold Friedrich Ritter von Mieg**, geführt.

**Der Name des Verhandlungsführers machte uns hellhörig: Arnold von Mieg war uns in Zusammenhang mit Kaspar Hauser schon mehrfach unangenehm aufgefallen!**

Wenn man die von namentlich ungenannten „*Freunden*“ verfasste Lebensbeschreibung des Staatsmannes aus dem Jahr 1842 als Referenz nähme, käme man allerdings zu einem ganz anderen Schluss. Von Mieg wird hier mit panegyrischen Tönen als ein Muster an Frömmigkeit, Pflichterfüllung und politischer Begabung, als ein ausgesprochener Ehren- und Biedermann geschildert.<sup>620</sup>

Von Miegs wiederholte Aktivitäten zu Kaspar Hauser stehen hierzu in krassem Gegensatz und geben eine Rechtfertigung dafür ab, den Politiker unverzüglich auf die **Liste verdächtiger Personen** zu stellen.

---

620 N. N.: Zum Andenken an Arnold von Mieg, München 1842.



Es begann mit der „*Öffentlichen Bekanntmachung zu Kaspar Hauser*“ aus der Feder des Nürnberger Bürgermeisters **Jakob Friedrich Binder**, des ersten Vormunds Kaspar Hausers. Diese Veröffentlichung erfolgte am 7. Juli 1828, nachdem 6 Wochen gänzlicher Untätigkeit seitens der Oberbehörden in Ansbach, vor allem der Regierung des Rezat-Kreises, der Arnold von Miege seit 1826 vorstand, vorübergegangen waren. Bürgermeister Binder muss sich zuvor als Vorsitzender des Nürnberger Polizeisenats und damit oberster Ermittlungsbeamter in Nürnberg an Miege mit der Bitte um weitere Unterstützung gewandt und dabei eine herbe Abfuhr erhalten haben. Als der unerschrockene Mann hierauf ankündigte, den Skandal zur Not öffentlich zu machen, wurde er von Miege mit einer scharfen Verwarnung überzogen, ja sogar konkret bedroht. Dennoch ließ sich der wackere Binder nicht beirren, und es kam zur Publikation der genannten Denkschrift, wobei allerdings nur wenige Exemplare die Nürnberger Bürger erreichten, da Regierungspräsident Arnold von Miege die gesamte Auflage sofort höchstpersönlich beschlagnahmte ließ.

All diese Sachverhalte entnehmen wir einem Schreiben Arnolds von Miege an den Gerichtspräsidenten von Feuerbach, der sich leider ebenso wie nachfolgend der Außenminister Joseph von Armansperg nicht mit Ruhm bekleckerte, sondern voreingenommen ins Horn der Regierungspräsidenten blies und sich an der Schelte Binders beteiligte. Dabei unterstellten die drei hohen Herren Kaspar Hauser, ohne den Findling überhaupt kennengelernt zu haben, die Vortäuschung falscher Tatsachen und Jakob Binder ermittelrischen Dilettantismus. Wer die im Brustton der moralischen Entrüstung und mit hoheitlicher Überheblichkeit vorgetragenen Schreiben bei Hermann Pies nachliest, kann kaum zu einem anderen Schluss kommen, als dass man damit nur tunlichst vom eigenen Versagen ablenkte. Darin lag vermutlich auch der Grund, dass von Armansperg König Ludwig I. darüber schon mit wesentlich zurückhaltenderen Worten berichtete.<sup>621</sup>

Anselm von Feuerbach verstieg sich in einem Brief an seine Freundin Elise von der Recke in eitler Verkenning der Tatsachen in die Behauptung, er habe als erster von Miege über den „*Unfug*“ der Nürnberger „*Philister*“ um Binder informiert:

*„Meine Reise nach Nürnberg gab erst der Sache eine andere Wendung, indem ich den ganzen Unfug, der mit Kaspar getrieben wurde, meinem würdigen Kollegen, dem Regierungspräsidenten Herrn von Miege, anzeigte, diesen auf das Erforderliche aufmerksam machte und denselben veranlasste, sogleich nach Nürnberg zu reisen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen ...“*<sup>622</sup>

Feuerbach sagte mit diesem Satz klar die Unwahrheit: Von Miege war längst vor ihm initiativ geworden und hatte ihm dies auch schriftlich mitgeteilt.<sup>623</sup> Soviel zur charakterlichen Schwäche Feuerbachs, die uns ähnlich bereits in der Affäre um Johann Samuel Müller und vor allem gegen Ende seines Lebens aufgefallen war.

Und noch etwas: In oben abgebildeter Meldung aus der Pressburger Zeitung vom 16. September 1828 stand der schöne Satz: „*Der Gegenstand wird scharf und geheim untersucht und die Protokolle darüber, wie es heißt, von Vorstand selbst aufgenommen*“. Dieser Vorstand, der die Anzeige von Kaspars vormaliger Amme zur Chefsache erklärt hatte, kann nur der Regierungspräsident von Miege gewesen sein, da Feuerbach u. E. als Ermittler ausschied. Doch verlauten ließ von Miege darüber nichts, und die Protokolle, so es sie je gegeben hat, verschwanden.

**Jakob Friedrich Binder** dagegen sollte man, das wollen wir ausdrücklich betonen, ausgesprochen dankbar sein. Indem er damals administrative Hybris und bürokratische Blockade ohne Rücksicht auf Verluste beiseite wischte und damit die Konventionen eines in sich erstarrten Obrigkeitsstaates sprengte, um seinem Findelkind weiterzuhelfen, hat er den Ball der Ermittlungen zu Kaspar Hauser überhaupt erst ins Rollen gebracht. Ohne Binder gäbe es, dies sollte man sich bewusst machen, selbst heute keine Kaspar-Hauser-Forschung. Selbstredend war Binder damals im moralischen Recht; deshalb blieb seine Eigen-

---

621 Pies, Fälschungen, S. S. 85ff., vor allem 85.

622 Mayer-Tradowsky, S. 54.

623 Pies, Wahrheit, S. 87.

mächtigkeit abgesehen von scheinheiligen Rügen auch folgenlos!

Übrigens ist uns Binder, dieser „beherzte“ Lebeamann, der es in seinem Leben zu sage und schreibe 12 außerehelichen Kindern brachte, weswegen er am Ende einer langen Amtszeit zurücktreten musste, ein weiteres Mal positiv aufgefallen, und zwar, als er die heißeste Spur zum Mordfall Hauser anzeigte, jene, welche zum Ansbacher Postmeister Ludwig von Berchem führte. Wie im vorangehenden Kapitel geschildert, wurde er, der er den notwendigen „Riecher“, Schnelligkeit, Sorgfalt und Beharrlichkeit aufgewiesen hatte, auch bei dieser Gelegenheit von den amtlichen Stellen in Ansbach böse ausgebremst.

Und schließlich war es auch Binder, der sich nahezu als einziger öffentlich und in besonders anständiger Weise von seinem vormaligen Mündel, dem toten Kaspar Hauser, verabschiedete. Er tat dies mittels eines Inserates im Nürnberger Korrespondenten:

*„Kaspar Hauser, mein geliebter Kurand, ist nicht mehr. Er starb zu Ansbach, gestern Nacht um 10 Uhr, an den Folgen der am 14. des Monats durch einen Meuchelmörder erlittenen Verwundung. Ihm, dem Opfer gräuelvoller elterlicher Unnatur, sind nun die Rätsel gelöst, an welche die Vorsehung sein trauriges Dasein geknüpft hatte. Im ewigen Frühling jenseits wird der gerechte Gott ihm die gemordeten Freuden der Kindheit, die untergrabene Kraft der Jugend und die Vernichtung für ein Leben, das ihn erst seit 5 Jahren zum Bewusstsein des Menschen erhoben hatte, reich vergelten. Friede seiner Asche! Nürnberg, am 18. Dezember 1833. Binder, 1. Bürgermeister.“<sup>624</sup>*

**Hätte es mehr couragierte Leute wie Binder gegeben, dann wäre der Fall Kaspar Hauser sicherlich anders verlaufen!**

Doch kehren wir zurück zu Arnold von Mieg. Was hatte ihn veranlasst, die Bekanntmachung von Kaspar Hausers Existenz schon von Beginn an niederzuschlagen und seine Herkunft zu vertuschen? Der *ex post* vorgebrachte Vorwand „besserer Ermittlungschancen“ gilt sicherlich nicht, denn es war von seiner Seite aus erst gar nicht ermittelt bzw. eigene Ermittlungen unter den Tisch gekehrt worden!

Was störte ihn an Binders Schrift, sodass er sie sogleich beschlagnahmen ließ? War es die Tatsache, dass Binder schon auf den Raub der „Vorzüge vornehmer Geburt“, auf den „Betrug am Familienstand“ und mit dem Verweis auf eine Impfnarbe am rechten Arm auf eine Abstammung Kaspars aus dem Hochadel hingewiesen hatte?

Störte es, dass Binder die Spur ganz korrekt nach Altbayern und direkt ehemalige Rentamt Burghausen, nach Wanghausen, gelegt hatte? Galt es Kaspars Amme zu verbergen? Galt es zu verheimlichen, dass Kaspar bis zu vier Jahren in relativer Freiheit verbracht hatte, ehe er eingekerkert wurde? Wir haben anfangs genau diese Angaben Binders als äußerst präzise verifizieren können!

**Der Verdacht der absichtsvollen Unterdrückung der Ermittlungen zu Hausers Herkunft besteht schon deshalb zu Recht, weil Arnold von Mieg aufgrund seines Werdegangs geradezu prädestiniert war, in das frühe Schicksal Kaspar Hausers eingeweiht zu sein!**

Beschäftigen wir uns dazu ein wenig mit seiner Biographie:

**Arnold Friedrich von Mieg** (\*21. Januar 1778, +7. Januar 1842) stammte aus einer eher mediokren Adelsfamilie des Rheinlandes, mit elsässischen Wurzeln. Noch unter der Herrschaft Pfalz-Zweibrücken war er 1799 als Legations-Sekretär in den diplomatischen Dienst Bayerns eingetreten. Diese Aufgabe führte ihn ab 1800 mehrfach nach Wien, wobei er 1805 direkt in die Wirren des 3. Koalitionskriegs verwickelt wurde. Als geheimer Kurier mit perfekten Französisch-Kenntnissen reiste er mehrfach durch die Linien ins französische Hauptquartier.

---

624 Pies, Dokumentation, S. 160.



Abb. 160: Arnold von Mieg.

Im Jahr 1806 heiratete von Mieg und wechselte in den Gubernialrat des Innkreises nach Innsbruck. Zwei Jahre später wurde er dort zum Kanzlei-Direktor unter Graf Max von Lodron ernannt.

An dieser Stelle erhält die anscheinend makellose Vita des Spitzenbeamten eine erste Schramme:

Wegen seines kompromisslosen Vorgehens gegen den Klerus und dessen Besitz zog sich der Hardliner von Mieg den Hass der frommen Tiroler Bevölkerung zu. Mieg soll speziell die Versteigerung von Messgeräten und Klosterbibliotheken organisiert und so zur Vernichtung von wertvollem alpenländischem Kulturgut beigetragen haben! Nachdem die Tiroler Aufständischen den bayerischen Besatzern eine empfindliche Niederlage beigebracht und Innsbruck zurückerobert hatten, wurde von Mieg am 21. April 1809 mit Frau und Töchterchen nach Klagenfurt und anschließend für 5 Monate nach Fünfkirchen in Ungarn deportiert. Erst 1809 konnte er nach München zurückkehren.

In der Folge wurde Arnold von Mieg mit „besonderen Missionen und Aufträgen“ betraut, die ihn am 26. September auch nach Ried und ins Hausruckviertel führten, ehe er in Folge der napoleonischen Okkupation Österreichs am 20. Oktober 1810 als Kreis-Kanzlei-Direktor in den neuen bayerischen Salzach-Kreis nach Salzburg berufen wurde, wo er bis 1814 im Amt und bis 1816 *in personam* blieb.

*„Am 21. Mai 1813 wird er an die Grenze abgeordnet, um mit den dortigen Beamten Rücksprache zu nehmen und Vorkehrungen mancherlei Art zu treffen. Immer sind die nützlichsten und schwierigsten Geschäfte die Seinigen.“* So berichtet sein namentlich unbekannter Biograph.<sup>625</sup>

Aus den autobiographischen Aufzeichnungen des Karl Mayer wissen wir, dass er vermutlich einer der Kontaktpersonen Arnolds von Mieg in dieser Zeit war.<sup>626</sup> In seinen offiziellen und nicht-offiziellen Missionen, die ihn in nahezu alle Gemeinden des Salzach-Kreises führten, war von Mieg offensichtlich so erfolgreich, dass er am 25. Februar 1813 vom bayerischen König in den Ritterstand aufgenommen wurde. Arnold von Mieg blieb bis zur Rückübergabe an Österreich vor Ort. Der Kanzlei-Direktor hatte also nahezu zur selben Zeit nahezu denselben Karriereweg genommen wie das Hauser'sche Entführer-Quartett Würth, Leydel, Mayer und Lampert, mit der einzigen Ausnahme, dass er selbst eben Regierungsbeamter war. In dieser Funktion hatte er sicher auch Kontakt mit dem Schlossbesitzer von Wanghausen, Johann Nepomuk von Prielmayer in Landshut!

**Wenn man all diese Umstände, vor allem seine Grenztätigkeit im Salzach-Kreis bedenkt, so konnte von Mieg durchaus von der widerrechtlichen Festhaltung Kaspar Hausers in Wanghausen Wind bekommen und den Entführungsfall eventuell sogar der bayerischen Krone verraten haben!**

Oder deckte er den Mantel des Stillschweigens darüber, weil er bereits wusste, dass damit ein Mitglied des Königshauses kompromittiert wurde?

Verschaffte ihm etwa diese Art der Loyalität den bayerischen Ritter-Orden?

Lag darin der Grund, dass von Mieg auch später von Ansbach aus das Schicksal Kaspar Hausers unter den Tisch kehren wollte?

Wir denken, diese Fragen sind mehr als berechtigt, zumal von Mieg in Ansbach den Grafen **Karl Josef**

625 Zum Andenken an Arnold von Mieg, München 1842, S. 23.

626 O-Ton Mayer, a. a. O.: „1816 Die Österreicher machen militärisch Demonstration. Es herrscht ein ganz feindseliger Geist in ganz Bayern gegen Österreich. In eben dieser Beziehung werde ich zu einer Sendung an die königliche Regierung nach Salzburg verwendet.“

von Drechsel als Regierungspräsident abgelöst hatte, einem weiteren potentiellen Mitwisser der Geschehnisse um Kaspar Hauser (siehe weiter vorn).

Nach dem Verlust des Salzach-Kreises durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses wurde von Miegs 1816 zunächst als Direktor der Regierungskammer nach Würzburg beordert, was ihm später die dortige Ehrenbürgerwürde einbrachte. Am 18. Oktober 1823 wurde er vorübergehend ins bayerische Innenministerium versetzt, ehe er am 31. Dezember 1826 schließlich Generalkommissär und Präsident der Regierung des Rezat-Kreises nach Ansbach wurde.

Wenn man von Miegs als hochrangigen Mitwisser des Verbrechens an Kaspar Hauser ins Kalkül zieht, dann fallen einige weitere Aktivitäten auf:

- Es war von Miegs, der in einem Brief vom 5. Oktober 1829 Anselm von Feuerbach dazu drängte, Kaspar Hauser aus Nürnberg zu entfernen. Ansonsten sei ihm keine Rettung, meinte er.<sup>627</sup> Woher wusste er das mit der fehlenden Rettung so genau? Ging es hier nur darum, Hauser den scharfen Augen Binders zu entziehen? Warum sollte Hauser in Ansbach vor einem Anschlag mehr gefeit sein als in Nürnberg?
- Knapp 3 Wochen später, am 24. Oktober 1829, schrieb Arnold von Miegs an König Ludwig I. über den Fall Hauser und spekulierte dabei zwar von einer „*planmäßigen Verfolgung des unglücklichen Jünglings*“, legte aber sogleich die Spur zu einer Einzelperson, zu „*irgend einem Auswürflinge der Menschheit*“.<sup>628</sup> Wollte von Miegs so von einer größeren Interessensgruppe im Hintergrund ablenken?
- Es war Arnold von Miegs, der Unterleutnant Joseph Hickel vom Gendarmerie-Kommando Nürnberg auf Einflüsterung Feuerbachs hin als „Spezialkurator“ Kaspar Hausers eingesetzt wissen wollte. Hickel, der in der Kadettenschule München seine Ausbildung genommen hatte, war Miegs positiv aufgefallen; er hatte sich über die Nürnberger Polizei und den Nürnberger Magistrat beschwert.<sup>629</sup> Hickel war 1795 in Bamberg geboren worden, er starb im Jahr 1862 im Rang eines Gendarmerie-Majors. Als Hauser in Nürnberg 1828 auftauchte, war Hickel beim dortigen Gendarmerie-Kommando tätig. Was prädestinierte Hickel in den Augen Miegs für die Bewachungsaufgabe? War er ein besonders guter Informant?

Es fällt nun auf, dass Hickel seine zweite Ungarn-Reise zunächst über Salzburg führte. Was hatte er dort zu suchen? Lord Stanhope beauftragte am 5. Dezember 1831 sein Bankhaus damit, dem Gendarmerie-Offizier monatlich 60 Gulden für seine polizeilichen Bemühungen um Kaspar Hauser zu überweisen. Was berechtigte Hickel als Staatsdiener dazu, die privaten Interessen Stanhopes gegen Bezahlung zu vertreten? Nach Hausers Tod 1833 trafen sich Joseph Hickel, Lord Stanhope und der Ansbacher Lehrer Johann Georg Meyer sogar in Gunzenhausen bei Ansbach unter konspirativen Umständen.

Der Hauser-Forscherin Sylvia Kemming zufolge soll in einem Münchner Archiv eine 3 cm dicke Akte zu Hickel existieren, die noch der Auswertung harret!

- Laut H.-D. Beyerstedt ließ sich in den „Beständen privater Herkunft“ des Stadtarchivs Nürnberg ein Brief Kaspar Hausers identifizieren, den er dem Adressaten Tucher zuordnete, aber womöglich an Arnold von Miegs gerichtet war. Der Inhalt des Briefes ist uns nicht bekannt.<sup>630</sup>
- Als im Sommer 1831 der Baron von Tucher mit Joseph Hickel und Kaspar Hauser nach Ungarn reiste, war es gerade Arnold von Miegs, der die falschen Pässe für die Reisenden besorgte, was an sich nicht unbedingt Aufgabe eines Regierungspräsidenten war.<sup>631</sup> Miegs muss also selbst in seiner

---

627 Mayer-Tradowsky, S. 363.

628 Pies, Dokumentation, S. 167.

629 Pies, Fälschungen, S. 277.

630 Horst-Dieter Beyerstedt: Kaspar Hauser im Stadtarchiv, in: Norica Heft 8, Nürnberg 2012, S. 33.

631 Mayer-Tradowsky, S. 126.

Ansbacher Zeit einen direkten Draht zur Geheimpolizei gehabt haben!

- Im Dezember 1831 versuchte von Mieg, Lord Stanhope, der soeben erfolgreich die weitere Pflugschaft für Kaspar Hauser an sich gezogen hatte, einer Anerkennungs-Note König Ludwigs zu übermitteln. Da er den Grafen nicht bei sich zuhause antraf, übermittelte er ihm das Ganze brieflich. Das Handschreiben des Königs hatte von Mieg eingefädelt; es enthielt eine Fingerzeig auf die Erbprinz-von-Baden-Theorie.<sup>632</sup>

Im Jahr 1832 wurde Arnold von Mieg als Regierungspräsident von Ansbach durch Joseph von Sticha-ner ersetzt, um selbst noch höheren Aufgaben zugeführt zu werden. Offensichtlich hatte er sich inzwi-schen eine gewisse finanzpolitische Expertise erworben, so dass er am 6. Januar 1832 als leitender Mi-nister das Finanzministerium in München übernahm und im Februar darauf die Verhandlungen um den oben erwähnten Zollverein für Bayern führte und erfolgreich zum Abschluss brachte.<sup>633</sup>

**Dies war der vorläufige Höhepunkt seiner offiziellen Karriere. Und spätestens von diesem Zeitpunkt an hatte von Mieg intime Kenntnisse über das Bankhaus Rothschild in Frankfurt.**

Im April 1833 trat von Mieg plötzlich von seinem Ministerposten in München zurück, angeblich wegen Dissenses mit dem Monarchen, in Wirklichkeit aber, um als „Staatsrat im außerordentlichen Dienste“ an den Bundestag in Frankfurt zu gehen. Damit hatte von Mieg einen noch weitaus bedeutsameren Posten als den des bayerischen Finanzministers übernommen, denn er fungierte ab sofort sozusagen als „gehei-mer Minister für Rothschild-Angelegenheiten“. Im Bundestag selbst fand er als bayerischer Gesandter den Zutritt „in die wichtigsten Commissionen der Bundesversammlung“.

Spätestens seit 1833 pflegte Arnold von Mieg in Frankfurt ständige Kontakte zu den Gebrüdern Rothschild und führte die geheimen Verhandlungen zu jenem Millionen-Geschäft, das mit der Finanzierung des von Freiherr Heinrich von Pechmann entworfenen Donau-Main-Kanals eine Beilegung aller früheren Konflikte ermöglichte. Die hier leer ausgehenden Hofbankiers von Eichthal wurden, wie bereits geschildert, von der bayeri-schen Krone mit kompensatorischen Lizenzen zu anderen at-traktiven Großprojekten und mit dem Vorsitz der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank abgefunden.

Vielleicht sollte man an dieser Stelle ergänzen, dass Arnold von Mieg im Lauf der Zeit wie ein Johann Ludwig Klüber nicht nur Kontakt zu Amschel Mayer Rothschild, sondern auch zu al-len anderen Rothschild-Brüdern gefunden haben dürfte, da deren Mutter Gutle Schnapper noch immer im Stammhaus des Imperiums in der Frankfurter Judengasse wohnte und zu allen Familienfesten und Geburtstagen von ihren Kindern gemein-sam besucht wurde, bis ins Jahr 1849, in dem sie im Alter von 96 Jahren schließlich starb.

In diesen Jahren traf man sich nicht nur zu formellen und in-formellen Gesprächen, z. T. auch in München (z. B. anlässlich der Erkrankung des Finanzministers von Lerchenfeld), man besuchte zusammen auch Diners und Emp-fänge, ja unternahm sogar gemeinsame Reisen, wie einige Zeitungsartikel belegen.<sup>634</sup>



Abbildung 161: Das Stammhaus Rothschild im Frankfurter Ghetto.

632 Mayer, Stanhope, S. 395.

633 Betrachtungen über den Beitritt Badens zu dem deutschen Zollverein, Karlsruhe 1834, Vertrag im Anhang, S. 53.

634 Z. B. in der Frankfurter Oberpostamtszeitung Nr. 182, der Münchner Politischen Zeitung Nr. 38, im Bayerischen Landboten Nr. 163, in der Allgemeinen Zeitung Nr. 161.

**Die Tatsache, dass Arnold von Mieg schon im Jahr 1833 – und nicht erst später! – mit den Gebrüdern Rothschild um große Gemeinschaftsprojekte in Bayern verhandelte, enthält für den Fall Kaspar Hauser eine Information von höchster Brisanz:**

**Die Geheimverhandlungen der bayerischen Krone mit dem Bankhaus Rothschild fanden bereits zu einer Zeit statt, als Kaspar Hauser noch lebte!**

Wir wissen nach wie vor nicht, wer Kaspar Hauser konkret getötet hat. Wir ahnen aber nun, wer für die Organisation und Finanzierung seiner Ermordung am ehesten in Frage kommt!

**Denn die Versöhnung zwischen den vormaligen Kontrahenten konnte nicht zustande kommen, wenn nicht zuvor die Affäre Kaspar Hauser endgültig aus der Welt geschafft war!**

Beide Verhandlungsseiten, sowohl die bayerische Krone also auch das Haus Rothschild, müssen in diesem denkwürdigen Jahr 1833 höchstes Interesse daran gehabt haben, den Problemfall Kaspar Hauser befriedigend und endgültig zu lösen. Es galt, die alten Gräben, die sich an seiner Person zwischen 1830 und 1833 aufgetan und so viele Ressentiments auf beiden Seiten erzeugt hatten, ein für alle Mal zuzuschütten.

**Dazu musste Kaspar Hauser am besten sterben.**

Hätte er weitergelebt, hätte es keinen Frieden von Dauer gegeben – schon allein deshalb, weil sein Fall wegen der Wellen, die er inzwischen in ganz Europa geschlagen hatte, und der vielen publizistischen Aktivitäten zu seiner Person unkontrollierbar zu werden drohte.

**Selbst der kleinste Fingerzeig, von welcher Seite auch immer kommend, jede undichte Stelle hätte sämtliche geplanten Millionen-Geschäfte zum Platzen und die Aktienkurse zum Absturz bringen können!**

Das war ein Risiko, das man nicht hinnehmen konnte! Sowohl das Haus Rothschild als auch die bayerische Seite wären damit in unerträglicher Weise belastet geblieben. Natürlich waren Gefahren auch durch Hausers Ableben nicht ganz ausgeschlossen, aber wenn nur die Anfangsermittlungen ins Leere liefen, dann war mit jedem weiteren Tag die Gefahr immer mehr gebannt und in 20 Jahren sowieso Verjährung erreicht.

**Es ist traurig, aber wahr: Nur ein toter Kaspar Hauser garantierte den geschäftlichen Erfolg in großen Geschäften, zumal dieser inzwischen selbst Nachforschungen bezüglich seiner Herkunft angestellt hatte und dadurch brandgefährlich geworden war.**

Also machte man Nägel mit Köpfen! Es war am besten, ihn ein für allemal verschwinden und hinterher möglichst schnell Gras über die Affäre wachsen zu lassen!

So spricht am Ende vieles dafür, dass Kaspar Hauser letztlich das Opfer einer rasanten wirtschaftlichen und politischen Entwicklung wurde, die selbst im Vorjahr noch nicht unbedingt vorauszusehen gewesen war, der aber nun der absolute Primat über alle persönlichen Interessen inklusive Kaspars Weiterleben und Wohlergehen eingeräumt wurde.

Und dabei bitte nicht vergessen:

**Eine spurlose Beseitigung kostete sehr viel Geld. Dieses kann nur aus der Hochfinanz gekommen sein!**

Vor diesem Hintergrund, so meinen wir, erklärt sich Kaspar Hausers Tod am ehesten!

Doch auch nach der Tat war ein Arnold von Mieg mit Kaspar Hauser nicht am Ende. Im Januar 1834, wenige Tage nach seinem Tod, wurde von Mieg als bayerischer Bevollmächtigter zu den Wiener Ministerkonferenzen „für deutsche Angelegenheiten“ entsandt, als Vertreter jenes Freiherrn und Außenministers

August von Gise, der im Folgenden in Zusammenhang mit Maria-Leopoldine noch eine besondere Rolle spielen wird.

Wenn man den Historikern glaubt, sollte von Mieg bei diesen Verhandlungen, die sich Monate hinzogen, Metternichs Plänen zur Einrichtung eines Bundesgerichts und zur Abgabe von Länderkompetenzen an den Deutschen Bund entgegengetreten. Ein von Johannes Mayer in Ausschnitten zitierter Brief des „*Stanhope-Zuträgers*“ **Johann Philipp von Wessenberg** (O-Ton Mayer) enthielt als Beilage für Lord Stanhope eine Annonce folgenden Inhalts, datiert vom 13. September 1834:

*„Ansbach, 13. Sept. Zur Zeit der jüngsten Wiener Ministerial-Konferenzen war der einzige königlich-bayerische Bundestags-Gesandte von Mieg, der früher hier einer oberen Verwaltungsstelle vorstand, nach Wien berufen worden, wohin er sämtliche Caspar Hauser betreffenden Akten mitnahm. Diese Akten sind, wie man hört, nicht wieder hierher zurückgekommen. Zugleich erfolgte bald darauf die Auflösung der hier in der Sache Hausers angeordneten Untersuchungskommission, wodurch diese ganz außer Tätigkeit gesetzt wurde.“<sup>635</sup>*

Es handelte sich bei dieser interessanten Meldung offensichtlich eine Indiskretion aus dem Ansbacher Appellationsgericht.

**Demnach hatte von Mieg noch im Januar 1834 einen Teil der Untersuchungsakten zu Kaspar Hauser mitgehen und auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen, vermutlich den Teil, der am meisten zur Aufklärung des Falles hätte beigetragen können!**

Ob es sich dabei um die allerersten Nürnberger Akten handelte, die später Julius Meyer als „verlustig gegangen“ erklärte,<sup>636</sup> bleibt ungewiss. Hier war übrigens von einer Zeugin namens Anna Magdalena N.N. die Rede gewesen, die sich Binder gegenüber in irgendeiner Weise ge-outet haben soll. Von ihr war später nie mehr die Rede.<sup>637</sup>

Dass die von Mieg stibitzten Akten an Österreich bzw. Metternich fielen, wie mitunter behauptet, halten wir für unwahrscheinlich, selbst wenn sich in den Wiener Akten ein keines Dossier von Dokumenten aus Bayern erhalten hat. Der Großteil der Akten werden vielmehr im goldenen Reißwolf Salomon von Rothschilds gelandet sein, dem sehr daran gelegen sein musste, alles zu vernichten, was vielleicht zur Enttarnung seines Bankhauses geführt hätte. Für einen solchen Akten-Transfer bekam von Mieg vermutlich gutes Geld!

Arnold von Miegs Karriere setzte sich noch eine Zeit lang fort. So begleitete er u. a. König Otto I. nach Griechenland. Doch im Jahr 1838 ereilte ihn eine Herzmuskelentzündung, die ihn gesundheitlich aus dem Rennen warf. Von Mieg sollte sich nie mehr richtig erholen. Er verstarb nach etlichen Kuren am 7. Januar 1842 in Frankfurt an schwerer Herzinsuffizienz. Seine Asche ruht auf bayerischem Boden, in Aschaffenburg.

Da in Bayern wie anderswo durchaus auch antisemitische Strömungen bestanden, die sich zum großen Teil aus den anzüglichen Veröffentlichungen eines Itzig Feitel Stern<sup>638</sup> nährten, war es in der Folge notwendig, seitens des Staates und der Rothschilds am positiven Image des Frankfurter Bankhauses zu arbeiten. So erschienen einige lobende Schriften und Artikel, um die öffentliche Meinung umzustimmen, z. B. in den „Münchener Lesefrüchten“ von 1837, Bd. 2, Nr. 23, oder auch als Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Enzyklopädie“ des Cotta'schen Verlages, aus der Feder von Friedrich Gentz.

---

635 Mayer, Stanhope, S. 538.

636 Meyer, Mitteilungen, S. 3.

637 Pies, Wahrheit, S. 92f.

638 Am ehesten ein jüdisches Pseudonym für den fränkischen Freiherrn und Landrichter Johann Friedrich Sigmund von Holzschuher (1796-1861) oder den Sozialarbeiter und Kirchenlied-Dichter Johann Heinrich Christoph Holzschuher. Dem „Itzig Feitel Stern“ soll der Hauser-Verteidiger Rudolf Giehrl nahe gestanden haben.

## ***Ferdinand Sailer und der tiefe Fall des Fürsten von Oettingen-Wallerstein***

Kaspar Hauser lag noch keine drei Jahre unter der Erde, als die Aufklärung seines Falls für das bayerische Königshaus nochmals sehr brenzlich wurde. Und hier scheinen nun erstmals nicht mehr Bank-Interessen zu dominieren – Häuser wie Rothschild, Eichthal, Bethmann hatten sich inzwischen, wie soeben geschildert, in größeren Konsortien arrangiert -, sondern erstmals rein politische Motive. Die entsprechenden Informationen erhalten wir vornehmlich von Antonius van der Linde.<sup>639</sup>

Es begann damit, dass noch im Dezember 1835 im Münchner Innenministerium erste Gerüchte darüber eintrafen, dass jener Apothekergehilfe Ferdinand Sailer aus Waldsee, nunmehr im Exil in Zürich lebend, konkret in den Mordfall Kaspar Hauser verwickelt sei.<sup>640</sup> Man habe den Sachverhalt einem von Sailer zufällig verlorenen Brief des badischen Flügeladjutanten von Hennenhofer entnommen, der den bemerkenswerten Satz enthielt:

*„Vorzüglich aber beobachten Sie ein tiefes Stillschweigen über Kaspar Hauser.“*

Am 27. Februar 1836 ging beim Bürgermeister Jakob Friedrich Binder in Nürnberg eine entsprechende schriftliche Anzeige ein. Sie kam aus Zürich, war allerdings in Stuttgart bei der Post aufgegeben worden. Binder gab die anonyme Anzeige sofort an die Ermittlungsorgane weiter.

Zur Erinnerung: Sowohl der inkriminierte Major **Johann Heinrich David von Hennenhofer** als auch der genannte **Ferdinand Sailer** sollen zu der badischen Rotte gehört haben, die anlässlich Kaspars Ermordung in Ansbach gesichtet worden war. Wir haben in Zusammenhang mit der Anzeige des Ferdinand Dorfinger darüber berichtet.

Naturgemäß musste der Sachverhalt den bayerischen Hof interessieren, ergab sich doch hieraus die erneute Chance, dadurch der für Bayern nach wie vor günstigen Erbprinz-von Baden-Theorie Gewicht zu verleihen und den Mord an Kaspar Hauser politischen Kreisen im Großherzogtum Baden in die Schuhe zu schieben. Damit war nicht nur vom bayerischen Königshaus weiter abgelenkt, sondern den bayerischen Territorialansprüchen auf gewisse badische Gebiete (Grafschaft Sponheim etc.) Nachdruck verliehen.<sup>641</sup>

**Mit den Rothschilds hatte man sich von Bayern aus inzwischen arrangiert, mit den Haus Baden war noch immer eine Rechnung offen!**

Dies geschah zu einer Zeit, als die Kunde, dass Kaspar Hauser der leibliche Sohn der Stephanie de Beauharnais sei, bereits die Spatzen von allen Dächern pfliffen. Der neue Schauplatz Zürich war auch insofern ziemlich interessant, als im November 1835 im dortigen „Sihlhölzchen“ der Student E. L. Lessing, wohl ein preußischer Spion, ermordet worden war. Diesem schob man nun die Bekanntschaft mit Sailer und anderen Revolutionären, die in der Schweiz lebten, unter. Am bayerischen Königshof fiel hierauf der Entschluss, auf eigene Faust in der Eidgenossenschaft zu ermitteln, und zwar nicht über die üblichen polizeilichen Kontakte bzw. die Gesandtschaften in Bern und München, sondern über eine geheime Mission des 51-jährigen **Anton Edler von Braunmühl** (\*1785), seines Zeichens Regierungsrat im bayerischen Innenministerium. Von Braunmühl war Ministerial-Kommissär für die (politische, geheime) Studenten-Polizei (1832-1837) und Referent in der Sache Kaspar Hauser gewesen; er war ein für den Staatsschutz tätiger Geheimdienstler mit internationalen Kontakten, mithin ein Mann, der mit der Materie, um die es ging, bestens vertraut war.<sup>642</sup>

---

639 Linde 2, S. 128ff.

640 Die Vermutung der Beteiligung Sailers am Mord an Kaspar Hauser wurde 1853 durch eine in Wien aufgefundene Mitteilung des österreichischen Gesandten Philippsburg an seinen Außenminister Karl Ferdinand Graf von Buol weiter gestützt und präzisiert. Kemming, Ferdinand Sailer, S. 15.

641 Reinhard Heydenreuter: König Ludwig I. und der Fall Kaspar Hauser, in: Staat und Verwaltung in Bayern, 2003, S. 475ff.

642 N.N.: Abel und Wallerstein, Beiträge zur neuesten Geschichte bayerischer Zustände, München 1840, S. 31. Im Weiteren abgekürzt mit Abel-Wallerstein und Seitenzahl.



Tatsächlich reiste von Braunmühl Mitte März 1836 in Richtung Schweiz ab, via Memmingen, Wurzach, Wolfegg, Lindau, Bregenz und retour, dann von Lindau nach Konstanz und zurück über Rorschach. Der Regierungsrat betrat allerdings im Weiteren nicht das Schweizer Binnenland, sondern schickte den k. Salzoberbeamten und Landwehr-Major **Pleybner** vor, um dort weitere Ermittlungen anzustellen. Dessen Route führte über Steckborn nach Andelfingen, wo der in der Schweiz geborene, nunmehr in königlich-bayerischen Diensten stehende Salzhandlungskommissär Freiherr **Jakob Heinrich von Sulzer-Wart** und dessen Sohn Hans Heinrich, königlich-bayerischer Kammerjunker, wohnten. Diesen Herren traute man offensichtlich zu, mehr über die Angelegenheit Ferdinand Sailer herauszubekommen, pflegten sie doch freundschaftliche Kontakte zum Vizepräsidenten **Wiss** im Züricher Kriminalgericht. In Winterthur zog Pleybner außerdem beim Apotheker **Künzli** Erkundigungen wegen Sailer ein, da Hennenhofer in einem seiner Briefe diesem Sailer anempfohlen hatte. Ob diese Stippvisiten von Erfolg gekrönt waren, wissen wir nicht. In Zürich wurde neben Wiss auch der Verhörrichter **Mais** zu Sailer befragt, wohlgermerkt inoffiziell und in aller Diskretion. Schon nach 5 Tagen, am 25. März 1836, war der Salzoberbeamte Pleybner wieder zurück in Konstanz, um von Braunmühl Rapport zu erstatten, danach kehrte er nach Lindau, seinem Ausgangsort, zurück.

Von Braunmühl unternahm in Sachen Sailer am 13. April 1836 eine weitere Reise, nunmehr von München nach Nürnberg, wozu er geschlagene 6 Tage brauchte, da er in Augsburg, Donauwörth, Nördlingen und Ansbach Zwischenstopps machte. Was er zuvor über Sailer und seinen Bezug zum Mordfall Kaspar Hauser in Erfahrung gebracht hatte, entzieht sich unserer Kenntnis. Allzu viel Konkretes scheint es nicht gewesen zu sein, wie der nachfolgende Brief des Innenministers Ludwig von Oettingen-Wallerstein an König Ludwig I. von Bayern, vom 14. April 1836, wiedergibt:

*„Während der Mord des unglücklichen Hauser verklungen schien und über seinem Grabe nur Stanhopes tadelnde Stimme wehte, ist es dem treuehorsamst Unterfertigten gelungen, neue und leider allzu glaubhafte Spuren jener That zu entdecken, welche zur Ehre der Menschheit undenkbar bleiben sollte. Anonyme Schreiben beschuldigen einen, bereits wegen revolutionärer Umtriebe aus seinem Vaterorte entflohenen jungen Mann namens Seiler des Doppelmordes an Hauser und Lessing ...“<sup>643</sup>*



Abb. 162: Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein auf einem zeitgenössischen Gemälde.

643 Linde 2, S. 131.

Des Weiteren berichtete der Innenminister dem König von Sainers Kontakten zu Hennenhofer, vom Verdacht der Ermordung Feuerbachs, vom badischen Gesandten Dusch, den man für einen Detektiv des Hauses Baden hielt etc. etc.

*„Es zu benutzen für die Sponheimer Erbfolge, sagte ich bestimmt Gisen ...“*

Der Innenminister versuchte also, dem König weitere Ermittlungen mit politischen Argumenten schmackhaft zu machen.

**Ludwig Kraft Ernst Fürst von Oettingen-Wallerstein** war ein Mann mit einer langen und angesehenen Ahnenreihe, eine beim bayerischen Volk beliebte Autorität, die sich schon um die Jahreswende 1833/1834 aufrichtig und intensiv um Aufklärung des Mordes an Kaspar Hauser bemüht hatte.

Sein Gutachten vom 23. Januar 1834, gerichtet an den Regierungspräsidenten des Rezatkreises, **Joseph von Stichaner**, zählen wir zum Besten und Scharfsin-

nigsten, was je über Kaspar Hauser schriftlich niedergelegt wurde. Dies hinderte jedoch später einen Antonius van der Linde nicht, über dieses Schreiben herzuziehen, wobei er sich vor allem darüber mokierte, dass der Minister auf den Brief eines fiktiven Hauser-Freundes namens Dr. Hartmann hereingefallen war. Dass dem keineswegs so war, dass vielmehr dieses Hartmann'sche Schreiben von großer Bedeutung für den Fall Kaspar Hauser ist, ging einem Antonius van der Linde seinerzeit nicht auf. Da sich auch sonst niemand bisher darum bemüht hat, werden wir gegen Ende dieser Arbeit ausführlicher darauf eingehen.

Uns ist das Gutachten des bayerischen Innenministers wegen seiner weitgehenden Kongruenz mit unserer Recherche von so großer Bedeutung, dass wir es via Internet dem Interessenten zur direkten Einsicht zur Verfügung stellen.<sup>644</sup> In jenem denkwürdigen Jahr 1836 glaubte der Fürst aus derselben Gesinnung wie 1833/1834 heraus, mit seinen Ermittlungen in der Sache „Ferdinand Sailer“ dem bayerischen König Ludwig I. einen großen politischen Gefallen zu tun.

Doch weit gefehlt!

König Ludwig I. von Bayern entzog abrupt dem bayerischen Innenminister, diesem *„treuehorsaamst Unterzeichneten“*, der *„alles aufgeboten hatte, um die Entdeckung und Habhaftwerdung des Täters zu fördern“*,<sup>645</sup> das Ermittlungsmandat und gab am 28. April 1836 die Order,

*„...alle auf diesen Gegenstand sich beziehenden Akten dem Minister des Äußeren (freilich Gise) zuzustellen, und das heute ...“*

Schon kurz nach Kaspars Tod war Ludwig ähnlich verfahren und hatte *stante pede* Gises Meinung verlangt – ein Sachverhalt, der sich jedenfalls durch das Amt des Außenministers allein nicht erklärt.<sup>646</sup> Und nun erneut diese Bevorzugung Gises! Auf der anderen Seite: Welch ein Misstrauensvotum gegenüber Ludwig von Oettingen-Wallerstein! Dieser zum liberalen Flügel zählende, aber langjährig bewährte Minister war Zeit seines Lebens ein unbestechlicher, loyaler Mann gewesen, von dem wir so markante Sätze wie den folgenden kennen:

*„Die Verwaltung Bayerns wird nie eine geheime Denuntianten-Polizei einführen, oder das Institut der polizeilichen Inquisition in unserem schönen Vaterlande dulden!“*<sup>647</sup>

Unter solchen Prämissen muss das brüskierende Verhalten des Königs im Ermittlungsfall Sailer wie ein Schlag vor den Kopf gewesen sein!

Wir sehen im Folgenden also nicht mehr schwerpunktmäßig den Innenminister mit dem Fall Hauser befasst, wenngleich er im Jahr 1837 vermutlich noch persönlich die Gräfin Caroline von Albersdorf empfing und von dieser über Maria-Leopoldine und ihre potentielle Bedeutung für den Fall Kaspar Hauser informiert wurde.

Dass der Fürst von Oettingen-Wallerstein Kaspar Hauser gegenüber alle Zeit wohlwollend aufgeschlossen war, selbst wenn er ihn nicht persönlich kannte, erkennt man auch an seinen Randnotizen in den offiziellen Ermittlungsakten und an der Tatsache, dass er nach Kaspars Tod einen Lord Stanhope mit seinen Verleumdungen zielsicher abblitzen ließ.<sup>648</sup> Der in Ansbach tätige und mit Anselm von Feuerbach gut bekannte Fürst-Wallerstein'sche Hofrat und Anwalt Andreas Hofmann, der von Kaspar Hauser selbst sehr geschätzt worden war, dürfte den Innenminister nicht selten über den Fall persönlich informiert haben.<sup>649</sup>

Doch wie gesagt, der Fall Kaspar Hauser war nach Bekanntwerden der Aktivitäten Sailer's dem bayerischen Innenminister abrupt entzogen worden und lag im Weiteren ausschließlich in den Händen

---

644 Pies, Tod, S. 228ff. Online unten: <http://www.robl.de/hauser/hauser4.html>

645 Pies, Tod, S. 191.

646 Pies, Tod, S. 191.

647 Abel-Wallerstein, S. 27f.

648 Pies, Tod, S. 300.

649 Pies, Tod, S. 227.

des Außenministers und Freiherrn **August von Gise**. Dieser resümierte zunächst nach van der Linde (Quelle ungenannt) über die Reise zu Sulzer-Wart folgendermaßen:

- Nicht nur Bayern, sondern auch Preußen sei auf den Briefwechsel Sailers mit Hennenhofer aus.
- Die Schweiz halte den Briefwechsel eisern unter Verschluss.
- Man hoffe dennoch über eine Indiskretion des Vizepräsidenten Wiss, „*einen vertrauen Freund des Freiherrn von Sulzer*“, an eine Abschrift oder Auszüge des Briefwechsels zu kommen.
- Man wolle den relativ mittellosen Sailer in der Schweiz weiter beschatten, nunmehr über die Gesandtschaft.
- Man wisse von belastenden Dokumenten aus dem Hause Baden, die in Händen Sailers seien.
- Ein weiterer Teil dieser Dokumente liege in England!

König Ludwig I. hätte an sich über den von Oettingen-Wallerstein und seinem Adlatus von Braunmühl erarbeiteten Sachstand mehr als erfreut sein müssen. Doch warum musste er dann die Ermittlungen dem Innenminister entziehen?

Man könnte diesen Wechsel vordergründig Gises Funktion als Außenminister zuschreiben. Doch dessen Amt sprach eher gegen als für eine Übernahme der Verantwortung, musste doch ein Außenminister mehr als ein anderer wegen seiner diplomatischen Beziehungen darauf bedacht sein, aus heiklen Anlässen herausgehalten zu werden. Doch obwohl August von Gise selbst vor entsprechenden „*Fallen*“ (O-Ton!) zurückscheute, geschah damals das Unfassbare!

Gise hatte sich genau wie Arnold von Mieg schon auffallend früh in den Mordfall Hauser eingemischt, selbst wenn die Sache sein Ressort allenfalls mittelbar betraf, und er scheute sich dabei auch nicht, den König selbst zu instrumentalisieren, „*um ... den Schein zu beseitigen, als könne unter den Augen der in Bezug auf Fremdenpolizei wachsamsten Regierung Deutschlands ähnliches ungestraft und unvermerkt geschehen ...*“<sup>650</sup>

In Wirklichkeit wünschte Gise eine Aufklärung der ganz besonderen Art, und diese sollte vornehmlich das Haus Baden belasten. Den schlagenden Beweis hierfür liefert König Ludwig I. selbst, in seinem Tagebuch. Gise wollte angeblich noch vor 1824 von Eugène de Beauharnais, des Königs Schwager und Herzog von Leuchtenberg, erfahren haben, dass Stephanie de Beauharnais an eine Entführung ihres erstgeborenen Sohnes glaubte. Davon abgesehen, dass dies durchaus denkbar war – wir glauben nur nicht an die Unterschlebung des kleinen Blochmann durch die Gräfin von Hochberg –, war bei Stephanie von Kaspar Hauser nie die Rede. Genau dieses soufflierte jedoch Gise dem König:

*„Dass Kaspar Hauser derselbe gewesen ... sagte mir Gise desgleichen.“*<sup>651</sup>

Mit dem plötzlichen Gunstentzug Ludwigs I. bahnte sich zum ersten Mal eine Entwicklung an, die für Ludwig von Oettingen-Wallerstein im November 1837 mit der völligen Entmachtung und der Demission aus allen politischen Ämtern endete. Zwar wurden zuletzt administrative Gründe – eine umstrittene Verwaltungsreform und die Ausweitung des Budgetrechts! – vorgeschoben, allein man war sich in ganz Bayern darüber im Klaren, dass in Wirklichkeit ganz andere Gründe eine Rolle gespielt haben müssen:

*„Man ahnte, dass der Fürst nicht allein wegen dieses Finanzprinzipes in Ungnade gefallen, sondern dass noch ein anderer, ein g e h e i m e r Grund obwalte ...“*<sup>652</sup>

*„Zudem dürfte der König je länger, desto mehr gespürt haben, dass sich hinter des Fürsten verbindlichem Wesen ein starkes Selbstbewusstsein und eine intellektuelle Selbständigkeit verbargen – Eigenschaften, die er bei seinen Ministern gar nicht schätzte ...“*<sup>653</sup>

---

650 Pies, Tod, S. 176, 191.

651 Zitat in Mayer, Stanhope, S. 188.

652 Abel-Wallerstein, S. 44.

653 D. Grötschmann: Das Bayerische Innenministerium 1825 - 1864, Göttingen 1993, S. 222.

Die Presse-Zensur, die wiederum in Bayern dem oben genannten Anton von Braunmühl unterstand, vereitelte anschließend jegliche Aufdeckung!

*„Die Urtheile der Journalistik sind der Halbheit oder der Lüge verfallen!“*

So schrieb jener Anonymus, der sich 1840 wenigstens durch eine Veröffentlichung in Buchform nochmals um Aufklärung bemühte.<sup>654</sup>

**Seien wir sicher:**

**Wenn der unbestechliche Innenminister damals die Ermittlungen weitergeführt hätte, dann wäre es für das bayerische Königshaus brandgefährlich geworden!**

Noch im Winter 1937 wurde von Oettingen-Wallerstein durch seinen bisherigen Untergebenen, **Karl von Abel**, ersetzt, und dies, nachdem er sich kurz zuvor durch die Ausrottung der Cholera in München noch hohe Verdienste erworben hatte.

Der Norddeutsche Karl von Abel hatte sich aus einfachen, bürgerlichen Verhältnissen am bayerischen Hof in mühseliger Kleinarbeit emporgearbeitet und gerade von Oettingen-Wallerstein viel zu verdanken. Begabt mit der Fähigkeit, jede sich ihm bietende Gelegenheit zum Vorwärtskommen zu ergreifen, hatte er sich noch kurz vor seiner Ernennung zum Minister als Ministerialbeamter bei seinem Chef von Oettingen-Wallerstein mit einem Brief eingeschmeichelt:

*„Sie werden mich unter allen Verhältnissen redlich ergeben, treu und wahr erfinden, aber auch fest entschlossen, von dem Augenblicke an, wo Sie Ihr Vertrauen und Ihr Wohlwollen mir entziehen zu sollen glauben, meine politische Mission als geendet anzusehen ...“<sup>655</sup>*



Abb. 163: Karl von Abel. Zeitgenössische Lithographie.

Das Gegenteil war der Fall:

Während von Oettingen-Wallerstein alle politische Ämter, mit Ausnahme der Stelle des Kronobersthofmeisters und des Sitzes in der Ersten Kammer, aufgab, griff der Parvenu Karl von Abel schamlos nach dem freigewordenen Ministersessel und leitete nach seiner offiziellen Ernennung am 1. April 1838 in gesteigerter Machtfülle eine konservative, ultramontan-katholische Wende der bayerischen Innenpolitik ein, der wir uns an dieser Stelle nicht weiter zuwenden wollen, da dies vom Thema wegführen würde.

Erst viel später, im Jahr 1847, kam es kurz vor der bürgerlichen Revolution in Deutschland zum Sturz von Abels und zu einer vorübergehenden Rehabilitation des Fürsten von Oettingen-Wallerstein, notgedrungen, denn selbst die Tage des Königs waren damals bereits gezählt. Auch diese Phase der Politik, die in Bayern durch des Königs Affäre mit Lola Montez überschattet wurde, ist nicht Gegenstand unserer Betrachtungen.

Es ist allerdings eine unbestreitbare Tatsache, dass von Oettingen-Wallerstein und von Abel von 1837 an erklärte Intimfeinde waren. Diese Haltung manifestierte sich sogar in einem für die bayerische Politik einmaligen Ereignis: Am 11. April 1840 duellierten sich beide in denkwürdiger, allerdings für beide Seiten

654 Abel-Wallerstein, Vorwort.

655 Abel-Wallerstein, S. 70f.

folgender Weise, beim Aumeister im Englischen Garten!<sup>656</sup> Es waren heftige Debatten im Münchner Parlament über eine angebliche Spionagetätigkeit von Oettingen-Wallersteins vorangegangen, in die sich auch ein Graf von Arco eingemischt hatte, und die den Fürsten zur Satisfaktion von Abels drängen ließ.

Nun gilt es Folgendes zu beachten:

- Ludwig von Oettingen-Wallerstein hatte von Jugend an freundschaftliche Bande mit dem Haus Baden verbunden, ja es war sogar einst geplant gewesen, dass er Amalie Gräfin von Hochberg, die Schwester des Großherzogs von Baden, ehelichen sollte. Die Befreiungskriege gegen Napoleon, in die der spätere Innenminister involviert war, machten hier einen Strich durch die Rechnung. Da von Oettingen-Wallerstein damals bereits für eine ständische Verfassung und die Aufstellung eines Bürgerheeres eintrat, zog er sich früh die Aversionen des oberkommandierenden Feldmarschalls, Fürst von Wrede, zu, was bei seiner Entmachtung ebenfalls eine Rolle spielte.
- Minister August von Gise war ursprünglich ein Bürgerlicher namens Koch gewesen, ein Neffe des Lehrers von Montgela. Als Adoptivsohn der Gises in den Adelsstand aufgestiegen, wurde er zu einem intimen Freund des Hauses von Arco. Verheiratet mit einer Nichte Ludwigs von Arco, Franziska Bertrand de St. Rémy Gräfin de la Perouse, gehörte er quasi zur Familie. Selbst die wenigen Informationen, die wir der Leopoldine-Biographie Sylvia Krauss-Meyls entnehmen, belegen, wie eng die Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine mit Gise verquickt war. Sie organisierte z. B. zu Lebzeiten gemeinsam mit den Gises Picknicks und besuchte Mitglieder der Familie Gise in Brüssel, sie setzte für die Zeit nach ihrem Tod den ehemaligen Außenminister als ihren Testamentszeugen ein.<sup>657</sup>
- Und der Emporkömmling Karl von Abel? Mit dem „guten Abel“ diskutierte Maria-Leopoldine des Öfteren in politischen Angelegenheiten, ja er schüttete ihr sogar sein Herz aus, als er sich als Sekretär der griechischen Regierung mit Joseph Graf von Armanberg überworfen hatte. Als es ihm 1837 gelang, in München das Innenministerium handstreichmäßig zu erobern, sprach ihn Maria-Leopoldine in ihrem Glückwunschbrief ganz ungewöhnlich mit „mein lieber Karl“ an, wobei sie zu ihrer schmeichlerischen Freundlichkeit allerdings reichlich Grund hatte. Denn Karl von Abel wusste genau über die illegalen Spekulationsgeschäfte der Kurfürstin mit griechischen Staatsanleihen Bescheid, und er deckte sie!<sup>658</sup>

*„Auf die Kurfürstin Witwe konnte sich Abel in Zukunft immer verlassen, sie stand, auch bei Hofe, stets auf seiner Seite und setzte sich für ihn ein ...“<sup>659</sup>*

Halten wir Folgendes fest:

- War bisher von der Seite der Familie oder der Entourage der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine die Rede, so wissen wir nun, dass ihr nach Hausers Tod eine konkrete Gruppe Politiker im bayerischen Regierungslager zur Seite stand. Dieses ultramontane Lager der bayerischen Staatsregierung entsprach exakt dem engsten Bekannten- und Verwandtenkreis der Kurfürstin-Witwe, der sie deckte.
- Speziell unter Karl von Abel und August von Gise fanden, wie nicht anders zu erwarten, die von Oettingen-Wallerstein angestregten Schweizer Ermittlungen in der Mordsache Hauser nicht mehr statt, zumindest nicht im ernstzunehmenden Umfang!
- Der Sturz von Oettingen-Wallersteins wurde zwar von König Ludwig I. vollzogen, er trägt jedoch insofern die Handschrift Maria-Leopoldines, als diese allen Grund hatte, die Schweizer Ermittlungen abzuwürgen! Wahrscheinlich hatte sie damals zu befürchten, durch die Aussagen Sailers als Mitbeteiligte am Mord an Kaspar Hauser enttarnt zu werden!

---

656 Abel-Wallerstein, S. 201ff.

657 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 318, 342, 383.

658 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 219, 224.

659 Krauss-Meyl, Maria-Leopoldine, S. 241.

- Ein Ludwig von Oettingen-Wallerstein war zwar auch mit dem Erbprinz-von-Baden-Virus infiziert worden, doch den Sailer'schen Verweis auf eine bayerische Urheberchaft des Verbrechens an Kaspar Hauser hätte der Innenminister sicherlich nicht so bereitwillig unter den Tisch gekehrt wie seine Kollegen aus dem ultramontanen Lager, die der Kurfürstin-Witwe nahe standen. Also musste er weg!
- Deshalb musste der König persönlich eingreifen und sämtliche Akten *stante pede* auf den viel zuverlässigeren August von Gise übertragen lassen.
- Deshalb musste auch von Oettingen-Wallerstein durch „den lieben Karl“ von Abel langfristig ersetzt werden.
- Zusätzliche politische Gründe für die Minister-Rochade wollen wir nicht ausschließen, sie erscheinen allerdings zweitrangig.

Zwei weitere Phänomene finden eine plausible Erklärung, wenn man Maria-Leopoldine als entscheidende Triebfeder in die damaligen Ränkespiele einbezieht:

- Warum waren es ausgerechnet Salzkommissäre und Salzbeamte, die die damaligen Ermittlungen in der Schweiz führten? Wir vermuten, dass dies von Gises Idee war! Maria-Leopoldine blieb dadurch von Anfang an eingeweiht, waren doch sie und ihr Freund Joseph von Utzschneider im Salzgeschäft von erheblichem Einfluss!
- Warum führte die sogenannte Ermittlungsreise des Herrn von Braunmühl ausgerechnet über Augsburg und Donauwörth? Ersterer Ort ist uns bereits direkt begegnet, als Dienstort des Schwagers Philipp von Arco, des Major von Wessenig und als Herkunftsortort des Marquard Winterich. Der zweite Ort ebenfalls, allerdings indirekt und insofern, als er nur einen Katzensprung von Stepperg, der Residenz der Kurfürstin-Witwe an der Donau, entfernt lag. Möglicherweise hatte von Braunmühl den Wink bekommen, unauffällig Maria-Leopoldine gewisse Informationen zukommen zu lassen, Informationen, von denen sein Dienstherr, der Innenminister, nichts wissen musste! Oder aber diese Route hatte etwas mit der Familie von Berchem zu tun. Wir erinnern uns: Im Jahr 1812 hatte August von Platen mit Graf Kajetan von Berchem dieselbe atypische Reiseroute gewählt!<sup>660</sup> Dass sich von Braunmühl und von Oettingen-Wallerstein letztlich in ihren politischen Intentionen nicht sehr nahe standen, liegt auf der Hand, selbst wenn der Fürst den Herrn von Braunmühl erst jüngst in sein Ministerium geholt hatte: Von Braunmühl hatte sich beim Vorgehen gegen die „Augsburger Zeitung“ bewährt. Er stand fürderhin einer geheimdienstlichen, zunehmend reaktionär-suppressiv tätigen Unterbehörde vor, also genau einer jener Strukturen, die zu vermeiden der Fürst von Oettingen-Wallerstein einst angetreten war! Augsburg war der vorherige Dienstort von Braunmühls gewesen; er war bis 1836 dort als Regierungsrat tätig. Dazu passt auch, dass von Oettingen-Wallerstein König Ludwig über Sailer offiziell informiert hatte, noch ehe von Braunmühl von seiner zweiten Reise nach Nürnberg zurück war. Entweder wusste er gar nicht von dessen Absichten (z. B. von einem Trip nach Stepperg), oder er erwartete sich von ihm keine neuen Aufschlüsse!

Jedenfalls erklärt sich so der anderweitig nicht zu begründende Umweg von Braunmühls auf seiner Reise von München nach Ansbach und Nürnberg einigermaßen schlüssig!

**König Ludwig I. spielte wohlweislich das Intrigenspiel mit, nicht zuletzt deshalb, weil er eine durch von Oettingen-Wallerstein ausgelöste Wendung im Fall Kaspar Hauser auf jeden Fall verhindern wollte. Etwaige Enthüllungen wären viel eher auf sein eigenes Haus als auf das Haus Baden zurückgefallen!**

Reinhard Heydenreuter, der ehemalige Leiter des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, täuschte sich also gründlich, wenn er 2003 schrieb:

*„Entscheidend war ... freilich auch, dass trotz des Optimismus des Innenministers handfeste*

---

660 Platen, Tagebücher, S. 56.

*Beweise für einen Mord an Hauser im badischen Auftrag nicht gefunden wurden. Oettingen-Wallerstein wurde nicht zuletzt auch wegen dieses Misserfolgs 1837 unter fast entehrenden Umständen entlassen. Damit waren Ludwigs Versuche, Heidelberg und Mannheim für sein Haus wiederzugewinnen, endgültig gescheitert. Die Instrumentalisierung des Falles Kaspar Hauser war ein letzter Versuch in dieser Richtung.*<sup>661</sup>

Das pure Gegenteil war der Fall:

**Ludwig von Oettingen-Wallerstein musste gehen, weil er drauf und dran war, den Fall Kaspar Hauser zu lösen, allerdings nicht im Sinn des bayerischen Königshauses und der neuen ultramontanen Kräfte in der Regierung!**

Nachdem wir den in der Schweiz konfiszierten kompletten Briefschatz des Major von Hennenhofer inzwischen studieren konnten, hegen wir nicht mehr im vorherigen Maß die Überzeugung, dass Major von Hennenhofer und Ferdinand Sailer wirklich in den Mordfall Kaspar Hauser verwickelt waren. Dies gilt auch für den Fall, dass sich Sailer zur Mordzeit wirklich in Nordbayern aufhielt.<sup>662</sup>

Es ist aber gut möglich, dass die Schreiber des Vormärz, die solches behaupteten, allen voran Johann Heinrich Garnier und Friedrich Seybold, von der erwähnten Clique in der bayerischen Regierung, die Maria-Leopoldine nahe stand, gezielt bezahlt wurden, um mit entsprechenden Behauptungen das Trommelfeuer auf das Haus Baden zu erhöhen und von Bayern und der Kurfürstin-Witwe abzulenken.

Nicht ausgeschlossen ist es, dass sich dabei erneut das Bankhaus von Eichthal mit Rat, Tat und vor allem Geld beteiligte. Jedenfalls ist sicher, dass der Publizist Garnier ein zweites Buch zu Kaspar Hauser plante, das neben weiteren Personen des Herzogshauses Baden auch die Bankhäuser Rothschild und von Haber (alsbald von Rothschild abhängig, auch über Oppenheim) aufs Korn nahm. Diese Publikation kam allerdings nicht zustande, und es steht zu vermuten, dass sich der Wendehals Garnier, der sich zuvor schon von Hennenhofer für sein Schweigen hatte bezahlen lassen, in London von Nathan Rothschild kurzerhand kaufen ließ.<sup>663</sup>

**In den genannten Schriften zur Vernichtung des Hauses Baden scheint vorübergehend eine unheilige Allianz der radikal-liberalen Exilgemeinde des Vormärz mit konservativ-ultramontanen Kräften Bayerns auf, die man angesichts diametraler politische Positionen an sich für unmöglich halten würde, wenn sie sich nicht durch eine gemeinsame Interessenlage, den Rufmord am Haus Baden, erklärte.**

Nach Erkenntnis dieser Zusammenhänge fiel uns auf, dass im Prinzip alle Gerüchte zur Erbprinzen-Theorie ausnahmslos in Bayern geschürt wurden. Dies wollen wir zum Ende unserer Betrachtungen nochmals festhalten:

- Schon kurz nach Auftauchen Kaspars soll sich in Nürnberg nach G. von Tucher bei Bürgermeister Binder ein anonymer Zettel eingestellt haben: „Ist nicht Kaspar Hauser ein Sohn der Großherzogin Stephanie?“<sup>664</sup>
- Im Münchner „Inland“ Nr. 331 stand bereits am 27. November 1829 mehr oder weniger unverblümt das Gerücht, Stephanie von Beauharnais, die Großherzogin von Baden, sei die Mutter Kaspar Hausers. Denn wie anders sollte man folgenden Satz interpretieren?

*„Vielmehr dürfte die Maßregel dem Vorteil einer ganz anderen Linie (gemeint ist die Li-*

---

661 Reinhard Heydenreuter: König Ludwig I. und der Fall Kaspar Hauser, in: Staat und Verwaltung in Bayern, 2003, S. 476.

662 Wir gehen, wenn überhaupt, in diesem Fall von Rheinbayern, also der heutigen Pfalz aus.

663 Howitt's Journal of Literature and Popular Progress, Bd. 1, 1847, 257ff.

664 Nach Trumpp, S. 30, bezweifelt von Otto Mittelstädt: Kaspar Hauser und sein badisches Prinzentum, Heidelberg 1876, S. 5f.

*nie einer ansehnlich begüterten Familie, die den einzigen männlichen Sprössling einer ganz anderen Linie durch geheime Einsperrung von der Erb- und Nachfolge habe verdrängen wollen) gegolten habe ...*<sup>665</sup>

- Dass sich im Frühjahr 1832 Gerichtspräsident Anselm von Feuerbach gezwungenermaßen in seinem Mémoire an Königin Caroline von Bayern im selbem Sinne äußerte und nunmehr bereits die ersten Buchstaben der Namen preisgab, haben wir bereits ausführlich kommentiert!
- Ein weiterer, sozusagen „hauptamtlicher“ Denunziator war Freiherr von Hormayer, bayerischer Gesandter in Hannover, der am 10. November 1834 von der Leine nach München schrieb:

*„Caspar Hauser gilt ebenso den höheren und gebildeten Circeln als dem großen und gemischten Publikum als der aus dem Weg geräumte und für todt ausgegebene Sohn des vorletzten Großherzogs ...“*

Von Hormayer belastete erstmals den nach Bayern umgesiedelten badischen Minister von Hacke. Einige hannoveraner Familien fungieren hier als vermeintliche Zwischeninformanten, und dies allein deshalb, um trefflich von München abzulenken. Das Gerücht sollte sozusagen von außen nach Bayern hineingetragen werden! Hacke dementierte alles!<sup>666</sup>

- Als (bestellter ?) Denunziat fungierte auch der „Gastwirth“ und „Spielwirth“ **Wilhelm Becht** aus dem Einraufshof (heute Einraffshof) bei Bad Brückenau im Untermainkreis, erwähnt bei van der Linde. Becht erstattete am 10. Januar 1834 gegenüber einem namentlich nicht bekannten **Staatsrat** in München eine schriftliche Anzeige.

Der Einraufshof war ein großer Gutshof, der seit 1820 zum Fuldischem Stiftungsgut (sog. Schilddeck-Stiftung) gehörte und im 18. Jahrhundert Steuerfreiheit genossen hatte. Er ging im Jahr 1834 vom Konrad Michael von Wankel (\*16.01.1749 +28.04.1834), erst fürstlich Fuldischer Titularhofkammerrath, dann bayerischer Hofkammerrath und ab 1819 Abgeordneter im Bayerischen Landtag, für 20000 Gulden auf einen gewissen Heinrich Sturz<sup>667</sup>, Schiffseigner und Kammerratssohn aus Mannheim, über, zusammen mit einem weiteren Hof,<sup>668</sup> der nun zugunsten des Einraufshofes aufgelöst wurde, in dem nun ein größerer Betrieb inklusive eigener Brauerei aufgezogen wurde.<sup>669</sup> Ob Wilhelm Becht schon vor 1834 unter Wankel, der sich 1796 wegen seines heldenhaften Einsatzes für den französischen General Bernadotte einigen Ruhm erworben hatte, als Pächter des Gasthofes mit Spiel- und Kasino-Betrieb tätig war, ist uns nicht bekannt. Wahrscheinlich ist es aber nicht, den er war ja ein Badener wie der neue Besitzer des Einraufshofes. Dem Lokalforscher Gert Nöhrbass zufolge suchte im Jahr 1837 sogar die verwitwete Großherzogin von Baden, Stephanie de Beauharnais, diesem Hof auf und hinterließ dort einen Brief unbekanntes Inhalts, der im Besitz des Chronisten ist.

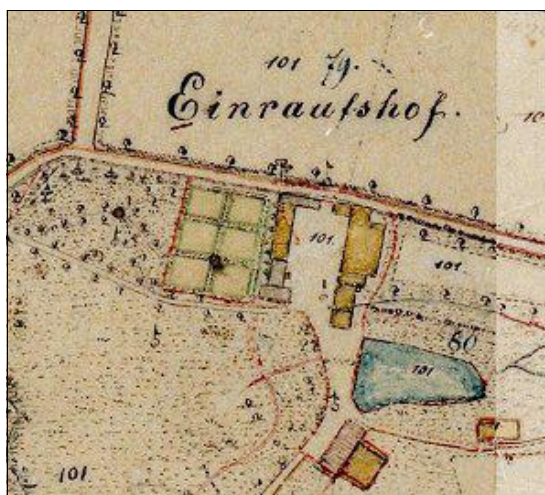


Abb. 164: Der Einraufshof bei Bad Brückenau auf dem Katasterplan von 1820.

Es steht zu vermuten, dass der Einraufshof ab 1834 für Baden eine politische Funktion besaß und

665 Linde 1, S. 164.

666 Linde 2, S. 93.

667 Lesart van der Linde; wohl eher Stutz.

668 Der sog. Klingelhof aus der Grafenrheinfelder Kirchenstiftung.

669 Der erste Braumeister hieß Christoph Kottenhäuser und stammte aus Neuburg bei Herzogenaurach.



möglicherweise als Diplomatie- und Spionage-Stützpunkt gegenüber dem unmittelbar benachbarten Bad Brückenau diene.<sup>670</sup> Diesen kleinen Kurort hatte der bayerische König Ludwig I. zu seiner bevorzugten Sommerfrische erklärt; er suchte ihn zwischen 1818 und 1862 insgesamt 26 Mal auf! In manchem Sommer wurde das Königreich Bayern mehr von Bad Brückenau als von München aus regiert! Wir stellen uns vor, dass man im Einraufshof u. U. Brückenauer Kurgäste mit politischer Funktion am bayerischen Hof beim Glücksspiel ausspionierte. Es handelte sich also nicht um einen x-beliebigen Hof in der Nordostecke Bayerns, von dem aus sich dieser Wilhelm Becht am 10. Januar 1834 mit einer brieflichen Anzeige einem namentlich nicht genannten Münchner Staatsrat gegenüber meldete, drei Monate bevor der bayerische Vorbesitzer des Einraufshofes starb.<sup>671</sup> Dass sich Becht an Wankel persönlich gewandt hatte, ist nicht ausgeschlossen, allerdings trug der geadelte Wankel, der einst einfacher Landwirt und Gerbermeister in Hammelburg gewesen war, in Bayern nicht den Titel des Staats-, sondern des Hofkammerrates.

Was den bayerischen Hof anbelangt, so erschien Wilhelm Becht nun einigermaßen termingerecht auf dem Plan, um das badische Herzogshaus und Major Hennenhofer erneut zu belasten und die Sache Bayerns voranzutreiben:

*„Hochwohlgeborener, insonders hochzuverehrender Herr Staatsrath! Wenn ich im Vertrauen auf Ihre mir anerkannte Biederkeit die Feder ergreife, so ist es mir von einer Seite im jetzigen Augenblick nicht ohne Interesse, Sie allverehrter Herr Staatsrath, von so manchem zu behelligen. Die Caspar Hausersche Geschichte könnte vielleicht durch den Weg, den ich Euer Hochwohlgeboren angeben will und kann, ans Licht befördert werden, nämlich - Es würde von großem Belang sein, wenn man genau ermittelte, ob der unter Carl Ludwig und Leopold von Baden befindliche Director des Ministeriums des Auswärtigen und des Großherzoglichen Hauses, Major von Hennenhofer, zur Zeit als der Unglückliche ermordet wurde, in Malberg war, dann ließe sich sicher der Weg zur ganzen Sache finden. - Ich selbst würde, wenn man es wünschte, gerne den Weg zur Ermittlung bieten, und zwar mit Verzichtleistung alles und jedes Interesses. Die Verfolgungen gegen mich von badischer Seite haben bis auf diese Stunde noch nicht aufgehört ... Auch wäre ich vielleicht im Stande, ich sage vielleicht, eine Abschrift, auch wo möglich Originalien herbeizuschaffen und zwar ein Aktenstück, wie es in den letzten Lebensjahren Carl Friedrichs mit dessen Unterschrift und Siegel zuging. Nun verehrter Herr Staatsrath hege ich zu Sr. Maj. dem weisesten König die allerunterthänigste Bitte, es möge Sr. Maj. gefallen, mir das bayerische Indigenat huldreichst ertheilen zu lassen. Mit dero ... W. Becht.“<sup>672</sup>*

Das war also ein übergelaufener V-Mann aus Baden, der belastendes Material anbot, um auf Dauer eine Aufenthaltsgenehmigung im Königreich Bayern zu bekommen, und man griff von bayerischer Seite liebend gern seine Thematik auf. Bechts Material wäre aber wohl nicht geeignet gewesen, den Fall Kaspar Hauser komplett aufzulösen, denn dazu hätte der bloße Nachweis der Siegel- und Unterschriftenfälschung durch den Major von Hennenhofer kaum genügt.

Was aus Wilhelm Becht später wurde, wissen wir nicht genau, außer, das er zuletzt hoch verschuldet gewesen sein muss. Becht wurde schließlich von mehreren badischen Gläubigern der Zwangsvollstreckung unterzogen. Anfang 1841 muss Wilhelm Becht noch am Leben gewesen sein, Ende 1841 lebten er und seine Gattin Katharina nicht mehr. Es gibt deshalb Grund zur Annahme, dass beide den Freitod gesucht haben. Das Becht'sche Anwesen in Römershag bei Bad Brückenau, zu dem neben einer Gastwirtschaft auch eine Bierbrauerei und Schnapsbrennerei gehörte, wurde hierauf versteigert, möglicherweise zugunsten erbberechtigter Kinder, die Becht

---

670 Nicht umsonst wurde Becht ja auch von Baden aus verfolgt, wie er selbst angab.

671 Am 15. Januar 1834 traf wohl in Folge dieser Anzeige eine entsprechende anonyme Meldung auch am Gericht in Ansbach ein, mit Poststempel Würzburg, in der der vormals badische Minister von Hacke in Bamberg und der badische Gesandte Tettenborn in Wien als Mitwisser bezeichnet wurden. Vgl. Mittelstädt, S. 7.

672 Linde 2, S. 95f.

in Baden zurückgelassen hatte.<sup>673</sup>

Vermutlich besteht Personenidentität mit einem Weinhändler Wilhelm Becht aus Karlsruhe, über den sich im Generallandesarchiv Karlsruhe eine Urkunde erhalten hat.<sup>674</sup> Dieser Becht wurde 1831 aktenkundig, weil bei der Badischen Ständekammer „um Schutz gegen Verfolgungen“ (!) eingegeben hatte.<sup>675</sup> Die Angelegenheit wurde am 21. Oktober 1831 verhandelt. Leider wissen wir nicht, worum es damals konkret ging.

Der Würzburger Regierungspräsident **August von Rechberg** hatte 1834 im Auftrag des bayerischen Innenministeriums die Ermittlungen geführt und wohl auch Becht verhört, als er soeben die Gastwirtschaft in Römershag gekauft und den Einraufshof verlassen hatte. Von Rechberg stellte Becht in seinem Bericht vom 8. Februar 1834 mit dem Vorwurf der Wichtigtuerei ein denkbar schlechtes Zeugnis aus.<sup>676</sup>

Schon einige Tage zuvor war von Rechberg, vermutlich aus derselben Ecke, die in seinem Regierungsbezirk Unterfranken lag, nach ersten Informationen ermittelnd tätig geworden und hatte u. a. versucht, über den relativ unverfänglichen Umweg des königlich bayerischen Universitätsamtes und des Stadtkommissariats Würzburg, verdeckt Informationen und Akten aus Mannheim zu besorgen, die vornehmlich Hennenhofers Schützling Ferdinand Sailer betrafen.<sup>677</sup>

Greifbare Ergebnisse zeitigten all diese Ermittlungen nicht, ab es kann dabei u. E. durchaus eine heiße Spur übersehen worden sein, nicht zuletzt deshalb, weil der Neubesitzer des Einraufshofes, Heinrich Sturz, ein Badener wie sein Angestellter Becht war, und über seinen Vater, den besagten Kammerrat, über brauchbare Verbindungen hinein in die fürstliche Hofkammer verfügt haben könnte. Für uns ist Becht aber auch deshalb interessant, weil er erstmalig von einem Erbprinzen Alexander gesprochen hatte. Das war nun nicht der angeblich beseitigte Erbprinz von 1812, wahrscheinlich auch nicht der nachgeborene Sohn der Stephanie von Beauharnais von 1816, der den Namen Alexander bekam, sondern möglicherweise jener bislang unerkannte Sohn der Fürstin, der schon 1809 gezeugt worden sein kann, und den wir bereits eingangs entsprechend der Trumpp'schen Hypothese als Napoleoniden in den Raum gestellt haben. Alexander war ein Name der Familie Beauharnais; so hieß z. B. der erste Mann der Josephine de Beauharnais, die möglicherweise Anteil an der heimlichen Entbindung Stephanies in dieser Zeit hatte. Gesetzt den Fall, Wilhelm Becht hätte seinerzeit recht gehabt, d. h. dieser erste Sohn hätte wirklich existiert, so wäre er seinen Aussagen zufolge in Heidelberg verstorben.

**Einmal mehr müssen wir die Validität einer Zeugenaussage offen lassen, sehen aber im Falle Bechts auch keine eindeutigen Ausschlussgründe. Wie dem auch sei, spätestens von diesem Jahr 1834 an war die Erbprinz-von Baden-Hypothese offizielle Hof-Doktrin im Königreich Bayern geworden.**

Im Jahr 1837 wurde August von Rechberg im Rahmen der Neuausrichtung der Bayerischen Innenpolitik Präsident des Oberappellationsgerichtes München. Er beerbte damit den Nachfolger Karls von Arco. Im Jahr 1840 sekundierte er Karl von Abel bei seinem Duell mit Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein, er muss deshalb zu dessen Freundeskreis gezählt werden. Vermutlich gehörte August von Rechberg damit jenem Kreis der ultramontanen Kräfte in Bayern an, die das Baden-Gerücht liebend gerne weiterverbreiteten. Vielleicht war er auch jener „*Graf Rechberg*“, dem man nach August von Platen in jungen Jahren ein Verhältnis mit Maria-Leopoldine von Bayern nachgesagt hatte.

---

673 Vgl. Neue Würzburger Zeitung Nr. 317 vom 15. November 1841 und den Allgemeinen Anzeiger für das Königreich Bayern Nr. 5 vom 16. Januar 1841 und Nr. 93 vom 20. November 1841.

674 Im Jahr 1822 Konzession für den Verkauf von fremden Weinen in Flaschen, GLA Karlsruhe, 206 Nr. 2049.

675 Vgl. Verhandlungen der Stände-Versammlung des Großherzogtums Baden im Jahre 1831 ..., Heft 27, Karlsruhe 1831, S. 81.

676 Vgl. Linde 2, S. 98f.

677 Kemming, Ferdinand Sailer, S. 84f.

**Diese neuen, ultrakonservativen Kräfte in der politischen Szene Bayerns, von Gise, von Abel, von Rechberg, soufflierten dem König, was er zu tun hatte, sie brachten aber im Gegensatz zum Fürsten von Oettingen-Wallerstein, je mehr sie gegen das Haus Baden intrigierten, Maria-Leopoldine und ihre Familie aus der Schusslinie, am Ende so sehr, dass selbst ein letzter Vorstoß der Gräfin Caroline von Albersdorf in dieser Richtung ins Leere lief. Damit war für die Kurfürstin-Witwe und das Haus Arco sowie das Königshaus ein für alle mal die Gefahr gebannt.**

Fassen wir diesen Abschnitt zusammen:

- Es haben sich die Hinweise darauf verdichtet, dass in Wirklichkeit die Ermordung Kaspar Hausers wie zuvor die Entführung von Bayern aus bewerkstelligt und hinterher dem Haus Baden nur in die Schuhe geschoben wurde, um daraus politischen Gewinn zu schlagen und gleichzeitig Maria-Leopoldine aus der Schusslinie zu bringen. Dies bestätigt voll unsere früheren Beobachtungen zum ambivalenten Verhalten König Ludwigs I., der erst für und dann vehement gegen eine Aufklärung der Mordtat war.
- Im Fall des Innenministers von Oettingen-Wallerstein musste der König besonders schnell und effektiv die Notbremse ziehen, denn dieser stand für eine gewissenhafte und vollständige Aufklärung. Ein nachhaltiger Stopp seiner Recherche gelang letztendlich nur dadurch, dass man seinen Kopf, den namhaftesten im bayerischen Ministerrat, rollen ließ.
- Der Mörder Kaspar Hausers und sein Helfer Friedrich Baptist wurden mit hoher Wahrscheinlichkeit von Bayern aus angeworben. Wer den konkret Mordauftrag gab, bleibt nach wie vor unklar, es steht aber nun auch die genannte Kamarilla um Karl von Abel unter Verdacht und ein entsprechender geheimdienstlicher Auftrag von bayerischer Seite aus im Raum.
- Dass ein badischer Major Hennenhofer oder ein Ferdinand Sailer direkt in den Mordfall Hauser verwickelt war, ist unter Berücksichtigung ihres Briefwechsels und anderer Quellen nicht sehr wahrscheinlich. Der zufällig in Zürich gefundene Brief mit den Angaben zu Kaspar Hauser kann auch fingiert gewesen sein. Schwer zu beurteilen sind in diesem Zusammenhang auch die Aussagen eines Wilhelm Becht aus dem Einraufshof bei Bad Brückenau.
- Eine konkrete Chance, mit dem Fall Kaspar Hauser seiner Ansprüche auf die vormals bayerischen Gebiete am Rhein geltend zu machen, erhielt der bayerische Hof dennoch nicht! Hier waren ganz andere Einflussfaktoren, z. B. das Veto Russlands und die Ereignisse der bürgerlichen Revolution von 1848 maßgeblich, die eine Verfolgung der Ansprüche nicht mehr zuließen.
- Doch auch danach ließ man von Bayern aus die Erbprinz-von-Baden-Geschichte nicht einschlafen. Der liberale bayerische Abgeordnete Georg Friedrich Kolb propagierte sie erneut in einem Buch von 1859, wobei er die inzwischen verstorbene Kurfürstin Maria-Leopoldine ohne Namensnennung und nur in einem Nebensatz streifte. Soweit war sie also bereits in Vergessenheit geraten.
- Dagegen hatte sich die Annahme, Kaspar Hauser sei der wahre Erbprinz von Baden, so in den Köpfen verfestigt, dass sie zu gelebter Realität wurde, nicht nur in Bayern und Baden, sondern in ganz Europa. Dies gilt im Grunde genommen bis zum heutigen Tag! Auch die Maßnahmen der Rothschilds und Klübers haben da nichts gerade biegen oder aufhalten können! Da Kolb auch dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein nahe stand und mit diesem in derselben Koalition tätig war, scheint auch der an sich Kaspar-treue Fürst am Ende den Glauben an Kaspar Hauser verloren zu haben.
- Mit der Stephanie-de-Beauharnais-Napoleoniden-Theorie beschäftigte sich damals niemand mehr. Sie wäre u. U. die heißere Spur nach Baden gewesen!

Summa summarum war eine Chance mehr in der Aufklärung des Verbrechens an Kaspar Hauser vertan!

## *In dubio pro reo*

Nach all diesen Informationen stellt sich der Fall Kaspar Hauser als ein vielgliedriges, von vielen direkten und indirekten Einflussfaktoren abhängiges Phänomen dar, als ein Geschehen, das am Ende viel komplexer ist, als man es anfangs vermuten konnte. Sehr viele Spuren verlaufen in Richtung der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine:

Der Generalverdacht, der vom „M. L. Ö.“ des Spiegelschriftzettels seinen Ausgang genommen hatte, ist also gegen Ende unserer Recherche ist nicht aufgehoben, ganz im Gegenteil. Eine Fülle von Indizien für eine Beteiligung am Fall Kaspar Hauser lastet auf Maria-Leopoldine und ihrer Familie. Wir sollten in diesem Zusammenhang nochmals daran erinnern, dass schon Leopoldines erstes Kind das Schicksal eines Kaspar Hausers erlitten hatte.

Zu Ihren Lebzeiten wurden alle Ermittlungen, die zum Nachweis ihrer Verbrechensbeteiligung im Fall Kaspar Hauser geführt hätten, auf höchsten politischen Befehl hin niedergeschlagen. Daran änderte sich auch nicht, als Maria-Leopoldine nach ihrem Tod zur rein historischen Figur geworden war. Bis zum Ende der Wittelsbacher-Herrschaft in Bayern, ja bis in die heutigen Tage, ging und geht es von gewisser Seite ausschließlich darum, allen Verdachtsmomenten aus dem Weg zu gehen, und alles, was zur Aufklärung führen könnte, zu vertuschen. Deshalb ist Maria-Leopoldine – gerade im Falle etwaiger Unschuld! – nicht korrekt exkulpiert, und der Verdacht der kriminellen Täter- oder zumindest Mittäterschaft bei der Ermordung Kaspar Hausers haftet ihr weiterhin fest an.

Ganz unverständlich, ja geradezu suspekt ist in diesem Zusammenhang, dass die jüngste Biographin der Kurfürstin, Sylvia Krauss-Meyl, die sich ihr bietende Chance einer Rehabilitation nicht nutzt, obwohl sie doch im Wittelsbacher-Archiv an der wohl reichhaltigsten Quelle saß. Im Gegenteil: Indem sich Frau Krauss-Meyl trotz gravierender Verdachtsmomente und des unmöglichen Verhaltens der Ermittlungsorgane nur zu einem kurzen Dementi in einem einzigen Nebensatz verlor,<sup>678</sup> ohne den über Jahre laufenden Fall aus ihrer Sicht neu aufzurollen oder gar Beweismittel zur Entlastung der Kurfürstin vorzulegen, belässt sie diese genau in dem Dilemma, in das sie vor fast 200 Jahren geriet. Als Leser der Biographie fragt man sich unwillkürlich, ob hier nicht zum zweiten Mal ein Verdikt des Hauses Wittelsbach im Hintergrund gegriffen hat. Bei unabhängiger Historiographie ginge es jedenfalls u. E. nicht an, über die wohl schwierigsten Jahre der Kurfürstin einfach hinwegzusehen!

Interessanterweise soll Prof. Reinhard Heydenreuter, der frühere Leiter des bayerischen Hauptstaatsarchivs und ehemalige Vorgesetzte Sylvia Krauss-Meyls, den Angaben Rudolf Biedermanns zufolge eine Zeit lang in öffentlichen Vorträgen vehement die These vertreten haben, Maria-Leopoldine sei in der Tat die Mutter Kaspar Hausers gewesen. Heydenreuter sollte es an sich besonders gut gewusst haben! Heute, nachdem er das Hauptstaatsarchiv verlassen hat und als Honorarprofessor arbeitet, hört man nichts mehr davon, ganz im Gegenteil: Alle uns bekannten, diesbezüglichen Veröffentlichungen Heydenreuters schweigen sich über diese essentielle Frage aus!<sup>679</sup> Ob auch hier das Haus Wittelsbach „moderierend“ eingegriffen hat? Die Frage ist wohl statthaft! Heydenreuter hat eine dazugehörige Anfrage unsererseits nicht beantwortet.

Wie leicht ist es dagegen, alles als unhaltbare Kolportage und billigen Klatsch abzutun, gerade so, wie es im 19. und 20. Jahrhundert oft der Fall war! Was die Gerüchteküche zu Schwerverbrechen im Allgemeinen betrifft, urteilte Anselm von Feuerbach, dieser erfahrene Jurist und Kriminalist, seinerzeit folgendermaßen:

*„Gerüchte sind freilich Gerüchte, sind aber darum nicht zu verachten; sie fließen oft aus sehr echten Quellen; sie haben, wo es geheimer Verbrechen gilt, häufig darin ihre Entstehung, dass der eine oder andere Mitwissende geplaudert hat, mit seinem Vertrauen zu freigebig gewesen ist*

678 Krauss-Meyl, S. 83.

679 Biedermann, S. 223f. Zum Vergleich: Reinhard Heydenreuter: Kriminalgeschichte Bayerns, Regensburg 2008, S. 273ff.

oder sonst eine verräterische Unvorsichtigkeit begangen hat, oder weil ein Mitschuldiger, um sein Gewissen zu erleichtern oder um sich wegen getäuschter Hoffnungen zu rächen und dergleichen im Stillen die Entdeckung der Wahrheit herbeizuführen sucht, ohne an sich selbst zum Verräter werden zu müssen usw. Aus diesen Gründen zählen die Rechtsgelehrten auch Gerüchte (die *fa-mam publicam*) zu den Anzeigungen (Indizien) von Verbrechen und deren Urhebern und Teilnehmern ...<sup>680</sup>



Abb. 165: Maria-Leopoldine als reife Frau. Gemälde von Schloss Moos.

existierten, wurden alle vernichtet, etwaige Mitwisser hielten dicht, und ein Mörder oder Mordgeselle stellte sich nicht! Damit gilt weiterhin:

*„In dubio pro reo, im Zweifelsfall für den Angeklagten!“*

Dies wollen wir am Ende unverblümt einzuräumen; es tut dem Wert unserer Recherche keinen Abbruch!

Aber auch ein Anselm von Feuerbach musste in seinem Mémoire an Königin Caroline in Bezug auf die Erbprinz-von-Baden-Theorie zugeben, nur von moralischer Gewissheit, nicht von juristisch hieb- und stichfesten Beweisen sprechen zu können.

Nicht anders ergeht es uns gegen Ende dieser Recherche.

So dicht das Netz an Indizien und Hinweisen aus dem 19. Jahrhundert auch ist, es gelang bei der raffinierten Hinhalte-taktik des Königshauses und der massiven Blockade der Ermittlungsorgane weder einer Caroline von Albersdorf noch einem Johann Samuel Müller, einem Ludwig von Oettingen-Wallerstein oder sonst irgend jemandem, einen bestimmten Auftragsmörder Kaspar Hausers dingfest zu machen bzw. die Kurfürstin Maria-Leopoldine konkret des Ehebruchs und der Zeugung eines außerehelichen Kindes zu überführen. Uns ergeht es nicht anders.

Maria-Leopoldine kann deshalb im juristischen Sinn nicht als des Verbrechens überführt bezeichnet werden. Die konkreten Beweismittel, so sie überhaupt in schriftlicher Form

---

680 Pies, Fälschungen, S. 345.

## **Die Verbrechen an Kaspar Hauser – eine summarische Darstellung**

Die folgende Aufstellung integriert alle Informationen und Rückschlüsse, die wir in den vorangegangenen Kapiteln erarbeitet haben. Sie trägt den Charakter einer Arbeitshypothese und dient ausschließlich dazu, den künftigen Forschungsrahmen abzustecken. Unumstößliche Wahrheiten werden hier nicht verkündet. Es ist gut möglich, dass zusätzliche Informationen zu Kaspar Hauser in der Zukunft erforderlich machen, das Schema zu variieren oder zu korrigieren.

Zur nomenklatorischen Abstufung des Wahrscheinlichkeitsgrades sprechen wir im Folgenden von einer „*sehr hohen, hohen, geringen, sehr geringen, gegen Null gehenden Wahrscheinlichkeit*“. Daneben finden folgende Adjektive mit demselben Ziel Verwendung: „*ausgeschlossen, unwahrscheinlich, wenig oder gering wahrscheinlich, möglich, gut möglich, wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich, nahezu sicher, sicher*“. Wir bitten den Leser/die Leserin, diese Abstufung zu beachten.

- Kaspar Hauser wurde mit hoher Wahrscheinlichkeit im bayerischen Kriegsjahr 1809 während des sogenannten 5. Koalitionskriegs (Frankreich und Bayern gegen Österreich und England) gezeugt und anschließend zeitgerecht entbunden. Eine Geburt im Jahr 1810 ist möglich, eine spätere sehr unwahrscheinlich.
- Seine Mutter war wahrscheinlich die Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine von Österreich-Este. Demnach zeugte sie den Jungen zwischen den beiden legitimen Kindschaften aus der Ehe mit Graf Ludwig von Arco unbeabsichtigt anlässlich einer ihrer zahlreichen Liebschaften im Frühjahr/Sommer 1809, am ehesten mit einem französischen Offizier in hohem Rang. Die Entbindung sollte zwischen Herbst 1809 und Frühjahr 1810 in Franken stattgefunden haben. Eine offizielle Anerkennung des Kindes wäre nicht möglich gewesen, da damit die Ehe der Maria-Leopoldine zerstört, sie selbst, die Familie Arco und der bayerische Hof in unerträglicher Weise kompromittiert worden wären.
- Es ist sicher, dass Maria-Leopoldine aus Gründen der Reputation und wegen politischer Implikationen schon einmal ein illegitimes, im Herzogtum Krain geborenes Kind verschwinden ließ (1800/1801). Dass dieses Kind Kaspar Hauser war, ist zwar nicht prinzipiell ausgeschlossen, aber relativ unwahrscheinlich.
- Über den Kindsvater wissen wir nichts Verlässliches. Im Fall der Mutterschaft Maria-Leopoldines halten wir eine Vaterschaft des verdächtigten Majors Friedrich von Wessenig, bei dem 1828 Kaspar Hauser in Nürnberg abgegeben wurde, für wenig wahrscheinlich, eine Vaterschaft des großen Korsen Napoleon Bonaparte trotz seiner Präsenz in Bayern und Österreich für unmöglich. Ansonsten sind mehrere Vaterschaftsvarianten denkbar.
- Alternativ kommt als Mutter eine andere Dame des Hochadels in Frage. Es ist nach wie vor nicht ausgeschlossen, dass Stephanie de Beauharnais die Mutter Kaspar Hausers war. In diesem Fall ist die Vaterschaft Napoleons sehr wahrscheinlich, die Vaterschaft ihres angetrauten Gatten, Großherzog Karls von Baden, dagegen nicht. Mit dieser Hypothese korrespondieren folgende Phänomene: Kaspar war Leitname der Familie Beauharnais, es gab ein diskretes Treffen zwischen Napoleon und Stephanie im Frühjahr 1809 und etliche Verhaltensauffälligkeiten bei Stephanie, Karl von Baden und Napoleon Ende 1809/Anfang 1810, die zu einer heimlichen Schwangerschaft und Entbindung passen.
- Im Fall der Mutterschaft Stephanies ist anzunehmen, dass Maria-Leopoldine von Österreich-Este aufgrund persönlicher Beziehungen früh in die Lösung des Kind-Problems, sprich in seiner Wegschaffung aus politischen Gründen, involviert war. Dazu, wo dieses Kind geboren worden wäre, können wir aus der Wanghausen-Geschichte heraus nichts beisteuern, als grober Rahmen gilt Frankreich und das Elsaß.

- Einen Kinds-Austausch resp. die Unterschlebung eines fremden Kindes entsprechend der konventionellen Erbprinz-von-Baden-Theorie halten wir dagegen für ausgeschlossen, weil mit wichtigen Eckdaten unserer Ermittlung nicht vereinbar.
- Im wahrscheinlicheren Fall der Mutterschaft Maria-Leopoldines ist eine heimatnahe Entbindung in Nordbayern, an einem Ort, der von ihrem Gut Stepperg aus leicht erreichbar war, sehr wahrscheinlich, desgleichen eine solche in städtischem Milieu, mit einer entsprechenden ärztlichen Versorgung. Die Städte Altbayerns südlich der Donau kamen wegen ihrer relativen Nähe zur Landeshauptstadt München, zum bayerischen Hof und wegen der Kriegsfolgen nicht in Frage. Der bayerische Hof dürfte über die Schwangerschaft der Kurfürstin-Witwe zunächst nicht informiert gewesen sein.
- In diesem Zusammenhang erfährt sogar die seinerzeit nicht weiterverfolgte Anzeige einer Ansbacher Witwe eine gewisse Wahrscheinlichkeit, Kaspar wäre in der Stadt seines Lebens und Sterbens, in Ansbach, heimlich geboren und dort für maximal ein dreiviertel Jahr gesäugt und aufgezogen worden.
- Eine heimat-ferne Geburt Kaspars, etwa in Ungarn oder in der Slowakei, halten wir allein wegen des zu unterstellenden Sicherheitsbedürfnisses einer werdenden Mutter für sehr unwahrscheinlich. Schon die Fahrt in der Kutsche hätte zu einem Abort führen können, und die dortige medizinische Versorgung erreichte in keiner Weise bayerischen Standard. Prompt verliefen alle diesbezüglichen Spuren bislang im Sand.
- Schon um 1800 und dann wieder erneut Ende 1809/Anfang 1810 dürfte mit hoher Wahrscheinlichkeit eine gewisse Anna Frisacco aus Triest, später Dalbonne genannt, bei Maria-Leopoldine in Diensten gestanden haben. Mit der Dalbonne wurde wahrscheinlich mit der Zustimmung und dem finanziellen Engagement der Kurfürstin-Witwe zunächst die Verbringung des Kindes nach Triest und vermutlich die Weitergabe auf ein Handelsschiff vereinbart – wie schon beim ersten Kind.
- Letzteres träfe in etwa auch dann zu, falls nicht Maria-Leopoldine, sondern alternativ eine andere hochadelige Frau wie z. B. Stephanie de Beauharnais, die Mutter des Kindes war. Maria-Leopoldine hätte in diesem Fall über ihre vielfältigen Beziehungen und aufgrund ihrer Erfahrung in der Beseitigung des Kindes vermittelnd eingegriffen.
- Maria-Leopoldines Wunsch nach Beseitigung des Kindes analog zu ihrem ersten Kind ging nicht wie geplant in Erfüllung. Dies liegt zum einen an der zwielichtigen Rolle der Anna Frisacco, die nicht nur mit ihrer Auftraggeberin zusammenarbeitete, sondern auch unter der Einflussnahme eines falschen Major Dalbon stand und ab einem gewissen Zeitpunkt mit einem freimaurerischen Verschwörerkreises junger fränkischer Intellektueller konspirierte, die gemeinsam in Erlangen (1804-1010) studiert hatten. Anstatt den kleinen Kaspar zur Adria mitzunehmen, spielte die Dalbonne dem Pfarrer Ludwig Würth, der ja nach eigenen Aussagen in Ansbach viele Freunde und einen Familienschwerpunkt hatte, das Kind als Säugling zu.
- Zunächst wurde der kleine Kaspar ab 1811 (vielleicht noch Anfang 1812) vorübergehend in der Nähe Nürnbergs verborgen. Plausibel wäre eine Unterbringung bei Triesdorf, im Schloss Falkenhaus – eine nicht ganz neue Vermutung. Triesdorf gehörte jedenfalls ab 1811 genau zum Pfarrsprengel des Hauptverschwörers und Vikars Ludwig Würth! Die näheren Umstände einer solchen Unterbringung des Säuglings Kaspar Hauser sind nicht bekannt. Gesäugt wurde in der Regel durch eine Leihamme bis zum dritten Lebensjahr!
- Vielleicht entschloss sich die Dalbonne Ende 1811 oder Anfang 1812 doch noch, das Kind mit nach Triest zu nehmen. Sicher ist dies allerdings nicht, zumal die Verbringung Kaspars auf ein Schiff wegen der Seeblockade der Franzosen durch die Engländer ein großes Risiko gewesen wäre. Ende 1813 oder Anfang 1814 sucht der Pfarrer Ludwig Würth ausgerechnet Triest auf, was

damit in Zusammenhang stehen könnte.

- Die Dalbonne hatte sich eventuell schon vor 1809 oder noch früher mit einem falschen französischen „Major“ namens Dalbon liiert. Dies war ein ehemaliger Republikaner, Kriegsgewinnler und verheirateter Mann, der inzwischen im anti-bonapartistischen Untergrund agierte. Im Jahr 1812 scheint es unter nicht näher geklärten Umständen zur Trennung der Dalbonne von diesem Mann gekommen sein; dessen Erfrierungstod anlässlich des Russlandfeldzuges Napoleons 1812 halten wir für fingiert. Aus der Beziehung ging ein Kind hervor, das wenig später starb.
- Als sich den Jahren 1812 und 1813 für die fränkischen Verschwörer und für Karl Mayer die Chance ergab, im neugegründeten Salzach-Kreis resp. in Vöcklabruck im westlichen Hausruckviertel eine neue berufliche Karriere zu starten, musste die provisorische Unterbringung Kaspars in Nordbayern ein Ende nehmen. Man entschloss sich aus Sicherheitsgründen, das Kind in den Salzach-Kreis zu bringen und dort auf Dauer verschwinden zu lassen. Zum Verschwörer-Trio stieß in Vöcklabruck über freimaurerische Verbindungen und/oder die „Erweckungsbewegung“ von Oberösterreich auch der evangelische Pfarrer Johann Adam Leydel aus Attersee, ein gebürtiger Franke wie die Lampert und Würth. Die „Erweckungsbewegung“ wurde zu Napoleons Lebzeiten mit englischem Geld – sprich Rothschild-Geld – unterstützt.
- Sollte Kaspar Hauser zwischenzeitlich in oder bei Triest oder Laibach „geparkt“ worden sein, so ist vielleicht nicht unwichtig, dass die Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine gerade im wichtigen Jahr 1811 von Stepperg aus hinein in die neuen „illyrischen Provinzen“ Napoleons (Krain, Laibach, Triest) Geschäftsbeziehungen unterhielt, wie wir inzwischen nachweisen konnten. Geschäftspartner war der zum Widerstand Österreichs zählende Graf Franz von Hohenwart, Herr von Raunach und Gerlachstein. Vielleicht lief über diese Achse zunächst auch Geld für die Dalbonne und die weitere Verbringung Kaspars.
- Spätestens im Salzach-Kreis dürften sich die Wege der Dalbonne und Kaspar Hausers für immer getrennt haben. Kaspar Hauser landete im Frühjahr 1814 in einem Verlies beim Schloss Wanghausen, die Dalbonne kehrte 1814 nach Triest zurück, um als verkappte Agentin in die Dienste der inzwischen exilierten Familie Bonaparte zu treten (Jérôme und Caroline Bonaparte). Auch in dieser Funktion kann sie der Pfarrer Würth nach 1818 nochmals in Triest aufgesucht haben.
- Der Verschwörerkreis, dem Kaspar übergeben worden war und der uns namentlich bekannt ist (Würth, Mayer, Lampert, Leydel) hatte höchstes Interesse, Kaspar Hauser aus der Welt zu entfernen, ohne ihn umzubringen. Dahinter standen wahrscheinlich Interessen Englands, das in Kaspar Hauser einen Napoleon-Sohn vermutete. Die Verschwörer wurden wahrscheinlich vom englischen Bankhaus Nathan Rothschild unterstützt, das die notwendigen Aktionen finanzierte. Seitens der Entführer kamen prinzipiell zwei Motive zum Tragen, das Verbrechen am Kind zu begehen: 1. anti-bonapartistische, national-liberale Radikalität (auch gut zur alternativen Mutterchaft Stephanies de Beauharnais passend!) oder 2. persönliche Hoffnungen, durch die Verhinderung der Erbfolge bezüglich eines enormen Vermögens, über die Achse Maria-Leopoldine, zu Reichtum und Position im jungen Königreich Bayern zu erlangen. Wahrscheinlich ist allerdings nur das erstere.
- Dass Kaspar Hauser kurzfristig in einer Kapelle bei Vöcklabruck untergebracht war, die rasch aus Sicherheitsgründen aufgegeben werden musste, halten wir inzwischen entgegen den anfänglichen Annahmen für sehr unwahrscheinlich, denn ein entsprechender Kirchenraum bot sich bei Vöcklabruck gar nicht an. So wurde der Entführte mit hoher Wahrscheinlichkeit im Frühjahr 1814 in das allseits umfriedete Areal des verwaisten Schlosses Wanghausen an der Salzach, zunächst aber nur zeitweise. Die hierzu notwendige Vereinbarung mit dem in Landshut lebenden Schlossbesitzer Johann Nepomuk von Prielmayer, bzw. mit seiner Schwester, der Baroness Anna von Prielmayer, die damals als alleinstehende Frau in Schloss Wanghausen lebte, kam vermutlich über freimaurerische Untergrundkontakte zustande.



- Im Frühjahr 1814 wurde der kleine, der säugenden Brust entwöhnte und den Windeln entwachsene Kaspar Hauser erstmalig in einem mit Brennholz getarnten Beigebäude des Schlosses untergebracht und dort, in einem verdunkelten Raum liegend, von dem Pfarrer Johann Adam Leydel anlässlich einer Reise in die alte Heimat gesehen und beschrieben. Dieser Begegnung schreiben wir einen sehr hohen Grad an Wahrscheinlichkeit, ja nachgerade Sicherheit zu.
- Wir entnehmen diesem Umstand die interessante Information, dass die bezweifelten Angaben des Nürnberger Bürgermeisters Binder in seiner Bekanntmachung vom 7. Juli 1828, Kaspar sei relativ früh versperrt gewesen, doch im Wesentlichen stimmen. Da Kaspar andererseits in Wanghausen auch einem schulischen Primärunterricht, der vermutlich in Burghausen stattfand, unterzogen worden sein muss, währte diese Wegsperrung nicht ständig, sondern vermutlich zunächst nur, wenn sein Verwahrer ortsabwesend war. Es ist auch gut möglich, ja relativ wahrscheinlich, dass Kaspar Hauser damals (oder noch kurz zuvor) zeitweise im Schlossgebäude selbst untergebracht war und von einer ost-sprachlichen Kindesmagd versorgt wurde. In dieser Zeit hatte Kaspar auf jeden Fall Menschenkontakt aus dem Innviertel heraus, sonst hätte er nicht den altbayerischen Dialekt erwerben können, den er später in fränkischer Umgebung nicht mehr ablegte.



*Abb. 166: Wanghausen im frühen 20. Jahrhundert: Zu Füßen des Schlosses erkennt man den Schlot einer Kalkbrennerei, die Kaspar Hausers Zeit noch nicht existierte. Das sogenannte Jagdhaus oder „Salettl“ zu Füßen des Schlosses liegt hinter einer Pappelallee. Im Wald seitlich hinter dem Schloss ist der einstige Standort von Kaspar Hausers Verlies zu vermuten.*

- Die Frage, ob Kaspars Kindesmagd in seiner ersten Zeit in Wanghausen die besagte Dalbonne gewesen sei, möchten wir abschlägig beantworten. Beider Wege hatten sich, wie bereits geschildert, bereits getrennt. Die Dalbonne lernte im Übrigen erst viel später Ungarisch und vermutlich auch dies nur rudimentär, so dass sie bei Kaspars Sprachkenntnissen allenfalls den slawisch-slawnischen Anteil vermittelt haben könnte, nicht jedoch den ungarischen. Denkbar, wenn auch nicht zwingende Voraussetzung ist in Wanghausen die Anwesenheit einer weiteren Hilfskraft, die des Ungarischen mächtig war und aus dem Komitat Neutra stammte.

- Es stellt sich die Frage, ob Maria-Leopoldine 1. vom fränkischen Verschwörerkreis und 2. vom Aufenthalt Kaspar Hausers in Wanghausen wusste. Wir können beides nicht hundertprozentig ausschließen; wahrscheinlich ist weder das eine noch das andere. Dies gilt auch unter Berücksichtigung der Tatsache, dass Maria-Leopoldine nachweislich mit dem Besitzer von Schloss Wanghausen, Freiherrn Johann Nepomuk von Prielmayer, bekannt war und mit ihm Geschäfte machte. Vermutlich hatte die Kurfürstin über fast zwei Jahrzehnte keine sichere Information über den Verbleib ihres weggegebenen Kindes. Dabei war sie wenigstens einmal für einige Wochen ganz in der Nähe seines Verwahrungsortes, in Haiming und Piesing am anderen Ufer der Salzach.
- Kaspar blieb in Wanghausen in einem Wechselspiel zwischen isolatorischer Kerkerhaft und früh-kindlicher Erziehung (in geringem Umfang) bis ca. 1816. Die Organisation übernahm wahrscheinlich der Advokat Christian Lampert, der in das nahe Rosenheim versetzt worden war, die Betreuung vor Ort mit höchster Wahrscheinlichkeit das Abdecker-Ehepaar Anna Maria und Simon Drechsel, das in der ehemaligen Mathiesen-Sölde im nahen Weiler Neubruch lebte und dort eine Weißriemlerei und die Schweinezucht betrieb. Alle anderen Verschwörer kehrten 1816 nach Zentralbayern zurück.
- Mehr oder weniger durch einen Zufall, nämlich durch die Tatsache, dass zwei der fränkischen Verschwörer im bayerischen Salzach-Kreis als evangelische Gemeindepfarrer wirkten, hatte ein aus Ödenburg/Sopron stammender Pfarrer namens Johann Samuel Müller Einzelheiten von diesen Aktionen erfahren. Der Versuch, ihn in den Verschwörerkreis zu integrieren, schlug nach längerer Zeit fehl, Müller distanzierte sich am Ende eindeutig, wechselte später die Konfession und sah sich wegen seiner Mitwisserschaft sogar gewissen Verfolgungen bis hin zum Mordanschlag und im Weiteren einem Rufmord ausgesetzt. Seine Anzeige beim Ansbacher Appellationsgericht zur Jahreswende 1829/1830, die sich nachträglich auch gegen die Dalbonne richtete, schlug dem Willen höchster Regierungskreise in Österreich und Bayern entsprechend fehl.
- Die Sicherheitslage in Wanghausen änderte sich drastisch nach 1816, als das Innviertel wieder an Österreich zurückfiel. Das Schloss blieb zwar formal in der Verfügung der Prielmayers, stand aber unter österreichischer Kuratel und war möglicherweise zeitweise von einem berittenen österreichischen Truppenkontingent besetzt. Ab diesem Zeitpunkt war es nicht mehr möglich, Kaspar Hauser längere Freiphasen bei Tageslicht zu gewähren. Er verschwand ausschließlich in dem für ihn präparierten, abgedunkelten und schallisolierten Verlies eines holz-umstellten Beigebäudes im Schlosspark von Wanghausen. Kaspar verlor in der Isolationshaft die Erinnerung an seine frühe Kindheit und an alle damit verbundenen Fertigkeiten, wurde allerdings weiterhin vom Simon Drechsler und seiner Frau mit dem Notwendigsten versorgt und am Leben erhalten.
- Diese Phase der Isolationshaft dauerte ca. 12 Jahre. Irgendwann mag das politische Interesse am „lebenden Toten von Wanghausen“ erlahmt sein. Falls er ein Sohn Napoleons war, geschah dies sicher nach dessen Tod oder in einiger Distanz zu diesem, als klar wurde, dass ein direkter Nachfahre Bonapartes nie mehr in eine politische Funktion in Europa kommen würde. Zu diesem Zeitpunkt zog sich der englische Geldgeber im Hintergrund endgültig zurück. Auch dem nach Bayern zurückgekehrten Verschwörerkreis wird Kaspar am Ende mehr und mehr zur Last geworden sein, selbst wenn er von Maria-Leopoldine/von Eichthal weiter Schweigegeld für das einstige „Beseitigen“ des Kindes erhielt. Da ihnen dadurch ein etwas aufwändigerer Lebensstil möglich wurde – bei Pfarrer Würth ist er verbürgt –, änderten sie nichts an diesem Status, schränkten aber die Zuwendungen an Simon Drechsler ein und ließen sie am Ende womöglich ganz sein.
- Es wird also im Frühjahr 1828 dem Bewacher Kaspars vorbehalten geblieben sein, die Initiative zu Kaspars Freilassung zu ergreifen. Wahrscheinlich hatte der Bewacher die Lust an Kaspars weiterer Versorgung längst verloren, wahrscheinlich blieben die Zahlungen für seine Dienste

immer öfter aus. So brachte er Ende Mai 1828 Kaspar mit seinem Schinderkarren zurück in seine fränkische Geburtsregion und setzte ihn vor den Toren Nürnbergs aus. Dies geschah mit hoher Wahrscheinlichkeit zur Überraschung derer, die zuvor an Kaspars Beseitigung beteiligt gewesen waren. Kaspar ging selbständig zum Unschlitt-Platz, wo er schließlich aufgefunden wurde.

- Der Versuch, den jungen Kaspar bei Major von Wessenig und damit einer bayerischen Truppeneinheit der „Schwoliger“ unterzubringen, entsprang möglicherweise dem Umstand, dass Kaspars Bewacher u. U. selbst Kriegsdienst bei den Chevauxlegers geleistet hatte. Eine Militärkarriere für Kaspar war aber auch schon Jahre zuvor vom protestantischen Verschwörer-Zirkel angedacht worden, auch die Unterbringung in einem Fuhrunternehmen, quasi als Zukunftsprojekt.
- Erst jetzt, als man in Bayern auf den Findling Kaspar Hauser allgemein aufmerksam geworden war, sicher vor dem 17. Oktober 1829, wurde Graf Ludwig von Arco von seiner Gattin Maria-Leopoldine, so sie die Mutter des Findlings war, in die frühere Entbindung und Beseitigung des unehelichen Kindes eingeweiht. Graf Ludwig mag wegen dieser peinlichen Angelegenheit seine ihm längst entfremdete Frau verachtet haben. Er, sein Sohn Aloys und/oder eventuell sein Bruder Karl waren aber nicht minder als Maria-Leopoldine daran interessiert, das Problem Kaspar aus der Welt zu schaffen, gefährdete doch seine Enttarnung große Teile des Familienvermögens. Sie scheinen sich deshalb nach dem genannten Termin geeinigt und aktiv um Maßnahmen zur Wahrung des Geheimnisses gekümmert zu haben.
- Kaspars Leben unter den Menschen ist gut dokumentiert und bedarf hier keiner detaillierten Schilderung. Das Hackmesser-Attentat wurde wegen des Dilettantismus, mit dem es ausgeführt wurde, wahrscheinlich entsprechend Kaspars eigener Vermutung von seinem früheren Bewacher in Wanghausen durchgeführt, der Enttarnung fürchtete. Zur entsprechenden Konsequenz des Handelns, sprich zum Vollzug des Mordes, war dieser Mann jedoch zu diesem Zeitpunkt nicht im Stande, und Kaspar Hauser überlebte.
- Einen politischen Hintergrund erkennen wir hier nicht zwingend, allerdings stehen erste Aktivitäten des Hauses Rothschild im Raum: Maria-Leopoldine war um den 9. Oktober herum noch in Kassel gewesen und hatte sich nach Kontakten mit der dortigen Geschäftswelt nachweislich mit dem örtlichen Einfluss der Rothschilds auseinandergesetzt. Von Kassel aus wäre leicht das Nürnberger Attentat zur Belastung der Kurfürstin-Witwe zu arrangieren gewesen, da man wusste, dass diese am Attentats-Tag dort weilen würde. Dazu musste man ihr allerdings einen Anlass zum Abstecher nach Nürnberg geben, was nicht schwergefallen sein dürfte. Oder die Familie von Arco kam aus Neugierde wegen Kaspar Hauser von selbst nach Nürnberg, um etwa auszuloten, wie man weiteren Verdächtigungen aus dem Weg gehen konnte.
- Dass der Attentäter vom 17. Oktober 1829 von Maria-Leopoldine gedungen wurde, glauben wir nicht, denn dazu passt nicht die Situation ihrer langen Reise in den Norden, mit all deren Unabwägbarkeiten. Außerdem hätte man im Fall der Auftraggeberschaft erwarten dürfen, dass die Familie von Arco an diesem Tag die Stadt Nürnberg entsprechend mied! Das terminliche Aufeinandertreffen spricht vielmehr dafür, dass der Attentäter extra einen Tag wählte, an dem die Familie in Nürnberg weilte, um diese belasten. Damit hätten wir im Fall der Täter-Identität dieselbe Situation wie beim Mord selbst, bei dem das „M. L. Ö.“ (alternativ W. L. Ö.) ebenfalls belastend wirken sollte.
- Das Engagement Lord Stanhopes für Kaspar Hauser bedarf einer differenzierten Betrachtung: Der Mann agierte nachweislich im Auftrag der englischen Krone bzw. des Hauses Rothschild, lavierte aber nichtsdestoweniger zwischen den Höfen Preußens, Bayerns, Österreichs, Badens und Frankreichs, wobei sich bezüglich seiner Mehrfach-Agenten-Tätigkeit längst nicht alle Zusammenhänge erschließen.
- Es ist nicht ausgeschlossen, dass Stanhope zunächst von seinem Verwandten, Premierminister William Pitt, 1801 ins geheimdienstliche Rennen geschickt wurde und den Auftrag hatte, als

Student in Erlangen die dortige anti-bonapartistische Untergrundbewegung auszuloten, die später bei der Beseitigung Kaspar Hausers eine Rolle spielte. Wenn Kaspar Hauser ein Napoleon-Kind war, dann musste 1809 vor allem England höchstes Interesse an dessen Geiselnahme haben. Die englischen Kontakte zur Studenten- und Freimaurer-Szene in Erlangen, die zuvor ein Stanhope geknüpft hatte, mögen nun zum Tragen gekommen sein: Die Entführer wurden mit hoher Wahrscheinlichkeit mit englischem Rothschild-Geld bezahlt, selbst noch bei ihrer Tätigkeit im neuen Salzach-Kreis. Neben regimefeindlichen Kreisen in Frankreich hätte zunächst auch Österreich Motive für eine solche Aktion gehabt, allerdings entfielen diese 1810 durch das Ehebündnis mit Napoleon, und nach der Entmachtung desselben wäre ein solches Engagement nicht mehr nötig gewesen.

- Nach der Entdeckung Kaspar Hausers in Nürnberg wurde Lord Stanhope vermutlich erneut von England aus auf dessen Beobachtung angesetzt, er kooperierte aber wahrscheinlich ab einem gewissen Zeitpunkt auch mit Maria-Leopoldine und deren Familie, welcher die plötzliche Freilassung Kaspars sehr ungelegen gekommen war. Ein gemeinsames Treffen in Nürnberg nach dem Hackmesser-Attentat auf Kaspar Hauser ist denkbar und mit Indizien unterlegt. Es ging für das Ehepaar von Arco im Weiteren nicht nur um die eigene Stellung und Reputation, sondern auch um viel Geld, denn der Zwang zur Anerkennung Kaspar Hausers im Falle der Aufdeckung hätte den legitimen Söhnen der Kurfürstin Maria-Leopoldine das riesige Familienerbe empfindlich dezimiert. So entstand in Zusammenarbeit mit den Financiers Maria-Leopoldines vermutlich der Plan, mit Hilfe Lord Stanhopes Kaspar Hauser, das Kind Europas nach England zu „exportieren“ und dadurch aus der Gefährdungszone in Bayern zu bringen. Den ursprünglich englischen Plänen wäre dies entgegengekommen, wenn Kaspar Hauser wirklich ein Napoleonide war, was nach wie vor im Raum stand. Wir vermuten in diesem Zusammenhang die Einschaltung des Bankhauses Seligmann/von Eichthal in München.
- Im Jahr 1830 werden die geheimpolizeilichen Ermittlungen zum Fall Kaspar Hauser auch dem bayerischen Königs- und österreichischen Kaiserhaus unmissverständlich klar gemacht haben, welche Brisanz für den eigenen Status durch die Implikation der Maria-Leopoldine gegeben war. Mit dieser hochstehenden Persönlichkeit die Affäre um Kaspar Hauser in die Höfe Bayerns und Österreichs zugleich hineingetragen zu sehen, lag weder im wittelsbachischen noch im habsburgischen Interesse. So schlug man 1830 in den beiden Ländern auf Initiative eines Fürsten Metternich hin alle Ermittlungen und Untersuchungsverfahren nieder.
- Anschließend war König Ludwig I. und seiner Entourage zusätzlich daran gelegen, von Bayern abzulenken und den Skandal um Kaspar Hauser gezielt in das Haus Baden hineinzutragen. Das Fürstenpaar in Baden war am Schluss den zur europaweiten Gewissheit verdichteten Gerüchten um das badische Erbprinzentum Kaspars relativ schutzlos ausgeliefert, zumal die Gerüchte auch von regimefeindlichen Gruppierungen in Frankreich aufgegriffen und mit Erklärungssystemen ausgebaut wurden.
- Dies kollidierte schon 1830 und dann erneut im Jahr 1832 plötzlich mit der Rothschild-Doktrin, welche angesichts der Turbulenzen an den Finanzmärkten und der stark gestiegenen Gefahr eines paneuropäischen Krieges Ruhe an allen Fürstenhöfen, auch am badischen, wünschte.
- Aus den Berliner Aktivitäten eines Julius Eduard Hitzig für die Errichtung einer Stiftung zum Unterhalt Kaspars (im Zusammenarbeit mit Tucher, Feuerbach, Pirch) und der von den Rothschilds sofort in Gang gesetzten Gegenaktion eines Johann Friedrich Karl Merker entstand die sogenannte Betrüger-Theorie, die sich später ein Lord Stanhope zunutze machen wird und sich insgesamt als verheerend für Kaspar Hauser erweisen sollte.
- Den nachfolgenden und von vielen beförderten Rufmord an Kaspar Hauser schreiben wir primär dem von Staatsrat Klüber induzierten Kurswechsel Lord Stanhopes und den Aktivitäten der mit Rothschild konkurrierenden und Stanhope verpflichteten Bank Bethmann in Frankfurt zu.

- Nichtsdestoweniger mag sich von einem gewissen Zeitpunkt nicht nur seitens der Rothschilds, sondern auch in den Höfen Baden und Bayern und im Haus Bethmann, ja sogar bei den Arco, also bei allen direkt oder indirekt Beteiligten der Wunsch überwogen haben, Kaspar Hauser loszuwerden, um endlich Ruhe und/oder keine Kosten mehr zu haben.
- Der Entschluss, Kaspar Hauser in Ansbach einen entscheidenden Denkwort zu verpassen, fiel zur selben Zeit oder wenig später. Von allen möglichen Akteuren muss man zunächst einen Täter diskutieren, der von Maria-Leopoldines Familie beauftragt wurde. Ein Anschlag (ohne Mordabsicht) hätte insofern Sinn ergeben, weil damit die Aussicht bestand, Kaspars England-Transfer noch zu bewerkstelligen. Eine echte Mordabsicht wollen im Fall Hausers nicht unterstellen, denn dazu sollte man doch annehmen, dass der Täter mit seinem Stilett mehrfach zugestochen hätte! Warum aber hätte der Täter mit seinem „M. L. Ö.“ extra auf die Kurfürstin-Witwe hinweisen sollen? In diesem Fall müsste man eine unkalkulierte Ranküne des Täters gegen seine Auftraggeber annehmen.
- Es ist relativ unwahrscheinlich, dass über geheimdienstliche Verbindungen zwischen den interessierten Kreisen in Baden (Großherzogin Sophie?) und Bayern und deren Geldgebern im Hintergrund ein gemeinsames Mordkomplott zustande kam, selbst wenn die Angaben eines gewissen Ferdinand Dorfinger in diese Richtung weisen. Gegen eine alleinige Aktion Badens spricht die Mitarbeit des bayerischen Friedrich Baptist sowie der Duktus und Inhalt der erhaltenen Hennenhofer-Briefe.
- Den Ausschlag gegeben hat deshalb vermutlich der 1833 bei Geheimverhandlungen zwischen dem Gesandten am Deutschen Bundestag in Frankfurt, Arnold von Mieg, und dem Bankhaus Rothschild ausgeheckte Plan, alle bisherigen Ressentiments zwischen den Lagern aufzugeben und nunmehr bei einer Reihe von bayerischen Großprojekten, allen voran dem Bau des Ludwig-Donau-Main-Kanals, künftig eng zusammenzuarbeiten. Dieser Plan war den Rothschilds einen Vorschuss von 8,5 Millionen Gulden wert! Zur sicheren Umsetzung stellte der Fall Kaspar Hauser ein großes Hindernis dar, demnach musste der Findling zuvor aus der Welt geschafft werden.
- Deshalb rekrutiert sich der Mörder Kaspar Hausers möglicherweise aus einem verdeckt operierenden Täterkreis, der von der Großbank Rothschild in Frankfurt bezahlt wurde. Eventuell stellte sich hierzu eine Struktur/Person zur Verfügung, die aus den früheren Geheimzirkeln Erlangens herrührte. Das eine schloss jedenfalls das andere nicht aus, zumal hier möglicherweise auch ein Staatsrat Klüber einbezogen war, der früher einen entsprechenden Geheimbund wenigstens projektiert, vielleicht sogar gegründet hatte. Ein solcher Täterkreis war eventuell beim plötzlichen und wohl unnatürlichen Tod Anselm von Feuerbachs im Spiel.
- Man könnte annehmen, dass von Rothschild-Seite aus Kaspars ehemaligen Bewacher ermittelt, unter Druck gesetzt und zum Mord an Kaspar Hauser gedungen worden sei. Für diese Sicht der Dinge spräche vor allem die letztmalige, aber massive Belastung Bayerns, in Person der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine, durch das Akronym des Spiegelschrift-Zettels „M. L. Ö.“. Dagegen spricht das zur dieser Zeit bereits weit fortgeschrittene Alter Simon Drechslers. Dasselbe Motiv könnte aber schon beim Hackmesser-Attentat 1829 zum Tragen gekommen sein, das diesem Mann eher zuzutrauen ist.
- Stanhopes direkten Einfluss auf das Mordgeschehen können wir nicht sicher erkennen, wäre doch damit u. U. seine frühere Arbeit für Maria-Leopoldine aufgefliegen. Seine Rolle bleibt somit unklar, er scheint aber über Kaspars geplanten Tod ebenso Bescheid gewusst zu haben wie zuvor über den Tod Feuerbachs und zuletzt über den früheren Verwahrungsort Kaspar Hausers bei Burghausen.
- Eine Initiative des bayerischen Königs beim Mord an Kaspar Hauser halten wir für unwahrscheinlich. Es gab hierzu wenigstens kein politisches Motiv: Für die bayerische Staatsdoktrin als solche (unabhängig von Maria-Leopoldine und den Rothschild-Plänen) wäre ein lebender Kaspar Hauser

in Bayern oder England als anhaltendes Druckmittel gegenüber dem Haus Baden wichtiger gewesen als ein toter.

- Allerdings kam man von Seiten des Königs nicht umhin, die im Volk kursierenden Verdächtigungen der Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine und ihrer Familie gegenüber zum Erliegen bringen und ansonsten auf das Bankhaus Rothschild, die neuen Geschäftspartner, Rücksicht nehmen zu müssen. Insofern unterblieben in Bayern faktisch alle entscheidenden Ermittlungen zur Auffindung des Mörders. Die königliche Belohnung von 10000 Gulden zu seiner Ergreifung imponiert vor diesem Hintergrund als Nebelkerze und Ablenkungsmanöver.
- Für die Zeit nach Kaspars Tod ist in Bayern der Einfluss einer ultramontan-reaktionären Kamarilla in der bayerischen Staatsregierung nachzuweisen, die sich aus nahen Verwandten und Bekannten Maria-Leopoldines rekrutierte (v. a. von Gise, von Abel). Diese betrieb ab 1836/1837 systematisch die Ausschaltung des Innenministers von Oettingen-Wallerstein, dem der Fall Kaspar Hauser unterstand, der aber zunehmend im Verdacht stand, die Affäre alsbald aufzudecken.
- Umso mehr betrieb die genannte Clique in einem neuen Anlauf die professionelle Verbreitung der Erbprinz-von-Baden-Theorie durch gewisse Medien – z. T. aus der revolutionären Exilszene der Schweiz und Frankreichs heraus und immer in der Hoffnung, durch das Märtyrertum Kaspars für Bayern weiteren politischen Nutzen zu ziehen. Dass man damit Maria-Leopoldine und ihre Familie aus der Schusslinie nahm, in die sie vor allem durch die Publikationen einer Gräfin Albersdorf gekommen war, war ein angenehmer Nebeneffekt. Ansonsten scheint hier aber ganz das politische Interesse reaktionärer Kräfte im Vormärz im Vordergrund gestanden zu haben, nicht ein primär wirtschaftliches Motiv.
- Erneut wollen wir einräumen, dass diese Phänomene auch mit einer frühen, verheimlichten Mutterschaft der badischen Großherzogin Stephanie de Beauharnais in Zusammenhang gestanden haben könnten, wenngleich dabei die Geschichte mit der Beseitigung Kaspars als Erbprinz von Baden sicher falsch war.
- Stanhope strickte zusammen mit Helfershelfern, vermutlich mit Unterstützung der Frankfurter Bethmann-Bank, ab 1832 fleißig an der Betrüger-Selbstmörder-Version, da diese ihm selbst, aber auch den Geschäftszielen der Bank entgegenkam. Nach Kaspars Tod profitierten selbst die Brüder Rothschild davon.

**Bei allen Aktionen um Kaspar Hauser – von seiner Wegsperrung bis zum seinem Tod – war, wie wir aufgezeigt haben, ein erheblicher Einsatz von Finanzmitteln nötig!**

**Es steht außer Zweifel, dass z. T. rivalisierende, z. T. kooperierende Bankhäuser in England, Bayern, Baden und Österreich-Ungarn in den Fall Kaspar Hauser in der geschilderten Weise involviert waren bzw. die Finanzierung der zahlreichen Einzelprojekte ermöglichten. Wahrscheinlich rekrutierten sich, wie geschildert, aus dieser mächtigen Schattenszene heraus auch die eigentlichen Täter. Dabei werden die anfangs konkurrierenden, später kooperierenden Bankhäuser mit hoher Wahrscheinlichkeit ihre eigenen machtpolitischen Ziele verfolgt haben, deren Hintergründe und Auswirkungen sich allerdings heute mangels zur Verfügung stehender Quellen nur im groben Raster nachvollziehen lassen.**

**Insgesamt stellt sich nach unseren Recherchen der Fall Kaspar Hauser als ein hochkomplexes Geschehen dar, dass nur durch das Aufeinandertreffen und zeitweise Zusammenwirken multipler macht- und finanzpolitischer Interessen im Hintergrund, sowohl von Einzelpersonen wie von Gruppierungen, verstanden werden kann. Was die spezielle Mitwirkung der europäischen Hochfinanz anbelangt, so befinden wir uns erst am Anfang der Aufklärung und des Verstehens.**

**Im Hinblick auf Kaspar Hausers ungeklärter Herkunft steht für uns fest:**

**Die bayerische Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine von Österreich-Este verfügte nicht nur über die**

Charaktereigenschaften und die Impulsivität, in einem schwachen Augenblick ihres Lebens einen Kaspar Hauser zu zeugen, sondern auch über die Mittel und Wege, ihn aus ihrem Orbit verschwinden zu lassen, wenn er nicht ins eigene Lebenskonzept passte. Oder ihn auch als Geisel oder Faustpfand weiterzuvermitteln, falls sie wider Erwarten nicht selbst die Mutter war. Dass sie jedoch selbst den Auftrag zum Mord an Kaspar Hauser gab, das wollen wir ihr nicht unterstellen.

## Maria-Leopoldine als Projektionsfigur für Kaspar Hauser

Unabhängig vom Ausmaß ihrer Beteiligung am Fall Kaspar Hauser gab Maria-Leopoldine dem Findling gegen Ende seines Lebens die entscheidende Projektionsfigur in seiner Sehnsucht nach Identität ab. Er musste von ihrer Bedeutung um seinen Fall erfahren haben! Vermutlich wäre er bereit gewesen, ihr zu verzeihen. Für alle dies gibt es klare Hinweise, die wir dem Leser am Schluss nicht vorenthalten wollen, zumal sie von der bisherigen Hauser-Forschung nahezu einmütig übergangen oder übersehen wurden:

Kaspar Hauser wartete während seines kurzen Lebens unter den Menschen ständig darauf, dass sich wenigstens seine Mutter ihm eröffnen würde, nachdem er annehmen musste, dass sein Vater tot war. Nach einem Wiedersehen mit Friedrich von Wessenig im Jahr 1829 berichtete er, der Rittmeister hätte ihm bedeutet,

*„dass er einen Brief von meiner Mutter erhalten habe und dass ihm letztere geschrieben habe, ich solle mich nur gut aufführen, sie werde in zwei Jahren auftreten und dass ich dann Soldat, Chevauleger, werden könne ...“*

Man entlarvte diese Aussage später als üblen Scherz;<sup>681</sup> Kaspars Hoffnungen mögen damit nur gestiegen sein.<sup>682</sup>

Falls nun Kaspar Hauser kurz vor seinem Ende von einem Unbekannten erneut in Aussicht gestellt wurde, endlich im Ansbacher Hofgarten die ganze Wahrheit über seine Herkunft zu erfahren, dann konnte er nicht anders und lieferte sich unfreiwillig ans Messer. Noch unmittelbar zuvor hatte er dem Pfarrer Fuhrmann erklärt, wie sehr er sich wünsche, von seinen leiblichen Eltern mehr zu erfahren. Die unstillbare Sehnsucht nach einer echten Familie führte Kaspar Hauser schließlich ins tödliche Fiasko. Damit folgen wir ganz der Ansicht Adolf Bartnings, welcher schon vor 1930 schrieb:

*„Meine feste Überzeugung ist, dass er (Kaspar) während der letzten Zeit vor seinem Tod in Verbindung mit einer oder mehreren Personen gestanden hat, die in ihm Hoffnungen auf die Enthüllung seiner Abstammung zu bestärken wussten ...“<sup>683</sup>*

Für die abschließende Interpretation des Spiegelbrief-Zettels wollen wir die Selbstverwundungs-Behauptung der Anti-Hauserianer (Stanhope, Meyer, Linde u. a.), selbst wenn sich für sie eine alternative Erklärung fände, beiseite lassen. Sie ist inzwischen wiederholt klar widerlegt worden.

Es war recht eindeutig der Mörder Kaspar Hausers, der sich mit dem Spiegelschrift-Zettel zur ultimativen, für Kaspar Hauser tödlichen Verlockung entschloss. Wenn er zuvor die Initialen der Maria-Leopoldine von Österreich ganz bewusst in den Zettel hinein verschlüsselt hatte, dann tat er dies in



Abb. 167: Kaspar Hauser nach einem Steindruck des Ansbacher Lithografen C. Oettel – wenige Tage vor seinem tragischen Ende. Aus der Sammlung des Historischen Vereins für Mittelfranken, heute Stadtarchiv Ansbach, Erstveröffentlichung durch H. Pies 1925.

681 Pies, Wahrheit, S. 60 und 249.

682 Pies, Augenzeugen, Kap. 18.

683 Bartning, S. 97.



erster Linie, um von sich selbst abzulenken, in zweiter Linie aber auch, weil er einen früheren Dissens nicht verwunden hatte und nun sein zynisches Vergnügen daran nahm, über kurz oder lang die Kurfürstin Maria-Leopoldine von Österreich und damit ein hohes Mitglied des bayerischen Königshauses als Mittäterin in Verruf und Mordverdacht kommen zu sehen. Dieser Teil des Plans ging auf. Es mag der per-versen Denkart eines Psychopathen entsprochen haben, mit dem Verwirrspiel um M und W auch ein Quäntchen Wahrheit über den früheren Tatort Wanghausen zu verraten. Nicht auszuschließen ist dabei, dass damit auch noch eine weitere Person oder weitere Personen belastet werden sollten.

Es handelt sich hier alles in allem um jene Mischung aus abartigem Denken und kaltem Zynismus, wie sie Mörder nicht selten kennzeichnet! Wir wollen allerdings nicht unterstellen, dass der Tod Kaspar Hausers von vorneherein geplant war, denn dazu hätte der Täter wohl mehrfach zugestochen. Einkalkuliert mag der Tod immerhin gewesen sein, ansonsten ging es wohl darum, ein Fanal zu schaffen!

Was jedoch ganz bedeutend ist: Kaspar Hauser kannte zum Ende seines Lebens die Stadt München, wo Maria-Leopoldine seit 1814 wohnte, und den Weg ins Innviertel, vor allem aber auch die Lage der Stadt Burghausen ganz genau! Wir zitieren aus den Angaben des Lehrers Meyer, im Jahr 1872 von dessen Sohn Dr. Julius Meyer veröffentlicht:

*„Bei Gelegenheit eines Gesprächs über München legte er gegen mich eine ziemliche Lokalkenntnis von dieser Stadt an den Tag. Er wusste die Residenz, den Hofgarten, den Englischen Garten, das Ständehaus, das Karlstor, die Au usw. Überrascht durch seine diesfallsigen Äußerungen fragte ich ihn, woher er denn zu der Bekanntschaft mit München gekommen wäre? Und erhielt die befriedigende Antwort, dass er ja mit Herrn Baron von Tucher und Herrn Leutnant Hickel in München war, als sie die Reise nach Ungarn machen wollten, in Wien oder Pressburg aber wegen der Cholera wieder umkehren mussten. Er nannte dabei von München bis Braunau nicht nur alle Poststationen, sondern auch mehrere unbedeutendere Orte, die sie passierten, was mich damals sein gutes Gedächtnis bewundern ließ. Auch die Lage von Burghausen war ihm in diesem Zusammenhang ganz genau bekannt. Nach seinem Tode erst erfuhr ich jedoch durch Herrn Oberleutnant Hickel, dass er jenesmal in München absichtlich keinen Schritt weit aus dem Hause kam, in welchem abgestiegen wurde, und dass er bei jener Gelegenheit von München so viel als nichts sehen konnte ...“<sup>684</sup>*

Dem Lehrer Meyer diene die Geschichte einmal mehr dazu, Kaspars vermeintliche Unehrlichkeit an den Tag zu legen. Außerdem: Ein gemeinsamer Besuch des Schlosses Schleißheim kam damals zustande. Allerdings war die Münchner Innenstadt von diesem Besuch nicht tangiert, deshalb müssen Kaspars Detailkenntnisse von München tatsächlich auf einer anderen Erfahrungsgrundlage beruht haben.

Diese Kenntnisse hatten einen so hohen Stellenwert für Kaspar, dass er die eigentliche Quelle nicht preisgab, sondern seinem Hauswirt gegenüber Ausflüchte suchte! Der Rückweg von der besagten Reise, welche im Juli 1831 stattfand, hatte Kaspar Hauser und seinen Aufpasser Hickel übrigens auch über die Orte Vöcklabruck, Salzburg, Burghausen und Altötting geführt, ehe man für einen Abend in München anlangte, wo ein Treffen mit Stanhope stattfand. Da man damals die Route rechts der Salzach wählte, kam man sogar unmittelbar an der Sölde im Neubruch und am Schloss Wanhausen, also Kaspar Hausers einstiger Heimat vorbei, ohne dass er irgendein Erkennungssignal von sich gegeben hätte. Verständlich wird dies vor dem Hintergrund, dass Kaspar Hauser bei dieser Reise die Fahrtstrecken fast ausnahmslos verschlief.<sup>685</sup>

Im Sommer des Jahres 1833, als Kaspar in Nürnberg das große Bayerische Nationalfest besuchte und auf dem Schmausenbuck das Königspaar Ludwig und Therese persönlich kennenlernte, scheint er sich bereits intensiv mit den Verhältnissen in München beschäftigt zu haben. Wie sonst erklärt es sich, dass auf einer Zeichnung für Königin Therese, welche Kaspar der Königin bei diesem Anlass überreichte, ein Motiv mit einer Brücke und einem großen Torbau zu finden war? Die Detailzeichnung gab später einigen Hauser-Forschern Anlass zur irrigen Spekulation, es hätte sich hierbei um den Eingang jenes Schlosses

---

684 Pies, Wahrheit, Kap. 9f.

685 Linde 1, S. 235.

gehandelt, in welchem Kaspar einst verwahrt worden war. In Wirklichkeit stellte es einen malerischen Teil der Münchner Stadtmauer mit dem sogenannten Karlstor dar, so wie sie z. B. auch auf einer Zeichnung nach einem Stich Carl A. Lebschées (1800-1877) wiedergegeben ist. Dieses Motiv scheint Kaspar Hauser bei seiner Zeichnung vor dem inneren Auge gehabt zu haben.

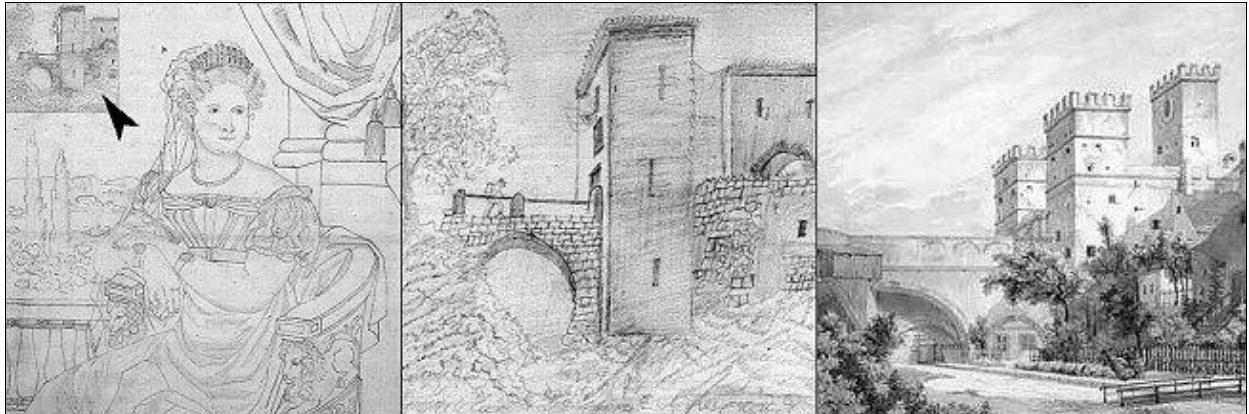


Abb. 168: Rechts Kaspar Hausers Zeichnung für Königin Therese, in der Mitte der Detailausschnitt, links das Münchner Motiv mit dem Karlstor, gezeichnet 1849 von einem J. Whatman, nach einem Motiv Carl A. Lebschées.

Damals, als Hauser ihre Majestät, die Königin Therese von Bayern, darum bat, seinem ehemaligen Gefangenenerwärter eine Amnestie zu gewähren, damit er von einem Meuchelmord verschont bleibe, soll er das königliche Versprechen entgegengenommen haben, man werde auch im Fall der Abwendung Lord Stanhopes für Kaspar sorgen. Ob dies stimmt, bleibt dahingestellt. Es war Kaspars bester Fürsprecher an der Regierung, Fürst von Oettingen-Wallerstein, gewesen, der dem Königspaar dieses Wort in den Mund legte! Realisiert wurde es nicht.<sup>686</sup>

Wenn allerdings der abgebildete Wanderer Kaspar selbst war, dann deutete er mit seiner Zeichnung an, in München Einzug nehmen zu wollen!

Einige Monate später, als Kaspar bereits die todbringende Wunde empfangen hatte und im Todeskampf lag, als sich seine Sinne allmählich zu vernebeln begannen, blieb ihm allein der Gedanke an seine Mutter und an den Ort, wo er sie wähte. So berichtet der Pfarrer Fuhrmann, der an seinem Krankenbett stand, Kaspar habe „mit dem Stöhnen eines Sterbenden“ plötzlich gerufen:

*„Die Mutter soll kommen! Die Mutter soll kommen! Die Mutter!“<sup>687</sup>*

Dass damit nicht Anna Kitzinger, die Schwiegermutter des Oberlehrers Meyer, zu der Kaspar zuvor Zutrauen gefasst hatte und die er bisweilen „Mutter“ sagte, gemeint war, wie verschiedentlich unterstellt, sondern seine leibhaftige Mutter, erweist dabei der Kontext. Die Akten des k. Kreis- und Stadtgerichts Ansbach berichteten über diese Begebenheit analog: „Die Mutter will ich ...“ sprach Hauser „etwas irre“. Die hier stehende Annahme, Frau Kitzinger sei gemeint gewesen, ist klar falsch.<sup>688</sup>

Wäre es nach Dr. Julius Meyer gegangen, so wäre folgende Information aus den authentischen Aufzeichnungen seines Vaters nie erschienen. So aber zitierte Georg Friedrich Daumer 1873 nach einer ihm überlassenen Abschrift den Lehrer Meyer mit den Worten, dass der bereits Sterbende ...

*„...noch in diesem letzten Momente glaubte, er sei das Opfer mörderischer Nachstellungen und habe eine vornehme Mutter, die über sein Schicksal traurere und welche die Nachricht von seinem Ende auf's Tiefste werde ...“<sup>689</sup>*

Eine weitere Zeugenaussage schreibt dem sterbenden Kaspar folgenden Ausruf zu:

686 Linde 1, S. 298.

687 Heinrich Fuhrmann: Kaspar Hauser. Beobachtet und dargestellt in der letzten Zeit seines Lebens. Ansbach 1834, S. 60.

688 Pies, Tod, S. 206.

689 Daumer, Wesen, S. 348.

*„Dam' - groß' Dam' - stark genug - groß' Dam' - Gott erbarm Dich ihr ...“<sup>690</sup>*

Der Lehrer Meyer verriet uns dann doch noch persönlich ein weiteres Detail der Agonie:

*„Da er (freilich Kaspar) bei mir allen Glauben verloren hatte, so zweifelte ich auch daran, ob später an demselben Abende ein Delirium bei ihm auch wirklich eingetreten war, als er ein solches zeigte. Die anscheinend geringe Wunde, seine bewiesene Kraft nach der Verwundung machten mir ein solches unwahrscheinlich. Ich erinnerte mich in dem Augenblicke daran, dass in Nürnberg nach dem bekannten Mordversuche oft zwei Mann an ihm zu halten hatten, und befürchtete, als er in meinem Beisein (es war dies unmittelbar nach der mir von Herrn Pfarrer Fuhrmann gewordenen Mitteilung, dass Hauser ihn soeben nicht erkannt, statt seines Namens den meinen genannt und im Delirium gesprochen habe), unter dem Rufe: 'nach Münken (München) – Münken – nach Münken' aus dem Bette sprang, er wolle nun einen ähnlichen Zustand ankündigen ...“<sup>691</sup>*

**Die Mutter, die Mutter, die Mutter ... Große Dame, stark genug ... Nach München, München, München!**

Kein Zweifel: Wenn Kaspar Hauser anlässlich einer Reise nach Ungarn die Stadt München aus eigener Anschauung gar nicht kennengelernt hatte und dennoch in der Agonie von ihr sprach, dann musste sie höchsten Stellenwert für ihn haben, wobei er damit die Vorstellung von seiner leiblichen Mutter, einer großen starken Dame, verband!

So wies er, der er schon immer seinen eigenen gewaltsamen Tod ganz richtig vorher geahnt hatte, noch im Todesfieber den richtigen Weg:

**In München lebte zu dem Zeitpunkt, als Kaspar Hauser starb, M. L. Ö., Maria-Leopoldine von Österreich!**

**Kaspars verzweifelte Rufe nach Identität blieben ungehört und unverstanden!**

Und weil dem so war, bat wohl unverzüglich nach Hausers Ableben ein gewisser Moritz Saphir seinen Freund **Adolf Bäuerle**, den Herausgeber der Wiener Theaterzeitung, den Brief eines gewissen Dr. Hartmann zu fingieren, der Kaspar Hauser noch am Tag vor seinem Tod in Ansbach aufgesucht haben wollte.<sup>692</sup> Dieser Brief, datiert auf den 18. Dezember 1833, wurde offensichtlich dem bayerischen Innenminister Ludwig von Oettingen-Wallerstein zugespielt, ehe er in der mitteleuropäischen Presse die Runde machte. Wir schließen dies daraus, dass der Innenminister bei seinem Gutachten zu Kaspar Hauser immer wieder beeindruckt darauf Bezug nahm. Dieser sorgfältige Mann hätte sich wohl kaum auf eine bloße Zeitungsnotiz verlassen (siehe hierzu mehr auch weiter oben).

Was legte nun der fiktive Dr. Hartmann einem von Todesahnungen gezeichneten Kaspar Hauser am Vorabend seines Sterbens in den Mund?

*„Hartmann, vielleicht morgen weiß ich, weiß die Welt, wer ich bin. Schon zwey Nächte erscheint mir im Schlafe eine Gestalt, die mir mit Bestimmtheit verspricht, mir eine verlässliche Nachweisung über mein Herkommen zu geben. Reich, sehr reich bin ich! das ist gewiss; was ich jedoch bin, das ist mir noch nicht klar; aber morgen! morgen! kann ich es Ihnen sagen ... Ach, dieser Traum, dieser Traum bringt mir Gewißheit. Nur Eins musste ich meinem Unbekannten schwören: nie meinen Verfolger den Gerichten zu übergeben; ich that's, mit freudigem Herzen that ich's. und ich werde meine Zusage halten - erfahr' ich doch endlich, wer mein Vater, wer meine Mutter waren; ich Armer! wusste ich doch nie, was ein Vater und eine Mutter sind ...“<sup>693</sup>*

---

690 Daumer, Wesen, S. 244. Pies, Tod, S. 93.

691 Pies, Tod, S. 93.

692 Pies, Tod, S. 4, 240, 243, 255, 259.

693 Zitate aus „Die Bayer'sche Landbötin“, 16. Januar 1834.

Und später, mit der tödlichen Stichwunde auf dem Sterbelager liegend:

*„Lieber Doctor, hätte ich Ihnen doch keine Lüge gesagt, Sie hätten mich gerettet. Sie legten auf den T r a u m kein Gewicht; die W i r k l i c h k e i t hätten Sie gewiss mit noch misstrauischeren Augen betrachtet. Ich ging in eine grässliche Falle. Gott aber wird richten, mit dieser Zuversicht sterbe ich ...“*

Dr. Hartmann endete mit den prophetischen Worten:

*„Es sind viele Menschen als verdächtig eingezogen worden, aber ich fürchte, der Mörder ist nicht unter ihnen.“*

### **Wie recht „Dr. Hartmann“ hatte, dieser Sehende unter den Blinden!**

Der fingierte Brief ging durch alle Zeitungen. Er sollte offensichtlich den Hilfeschrei Kaspars nach seinem Tod nochmals verstärken und in alle Welt hinausposaunen – dieser verzweifelte Ruf nach Identität, der, wie soeben zu vernehmen war, an seinem Sterbelager ungehört verhallt war!

Wer stand hinter dieser durchaus sinnvollen und realitätsbezogenen Aktion, die dazu diente, den Aufklärungsprozess zu katalysieren?

Wohl derselbe Kreis um einen Bankier Rothschild in Wien, der sich schon zu Lebzeiten Kaspars bemüht hatte, mit den „ungarischen Experimenten“ auf die eigentlich Schuldigen im Hintergrund, auf eine Dalbonne, auf eine Maria-Leopoldine und ihren Financier, auf den Tatort Bayern zu verweisen. Adolf Bäuerle, der Verfasser des Briefes, bestätigte selbst beim Verhör die von uns unterstellte Intention, *„dass er hierdurch Abscheu vor dem Verbrecher habe erwecken und das Gewissen des Täters erschüttern wollen.“*<sup>694</sup>

Doch auch dieser letzte literarische Wink mit dem Zaunpfahl wurde von den Zeitgenossen nicht verstanden.

Kaspar hingegen verzieh, ehe er den Geist aufgab, in vorbildlich christlicher Haltung all seinen Feinden, gemäß dem biblischen Motto, das er am Vorabend vor dem tödlichen Anschlag auf ihn noch eigens einen seiner Aufsätze angefügt hatte:

*„Hat er Dir an Deinem Körper geschadet, so tue ihm Gutes dafür ...“*<sup>695</sup>

Mit diesem prophetischen Wort Kaspar Hausers wollen wir enden.

---

694 Pies, Tod, S. 259.

695 Linde1, S. 217.

## Ausblick

Wir haben im Vorangegangenen weder historische Dogmatik betrieben, noch unumstößliche Beweise für eine Neubeschreibung von Kaspars Leben und Sterben geliefert. Es handelte sich zum weit überwiegenden Teil um einen Indizienprozess, durchaus der Subjektivität des Verfassers und der Zuverlässigkeit seiner Quellen unterworfen. Das Konzept bedarf in der Zukunft sicher noch mancher Ergänzung und Änderung. Wir halten dieses unser Vorgehen so lange für berechtigt, als nicht andere und bessere Wege zur Aufklärung des Falles Kaspar Hauser zur Verfügung stehen.

Es ging im Wesentlichen darum, neue Türen zu öffnen, während andere, alte geschlossen werden konnten. Nicht zuletzt ging es darum, alle festgefahrenen Meinungen zu Kaspar Hauser zu hinterfragen und all die Krusten aufzubrechen, unter denen er inzwischen zur Salzsäule erstarrt ist.

Es war nicht zu umgehen, zur anfänglichen Wanghausen-Theorie eine Maria-Leopoldine-Theorie hinzuzufügen, als uns die Bedeutung der letzten Kurfürstin von Bayern für Kaspar Hauser in mehrfacher Hinsicht klar wurde:

### **Potentielle Täterin – potentielle Mitwisserin – sichere Projektionsfigur Kaspars!**

Dabei war es nicht nur möglich, eine ganze Reihe von Phänomenen der Kaspar-Hauser-Geschichte einer besseren Erklärung zuzuführen, als dies bisher der Fall war, sondern auch den zeitgeschichtlichen Hintergrund in und um Burghausen und im österreichisch-bayerischen Grenzland so zu erhellen, dass er sich zwanglos in die Geschichte Kaspar Hausers einbettet.

Es fanden sich ganze Bündel bislang nicht beachteter Indizien, die auf Wanghausen, das Innviertel, den Weilhart, den Salzach-Kreis, das Hausruckviertel und Kurfürstin Maria-Leopoldine und ihre Familie und Freunde verweisen. Es gibt gute Gründe für die Annahme, dass die letzte Kurfürstin von Bayern tatsächlich Kaspars Mutter war, es gibt gute Gründe für die Annahme, dass das Bankhaus Rothschild in Frankfurt Kaspars Schicksal am Ende zumindest mitentschied!

Es wurde deutlich gemacht, dass gerade Informationen, die einst als billiger Klatsch und üble Kolportage abgetan worden waren, einen Kern an historischer Wahrheit enthalten, der sich uns zwar nicht vollständig erschließt, aber wenigstens Anlass geben sollte, weiterzuforschen.

Dabei entnahmen wir gerade den Pamphleten und Tendenzschriften der Gegner Kaspar Hausers (wie Stanhope, von Lang, van der Linde, Sittenberger, Meyer u. a.) vergleichsweise bessere Hinweise als seinen Befürwortern – ein Effekt, der bei der Abfassung der Werke sicher nicht geplant war, und auch uns zur Überraschung gereichte.

Es war ein Glück, auf komplizierte, verwirrende und dadurch widerspruchserzeugende Erklärungsmodelle verzichten zu können, wie sie z. B. die Erbprinz-von-Baden-Theorie mit ihren verschlungenen Fäden der prägen. Wenn uns der Nachweis geglückt sein sollte, dass die Meldungen eines Johann Samuel Müller weitaus mehr an Wahrheit enthalten, als man seinerzeit zu akzeptieren bereit war, dann ist unser Auftrag bereits erfüllt. Wenn seinen vielfältigen Hinweisen, z. B. zu einer Gouvernante Dalbonne und zu einem Verschwörer-Quartett namens Mayer, Würth, Lampert und Leydel durchaus Glaubwürdigkeit zukommt, dann geht die Erbprinz-von-Baden-Geschichte für zumindest für das erste Verbrechen an Kaspar Hauser nicht mehr auf.

Dennoch ist der Zugang zu anderen Herkunfts-Theorien nicht verbaut, selbst Julius Trumpps Stephanie-Napoleon-Theorie bekommt durch einige Indizien eine gewisse Unterstützung. In diesem Fall käme die Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine als weiblicher Mittelsmann bei einem Verbrechen ins Spiel, das sie zunächst gar nicht selbst zu verantworten hatte. Dann, vermutlich erst dann, entstünde ein direkter Draht der hohen Dame zum Schlossbesitzer von Wanghausen, Johann Nepomuk von Prielmayer, wobei die erste über die entsprechenden Verbindungen zum Hochadel und zur Hochfinanz und der zweite über die passende Immobilie verfügte.

Über die vielfältige Einflussnahme der europäischen Hochfinanz auf den Fall Kaspar Hauser, speziell durch das Haus Rothschild, brauchen wir uns an dieser Stelle nicht nochmals auslassen.

**In der Quintessenz dieser Recherche ist durch die Wanghausen-Theorie Peter Vornehms die Frage des Unterbringungsortes Kaspar Hausers wieder ebenso zu einem offenen Forschungsfeld geworden, wie die Frage seiner Elternschaft durch die Einbeziehung der letzten Kurfürstin von Bayern.**

Ein Hinweis zu guter Letzt:

**M. L. Ö. = Maria-Leopoldine von Österreich.**

Es ist schon frappierend: Keiner hat Akronym und Namen jemals derart nebeneinander gesetzt und verglichen. Mit wenigen Ausnahmen – z. B. durch Adolf Bartning; der absurdeste Versuch stammt von Fritz Klee – haben die früheren Hauser-Forscher den Versuch unterlassen, die drei rätselhaften Buchstaben überhaupt zu erklären; die meisten von ihnen gingen einfach acht- oder ratlos darüber hinweg. Dabei war Maria-Leopoldine von Österreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Mutter Kaspar Hausers in aller Munde! Bis zum Ende der Wittelsbacher-Herrschaft in Bayern (1918) mag es allerdings höchst problematisch, um nicht zu sagen gefährlich gewesen sein, sich in diesem Sinn schriftlich zu äußern! Und hinterher scheint die Kurfürstin von der auf die Erbprinz-von-Baden-Theorie fixierten Hauser-Gemeinde einfach vergessen worden zu sein!

Wir wollen mit einigen Desideraten an eine künftige Kaspar-Hauser-Forschung schließen – eine Arbeit, die vom Verfasser dieses Artikels selbst nicht bewerkstelligt werden kann. Hier nur eine kleine, keineswegs vollständige Auswahl:

- Es wäre der umfangreiche Fundus an Quellen, Briefen etc. zu Maria-Leopoldine von Österreich, der im HStA München liegt, ein weiteres Mal zu sichten, nunmehr nicht zur Erstellung eines allgemeinen Persönlichkeitsprofils, sondern allein unter dem Aspekt, ob sich Bezüge zu Kaspar Hauser, zur Familie von Prielmayer, zu Wanghausen, zu den Personen der Affäre um die Gouvernante Dalbonne, zu Lord Stanhope etc. aufdecken lassen. Vielleicht findet sich doch noch der eine oder andere versteckte Hinweis darauf, dass sich die Lebensgeschichten Hausers und der letzten Kurfürstin von Bayern mehr aufeinander beziehen, als man bislang zu glauben bereit ist. Immerhin ist die Frage des ersten Sohnes der Kurfürstin nach wie vor ungeklärt!
- Es wäre notwendig, den Familien von Prielmayer, von Arco, von Eichthal, Frisacco u. a. in den Ortsakten und Landesarchiven weiter nachzugehen. Es gibt sicherlich noch Zeitungsjahrgänge in München, Burghausen, Landshut und anderswo, die der Auswertung harren.
- Er wäre notwendig, das umfangreiche Rothschild-Archiv, den Klüber'schen Briefwechsel, die Korrespondenz des Hauses Bethmann nach weiteren Hinweisen zum Fall Kaspar Hauser zu durchforsten!
- Ähnliches gilt für den Stanhope-Briefwechsel in den Kent-Archiven. Hier sind vielleicht noch viele Informationen über Stanhopes Interdependenzen mit den geschilderten Bankhäusern aufzufinden, und genauere Hinweise darauf, wie Stanhope zuletzt Kaspar Hausers Verwahrungsort hatte identifizieren können.
- Es ist danach zu fahnden, ob sich in den Münchner Archiven nicht doch noch Dokumente bzw. Ermittlungsakten zu Kaspar Hauser auftreiben lassen, speziell die Jahre 1830 und 1831 und nunmehr auch die Personen betreffend, die bisher keinerlei Beachtung gefunden haben.
- Im Oberösterreichischen Landesarchiv liegen die sog. Innviertler Hofanlagebücher, die vielleicht noch Bewohnerlisten von Ach und Wanghausen enthalten. Es wäre von Interesse zu wissen, ob sich dort etwa der Name Hauser findet und in welchem Zusammenhang.
- Es wäre auch sinnvoll, der Militärkarriere des Joseph Georg von Prielmayer und dem von Johann

Samuel Müller genannten Verschwörer-Quartett in Erlangen, Landshut und Vöcklabruck in den Archiven weiter nachzugehen.

- Auch sollten die früheren Baulichkeiten des Schlosses Wanghausen näher unter die Lupe genommen werden (Pläne, Grabungen, historische Karten, Asservate?)
- Wir wünschen uns eine genetische Diagnostik per DNA-Fingerprint, sowohl aus Asservaten des Leichnams der Kurfürstin Maria-Leopoldine, als auch aus dem des großen Korsen Napoleon! Beides sollte relativ problemlos möglich sein: Der Leichnam der Kurfürstin stünde in der Kapelle auf dem Antoni-Berg bei Stepperg zur Analyse zu Verfügung. Es ist gut möglich, dass für den französischen Kaiser bereits verwertbares Material vorliegt. Die über beide schon sehr früh und unmittelbar entstandenen Theorien sind nicht so abwegig, wie der nach wie vor auf die Erbprinz-von-Baden- oder die Betrüger-Theorie fixierte Mainstream uns heute glauben lassen will. Wohingegen eine Eröffnung der Pforzheimer Gruft für einen DNA-Analyse am Leichnam des (vermeintlichen?) Erbprinzen von Baden nachgerade unwichtig erscheint, ungeachtet der Tatsache, dass Stephanie de Beauharnais als Kaspars Mutter durchaus in Frage kommt.
- Last not least sollte das Häuschen neben dem Schloss Wanghausen, in dem wir aus guten Gründen das einstige Verlies Kaspar Hausers vermuten, vom Besitzer des Grundstücks bzw. der Gemeinde Hochburg-Ach vom Gestrüpp befreit, genau exploriert und als wichtiges Monument und Beweisstück des berühmtesten historischen Kriminalfalls im deutschsprachigen Raum restauriert und für einen Denkmalbesuch hergerichtet werden.

Wer sich wann an diese Aufgaben wagt, steht heute noch in den Sternen. Eines ist jedoch sicher:

**Der Fall Kaspar Hauser ist offen, die Akten sind noch nicht zu schließen!**

*„Ich bitte Eure Königliche Hoheit darum, allgemein bekannt zu machen, dass jenem, der mich gefangen hielt, nichts zuleid geschehen wird. Denn dies ist das einzige Mittel, mein Leben vor Meuchelmördern sicher zu stellen.“*

Kaspar Hausers Bitte an König Therese von Bayern, im Beisein ihres Gatten, König Ludwigs I., beim Nationalfest in Nürnberg am 27. August 1833. Der Bitte wurde seitens des Königshauses nicht entsprochen. Kaspar Hauser fand einen vorzeitigen Tod.<sup>696</sup>

*„Er erkannte die Umstehenden nur in einzelnen Momenten ... Er äußerte einzelne Worte, dass er nicht zu Hause sei, dass man ihn heimbringen solle ...“*

Dr. Heidenreich über Kaspar Hausers Agonie

*„Noch ist keine Spur des Verbrechens, von welchem sich der Genius der Menschheit mit Entsetzen abwendet, mit Bestimmtheit entdeckt. Vielleicht wird das Menschengefühl und die Rechtsliebe noch lange darauf warten müssen. Über es ist kein Faden so klar gesponnen, er kommt doch endlich an die Sonne, sagt ein altes Sprichwort. Es lebt ein Gott, sagt der Christ, der väterlich alles leitet, dessen Pläne wir anfangs gar oft nicht verstehen, aber später oft in diesem Erdenleben noch mit reumütigem Danke preisen müssen, im Jenseits desto herrlicher erkennen werden, und der zur rechten Zeit alles Verborgene enthüllt. Vielleicht wird auch uns noch Licht über die bis jetzt in das schwärzeste Dunkel gehüllte Begebenheit ...“*

Pfarrer Johann Simon Heinrich Fuhrmann zum Tode Kaspar Hausers<sup>697</sup>

• **++ In memoriam Kaspar Hauser ++**

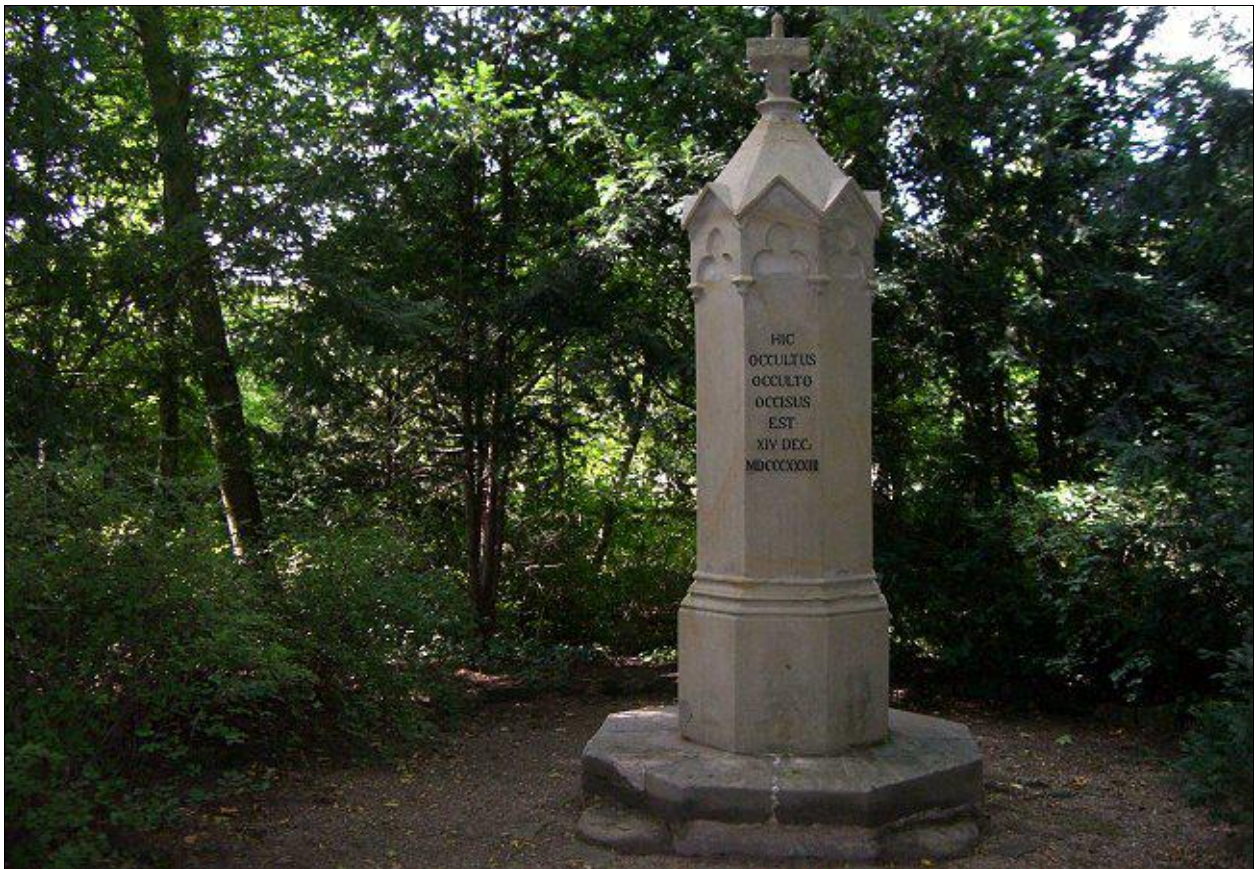


Abb. 169: Gedenkstein am Ort der Ermordung Kaspar Hausers im Ansbacher Hofgarten.

696 Linde 1. S. 298.

697 Die beiden letzten Zitate aus Pies, Augenzeugen, Kap. 10.



***+++ In memoriam Maria-Leopoldine von Österreich-Este +++***



*Abb. 170: Gruftkapelle der Grafen von Arco und Moy auf dem Antoniberg bei Stepperg/Donau, errichtet 1852, mit dem Grabmal der Kurfürstin Maria-Leopoldine von Österreich-Este.*

## Nachträge:

### Weltliteratur oder Nebelkerze? Über Jakob Wassermanns „Caspar Hauser“

Im Jahr 1908 veröffentlicht der Schriftsteller **Jakob Wassermann** (1873-1934) den Roman „Caspar Hauser oder die Trägheit des Herzens“, zunächst als Fortsetzungsgeschichte.

In seinem Werk entwarf Wassermann ein kaleidoskopisches Szenario zum Leben Kaspar Hausers, streifte bei der Schilderung seines kurzen Lebens unter den Menschen die eine oder andere Abstammungstheorie, ließ es aber bis zum letzten Satz bei einem Verwirrspiel.

**Kein Zweifel: Dem Autor ging es in seiner Erzählung primär darum, Kaspar Hauser zum Mythos, zur Geistgestalt, zum Symbol werden zu lassen. Man lese nur den dichterischen Prolog;**

*„Es ist noch dieselbe Sonne,  
die derselben Erde lacht;  
aus demselben Schleim und Blute  
sind Gott, Mann und Kind gemacht.  
Nichts geblieben, nichts geschwunden,  
alles jung und alles alt,  
Tod und Leben sind verbunden,  
zum Symbol wird die Gestalt!“<sup>698</sup>*

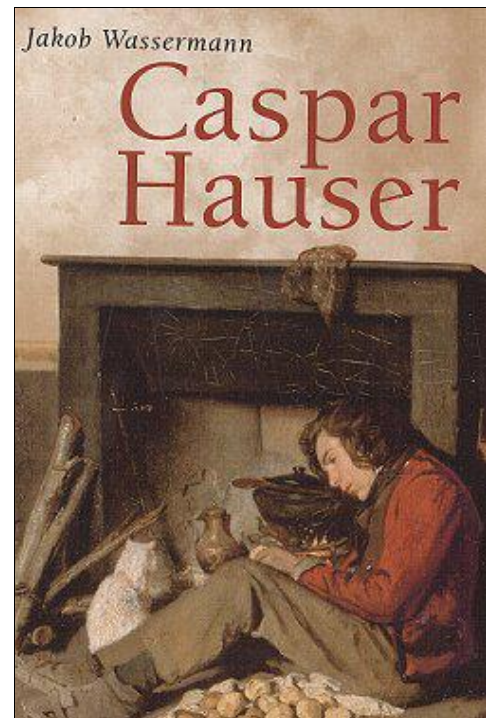


Abb. 1: Deckblatt des Romans, Ausgabe 2005, Anaconda-Verlag.

Im Text selbst schob Jakob Wassermann der Romanfigur Georg Friedrich Daumer folgende bezeichnenden Worte unter:

*„Wenn man von ihm spricht, kann man nicht übertreiben, weil die Sprache nämlich zu ärmlich ist, um sein Wesen auszudrücken. Es ist wie eine uralte Legende, dies Empортаuchen eines märchenhaften Geschöpfes aus dem dunklen Nirgendwo. Die reine Stimme der Natur tönt uns plötzlich entgegen, ein Mythos wird zum Ereignis ...“<sup>699</sup>*

Hauser verliert demnach bei Wassermann den Status einer realen Person, sondern mutiert zum symbolhaften Atavismus. Dafür werden dem Leser die Teile eines gigantischen Puzzles hingeworfen, nicht etwa, damit er sie nach und nach im Fortschritt des Romans sortieren und zuordnen kann, sondern nur um die schlussendliche Einsicht zu vermitteln, dass hier kein Stück so recht zum anderen passt. Denn ungelöst soll es bleiben, dieses Rätsel „Kaspar Hauser“, und dies bis zum Ende aller Zeiten, wobei zur Glorifizierung seines Todes Wassermann auch noch die geheimnisvolle Konstellation von Mond und Sonne bemüht und somit reichlich Wasser auf die Mühlen der Anthroposophie gießt. Wenigstens wird Kaspar Hauser so von Wassermann aus der damals noch allgegenwärtigen Betrüger-Rolle entlassen.

Soweit zum Start- und Zielpunkt dieses Romans. In den dazwischen liegenden 480 Seiten lässt Wassermann nahezu alle bekannten Protagonisten der Hauser-Geschichte aufmarschieren, zum Teil unter Nennung von intimen Details, wobei er den einen Teil beim historischen Namen nennt (z. B. Tucher, Hickel, Stanhope), den anderen Teil mit dichterischen Pseudonymen belegt (z. B. Quandt für Meyer, von Imhoff für von der Recke). Die Gründe hierfür bleiben unklar.

<sup>698</sup> Jakob Wassermann: Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens, Ausgabe Anaconda, Köln 2005, S. 7. Im Weiteren abgekürzt mit Wassermann und Seitenzahl.

<sup>699</sup> Wassermann, S. 41.

Was mögliche Erklärungsmodelle der Verbrechen an Kaspar Hauser anbelangt, so übt sich Wassermann im Legen zahlreicher falscher Fährten und Assoziationen:

So lässt Wassermann Kaspar Hauser im Roman selbst nach der Identität seiner Mutter suchen und er belebt diese Suche in einem Kapitel mit dem plötzlich ausgesprochenen Namen „Stephanie“, womit er wohl eine Reaktivierung der Erbprinzen- resp. Napoleoniden-Theorie beabsichtigt, die er 1826 noch um die sogenannte Festetics-Variante bereichern wird.<sup>700</sup> Gleichzeitig garniert Wassermann seinen badischen Überraschungscoup mit so vielen Absurditäten anderer Art, dass ein anhaltender Effekt ausbleibt:

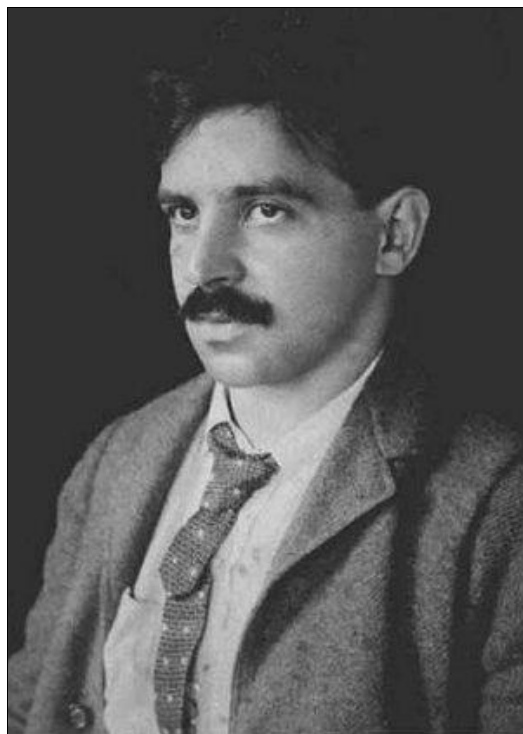


Abb. 2: Jakob Wassermann um 1900.

Der subalterne Joseph Hickel avanciert bei Wassermann zum höchsten Verantwortungs- und Geheimnisträger, womit er sicher überfordert ist, Lord Stanhope muss sich nach Enttarnung als Metternich-Agent bei Wassermann selbst entleiben, um aus der Geschichte verschwinden zu können, der brave Pfarrer Fuhrmann wird am Ende des Romans durch die Hauser-Freundin Klara Kannewurf als „Mörder“ tituliert, worüber diese wahnsinnig wird und in einer Anstalt landet. Hin und wieder taucht ein geheimnisvoller „Ducatus“ als weitere Allusion auf die Großherzogin Stephanie von Baden auf.

Schuldig sind am Ende bei Wassermann alle Beteiligten – sogar Kaspar Hauser und auch wir Leser:

*„Schuldig sind die, die wir da wandeln. Aus Schuld keimt Leben, sonst hätte unser Stammvater im Paradies nicht sündigen dürfen. Auch unsern hingeschiedenen Freund kann ich nicht freisprechen. Was hat es ihm gefrommt, das Träumen über seine Herkunft? Wo Verrat von allen Lippen quillt, flieht der Tüchtige in den Kreis fruchtbarer Neigungen. Aber Schwärmer hören nur sich selbst. Unschuldig, meine Beste, unschuldig ist nur Gott. Er gnade meiner Seele und der des edeln Caspar Hauser.“<sup>701</sup>*

So spricht der Pfarrer Fuhrmann in den Schlusssätzen zum Leser, der sozusagen bei der banalen Präntation einer Universalschuld im Sinne der Erbsünde anlangt.

Ein genialer Wurf? Hätte es für eine solch banale Quintessenz zuvor so vieler rhetorischer Floskeln, langatmiger Handlungsfäden und vor allem so vieler Akteure bedurft?

**Uns ist das überschwängliche Lob, das der Roman z. B. von Seiten der Hauser-Autoren Pies, Tradowsky und Mayer einheimste, nie so richtig klar geworden. Für uns bleibt er bei nüchterner Betrachtung wegen der Banalität der Aussagen ein ausgesprochen mediokres Stück.**

Aber eines wird dem aufmerksamen Leser unserer Recherche bei der Lektüre aufgefallen sein: Jakob Wassermann hat nahezu alle Bekannten und Zeitgenossen Kaspar Hausers, wichtige und unwichtige, vor dem inneren Auge des Lesers defilieren lassen. Nur einen Ort und einen Mann hat er verschwiegen, und dies, obwohl beide de facto eine große Rolle gespielt haben:

**Die Stadt Frankfurt und den Staatsrat Johann Ludwig Klüber!**

Und:

**Die Frankfurt-Phobie geht bei Wassermann soweit, dass er den mysteriösen Tod des Präsidenten Anselm von Feuerbach kurzerhand von der Main-Metropole ins eher provinzielle Ansbach verlegt!**

700 Brief an H. Pies vom 10.2.1926.

701 Wassermann, S. 480.

Was sollen derartige Unterlassungen? War das Zufall oder Notwendigkeit?

Nur Gott ist unschuldig, behauptete Jakob Wassermann am Ende und definiert dabei durch seine eklatante Auslassung klammheimlich eine weitere Insel der Unschuld:

### **Unschuldig war natürlich auch ein gewisses Bankhaus in Frankfurt!**

Viele Jahre später wird Wassermann den Kritikern seines Romans gerade das vorhalten, was vermutlich damals für ihn selbst galt:

*„Ich hatte den unabweisbaren Eindruck, als sei von irgendwo her eine bestimmte Losung ausgegangen, ein Befehl, dass man sich so oder so zu verhalten habe, wenn gefährliche und unerwünschte Wirkungen des Buches verhütet werden sollen. Ich konnte nicht umhin zu vermuten, dass gewisse Weisungen von einer gewissen Stelle ausgingen, und dass diese Taktik eine bereits lange geübte sei. Es fehlte auch nicht an anonymen Briefen, an literarischer und persönlicher Verächtlichmachung, antisemitischem Hohn, sogar an bedenklichen Drohungen nicht ... Alles dies war sehr seltsam, sehr auffallend, war es um so mehr, als es sich ja nicht um eine Prozessangelegenheit handelte, sondern um eine Dichtung, in der ich außerdem alles, was sich auf die geheimnisvolle Geburt des Helden bezog, mit Absicht und aus künstlerischen Gründen völlig im Dunkeln gelassen hatte ...“*

Die besten Ablenkungsmanöver bestehen manchmal darin, dass man den Spieß einfach umdreht! Statt Rechtfertigung Gegenanklage! Wassermann war offensichtlich ein Meister dieser Kunst.

In diesem Artikel der Vossischen Zeitung in Berlin vom 21. September 1924 findet sich - gesperrt gedruckt – u. a. der folgende, bemerkenswerte Satz:

*„Doch ist es wohl heute an der Zeit, auf gewisse Familienpapiere eines hochadeligen Hauses hinzuweisen, die, wie mir versichert wurde, seit kurzem im Wiener ehemaligen kaiserlichen Archiv liegen. Ich vermute, dass sie die ganze Lösung des Rätsels enthalten, diese oder irgendwelche andere, die man zweifellos in höfischen Geheimfächern finden und zweifellos auch publizieren wird ...“*

Durch den Kontext dieses Artikels wird vordergründig der Anschein erweckt, Jakob Wassermann bediene hier gezielt die Erbprinz-von-Baden-Theorie, die 1853 durch den sogenannten Philippsburg-Brief im Wiener Hofarchiv nochmals hochgespielt worden war, der 1924 kurz vor seiner Erstveröffentlichung stand und Jakob Wassermann schon zuvor zur Kenntnis gelangt sein könnte.<sup>702</sup>

Aber war nicht „*seit kurzem*“ im Wiener Hofarchiv nicht noch etwas viel Wichtigeres aufzufinden?

Im Jahr 1925 veröffentlichte der österreichische Anti-Hauserianer Hans Sittenberger nicht nur Teile des Philippsburg-Briefes, sondern auch viele andere Dokumente, die wichtige Spuren in einer ganz anderen Richtung ergaben, Spuren, die vom Autor allerdings seinerzeit geflissentlich ins Nichts geredet wurden. Bei Sittenberger wurden nämlich nicht primär das Haus Baden, sondern letztlich die bayerische Kurfürstin-Witwe Maria-Leopoldine und damit die Häuser Habsburg und Wittelsbach belastet, z. B. über eine Gouvernante Dalbonne, über Johann Samuel Müller und das Vöcklabrucker Verschwörer-Quartett Würth, Leydel, Mayer, Lampert etc. Wie die Angelegenheit damals verlief und ausging, darüber haben wir ausführlich berichtet.

**Selbst wenn Wassermann fast 100 Jahre nach den Ereignissen mit seinen Stellungnahmen erneut der Baden-Theorie Vorschub leistete, so fällt bei ihm vielmehr ein anderes Phänomen ins Auge: Jakob Wassermann achtete in diesen Stellungnahmen wie in seinem Roman peinlichst darauf, dass sich beim Fall Kaspar Hauser keinerlei Assoziationen oder Andeutungen in Richtung Frankfurt und die dortige Hochfinanz ergaben!**

---

702 Erstveröffentlicht 1925 durch Hans Sittenberger. Vgl Sittenberger, S. 352ff. Der vollständige Text bei Kemming, Ferdinand Sailer, S. 15.

### Dabei darf man Wassermann getrost zu den Wissenden zählen:

- Jakob Wassermann war semitischen Glaubens wie die Rothschilds selbst. Als Kind orthodoxer Eltern hatte er eine relativ freudlose Kindheit und Jugend im „fränkischen Jerusalem“, d. h. im Judenviertel von Fürth verbracht, in dessen Jeschiwa (Talmud-Schule) bereits ein Mayer Amschel Rothschild unterrichtet worden war.

Als Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ in Wien hatte Wassermann ab 1897 viele jüdische Autoren der „Wiener Moderne“ (z. B. Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal) kennengelernt, vor allem aber den Verleger **Samuel Fischer**, der fürderhin nahezu alle Wassermann-Werke verlegte.

Über den Rothschild-Ableger von Bleichröder in Berlin könnte Samuel Fischer Jakob Wassermann den Auftrag zu seinem Hauser-Roman vermittelt haben, verbunden mit der Bitte der Rothschild-Erben, die geschichtliche Figur Kaspar Hausers durch einen Mythos zu ersetzen, und dies immer schön



Abb. 3: Samuel Fischer.

brav in der Intention, damit fürderhin die Aufklärung des Falles zu verhindern. Ein „Sternenkind“ ist eben nicht justiziabel! Und damit alles ganz unauffällig blieb, erschien der Roman auch weder in Frankfurt noch in Berlin oder Wien, sondern in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart - einer Aktiengesellschaft, deren Aktionäre geschickt im Hintergrund blieben.

- Im Jahr 1912 machte Wassermann in Wien konkret die persönliche Bekanntschaft mit einer Dame aus dem Haus Rothschild: **Mathilde von Rothschild** war eine leibhaftige Enkelin Salomons von Rothschild.
- Im selben Jahr ließ Wassermann den Metternich- und Rothschild-Vertrauten Friedrich Gentz, den wir bereits kennengelernt haben, in dem einaktigen Drama „Gentz und Fanny Elßler“ folgenden Satz sprechen: „*Geduld, ihr Leute. Morgen schick ich zum Rothschild hin. Der Rothschild zahlt alles, das wisst ihr doch. Jetzt schert euch friedlich nach Hause.*“
- Im Jahr 1914 ließ sich Jakob Wassermann vom Diplomaten Edgar Spiegl von Thurnsee und seiner reichen Gattin **Luzie Goldschmidt-Rothschild** ein Haus in Grinzing so günstig finanzieren, dass man es getrost als Gratisgabe für seine literarischen Bemühungen ansehen kann. Die reiche Luzie war ein Rothschild-Spross: Ihre Mutter Minna war die Tochter des letzten Frankfurter Bankiers Wilhelm Karl von Rothschild, und damit die Enkelin Karl Mayers von Rothschild und Urenkelin Mayer Amschels von Rothschild. Väterlicherseits stammte Luzie aus der Bankiersfamilie Goldschmidt, die über mehrere Generationen eng mit den Rothschilds durch Ehebündnisse verbunden war und wie diese aus der Frankfurter Judengasse stammte.
- Vor diesem Hintergrund wird auch der Bericht stimmen, dass Jakob Wassermann später im Haus Rothschild in Wien ein und aus ging.<sup>703</sup>

Kein Wunder, wenn Jakob Wassermann in seinem Roman alle Verdachtsmomente gegen das Haus Rothschild durch Nichterwähnung und Entwicklung eines verwirrenden Katz-und-Maus-Spiels geschickt zum Erliegen brachte. Für derartiges Mimikri hatte die Hochfinanz inzwischen nahezu die gesamte Schriftsteller- und Publizisten-Szene Mitteleuropas in ihre Abhängigkeit gebracht, was allerdings unter dem Aspekt verständlich wird, dass ihre gesellschaftliche Anerkennung nach wie vor zahlreiche Gegner

---

703 Information aus Beatrix Müller-Kampel: Jakob Wassermann im literarischen Feld seiner Zeit, S. 10f.

und der Antisemitismus zahlreiche Sympathisanten hatte. Dem galt es publizistisch entgegenzutreten.

**Für die Aufklärung des Falles Kaspar Hauser wirkte sich dieses Bemühen allerdings ausgesprochen nachteilig aus, selbst noch 100 Jahre nach Kaspars Tod.**

Jakob Wassermann war aufgrund eigener Erfahrung durchaus kritisch gegenüber einer derart einseitigen Entwicklung, so dass er an anderer Stelle die „*Omnipräsenz des Jüdischen*“ an den Pranger stellte:

*„Die Banken, die Presse, das Theater, die Literatur, die gesellschaftlichen Veranstaltungen, alles war in den Händen der Juden ... und sie haben den Ton und die Farbe des Wiener Lebens bestimmt. Es war nicht so, dass die Juden wirklich an der politischen Macht waren, sondern dass ihr Geist die kommerziellen, intellektuellen und künstlerischen Kreise animierte, von denen sich die österreichische Aristokratie, das Beamtentum und die Militärfamilien aus Verachtung fernhielten ... Der Hof, die Kleinbürger und die Juden verliehen der Stadt das Gepräge. Dass die Juden als die beweglichste Gruppe alle übrigen in unaufhörlicher Bewegung hielten, ist nicht weiter erstaunlich. Dennoch war meine Verwunderung groß über die Menge von jüdischen Ärzten, Advokaten, Klubmitgliedern, Snobs, Dandys, Proletariern, Schauspielern, Zeitungsleuten und Dichtern.“<sup>704</sup>*

**Dennoch meinen wir, dass Jakob Wassermann bei seinem Roman „Caspar Hauser“ im Sinn und Auftrag der Rothschilds seiner Generation schrieb und mit einer raffinierten Mythisierung der Hauptfigur den Fall einer weiteren Aufklärung entzog.**

Wassermanns Methode machte sich übrigens ein viertel Jahrhundert später auch der Rechtsphilosoph und Feuerbach-Biograph **Gustav Radbruch** zunutze, als er in einigen Einleitungssätzen Feuerbachs Verhältnis zum Nürnberger Findling beschrieb. Auch Radbruch ging es um alles andere als um Aufklärung - und er machte kein Hehl daraus:

*„Es kann die Aufgabe einer Feuerbach-Biographie nicht sein, das Kaspar-Hauser-Problem in seinem ganzen Umfang aufzurollen. Noch weniger aber, auf Grund einer unvollkommenen Darstellung zu der unendlich schwierigen Frage Stellung zu nehmen, ob Kaspar Hauser ein Prinz, ein Schwindler, ein Hysteriker war oder was sonst. Die Frage ist nach keiner Richtung bisher eindeutig beantwortet worden und wird vielleicht für immer unbeantwortet bleiben. Gerade die Unmöglichkeit einer eindeutigen Erklärung verleiht dem Kaspar-Hauser-Geschick die Natur eines Mythos, eines Symbols, einer Legende, die den wechselnden Geschlechtern in immer neuer Beleuchtung erscheint, die sich von ihnen mit immer neuem Sinn und Tiefsinn erfüllen lässt. Wir wissen nicht, ob Feuerbachs Bild von Kaspar Hauser der Wahrheit entspricht, aber es hat die innere Wahrheit einer dichterischen Gestalt: wie Ahasver, wie Faust, wie Don Quijote oder Don Juan wird auch Kaspar Hauser eine der ewigen Gestalten bleiben, in denen sich das Menschen-schicksal nach seinen mannigfachen Seiten darstellt. In Kaspar Hauser wird die Schwermut des Wortes sichtbar und körperhaft: Was weiß ein Mensch vom andern? - die Einsamkeit des Menschen in der Welt, oder was in einem andern Worte dasselbe sagt: die 'Trägheit des Herzens'.“*

Letzteres Zitat hatte Radbruch von Wassermann entlehnt, ohne ihn zu zitieren. Da war er erneut, dieser raffinierte Trick, den Mord an Kaspar Hauser und übrigens auch den an Anselm von Feuerbach jeglicher Aufklärung zu entziehen. Gustav Radbruch wurde 1934 ausgerechnet von Julius Springer in Wien verlegt. Dessen Vater war konvertierter Kryptojude. Springer hatte vor der Machtergreifung der Nazis in Berlin bestens mit dem Verleger Dr. Walther Rothschild zusammengearbeitet. Hinweise auf die direkte oder indirekte Tatbeteiligung des Hauses Rothschild sind in einer solchen „Biographie“ nicht zu erwarten.

**So wurde Kaspar Hauser von Radbruch zum zweiten Mal zur „ewigen Gestalt“, zum dichterischen Mythos erklärt, und sein Mentor und Biograph Feuerbach musste wider besserem Wissen an Altersschwäche sterben, anstatt ermordet zu werden. Was auch sonst? Alles andere hätte verlegerseitig nur gestört.**

---

704 Robert Wistrich: Die Juden Wiens im Zeitalter Kaiser Franz Josephs, Wien-Köln-Weimar 1999, S. 144.

## Die Vollstreckungsmethoden der Geheimbünde im 18./19. Jahrhundert

Zunächst ein paar Zitate: Reichsfreiherr und Hofkammerrat Theodor Mändl, Gründungsmitglied des Illuminatenordens, in einer eidesstattlichen Aussage zum aufgehobenen Illuminatenorden vom 24. August 1787:

*„Weiteres seye nichts gewisseres, als dass, wenn S. Churfürstl. Durchlaucht diesem Ungeheuer nicht zuvor kommen, die Illuminaten ihre sacht mit Gift und Dolch durchsetzen trachten werden, wovon ersteres durch ihre habenden medicos und Apotheker, zweitens aber durch ein erst im vorigen Jahr gemachten specialauftrag; dass sich jeder in der Dult ein Stillet ankaufen und zum Gebrauch für den Orden stets gebrauchen sollen ...“<sup>705</sup>*

Zum Vergleich: Auszug aus den Geheimbund-Statuten des Johann Ludwig Klüber, Kap. 2, § 30:

*„Jeder Bruder des Bundes ist ... gehalten, wenn er es kann, sich die Kleidung des Bundes anzuschaffen - benebst einer Schutzwaffe, (ergänzt) Dolch ...“<sup>706</sup>*

Der von einem Dolchstich schwer verwundete Kaspar Hauser wenige Stunden vor seinem Tod (Protokoll der Gerichtskommission vom 17. Dezember 1833):

*„Ich bin recht müde, ich bin recht schwach, ich werde vielleicht in einigen Stunden von hier scheiden von diesem Lasterleben. Gott hat mir immer die besten Menschen gegeben, doch war das Ungeheuer größer ...“<sup>707</sup>*

Ein wichtiger Nachsatz wurde wegen angeblicher Unverständlichkeit nicht zu Protokoll genommen.

Der Hauser-Forscher **Adolf Barting** 1927 über die Waffe, die Kaspar Hauser vermutlich getötet hat:

*„Endlich ein Wort über den Dolch. Am Tatort wurde keinerlei Waffe entdeckt. 'Einige Jahre nach Hausers Tod' (das genaue Datum wird uns nicht mitgeteilt) fand ein Gärtner beim 'Streurechen' im Hofgarten (die Kunde von dem genauen Fundort ist auch verschollen) einen Dolch (ob flachliegend oder in die Erde gestoßen, ist gleichfalls nicht überliefert), der sich lange Zeit im Privatbesitz befand und heute im Ansbacher Museum liegt. Dr. Julius Meyer holte 1883 über das Stilet ein Gutachten bei dein Medizinalrat Dr. Müller aus Ansbach ein; dieser erklärte, die Waffe sei in jeder Hinsicht geeignet, die im Sektionsprotokoll beschriebene Wunde hervorzubringen ... Wie mir in Ansbach mitgeteilt wurde, hat das Germanische Museum in Nürnberg das Instrument kurzerhand für einen 'französischen Banditendolch' erklärt ...Anscheinend hat es bisher auch niemand für nötig gefunden, den Dolch etwas genauer anzuschauen und zu beschreiben, obwohl er merkwürdig genug ist. Auf den ersten Blick sieht er freilich unscheinbar aus: schwarzer Ebenholzgriff von 11,4 Zentimeter Länge, eine schwache, geschweifte Parierstange, 14 Zentimeter lange, beiderseits scharf geschliffene Klinge, deren Ränder beinahe parallel laufen und sich dann ziemlich plötzlich zur Spitze verjüngen; das Klingenblatt nicht eben, sondern beiderseits zu einem kleinen Mittelgrat ansteigend. Soviel kann der Leser in allen größeren Werken finden, nicht aber die Verzierung oder Damaszierung der Klinge. Sie besteht oben und unten aus*



Abb. 4: Barockes Vanitas-Motiv. Seitenaltar der Kirche von Traunkirchen in Oberösterreich.

705 Leopold Engel: Geschichte des Illuminaten-Ordens, Ein Beitrag zur Geschichte Bayerns, Berlin 1906, S. 338.

706 Deutsch, Geheimbund, S. 87.

707 Pies, Dokumentation, S. 206.

*schrägen parallelen Strichen, in der Mitte aber aus bildlichen Darstellungen ziemlich primitiver Art. Leider ist der durch jahrelanges Liegen verrostete Dolch roh gereinigt worden, so dass einige Mühe dazu gehört, den Schmuck zu erkennen ... Beide Klingenseiten sind mit allen erdenklichen Sinnbildern des Todes geschmückt: auf der Mienen zwei gekreuzte Knochen, darüber ein Totenkopf, dann ein Kreuz, schließlich eine Art von Kirchen- oder Grabmalsbogen; auf der anderen Seite ein geflügeltes Wesen, das ich als eine Libelle, das bekannte Symbol der Unsterblichkeit, ansprechen möchte ...*<sup>708</sup>

Zur Symbolik des Dolches: Es handelt sich um einen Totenschädel mit zwei Femurknochen in Anordnung eines Andreas-Kreuzes. Darüber befindet sich eine Sanduhr (Stundenglas) in ihrem Gestell, dieses wiederum gekrönt von einem Tatzenkreuz.

Bei den Gebeinen und der Sanduhr handelt sich zunächst um ein sogenanntes **Vanitas-Symbol**, vertreten in der christlichen, aber auch in der nicht-christlichen, z. B. semitischen Ikonographie. Schädel und Sanduhr waren allerdings auch Accessoires, die von vielen Freimaurer-Logen beim Initiationsritual in der „dunklen Kammer“ verwendet wurden. In der Kombination mit einem Tatzenkreuz darf man sich getrost auf eine Freimaurer-Symbolik festlegen, die in Erinnerung an den geheimnisumwitterten Templerorden typisch für die Logen der sog. „strikten Observanz“ war. Diese Logen gingen Ende des 18. Jahrhunderts im Illuminaten-Orden auf. Ein ähnliches Emblem findet man auch bei der 1832 an der Yale University in New Haven gegründeten Studentenverbindung „Skull & Bones“ (Schädel und Knochen), die ihre Wurzeln in Deutschland hat. Für Verschwörungstheoretiker markiert „Skull & Bones“ eine der mächtigen Geheimbünde der Welt, entstanden aus einer geheimen Nachfolge-Organisation des Illuminaten-Ordens, mit zahlreichen Querverbindungen zur Hochfinanz und Weltpolitik.

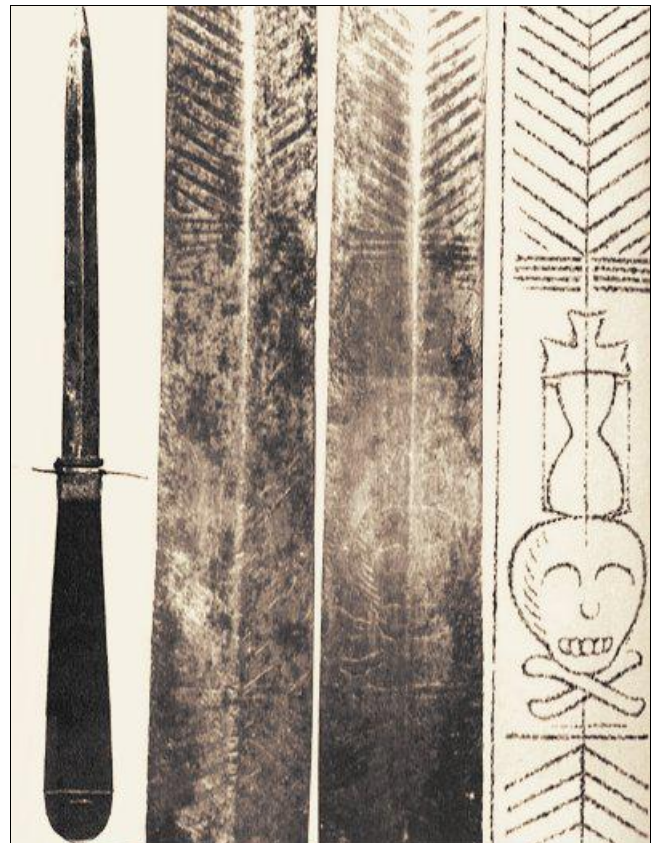


Abb. 5: Historische Abbildung des Ansbacher Dolches nach Mayer/Tradowksy, Strichzeichnung modifiziert.

Ohne an dieser Stelle die Vanitas- bzw. Memento-mori-Symbolik überstrapazieren zu wollen, wie es einst Rudolf Biedermann tat, stimmen wir mit diesem Hauser-Forscher insofern überein, als der Trias Gebeine, Stundenglas, Tatzenkreuz in Zusammenhang mit einer Stichwaffe eine weitere, wenig vertrauenserweckende Konnotation zukommt, nicht zuletzt auch deshalb, weil wir an diversen Stellen der Hauser-Geschichte Geheimbund-Aktivitäten nachweisen konnten.<sup>709</sup> Das Schädel-Knochen-Motiv fungiert bis heute auch als Warnzeichen für Giftstoffe. Es ist in diesem Zusammenhang denkbar, dass der Linien-Schrägschliff des Ansbacher Dolches für die Aufnahme von Kontaktgift – Arsenik-Butter bzw. gebundene „Aqua tofana“ – vorgesehen war. Beim gewaltsamen Tod Kaspar Hausers scheint jedoch Gift nicht zum Tragen gekommen sein, ganz im Gegensatz zum Tod seines Mentors Anselm von Feuerbachs.

**Es handelt sich somit bei der Ansbacher Waffe mit ihrer schaurigen Damasizierung nicht um ein x-beliebige Gebrauchsmesser, sondern um die Mord- und Feme-Waffe eines Geheimbundes mit Bezügen zur Freimaurerei!**

708 Bartning, S. 118f.

709 Biedermann, S. 182ff. und 214ff.



## Kaspar Hauser und Caroline von Albersdorf?

Im August 2014 nahm Ton Majoor aus den Niederlanden mit uns Kontakt auf und präsentierte interessante und originelle Überlegungen zur Geschichte Kaspar Hausers, welche auf einem Studium der Veröffentlichung des Antonius van der Linde und auf unseren Recherchen zu Samuel Müller und dem Verschwörerkreis beruhen. Hier die Hypothesen, die uns Herr Majoor per Mail vorgestellt hat, in Kurzform und etwas vertauschter Reihenfolge:

- Caroline Albersdorf sei die Ehefrau, nicht die Tochter James Grahams, des 3. Herzogs von Montrose, gewesen. Sie hatte 7 legitime Kinder und war möglicherweise 1836 noch verheiratet, was sie bei Verhören in Zusammenhang mit Kaspar Hauser und in ihren Publikationen verschwieg. Ihre zweite Tochter hieß auch Caroline wie sie selbst. Caroline Albersdorf sei in Wirklichkeit selbst die Mutter Kaspar Hausers gewesen, Friedrich von Wessenig der Vater.
- Die Abkürzung im Spiegelschriftzettel „M. L. Ö.“ beschreibe ein Täter-Trio namens „Mayer, Lampert, Öttinger“.
- Der abscheuliche Geruch, den Kaspar Hauser anlässlich seiner Freilassung bemerkte, käme von den toten Seidenspinnenraupen aus Christian Lampert's Seidenraupenzucht.

### Hierzu unsere diesbezüglichen Überlegungen:

- **ad 1 - Stichwort „Herkunft und Mutterschaft“**

Die Idee ist insofern nicht aus der Luft gegriffen, als Gewährsmann Johann Samuel Müller anlässlich einer Befragung des Kreis- und Stadtgerichts Nürnberg schriftlich unter Punkt 8 Folgendes erklärt hatte: „Es ist mir nur wie ein Traum, als wenn im Jahre 1813 beim Pfarrer Wirth (so!) wäre gesagt worden, dass des Kindes Mutter eine reiche Engländerin gewesen sei ...“<sup>710</sup>

Es ist durchaus richtig, dass unter den Kindern James Grahams aus 2. Ehe nur eine Lady Caroline nachweisbar ist, welche 1792 geboren wurde und deshalb der Caroline von Albersdorf nicht entsprochen haben kann. Daher die Idee, dass in Wirklichkeit die 2. Ehefrau des James Graham namens Lady Caroline Montagu, Tochter des 4. Herzogs von Manchester und Mutter von 7 Kindern aus der Ehe mit James Graham, der Caroline von Albersdorf aus der Hauser-Geschichte entsprach. Das sei die von Müller „wie in einem Traum“ erinnerte „reiche Engländerin“, welche mit dem Major, nachmalig Rittmeister Friedrich von Wessenig, Kaspar Hauser gezeugt habe. Dem Plan, dass dieses ungewollte Kind weggegeben würde, müsste demnach Caroline von Albersdorf 1812 nach der Entbindung in Ungarn zugestimmt haben; von einer Internierung in einem Verlies habe sie erst viele Jahre später erfahren, als Kaspar Hauser in Nürnberg als Findling erschien.

Wir haben mit einschlägigen Quellen den Sachverhalt überprüft und können zunächst bestätigen, dass

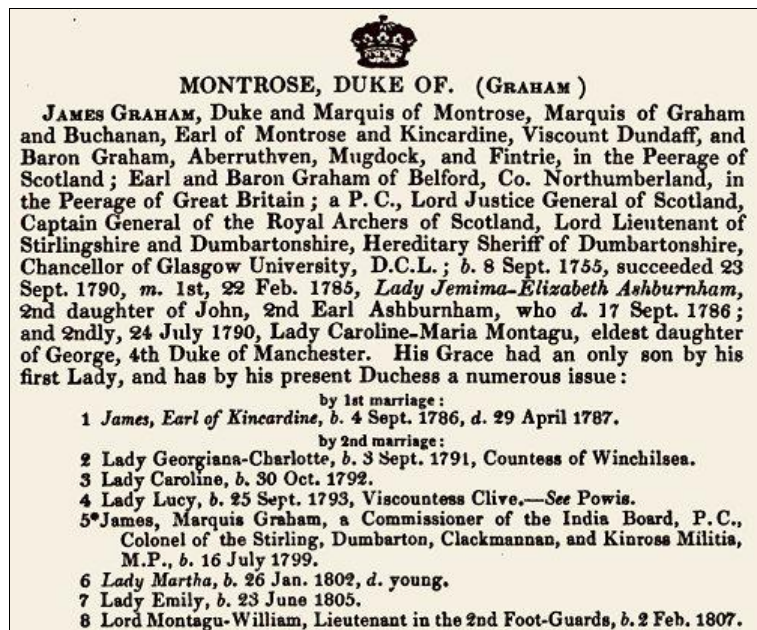


Abb. 6: Auszug aus E. Lodge's „The Peerage of the British Empire ...“, London 1832, S. 285.

710 Linde 1, S. 211.

die Biographie der Lady Caroline Montagu prinzipiell ein späte, verheimlichte Schwangerschaft und Geburt eines Sohnes hergäbe. Dennoch können wir den weitreichenden Schlussfolgerungen Herrn Majoors nach reiflicher Überlegung nicht zustimmen:

- Lady Caroline Montagu hatte in die schottische Familie Graham eingeh heiratet, war aber selbst keine „Lady Graham“ – eine Bezeichnung, die für Caroline von Albersdorf verbürgt ist.<sup>711</sup> Der Adelstitel „Lady“ war Frauen in direkter Abstammung vorbehalten, also eingeborenen Mitgliedern des schottischen Graham-Clans, nicht aber angeheirateten Frauen. Die Frau des James Graham war also sicherlich eine Caroline Graham, blieb aber dabei allezeit eine Lady Montagu.
- Die 7 legitimen Kinder der Lady Montagu haben meist gut dokumentierte Lebensgeschichten. Ein Sohn, James Graham, machte eine politische Karriere und bekleidete als konservativer Politiker hohe Ämter. Es ist schlichtweg undenkbar, dass die Mutter solcher Kinder plötzlich in Richtung Mittel/Ost-Europa auf Nimmerwiedersehen verschwunden wäre und zuvor alle Kontakte nach Hause abgebrochen hätte.
- Wir konnten bei einer Schnellüberprüfung nachweisen, dass Lady Montagu zu einer Zeit in England dokumentiert ist, in der die Frau von Albersdorf eindeutig in Deutschland, Böhmen oder Österreich weilte. Dies betrifft z. B. die Subskribentenliste eines im Jahr 1818 in London erschienenen Buches, aber auch etliche Briefe, welche die Herzogin von Montrose aus Schottland heraus schrieb. Sie liegen heute in der Universität von Glasgow.<sup>712</sup>
- Ein Entbindungsdatum 1812, wie Caroline von Albersdorf der Mutter Kaspar Hausers unterstellte, ist in diesem Zusammenhang gänzlich unmöglich, zumindest dann, wenn man die Müller-Dalbonne-Geschichte als gegeben und wahr nimmt: Als der Pfarrer Leydel 1814 von Attersee über Burghausen in seine fränkische Heimat reiste, sah er – wohl in Wanghausen! - ein eingesperrtes Kind, das bereits internierfähig, d. h. von der Brust entwöhnt und ohne Windeln war, also mindestens 3 bis 4 Lebensjahre zurückgelegt hatte. Damit darf man aber getrost nicht nur die Erbprinz-von-Baden-, sondern auch die Albersdorf-Ungarn-Theorie für das Jahr 1812 vergessen!
- Johann Samuel Müller hatte seinerzeit in einer sehr vagen Angabe von einer „reichen Engländerin“ als Mutter Kaspar Hausers gesprochen, Caroline von Albersdorf war nachweislich alles andere als reich.
- Auch wenn Lord Stanhope der Caroline von Albersdorf von Anfang an suspekt war, so wusste sie über ihn, über seine finanziellen und auch sonstigen Verhältnisse nur bruchstückhaft Bescheid. Die Herzogin von Montrose hätte dagegen über diesen Sprössling der Familie Stanhope exzellent Bescheid gewusst, wohnten doch beider Familien sozusagen Tür an Tür im Londoner Freimaurer-Viertel am Grosvenor Square.<sup>713</sup>
- Lady Montagu ist nachweislich im Montrose Mausoleum in Aberuthven in Schottland begraben, während Caroline von Albersdorf 1841 in München verstarb und höchstwahrscheinlich auch dort begraben wurde.
- Es erscheint uns auch abwegig, dass Caroline von Albersdorf, in Person der hypothetisch unterstellten Lady Montagu, sich selbst und ihren Sohn unter dem Titel „Major“ des Verbrechens an Kaspar Hauser bezichtigt hätte, wohingegen sicher ist, dass sie die Kurfürstin Maria-Leopoldine und ihren Sohn Aloys inkriminierte, wobei Aloys von Arco damals Major des bayerischen Heeres war, ehe er Oberstleutnant wurde.
- Warum hätte eine Caroline von Albersdorf in ihren Büchern ihren hypothetischen Ex-Freund von

---

711 Linde 1, S. 386.

712 List of subscribers in Charles Hutton: Key to the course of mathematics ..., London 1818. Auch University of Glasgow, Special Collections, Material relating to Caroline Maria Graham, online [hier](#).

713 Gary L. Heinmiller: Grand Masters of Grosvenor Square, Liverpool, New York 2006, S. 11 und 13.

Wessenig belasten sollen, wenn sie sich damit nur selbst und erneut zum eigenen Nachteil in den Fall verwickelt hätte? Und wenn doch: Warum informierte sie dann nicht einfach dessen Frau? Warum sollte sie außerdem später die Kurfürstin Maria-Leopoldine belasten, wenn sie selbst die Mutter des Findlings war? Was hatte sie gegen Maria-Leopoldine, um solches zu tun? Und warum hat sie nicht einfach die Täter überführt, die sie doch inzwischen gekannt haben müsste, anstatt sich in indirekten Andeutungen zu ergehen?

Die Tatsache, dass es auf all diese einfachen Fragen keine plausible Antwort gibt, verdeutlicht am Ende nochmals die Unmöglichkeit, dass Caroline von Albersdorf die Mutter Kaspar Hausers war. Beim aufmerksamen Lesen ist dies aber schon allein mit dem generellen Grundtenor ihrer Bücher nicht vereinbar: Heimliche Täter schreiben nicht so!

Bei dieser langen Liste an klaren Ausschlussgründen, welche keineswegs vollständig ist, muss man die Hypothese einer Mutterschaft der Caroline von Albersdorf und die Personenidentität mit Lady Montagu fallen lassen. Caroline von Albersdorf stammte vielmehr aus einer frühen, illegitimen Beziehung des James Graham mit einer Dame, die er vermutlich während seiner Zeit in Zentraleuropa kennengelernt hatte - gerade so, wie wir es in obiger Arbeit geschildert haben.

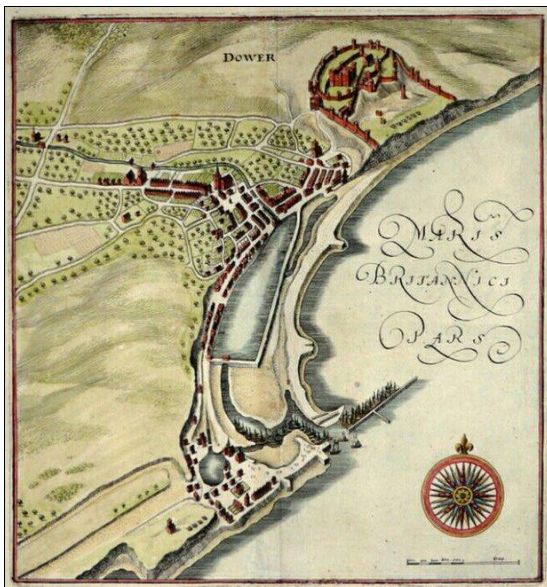


Abb. 7: Zeitgenössische Karte von Dover, das damals meist Dower geschrieben wurde, so wie es für den Geburtsort der Caroline von Albersdorf überliefert ist.

Die uns unbekannte Mutter hat möglicherweise 1770 von der Hafenstadt Dover am Ärmelkanal aus, wo Caroline von Albersdorf auf die Welt kam, deren Anerkennung als Tochter des späteren Herzogs von Montrose betrieben:

Vielleicht gestand man dabei der Mutter eine Apanage und nachfolgend der Tochter einen Erbteil zu, Gelder, die aber vermutlich schon zur Zeit der Napoleonischen Kriege ausblieben und spätestens mit dem Tod des leiblichen Vaters am 30. Dezember 1836 auch als Anspruch wegfielen. Caroline von Albersdorf sagte einmal selbst, sie warte auf einen Erbteil aus der Hand ihres Bruders.<sup>714</sup> Warum aus dessen Hand und nicht der ihres Vaters, der damals noch lebte, muss offen bleiben.

Bei der Suche nach der Mutter kamen wir auf eine interessante Spur:

Im Scotts Magazine von 1789 fand sich ein Hinweis auf eine „Reichsgräfin“ resp. „Countess of the Empire“ von Albersdorf!

*„Her mother resides at Paris, being a Countess of the Empire, by the style of Countess of Albersdorf ... - Ihre Mutter residiert in Paris. Sie ist eine Reichsgräfin - im Sinne der Gräfin von Albersdorf ...“<sup>715</sup>*

Ein weiterer Hauser-Interessent hat uns hierzu auf eine Quelle hingewiesen: Es handelt sich um ein Manuskript von **Sir John Coxe Hipplesey**, das uns mit dem Titel „Gräfin von Albersdorf“ bis hinein in die schottische Dynastie der Stuarts führt:

*„I visited the Countess d'Alberstrof (so!) (she had been created a Countess of the Empire by the Emperor Francis) at Paris in a convent, accompagnied by Andrew Stewart, a few days after the demolition of the Bastille, 1789. She then produced many letters of Prince Charles, evidently denoting their connection as man and wife. She died in Switzerland.’ Note by Sir John Hipplesey: ‘Lady Hipplesey’s mother, Lady Stewart of Allanbank, was a cousin-german to the Countess d’Al-*

714 Linde1, S. 387.

715 Scotts Magazine 1789, S. 619.

*berstrof'. - Ich besuchte die Gräfin von Albersdorf (sie war von Kaiser Franz zur Reichsgräfin ernannt worden) in einem Kovent in Paris, begleitet von Andrew Stewart. Dies fand wenige Tage nach Zerstörung der Bastille im Jahr 1789 statt. Sie zeigte uns damals viele Briefe des Prinzen Charles, woraus ihre Verbindung als Mann und Frau hervorging. Gestorben ist sie in der Schweiz. Anmerkung von Sir Hohn Hipplesley: 'Lady Hipplesleys Mutter, Lady Stewart of Allanbank, war eine leibliche Cousine der Gräfin Albersdorf.'*<sup>716</sup>

Diese Textstelle besagt also, dass eine gewisse „Countess d'Alberstrof“ (wohl verschrieben) zur Zeit der Erstürmung der Bastille im Jahr 1789, also während der Französischen Revolution, in einem Pariser Konvent lebte, wo sie zwei Augenzeugen Briefe des Prinzen Charles vorzeigte, „welche ihre Verbindung als Mann und Frau bewiesen ...“ Ihren Titel „Reichsgräfin“ habe diese Dame nicht von England aus, sondern vom österreichischen Kaiser Franz I. erhalten, sie sei auch die Cousine der Lady Stewart of Allanbank. Gestorben sei sie in der Schweiz. Die jakobitische Genealogie ergänzt, dass der Tod der unverheiratet gebliebenen Frau genau im November 1805 (an anderer Stelle 1802) im schweizerischen Fribourg eingetreten sei.<sup>717</sup>

Wenn der Titel „Reichsgräfin“ aus Österreich kam, dann stellt man sich zunächst als Trägerin auch eine gebürtige Österreicherin vor. Doch weit gefehlt: In den Jakobiter-Verzeichnissen ist unter diesem Titel eben eine bürgerliche Schottin namens **Clementine Walkinshaw** verzeichnet, aus begütertem Haus, mit bekanntem Stammbaum. Sie soll als Jugendliche einen Großteil ihrer Erziehung in Zentraleuropa genossen haben. Wo allerdings genau, ist uns nicht bekannt.

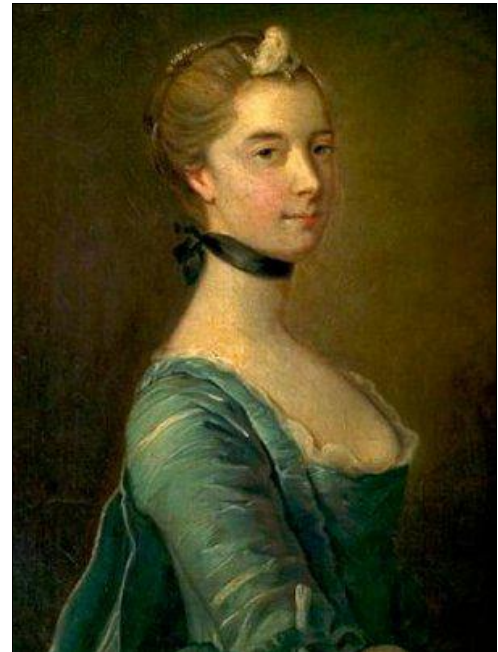


Abb. 8: Clementina Maria Sophia Walkinshaw alias „Gräfin von Albersdorf“ sen., Ölgemälde von Allan Ramsay (1713-1784), heute Derby Museum and Art Gallery.

„Prince Charles Edward Stuart“ oder besser „Bonnie Prince Charlie“ (1720-1788), der letzte, meist im Exil lebende Kronprätendent aus dem Hause Stuart, welcher wie seine berühmteren Vorfahren James II. und III. vergeblich Ansprüche auf den Thron von England erhob, ging mit dieser Lady noch vor deren Übernahme des Titels „Reichsgräfin“ zwischen 1752 und 1760 eine chaotische Liebesbeziehung ein, aus der wiederum eine Tochter Charlotte hervorging, die später den Titel „Duchess von Albany“ trug, sich zuletzt mit ihrem Vater in Italien aufhielt und dort in jungen Jahren an Leberkrebs starb.

War die Clementine Walkinshaw etwa mit der Mutter der Caroline Albersdorf identisch?

Am Ende unserer Suche glauben wir, dass es sich hier um eine falsche Fährte handelt:

- Caroline von Albersdorf scheint zwar nicht ihren Adelstitel, aber doch ihren Namen von jenem Hauptmann Albersdorf erhalten zu haben, mit dem sie verheiratet war.
- Die History of Glasgow besteht darauf, dass der Titel „countess of Alberstrof“ in Wirklichkeit von französischen König Ludwig XVI. und nicht vom österreichischen Kaiser Franz I. kam, dann wohl verliehen als „comtesse d'Alberstrof“.<sup>718</sup>
- Dieser Titel verwies wiederum auf einen kleinen lothringischen Ort im Bistum Metz, der nach dem dreißigjährigen Krieg an Frankreich gefallen war und heute „Albestroff“ heißt, zur Zeit der Französischen Revolution jedoch noch „Alberstorff“ im Sinne von Albersdorf geschrieben wurde.

716 T.C. & E.C. Jack: The Jacobite Peerage, Baronetage, Knightage and Grants of Honour, Edinburgh 1904, S. 190a. 717 A.a.O., S. 5.

718 R. Renwick, J. Lindsay: History of Glasgow, Bd. 3, Glasgow 1934, Kap. 15.

Auf diesen Feststellungen wollen wir es bewenden lassen.

**Eine Personenidentität zwischen der Clementine Walkinshaw und der Mutter der Caroline von Albersdorf erscheint uns nicht sehr wahrscheinlich (wenn auch nicht ausgeschlossen). Restunsicherheiten bleiben auch insofern, als auch der Hauptmann Albersdorf hinsichtlich seiner Herkunft nicht geklärt ist. Wir haben den Adelsnamen Albersdorf sowohl in Österreich als auch in der Oberpfalz gefunden, aber nun muss auch noch jenes lothringische Alberstorff ins Auge gefasst werden.**

Wie dem auch sei:

Wir nahmen an, dass es rechtmäßig und nicht Ausdruck von Hochstapelei war, wie van der Linde böswillig unterstellte,<sup>719</sup> wenn Caroline von Albersdorf in Deutschland oder Österreich den Titel „Gräfin von Albersdorf“ für sich reklamierte. Vermutlich hatte man ihre Mutter von England aus mit diesem in der Peerage sehr tief stehenden Titel inklusive einer kleinen Apanage aus dem Hause Graham abgefunden. Aus ihres Mannes Familie hätte allenfalls der noch niedrigere Titel der „Freifrau“ kommen können, falls das eine österreichische oder oberpfälzische Familie war.

So erscheint es auch verständlich, dass Caroline von Albersdorf zur Zeit der Revolutionskriege und Napoleonischen Kriege verarmte – ihr Mann war schon in einem der ersten im Jahr 1797 gefallen, und von Mutterseite hatte sie wohl nichts zu erwarten –, Schulden machen musste und mit wechselnden Angaben über ihre finanziellen Verhältnisse zeitweise ins Visier der Ermittlungsbehörden geriet. Denn in dieser Zeit hatte sie weder von der Familie ihres Mannes noch ihres Vaters irgendwelche Zuwendungen erhalten und litt vermutlich bittere Not! Ihr deshalb hinterher die Ehre abzuschneiden und sie als notorische Betrügerin hinstellen, wie van der Linde es tat, ist Humbug. Für die späte Caroline von Albersdorf gibt es u. E. sowieso nur einen Rückschluss: Sie war im Grunde ihres Herzens eine rechtschaffene, ehrliche und ehrenwerte Frau!

In unserer Arbeit haben wir aufzuzeigen versucht, dass der Fall Kaspar Hauser in all seinen Komponenten sehr viel Geld kostete. Deshalb ist es auch weitgehend ausgeschlossen, dass Kaspar Hauser ein ungewolltes Kind x-beliebiger Leute, z. B. aus dem Niederadel, war. Aus diesem Grund scheiden für uns Caroline von Albersdorf und/oder der Rittmeister Friedrich von Wessenig als Eltern Kaspar Hausers klar aus. Diese hatten nicht genügend Geld, um ein Verbrechen an Kaspar Hauser zu finanzieren. Hätten sie ein ungewolltes Kind nicht brauchen können, hätte es viel einfachere und vor allem billigere Methoden der Beseitigung gegeben.

Bleibt am Ende nochmals zu erklären, warum die fränkischen Verschwörer dem Johann Samuel Müller eine „reiche Engländerin“ als Mutter Kaspar Hausers unterschoben. Wir halten dies für eine gezielte Finte: In Wirklichkeit kamen Würth, Mayer und Lampert aus dem anti-bonapartistischen Untergrund in Erlangen und waren mit englischem Bankgeld, vermutlich Rothschild-Geld, finanziert. Vor diesem Hintergrund war es nicht opportun, Samuel Müller die eigentliche Geldquelle auf die Nase zu binden, falls sie diese überhaupt selbst kannten. So sprachen sie wissentlich oder unwissentlich von einer „reichen Engländerin“, wie man ihnen vermutlich aufgetragen hatte. Dass eine solche Frau real existierte, bezweifeln wir auch deshalb, weil damals der gesamte Hochadel Europas ausnahmslos tief verschuldet am Tropf der Hochfinanz hing und von dieser abhängig war. Als Dauerfinanzier der Affäre Hauser fiel eine solche Dame allein aus Mangel an Liquidität aus! Wäre aber Kaspar Hauser aber aufgrund einer hohen englischen Herkunft zum politischen Faustpfand geworden, dann hätte vielleicht eine Entführung durch Bonapartisten einen Sinn ergeben, aber nicht durch Anti-Bonapartisten wie im vorliegenden Fall!

- **ad 2 – Stichwort „Anagramm auf dem Spiegelschrift-Zettel“**

Die Lesart des Herrn Majoor – „M. L. Ö.“ = „Mayer, Lampert, Öttinger“ – ist durchaus originell und einer Überprüfung würdig, löst aber bei genauerer Betrachtung ebenso Zweifel aus:

Zunächst: Wo wären hier die Pfarrer Ludwig Würth und Adam Leydel geblieben? Klar: Als evangelische

---

719 Linde1, S. 386ff.

Geistliche sind sie *a priori* kaum mit einem Mord oder Mordversuch in Verbindung zu bringen, aber wenigstens Würth war fest in den Verschwörungsfall Kaspar Hauser implementiert. Falls die ehemaligen Täter in dem Zettel angedeutet werden sollten, hätte er auf jeden Fall dazugehört! Und noch etwas: In dieser Liste erscheint Eduard Maria Oettinger allein deshalb reichlich deplatziert, weil dieser bei einem Geburtsdatum 19. November 1808 kaum älter als Kaspar Hauser und mehr als 2 Jahrzehnte jünger als alle anderen Täter war: Als 1-2-jähriges Knäblein hätte er mit Sicherheit nicht in den Täterkreis eingebunden werden können. Warum also sollte er sich hinterher an dessen Ermordung beteiligen und dabei einen zynischen Gruß in Form eines Rätsels hinterlassen oder selbst von einem Unbekannten mit dem Anagramm als Täter belastet werden? Hierzu findet sich keine plausible Erklärung. Johann Samuel Müller hatte Eduard Oettinger nur für eine relativ späte Zeit, wegen seiner Denkart als Publizist, in eine potentielle Verbindung mit Ludwig Würth gebracht, anderweitig nicht. Außerdem: Das Wort „Oettinger“ schrieb man in der Regel mit „Oe“, nicht mit „Ö“, wie auf dem Zettel stand!

Wir wollen unter diesen Aspekten Ton Majoor's Lese-Variante nicht ganz beiseite stellen, aber sehr stichhaltig und wahrscheinlich erscheint sie uns nicht.

- **ad 3 – Stichwort „Gestank“**

Der Gestank, den Kaspar Hauser kurz nach seiner Entlassung aus dem Verlies erstmals roch und mit „*toten Tieren*“ assoziierte, brachte uns auf den Gedanken, ein Abdecker mit seinem Wagen hätte Kaspar Hauser von Ach-Wanghausen weggebracht. Herr Majoor wies nun darauf hin, dass das Hobby des Advokaten Christian Lampert, des vermuteten „*Kerkermeisters*“ Kaspar Hausers, ebenfalls sehr geruchsintensiv war. Es handelt sich, wie bereits weiter oben erwähnt, um die Seidenraupenzucht. Hierzu lieferte Herr Majoor eine schöne Quelle - aus der Hand keines Geringeren als Johann Wolfgang von Goethe, der in seinem autobiographischen Werk „*Dichtung und Wahrheit*“ vom unerträglichen Gestank absterbender Seidenraupen berichtete:

*„...aus dieser oder vielleicht auch einer andern Ursache kamen mancherlei Krankheiten unter die Herde, wodurch die armen Kreaturen (freilich die Seidenraupen) zu Tausenden hingerafft wurden. Die daraus entstehende Fäulnis erregte einen wirklich pestartigen Geruch ...“*<sup>720</sup>

Wir konnten die Tatsache dieses widerlichen Geruchs toter Seidenraupen auch durch andere Quellen sichern.<sup>721</sup>

Nachdem Napoleon beim Feldzug 1809 der bereits seit langem in Österreich etablierten, aber bereits im Abstieg befindlichen Seidenindustrie mit ihren Maulbeerplantagen und Seidenmanufakturen den Rest gegeben hatte (durch Abholzen und Niederbrennen der letzten Maulbeerbaum-Bestände), war der Seidenpreis in Europa so gestiegen, dass man sich nach den Kriegen mit einigem Zeitversatz auch im Königreich Bayern entschloss, die Seidenraupenzucht hochzuziehen. Der Anwalt Lampert war mit seinen Kindern in der Tat um 1825 daran beteiligt, wie wir weiter vorn an entsprechender Stelle nachgewiesen haben.

Nur: Warum hätte Lampert der Geruch toter Raupen anhaften sollen, wenn er von Zeit zu Zeit nach Wanghausen kam? Als Anwalt sollte er sich doch wenigstens gewaschen und umgezogen haben, ehe mit seinen Mandanten verhandelte oder dorthin fuhr. Und warum sollte er bzw. sein Wagen in Wanghausen bei Kaspar's Befreiung dabei gewesen sein und nach toten Seidenraupen gestunken haben?

Beides hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Im Übrigen nahm Kaspar Hauser den Geruch auch nicht in seinem Verlies, sondern unterwegs bei seinem Transport wahr. Bei den Seidenraupenzüchtern gab es diesen Geruch erstens nur zeitweise (im Fall der Fehlzüchtung) und zweitens nur in den sogenannten Seidenzimmern, nicht im Freien oder gar in einem Wagen während eines Transports.

---

720 Goethes Werke, Bd. 9, 14. Auflage, München 2002, S. 120f.

721 Heinrich von Nagel: Die ermunterte Seidenzucht in Bayern..., München 1826, S. 35.

Dass Kaspar Hauser in der Nähe von Lamperts privater Seidenzuchtstätte irgendwo in Oberbayern eingesperrt gewesen wäre, ist erst recht undenkbar. Zur Zeit seiner erstmaligen Einsperrung gab es in Bayern noch gar keine nennenswerte Seidenzucht, und deren spätere Zuchtstätten standen normalerweise nicht unmittelbar bei einem Schloss.

Außerdem war das Zuchtverfahren sehr personalaufwendig und erforderte in den Seidenzimmern Licht, Frischluft und Wärme, dabei regelbare Temperatur und Luftfeuchtigkeit und sehr häufige Kontrollen, wie die Literatur zeigt. Mit einem finsternen und abgeschiedenen Verlies hat eine solche Produktionsstätte, bei der ständig Menschen ein und aus gingen, nichts zu tun. Ganz im Gegenteil: Beide schlossen sich aus, denn die Entdeckungsgefahr wäre viel zu groß gewesen!

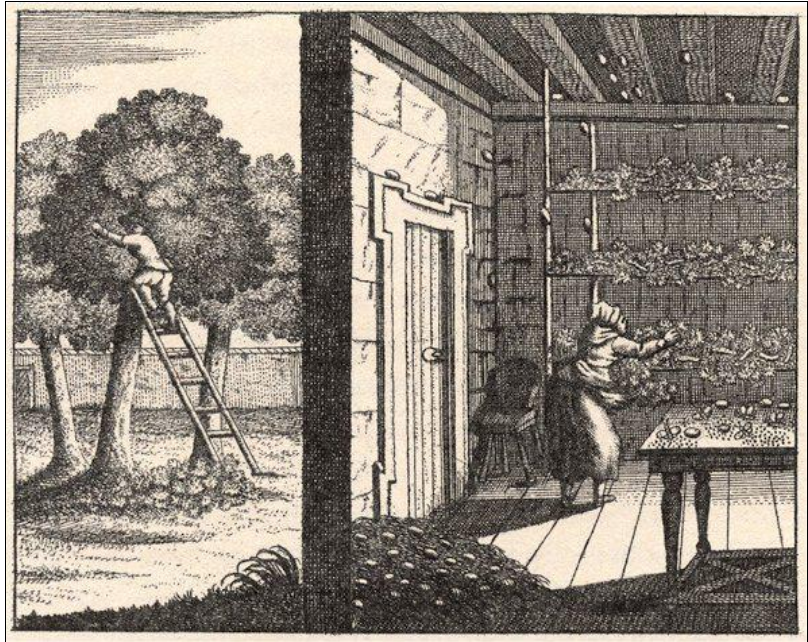


Abb. 9: Der Seidenwurm, Kupferstich von 1775, in: „Schauplatz der Natur und Künste“, Wien 1775. Links werden die Blätter von einem Maulbeerbaum geholt, welche in ihrer Frische die exklusive Nahrung der Seidenraupen darstellen. Rechts das sogenannte Seidenzimmer: In den Regalen die Flechtkörbe, in denen die Seidenraupen den Cocon spannen. Zur Zeit Lamperts war das Verfahren bereits weit fortgeschritten und quasi industrialisiert. Erzeugt und gesponnen wurde die Seide in sog. Seidenmanufakturen, denen die Maulbeerbaumplantagen und Aufzuchtzimmer direkt angeschlossen waren.

#### Summa summarum:

Herrn Majoor hat uns einige Denkanstöße gegeben, eine richtungsweisende oder gar den Fall aufklärende Wirkung hatten seine Anregungen aber nicht. Wir hoffen, dass uns Herr Majoor wegen dieses Statements nicht böse ist, und freuen uns auch weiterhin auf jeden Hinweis, der von seiner Seite kommt. Jeder noch so kleine Fingerzeig zu Kaspar Hauser verdient, ernst genommen und weiter verfolgt zu werden.

## Der Kupferstecher Angelo alias August Dalbon

In der Umgebung der Gouvernante Dalbonne, jener Schlüsselfigur im Fall Kaspar Hauser, haben wir einen falschen französischen Major Dalbon wahrgenommen, der zwar dem antibonapartistischen Untergrund angehört haben dürfte, dessen Anteil am Hauser'schen Verbrechen aber unklar bleibt. Er verschwindet 1812 aus dem Leben seiner Geliebten Anna Frisacco, angeblich erfroren beim Russlandfeldzug Napoleons.

Angesichts dieser Geschichte mutet es schon sehr eigenartig an, dass nach Befreiungskriegen im Königreich Bayern in unmittelbarer Nähe Kaspar Hauers ein weiterer Mann auftaucht, der denselben, insgesamt sehr seltenen Namens Dalbon trägt. Es handelt sich um den Kupferstecher **Angelo** alias **August Dalbon**! Dieser soll allerdings gebürtiger Oberitaliener gewesen sein, wobei in diesem Fall der Name nicht von französischen „d'Albon“ käme, sondern von einer Familie „dal Bon“.<sup>722</sup>

Über das Leben des Kupferstechers ist kaum etwas bekannt, außer dass er aus Verona stammte, um 1788 geboren wurde, katholischen Glaubens war, und schwerpunktmäßig seinen Beruf in Augsburg ausübte. Am 28. Juli 1822 wurde in Ursberg bei Augsburg ein Sohn namens **Anton** (von Padua) **Dalbon** geboren, aus der Beziehung mit einer gewissen Maria Barbara Riedeler. Ein weiterer Sohn namens **Joseph Dalbon** besuchte nachweislich ein Augsburger Gymnasium, wurde dann aber Maurer.<sup>723</sup> In dieser Zeit wohnte der Vater in Deuringen, ebenfalls bei Augsburg; über die Mutter ist nichts bekannt. Dalbon scheint nicht verheiratet gewesen zu sein. Am 22. Dezember 1848 verstarb er in Augsburg ledig, im Alter von 60 Jahren, an Lungenschwindsucht und Krebs.<sup>724</sup>

Auf einigen Stichen des Künstlers erscheint statt „Angelo“ der pseudonyme Vorname „August“, weswegen Dalbon in einigen Kunsthandbüchern und Facharbeiten nur unter „August Dalbon“ aufgeführt ist. Auffallenderweise erscheint der Vorname „August“ jedoch nur auf einem Stich des bayerischen Königs Maximilian I. Joseph, nach einem Gemälde von Hofmalers Joseph Karl Stieler (1781-1858). Ein weiterer Stich der Königstochter Augusta Amalie trägt entgegen sonstiger Gepflogenheit nur ein simples „A“. Es scheint, als habe Dalbon den bayerischen Staatsorganen bewusst den wohl authentischeren Vornamen „Angelo“ verbergen wollen.



Abb. 10: „Aug. Dalbon sculpsit“.

722 Angeblich zurückgehend auf eine alte venezianische Familie „dal Bon“, deren Namensträger sich heute mitunter im Trentino und Veneto nachweisen lassen. Für das hier interessierende frühe 19. Jahrhundert haben wir allerdings abgesehen von einem 1834 erwähnten Maler Giovanni Battista dal Bon nicht einen einzigen weiteren Vertreter dieser Familie in Oberitalien ausgemacht, so dass die Herkunftstheorie auf tönernen Beinen steht. Angelo alias August Dalbon erscheint in einigen Künstlerlexika der damaligen Zeit. Vgl. z. B. das Nürnberger Künstlerlexikon, München 2007, S. 1849, hier mit dem falschen Vornamen August dem Jahr 1819 zugeordnet. Oder: Hans Hochenegg: Die Tiroler Kupferstecher, Innsbruck 1963, S. 105.

723 Jahresbericht über die Königliche Landwirthschafts- und Gewerbs-Schule des Oberdonaukreises, Augsburg 1835, S. 17. Meinrad Kälin: Über Würde und Wert der Anthropologie ..., Einladungsschrift zur feierlichen Preisverleihung am k. Katholischen Gymnasium zu St. Stephan ..., Augsburg 1837, S. 34.

724 Sonntagsbeilage zum Augsburger Anzeigblatt, Nr. 2, 9. Januar 1848, Rubrik „Gestorbene“. Auch: Der Lechbote, Nr. 6, 6. Januar 1848, S. 24.



Wahrscheinlich hatte dies mit einer früheren subversiven Tätigkeit des Künstlers gegen Napoleon zu tun: Als Angelo Dalbon im Hauser'schen Geburtsjahr 1809 ein Portrait des Tiroler Freiheitskämpfers Andreas Hofer gestochen hatte, wurde die Platte beim Kunsthändler Vinzenz Zanna in Augsburg beschlagnahmt und alle Drucke eingezogen.<sup>725</sup> Einige Stiche sollen damals bis nach Frankfurt gelangt sein; die Verreiber wurden durch einen strengen königlichen Verweis gerügt.<sup>726</sup> Für eine Aversion gegen das napoleonische Regime sprechen auch entsprechende Untertöne in einigen Büchern mit geschichtlichen Themen, welche Dalbon von Augsburg aus illustrierte,<sup>727</sup> sowie Kupferstiche, mit welchen Dalbon explizit Gegner Napoleons abbildete, z. B. ein Portrait Sir Arthur Wellesleys, welches im Jahr 1814 erschien, also noch vor dem endgültigen Rücktritt des Korsen.

Engere Verbindungen Dalbons gab es zum Buchhändler **Johann Leonhard Schrag**, der vor den Franzosen aus Wien geflohen war und anschließend in Nürnberg Geschäftsführer der Buchhandlung Johann Philipp Palm wurde. Nachdem Palm 1806 von den Franzosen in Braunau am Inn wegen angeblich umstürzlerischer Tätigkeit hingerichtet worden war – wir haben darüber berichtet –, übernahm Schrag 1810 dessen Buchhandlung und gründete damit sein erstes eigenes Geschäft. Im Frauentaschenbuch von 1831, das Schrag verlegte, finden sich Illustrationen von Dalbon, im umfangreichen Nachlass Schrags, welcher heute in der Bayerischen Staatsbibliothek München aufbewahrt wird, 31 Briefe Dalbons an den Buchhändler, verfasst zwischen 1823 und 1828. Als Indiz dafür, dass Schrag, auch wenn er nach der Ermordung seines früheren Chefs äußerst vorsichtig agieren musste, möglicherweise doch noch in die heimliche Opposition gegen Napoleon involviert war, kann die Tatsache gelten, dass unter den sog. „Schragiana“ der Bayerischen Staatsbibliothek alle Jahrgänge zwischen 1810 und 1817 fehlen, da sie vermutlich wegen ihrer politischen Brisanz in Bezug auf Frankreich früh vernichtet wurden. Zu Schrags Briefwechsel gehören übrigens auch etliche Briefe von **Julius Eduard Hitzig**, wobei oft der Dichter Adalbert von Chamisso einbezogen ist.<sup>728</sup>

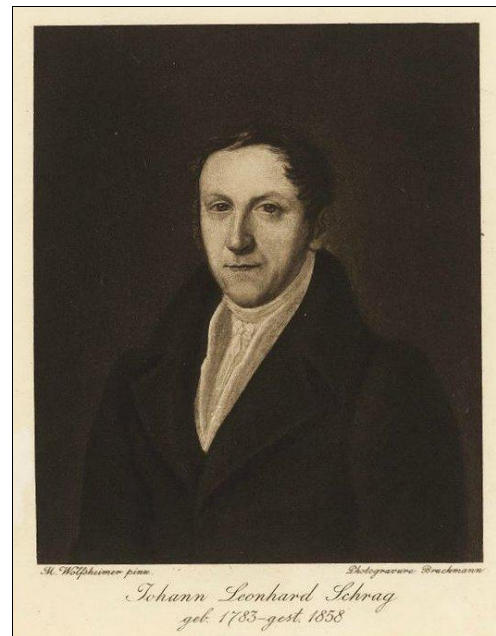


Abbildung 11: Johann Leonhard Schrag. Photogravur nach einem Gemälde von M. Wolfsheimer, 1910.

Schrag muss auch mit Graf **Karl von Soden** näher bekannt gewesen sein, der zum Erlanger Verschwörer-Kreis Kaspar Hausers gehört; zumindest besuchten beider Söhne im Jahr 1834 in Nürnberg dieselbe Klasse im selben Gymnasium<sup>729</sup> Schrag und Karl von Sodens Vater gehörten wiederum zum Freundeskreis des Dichters und Schriftstellers Georg Christian Wilhelm Asmus Döring (1789-1833).

Ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als der Briefdialog zwischen Schrag und Dalbon abbricht, finden wir den Kupferstecher Dalbon nicht mehr in Augsburg, sondern ab sofort in Nürnberg (was dann einen Briefverkehr auch überflüssig machte), und dies war ausgerechnet die Zeit, als auch Kaspar Hauser dort aufgetaucht war, wobei jedoch Dalbon noch einige Jahre nach dessen Ableben Nürnberg blieb.<sup>730</sup>

725 Wolfgang Pfaundler: Der Tiroler Freiheitskampf 1809 unter Andreas Hofer, München 1984, S. 276.

726 Josef Hirn: Tirols Erhebung im Jahre 1809, Innsbruck 1909, S. 628. Analog dazu ein Artikel der Tiroler Heimat, Bd. 62/63, 1998, S. 206.

727 Seine Stiche finden sich in: G. Döring: Frauentaschenbuch für 1828, Nürnberg 1828. „Illustrationen zur Allgemeinen Weltgeschichte“ von Carl von Rotteck, Braunschweig 1841. G. L. Jerrer alias Johann H. Meynier: Die Weltgeschichte für Kinder, Nürnberg 1833. Oder: Historisches Bilderbuch für die denkende Jugend, auch wohl für Erwachsene, Nürnberg 1835. Gabriel Eith: Seelengröße in Gemälden aus der Geschichte ..., Bd. 3, Augsburg Leipzig 1820. S. Baur: Bunte Blätter aus der historischen Welt, 1. Teil, Nürnberg 1829.

728 Online zugänglich [hier](#).

729 Personalstand des königlichen Gymnasiums in Nürnberg, 1834/35, XII.

730 Im Jahr 1829 findet man Dalbon als Mitglied der Nürnberger Künstlergilde. Ein Lexikon von 1836 nennt ihn immer noch „Kupferstecher zu Nürnberg“. Siehe Neues Taschenbuch von Nürnberg, Nürnberg 1829, S. 233, und:

Dabei wirft sich die Frage auf, ob jener Kupferstecher mit dem höchst seltenen Namen Dalbon mit Kaspar Hauser in Berührung kam.

Die früheste Abbildung Hausers wird in Form einer getuschten bzw. kolorierten Federzeichnung gemeinhin dem Augsburger Kupferstecher **Johann Georg Laminit** (1775-1848) zugeschrieben. Johann Georg Laminit wird mitunter mit seinem gleichnamigen Vater verwechselt, welcher in Memmingen eine Kupferstecher-Werkstadt betrieben hatte, ehe er mit seiner Familie nach Augsburg umzog. Sohn Johann Georg war „Galanteriearbeiter, Kupferstecher und Radierer“ in Augsburg, der zeitweise auch am örtlichen Gymnasium lehrte. Sein Bruder **Paul Jakob Laminit** (+ 30. Okt. 1831) war dagegen Augsburger „Kunst- und Waarenhändler“, der allerdings bedarfsweise ebenfalls in Kupfer stach.<sup>731</sup> Entsprechend einer Bekanntmachung des K. Kreis- und Stadtgerichts Augsburg vom 18. November 1831 in der Beilage der „Augsburger Ordinari-Postzeitung“, Nr. 337, vom 7. Dezember 1831, gab es auch einen seit 1795 verschollenen **Johann Heinrich Laminit**, einen weiteren Bruder.

Das Hauser-Portrait, das Kaspar im Augenblick seiner Entdeckung auf dem Nürnberger Unschlitt-Platz zeigt, trägt den basalen Schriftzug „J. G. Laminit fecit – Johann Georg Laminit hat dies gemacht“. Das Motiv wurde später mehrfach reproduziert, u. a. von Franz Hanfstängl, einem Zeichenlehrer aus München.<sup>732</sup>

Wie auch ihr Kollege Angelo/August Dalbon waren die Gebrüder Laminit in Augsburg keine überragenden Künstler, lieferten aber für zahlreichen Werke der damaligen Zeit mit ihren Illustrationen ein gute handwerkliche Arbeit ab, wobei sie hin und wieder auch zusammenarbeiteten.

Nun existiert im Stadtmuseum Karlsruhe zur Federzeichnung Laminit's eine Radierung, die genau dasselbe Motiv zeigt und ein eigenartiges Monogramm aufweist. Die Radierung ist umseitig vergrößert abgebildet, die Signatur findet sich entgegen der sonstigen Gepflogenheit der damaligen Kupferstecher nur in Form einer manierten Buchstabenschleife innerhalb der Zeichnung, mit dem bloßen Auge kaum zu erkennen – so, als ob der Porträtist im Verborgenen bleiben wolle.



Abb. 12: Getuschte Federzeichnung Kaspar Hausers von J. G. Laminit, aus Mayer-Tradowsky.

G. K. Nagler: Neues allgemeines Künstler-Lexicon ..., München 1836, S. 218. Über die Einwohnerlisten und sonstige Nürnberger Dokumente wäre sicher noch mehr über Dalbon in Nürnberg zu ermitteln. Das Nürnberger Künstlerlexikon, München 2007, nennt Dalbon schon für das Jahr 1819 als „Kupfer- und Stahlstecher“, damals war er aber sicher noch nicht in Nürnberg.

731 Nach dem Allgemeinen Künstlerlexikon, Teil 2, Abschnitt 9, Zürich 1816, war es jener Paul Jakob Laminit, der zeitgleich und vornehmlich mit Angelo Dalbon als Kupferstecher in Augsburg gearbeitet hat.

732 Franz Hanfstängl: Skizze der bis jetzt bekannten Lebensmomente des merkwürdigen Findlings Caspar Hauser in Nürnberg, Kempten 1830.



Abb. 13: Exemplar aus einer Kunstauktion (Sammlung Bauer). Missverständlicher Text „Anonyme Radierung nach J. G. Laminit, um 1830“. Links unten das eigenartige Monogramm. Zwei weitere Exemplare dieser Radierung befinden sich heute im Stadtarchiv Karlsruhe (8/ PBS III/0585 und 0586).

Aus der kaum zu erkennenden Signatur ist schwerlich ein „J. G.“ Herauszulesen, wobei ja im Fall der Urheberschaft Laminitz auch noch deutlich ein „L“ zu sehen sein sollte, was erst recht nicht der Fall ist. Vergleicht man die bekannten Schriftzüge Laminitz, dann besteht wegen derer Härte nicht die geringste Ähnlichkeit. Im Übrigen ist uns auch kein Nürnberger Aufenthalt Laminitz oder Augsburger Aufenthalt Kaspar Hausers bekannt geworden, der die Entstehung des Bildes aus der Hand Laminitz rechtfertigen würde.

Lange Zeit glaubten wir, aus dem geschnörkelten Schriftzug ein stilisiertes „D“ mit Schleifchen oben und Schörkel unten herauslesen zu können, was eine Radierung Angelo Dalbons in den Raum gestellt hätte. Obendrein bestehen zwischen bekannten Bildern Dalbons aus der Nürnberger Zeit und der Hauser-Radierung etliche Parallelen in der Darstellungstechnik, wie folgendes Beispiel zeigt:

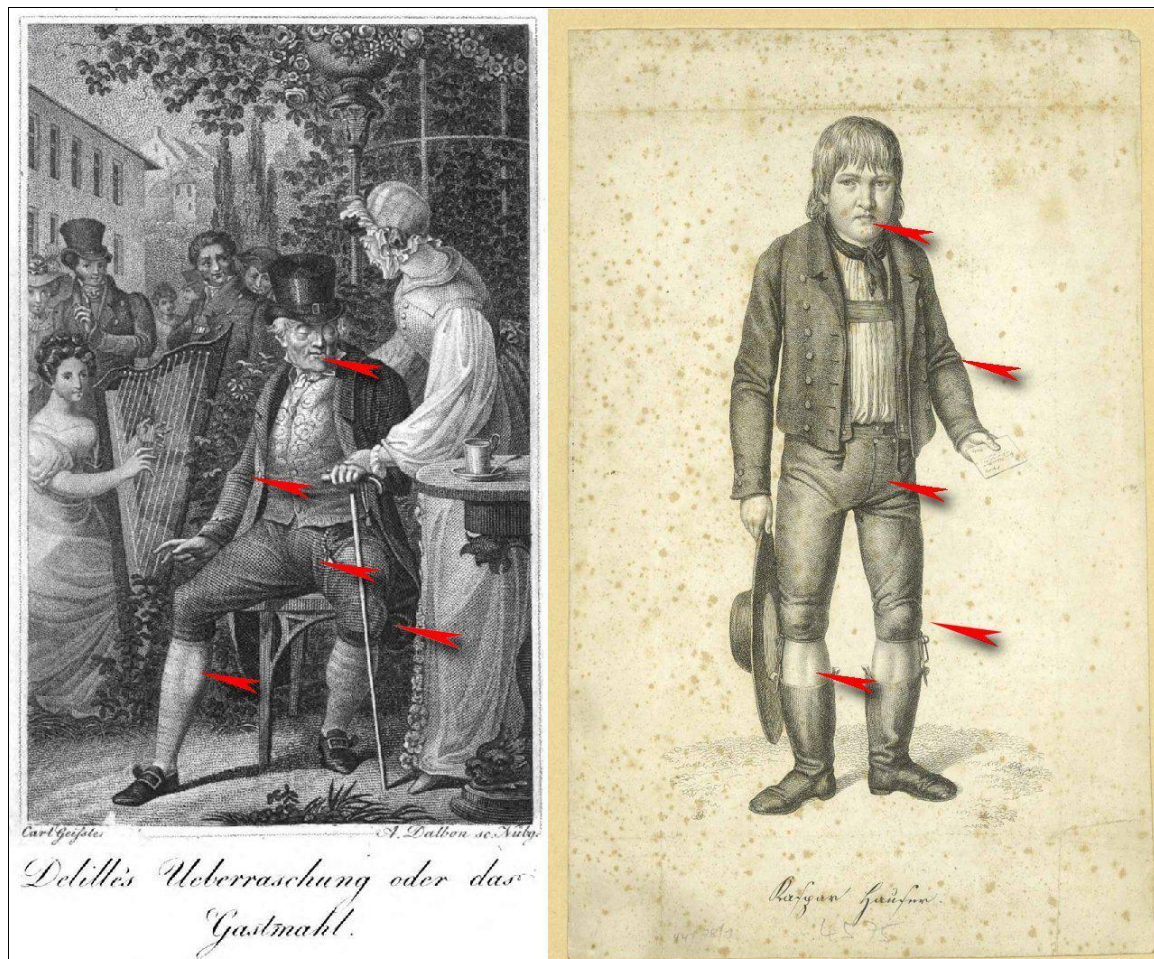


Abb. 14: Links Nürnberger Stich A. Dalbons von 1829, *Delille's Überraschung oder das Gastmahl*, Titelbild aus S. Baur: *Bunte Blätter aus der historischen Welt, Teil 1, Nürnberg 1829*. Man beachte die Detailähnlichkeit mit der Abbildung Kaspar Hausers. Es findet sich nicht nur dieselbe Mundschwingung, Kinnpartie und Wadendarstellung, sondern auch der gleiche Faltenwurf an Ärmel, Schritt und Knie!

Die Vorstellung, dass August Dalbon Kaspar Hauser als erstes Konterfeit hätte, ist also verführerisch, doch am Ende mussten wir uns eines Besseren belehren lassen:

Im „Bayerischen Landboten“ Nr. 106 vom 2. September 1828, einer Münchner Zeitschrift Dr. Karl F. A. Müllers, findet sich nämlich auf Seite 911 folgende Annonce eines Nürnberger Kollegen August Dalbons. Der Maler und Kupferstecher Friedrich Fleischmann aus der Adlerstraße L191 machte öffentlich bekannt, dass er „soeben“ eine großformatige Radierung von Kaspar Hauser veröffentlicht habe, die er nun über den Buchhändler G. Eichhorn für 12 rheinische Kronen zum Kauf anbot, mit einem Faksimile von Hausers Unterschrift aus den Nürnberger Akten.

Bei den relativ präzisen Angaben dieser Annonce wird man nicht umhinkönnen, die Hauser-Radierung als ein Werk Friedrich Fleischmanns anzuerkennen, mit einem „FF“ als Signatur, seinerseits in sehr freier, von der Lateinischen Schrift abweichenden Ausführung.

Ende Juli 1928 hatte die Ansbacher Kreisregierung den Auftrag zur Anfertigung eines Hauser-Portraits erteilt – wie man nun erfahren hat, wohl an Friedrich Fleischmann -, 4 Wochen später war das Portrait bereits fertig gestellt, denn Tucher merkte am 30. August 1828 in einer Mitteilung an Feuerbach, an: „...auf Befehl der Regierung ist er nun gestochen worden ...“ Nun kann man eine Radierung mit einem Stich durchaus verwechseln, eine Federzeichnung wie die von Laminit aber nicht! Kaspar Hauser selbst soll übrigens auf dem Stich keine Ähnlichkeit mit sich selbst entdeckt haben.

**Mit diesen Angaben scheidet ein Johann Georg Laminit als Urheber des Bildes ebenso aus wie ein August alias Angelo Dalbon.<sup>733</sup>**

**Insofern gibt es auch keinen Beweis dafür, dass der Kupferstecher Dalbon mit Kaspar Hauser zu tun hatte.**

Wir wollten dennoch den Augsburger Künstler mit dem in Deutschland höchst seltenen, vielleicht sogar singulären Namen „Dalbon“ nicht unerwähnt lassen – allein wegen der Namensgleichheit mit dem Geliebten der Dalbonne, von dem wir wissen, dass er zum ersten Mal 1805 und dann wieder 1812 von der Bildfläche verschwand. Dafür, dass der Kupferstecher Dalbon mit diesem identisch ist oder wenigstens familiär verwandt, fanden wir ebenfalls keine stringenten Belege, wollen aber bis zum Gegenbeweis auch nichts ausschließen, allein deshalb, weil sich für beide Personen Hinweise für eine Teilnahme an Aktivitäten gegen das napoleonische Regime ergaben, und der eine in Deutschland genau dann auftaucht, als der andere von der Bildfläche verschwindet.

Sehr wahrscheinlich ist eine Personenidentität aber nicht, wegen der referierten Geburtsdaten. Da der falsche Graf Dalbon als 1756, 1763 geboren dargestellt wird (wobei allerdings beide Daten gar nicht stimmen müssen, und die berufliche Karriere eher auf eine Geburt um 1775 hinweist), der Kupferstecher Dalbon dagegen ein Geburtsjahr 1788 aufweist, bleibt der Altersunterschied unüberbrückbar. Außerdem soll der eine Franzose, der andere Italiener, der eine Künstler, der andere Polizist gewesen sein.

So müssen wir die Frage einer Verbindung unbeantwortet im Raum stehen lassen und können nun konstatieren, dass sich die vielen Rätsel um Kaspar Hauser um ein weiteres vermehrt haben.

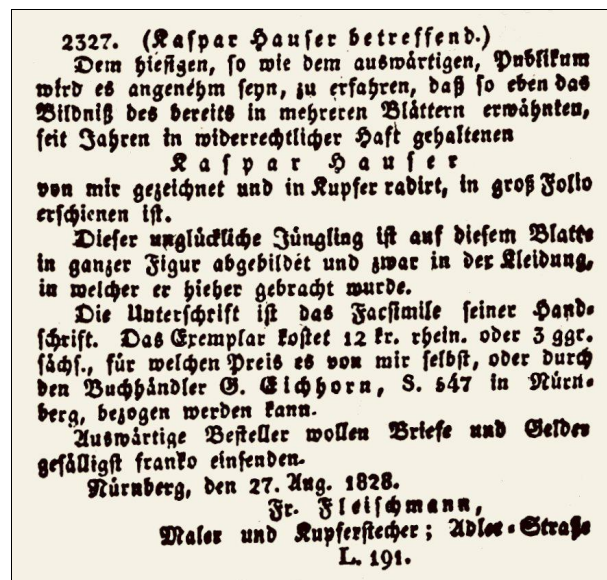


Abb. 15: Annonce Nr. 2327 aus dem Bayerischen Landboten Nr. 106, vom 2. September 1828.

733 Was die Ähnlichkeit der Personendarstellung bei Dalbon und Fleischmann betrifft, so könnten Sie sich gegenseitig befruchtet haben. Beide Kupferstecher waren selbst in der Zeit, als sie noch räumlich getrennt lebten und wirkten, gemeinsam mit anderen Kupferstechern für eine ganze Reihe von Publikationen tätig, z. B. für die „Geschichten der Jahre 1789-1792“ von 1820, für das „Rheinische Taschenbuch“ von 1823, für das „Taschenbuch von der Donau“ von 1824, für E. A. Fleischmanns „Augsburgs Geschichte“ von 1825 u. v. a.